Ueber

Toleranz

und

Gewissensfreyheit,

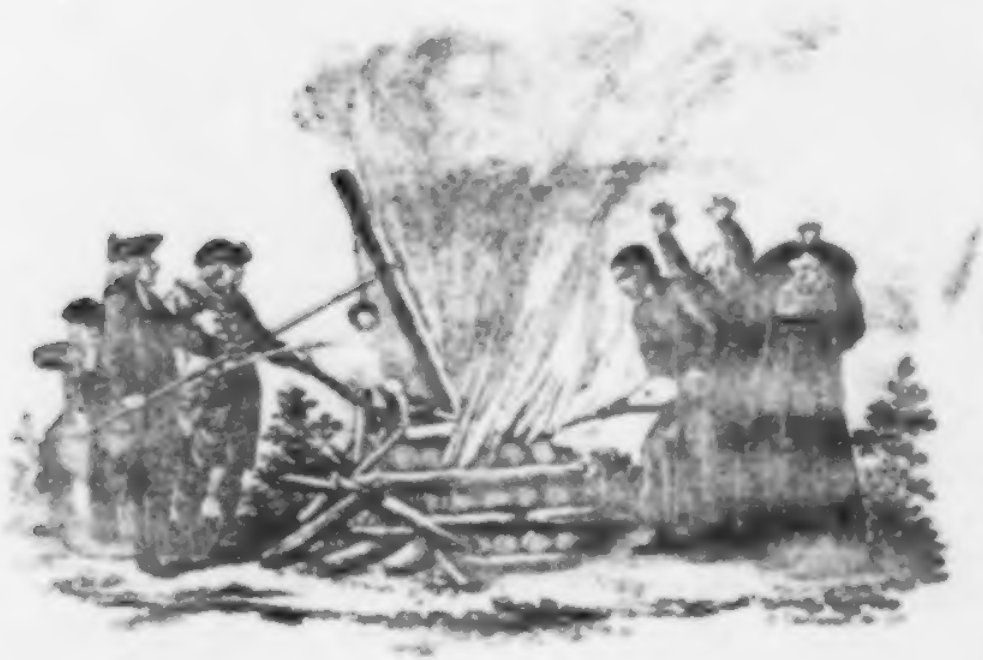
und die Mittel,

beyde in ihre gehörigen Grenzen zu weisen,

den Bedürfnissen unserer Zeiten gemäß

von

Carl Anton Ernst Becher.



Berlin, 1781.
Bey Christian Friedrich Himburg.

Seiner

Hochgebohrnen Excellenz,

dem

Königlich Preußischen geheimen Staats- und Justiz-
minister, auch Obercurator der königlichen
Universitäten,

Herrn

Carl Abraham
Freyherrn von Zedlitz

unterthänigst zugeeignet.

Hochgebohrner Reichsfreyherr,

Gnädigster Herr!

In den königlich preußischen Staaten herrscht die meiste politische, christliche und kirchliche Toleranz, die sich aus ihnen in andere Länder Deutschlands mit ausgebreitet hat. Und Ew. Hochgebohrnen Excellenz ist unstreitig in unsern Tagen der meiste Antheil an ihr mit zuzueignen. Wem könnte ich also gegenwärtige Abhandlung von ihr, in der sie auf ihre wahren Grundsätze gestützt wird, mit mehrerm Rechte zueignen? Dieß einzige wird zu meiner Rechtfertigung, daß ich mich dessen unterwunden habe, hinlänglich seyn.

Ge-

Geruhen Ew. Hochgebohrnen Excellenz dieß mein Unternehmen mit so gnädigen Gesinnungen anzunehmen, als es aus den lautersten und aufrichtigsten Empfindungen und Trieben meines Herzens entspringt: so werde ich mich Dero beglückenden Gnade erfreuen, und lebenslang in tiefster Ehrfurcht seyn dürfen,

Ew. Hochgebohrnen Excellenz

unterthänigster Diener
Carl Anton Ernst Becher.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. — — — Seite 1

Erſtes Hauptſtück.

Von dem Verhältniß der Toleranz zu der Gewiſſensfreyheit. — 17

Zweytes Hauptſtück.

Von der Eintheilung der Toleranz, nach ihren verſchiedenen Veranlaſſungen und Gegenſtänden. — — 19

Drittes Hauptſtück.

Von den verſchiedenen Arten der Toleranz. — — 26

Erſter Abſchnitt.

Von der bürgerlichen Toleranz. — — 27

Zweyter Abſchnitt.

Von der allgemeinen Toleranz. — — — 96

Dritter Abſchnitt.

Von der chriſtlichen Toleranz. — — 105

Vierter Abſchnitt.

Von der kirchlichen Toleranz. — — — 134

Viertes Hauptſtück.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Toleranz. — — — 145

Erſter Abſchnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der bürgerlichen Toleranz — — — 146

Zweyter Abſchnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der allgemeinen Toleranz — — 171

Dritter Abſchnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der chriſtlichen Toleranz. — — — 222

Vierter Abſchnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der kirchlichen Toleranz — — 288

Fünftes

Fünftes Hauptstück.

Von der Uebereinstimmung der Toleranz mit den Gesetzen des Staats und der Kirche. — Seite 402

Erster Abschnitt.

Von der Uebereinstimmung der Toleranz, mit den Gesetzen des Staats. — — — 407

Erste Abtheilung.

Von der Uebereinstimmung der Toleranz, mit den allgemeinen Reichsgesetzen. — — — 411

Zweyte Abtheilung.

Von der Uebereinstimmung der Toleranz, mit den besondern Landesgesetzen. — — — 456

Zweyter Abschnitt.

Von der Uebereinstimmung der Toleranz, mit den Gesetzen der Kirche. — — — 480

Sechstes Hauptstück.

Von der Nothwendigkeit, Toleranz und Gewissensfreyheit in gewisse Grenzen einzuschränken. — — 543

Siebendes Hauptstück.

Von den Mitteln, Toleranz und Gewissensfreyheit in ihre gehörigen Grenzen zu weisen. — — 580

Erster Abschnitt.

Von einigen unzulänglichen und falschen Mitteln. — 582

Zweyter Abschnitt.

Von den rechten, hinlänglichen und wahren Mitteln. — 623

Achtes Hauptstück.

Von dem Ursprunge und den Quellen der Intoleranz. — 644

Anhang.

1. Von der Hoffnung besserer Zeiten, für und durch das Christenthum. — — — 671

2. Einige theologische Corollaria, zu mehrerer Berichtigung der biblischen Theologie. — — 679

Ueber

Ueber

Toleranz und Gewissensfreyheit,

und die Mittel,

beyde in ihre gehörige Grenzen zu weisen.

Einleitung.

Unsern Tagen, wird insgemein der Vorzug einer großen Toleranz zugeeignet. Es ist auch gewiß, daß sie in Ansehung ihrer, viel vor den Zeiten unserer Vorfahren voraus haben. Verschiedene günstige Umstände haben viel dazu beygetragen, menschenfreundlichere Gesinnungen gegen die anzunehmen, die in Ansehung der Religion verschieden denken. Und die Fürsten leihen ihren mächtigen Arm, nicht mehr so wie vormals, dem Verfolgungsgeiste.

Sie sind vorbey, jene schaudervolle Zeiten, in denen man Verschiedenheit der Meynungen und Vorstellungen in der Religion, für Verbrechen hielte, die mit Feuer und Schwerdt müßten bestraft werden. Man ist von dem Vorurtheile zurückegekommen, daß alle in ihr in

allen Stücken übereinstimmig denken, und mit Gewalt dazu müßten angehalten werden. Man bindet die Seligkeit nicht mehr, an eine gewisse Reihe bestimmter Lehrmeynungen. Ein sorgfältigeres Studium der Natur der Menschen, hat die Unmöglichkeit gezeigt, sie alle zu deren Annehmung zu verbinden. Und vermehrte Einsicht in die Natur der Religion und den wahren Sinn der Schrift, läßt sie mehr von der Annehmung und Ausübung der Gesinnungen und Handlungen erwarten, zu denen sie uns behülflich seyn soll.

Die heilsame Reformation, hat wie zu andern glücklichen Veränderungen in der Religion, also auch zu dieser vortheilhaften Revolution, ungemein viel beygetragen. Durch sie wurde der erste Grund zu ihr gelegt, auf dem nachmals immer mehr ist fortgebauet worden.

Durch sie wurde eine große Anzahl Menschen dem harten Joche des Aberglaubens, und der grausamen Tyrannen eines untrüglichen menschlichen Richters in Glaubenssachen entzogen, und zu einer mehrern Freyheit im Denken, der Weg gebahnt. Gleich Anfangs war es die Hauptunterscheidungslehre unserer Kirche von derjenigen, von welcher sie ausgienge, sich außer dem, was uns die aufgeklärte Vernunft lehrt, einig und allein an das zu halten, was und wie es uns in heiliger Schrift gelehrt wird, und sich durch kein menschliches Ansehen binden zu lassen. Und die ungekränkte Freyheit, sich nach ihr lediglich zu richten, war eigentlich die erste und natürlichste Veranlassung zu ihr, und gründete ihren Fortgang.

Die

Die Rechte der Menſchheit und der Religion waren auch lange genug ungeſcheut unter die Füße getreten worden, als daß ſie nicht muthig ihr Haupt wieder hätten empor heben ſollen.

Freylich war es nicht möglich, ſich ihrer gleich Anfangs, nach ihrer ganzen Vollkommenheit zu bedienen. Der Umſtände waren zu viele, die es erſchwerten und verhinderten. Man mußte der Schwachheit und Unvollkommenheit vieler ſchonen. Vielen hiengen noch Ueberbleibſel der vormaligen Geſinnungen und Denkungsarten an. Ueberhaupt kann das Licht ſeinen wohlthätigen Glanz, ohne zu blenden, nicht auf einmal ganz verbreiten. Selbſt die plötzlichſten und gewaltſamſten Erſchütterungen brauchen Zeit, die heilſamen Früchte zu erzeugen, die ſie hervorbringen können. Es ſind ſo gar Mißbräuche möglich, die zu dem entgegenſtehenden Fehler wieder verführen. Unterdeſſen wurde doch durch ſie, die erſte rauhe Bahn dazu gebrochen. Und hätte man nur immer auf ihr gewandelt, und ſich durch nichts von ihr abwenden und irre machen laſſen: ſo würde die glückliche Veränderung früher zu Stande gekommen ſeyn, die unſere Tage, vor den Zeiten unſerer Vorfahren, vortheilhaft auszeichnet.

Was ihnen alſo, nach der Lage ihrer Umſtände und Denkungsarten, nicht gleich ganz möglich war, iſt jetzt unter uns zu mehrerer Reife gediehen. Die mehreſten denken von den Mitgliedern anderer Religionspartheyen moderater, menſchlicher und chriſtlicher. Man

trägt sie mit mehr Liebe und Geduld, Nachsicht und Verschonen. Die unselige Verdammungssucht derer, die sich nicht mit uns zu einerley Kirche halten, hat nachgelassen. Des unnatürlichen Hasses, der Brüder gegen Brüder entflammt, ist weniger geworden. Man ehrt in den unserer Meynung nach Irrenden, den Menschen und den Christen. Es herrscht mehr Freyheit im Denken und Schreiben. Man hält nicht mehr so steif auf hergebrachte Formuln und Lehrarten. Die Untersuchung der Wahrheit ist ungehinderter und willkommener, sie mag herkommen, woher sie will. Nimmt man auch nicht allemal, die Meynungen und Einfälle eines jeden, mit Beyfall auf: so überläßt man sie doch seinem Gewissen ruhiger; prüft sie mehrentheils gelassener, mehr nach einleuchtenden Gründen, als dem gewöhnlichen Herkommen, und läßt sich durch seinen Dissensum, nicht zur Verbitterung gegen anders Denkende hinreißen. Man weigert sich nicht mehr so hartnäckig, die für seine Mitbrüder zu erkennen, die in manchen Stücken verschiedener Meynung sind; ohne zu befürchten, der Wahrheit, die sich in gar verschiedene Gestalten einhüllt, dadurch etwas von ihrem Rechte zu vergeben. Die stolze Einbildung, daß sie sich nur auf dieser oder jener Seite befinde, nur in diesen und jenen einzelnen Bestimmungen müsse gedacht und gefunden werden, verschwindet immer mehr. Blinde Anhänglichkeit an menschliche Autorität verringert sich. Eigenes Denken und Untersuchen wird gewöhnlicher. Prüfet alles und das Beste behaltet, ist die Regel, die die mehresten zu befolgen suchen.

Dieſe Denkungsart hat ſich ſelbſt in die römiſche Kirche, deren Grundſätzen ſie ſonſten am meiſten entgegen war, mit ausgebreitet. Es werden keine bewaffnete Kreuzzüge, wider würkliche oder vermeyntliche Ketzer, in ihr mehr gepredigt und angeſtellt. Es giebt keine Pariſer Bluthochzeiten mehr. Die Proteſtanten genießen jetzt in Frankreich der ſchönſten Ausſichten auf die Zukunft. Die barbariſchen Inquiſitionsgerichte, haben gar viel von ihrem Fürchterlichen und Schrecklichen verloren. Es werden nicht mehr ſo viele blutige Auto da Fee's gehalten. Vielleicht war es der in Spanien wiederaufgelebten Inquiſition, nur allein noch möglich, einen Olavides vor ein ſolches zu ziehen und zu läppiſchen Büſſungen zu verdammen. Die meiſten katholiſchen Fürſten wachen für das Wohl ihrer Länder und Unterthanen zu ſorgfältig, als daß ſie noch zugeben ſollten, daß es auf eine ſo unmenſchliche und grauſame Art zerrüttet würde. Deutſche Biſchöfe haben es ſchon gewagt, ihren katholiſchen Unterthanen, Liebe und Verträglichkeit gegen ihre proteſtantiſche Mitunterthanen, Reichsmitbürger und Mitchriſten, einzuſchärfen, und ſind ihnen darinnen mit guten Beyſpielen vorgegangen. Unbeſonnen Eiferern gegen ſie, thun ſie mächtigen Einhalt, und belegen ſie wohl gar mit nachdrücklichen Strafen.

Selbſt in ihrem Innern hat ſich der ſklaviſche Zwang um vieles gemindert, unter dem ſonſt viele muthlos ſeufzeten. Muß gleich ein Iſenbiehl im Gefängniſſe ſchmachten: ſo weiß man doch, daß es von vielen angeſehenen und vernünftigen Mitgliedern der römiſchen

Kirchencommun, äußerſt iſt gemißbilligt worden. Und ein Weitenauer hat dagegen die Erlaubniß, die Bibel in einzelnen Stellen, mit einer Freyheit zu überſetzen, die man ſonſt an dem Werthheimiſchen Bibelüberſetzer, faſt durchgängig, als ſtrafbar angeſehen hat. Iſt gleich ein Febronius oder Hontheim, in ſeinem Alter gezwungen worden, öffentlich zu widerrufen: ſo geſchahe es vielleicht nur aus Gefälligkeit gegen den römiſchen Stuhl. Und ſeine Grundſätze werden in dem katholiſchen Deutſchlande, immer mehr angenommen und befolgt. Die Zahl muthiger und freyer Denker nimmt wenigſtens in ihm, von Tage zu Tage zu, die es aus den Feſſeln des Aberglaubens und der Barbarey zu entledigen ſuchen, in denen es vormals gekrümmt lage. Und wenn es ungehindert ſo fortgeht, wie wohl zu wünſchen wäre: ſo iſt für ſelbiges die Hoffnung einer glücklichen Freyheit von ihnen, ſehr nahe.

So groß und unverkennbar indeſſen dieſe Vorzüge unſerer Tage ſind, über die das Herz eines jeden ächten Kosmopoliten für Freude aufſchwellt: ſo ſind ſie doch bey weitem noch nicht ſo groß, ausgebreitet, und allgemein, als wohl zu wünſchen wäre und zu erwarten ſtünde. Immer ſteht ihnen hier und da, noch manches entgegen, das ſie nicht zu ihrer ganzen Größe heranwachſen läßt. Und diejenigen Länder ſind in Vergleichung mit den andern, der Zahl nach, immer noch die geringſten, in denen ſie in einiger Vollkommenheit ſtatt finden. Ohne hier auf das mit zu ſehen, was es noch in der römiſchen Kirche verzögert und aufhält, wollen wir

wir nur bey dem ſtehen bleiben, was es noch unter uns erſchwert und verhindert.

Vermöge einer gewiſſen Denkungsart, die unſere Vorfahren aus der römiſchen Kirche beybehalten hatten, ließen ſie öfters gegen Abweichungen von dem angenommenen Lehrbegriff, ſelbſt in Nebenſachen, mehr Eifer blicken, als nöthig war, und mit den Geſetzen der chriſtlichen Sanftmuth beſtehen konnte. Es war ihnen nicht möglich, ſich auf einmal von allen den Vorurtheilen gänzlich loszureißen, die zuvor ihren Verſtand umnebelt hatten. Von dem eiſernen Joche des Pabſtthums befreyt, legten ſie ſich freywillig und gezwungen, ein anderes, faſt eben ſo hartes und unerträgliches, wieder auf. Sie hielten eben ſo ſehr auf menſchliches Anſehen, als ihre Gegner, und ſchwuren eben ſo auf menſchliche Worte, als vormals auf die Ausſprüche der Päbſte und Kirchenverſammlungen. Die auf Luthers Stuhl ſaſſen, maaßten ſich mit dieſen faſt einerley Untrüglichkeit an. Die Liſt ihrer Gegner hatte ihrem Geiſte dieſe Wendung gegeben. Und die Furcht, nebſt der zeitig unter ihnen ausgebrochenen heftigen Streitigkeiten, die die unglückliche Trennung der beyden verſchwiſterten proteſtantiſchen Kirchen in Deutſchland erzeugten, erhielten ſie in ihr. Sie ſtritten ſich öfters über Wörter und Redensarten, die keinen geſunden Sinn hatten, deren Unſchicklichkeit man in den folgenden Zeiten einſahe, und ſie der Vergeſſenheit überließe. Die Geſchichte der vorigen Jahrhunderte iſt voller Beyſpiele davon. Und ſelbſt das gegenwärtige iſt nicht leer an ihnen.

Nothwendig mußten sie bey aller Veränderung der Denkungsart, die unsere Tage vor den ihrigen voraus haben, noch eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, die mit ihnen einerley Gesinnungen hegte. Tief eingewurzelte Vorurtheile und allgemein herrschende Meynungen, lassen sich nicht sogleich überwältigen und durchgängig ablegen. Immer wird deren noch eine große Menge übrig bleiben, die aus mancherley Ursachen, an ihnen unabweichlich vesthangen. Auf dem vermeintlichen Vorzuge, mit der größten Menge und dem Alterthume übereinstimmig zu denken, selbst stolz, werden sie auf den Besitz trutzen, und die neben sich verachten, die ihnen denselben streitig zu machen und weiser zu seyn scheinen wollen, als ihre Vorfahren. Und die Furcht, daß diese an ihrem rechtmäßig erworbenen Ruhme leiden würden, wenn man einige Fehler auf sie kommen ließe, macht sie sogar unmuthsvoll gegen diejenigen, die sie ihrer bleibenden Ehre unbeschadet, einsehen und zu verbessern suchen.

Bey aller gerühmten Duldsamkeit unserer Tage, ist es daher gar nicht zu verwundern, daß deren noch genug vorhanden sind, die von ihr durchaus nichts wissen wollen, und schlechterdings wider sie eingenommen sind: so daß unsere tolerante Zeiten, zugleich für die intolerantesten mit müssen angesehen werden. So seltsam und widersinnig dieser Satz bey dem ersten Anblicke zu seyn scheint: so gegründet ist er demohnerachtet in der täglichen Erfahrung. In den vorigen Zeiten wurde wenigstens nicht so viel von Toleranz geredet, und der Contrast zwischen ihr und der Intoleranz war minder auffallend.

lend. Es fehlte der letztern sogar bisweilen, wenn nicht von ganzen Kirchenpartheyen die Rede war, an schicklichen Veranlassungen. Seitdem aber in neuern Zeiten mehrere anfiengen, sichs für erlaubt zu halten, von den gewöhnlichen und hergebrachten Vorstellungen ihrer eigenen kirchlichen Parthey hier und da abzuweichen, und die ganze Verschiedenheit mancher kirchlichen Partheyen nur in solchen Stücken zu finden vermeynten, die den Grund des Glaubens und der Seligkeit und das Wesen der Religion eigentlich nicht alterirten: so ist die Materie von der Toleranz, nicht nur mehr in Bewegung gekommen; sondern die Intoleranz hat auch nähere und häufigere Gelegenheiten erlangt, mehr auszubrechen und sich sichtbar zu zeigen.

Kaum macht sich einer hier und da, aus wohlbedachten Gründen, dieser oder jener Abweichungen von dem herrschenden Lehrbegriffe schuldig, oder fällt denen in manchen Stücken bey, von denen es geschieht: so stehen gleich mehrere auf, und schütteln unmuthsvoll die Köpfe darüber; ohne sich allezeit in die ruhige Untersuchung der Gründe einzulassen, durch die sie dazu veranlasset worden. Und das unbesonnene Urtheil, daß solche keine evangelisch-lutherische Christen mehr wären, und sich des Reichs- und Religionsfriedens verlustig machten, ist öfters noch das wenigste, womit man gegen sie losdonnert. Man bürdet ihnen die schlimmsten und gefährlichsten Absichten auf, giebt ihnen das ganze Christenthum und alle Religion zu Boden stürzende Irrthümer Schuld, brandmarkt sie mit den gehässigsten Ketzer-

namen, trägt auf Niederlegung oder Absetzung von Amt und Ehrenstellen an, und läßt es sich mehr als zu deutlich merken, daß sie damit zufrieden seyn müßten, nur noch mit dem Leben davon zu kommen und in der Freyheit zu bleiben.

Ist man ja billig, so gestattet man noch den Layen Verschiedenheit der Meynungen. Aber öffentlichen Lehrern will man sie durchaus nicht zugestehen. Die sollen alles nach der vestgesetzten Lehrform lehren. Wären sie auch von deren Wahrheit und Richtigkeit nicht durchaus überzeugt: so könnten sie doch, ohne ein großes Verbrechen zu begehen, nicht von ihr abweichen. Geschähe es demohnerachtet, so wären sie nicht mehr würdig, Lehrer zu bleiben. Bey einer jeden Entfernung von den gewöhnlichen Meynungen und Vorstellungen, sie sey so gering oder beträchtlich, vernünftig und gerecht, gegründet und nothwendig als sie immer wolle, fehlt es fast nirgends an solchen, die dergleichen Aufsehen zu erregen suchen. Und der ehrwürdige Name eines Toleranten, wird von manchen beynahe in einen Schimpf- und Spottnamen verwandelt.

Freylich bleiben dergleichen Bewegungen in unsern Tagen gemeiniglich ohne Wurkung. Die mehresten Fürsten und Consistoria sind viel zu einsichtlich und erleuchtet, als daß sie auf das unüberlegte Geschrey solcher blinden Eiferer achten sollten, ohne deren Beystand sie einen Fehl gehähren. Aber ganz fehlt es doch auch nicht an Beyspielen, daß sie ihnen nicht bisweilen ihr Ohr unvorsich-

tig

tig leihen, wenn ſie entweder nicht ſelbſt zur Duldſamkeit geneigt, oder nicht mit toleranten Miniſtern und Räthen umgeben und beſetzt ſind. Und auf die ungelehrte und unberichtete Menge, iſt es ſelbſt alsdenn, häufig von ſchädlichem Einfluſſe. Viele werden wenigſtens dadurch in unnöthige Aengſtlichkeit, Furchtſamkeit und Zaghaftigkeit geſtürzet und verhindert, ſich an andere anzuſchließen und mit ihnen gemeine Sache zu machen.

Was das Sonderbarſte iſt, ſo beſchuldigt man ſelbſt die ſtärkſten Toleranzprediger, der allergrößten Intoleranz. Man überredet ſich, daß ſie nur aus intereſſirten Abſichten, ſo für ſie eingenommen wären, gegen anders denkende, weit weniger Nachſicht und Mäßigung bewieſen, als ſie für ſich verlangten, und deren Mangel an andern tadelten. Es iſt auch wohl gewiß, daß manche bisweilen aus allzugroßer Achtung für ihre gute Sache in dieſen Fehler zu verfallen ſcheinen. Nicht ſelten werden ſie aus Unmuth über die vielen Ungerechtigkeiten, die ſie von andern erdulden müſſen, dazu veranlaſſet. Und öfters ſind die Geſinnungen und Urtheile ihrer Gegner ſo ungereimt und abgeſchmackt, daß es ſchwer hält, ſich gegen ſie in den gehörigen Grenzen zu erhalten, ſie mit der Mäßigung und dem Glimpfe zu behandeln, der ſie über einem ſolchen Verdacht erhöbe.

Aber von allen kann auch dieſes nicht einmal mit Grunde geſagt werden. Viele halten ſich nur, wie ſichs auch gebührt, an die Kraft einleuchtender Gründe, ohne ſich äußerlicher Macht, oder anderer unerlaubter Mittel dazu

zu bedienen, ihre Meynungen geltend zu machen. Ihnen geſchieht daher ſehr unrecht, wenn man das Gewicht, das ſie auf ſie zu legen wiſſen, für Zwangsmittel anſieht. Alles kömmt nur darauf an, ſie gehörig abzuwägen. Und wäre man auf beyden Seiten geneigter, allezeit vernünftige Gründe bey ſich Platz greifen zu laſſen: ſo würde man ſicher weniger Grund haben, ſich gegenſeitig über einander zu beſchweren.

Ueberhaupt muß man ſagen, daß ſo wohl durch vermeyntliche als auch würkliche Toleranten und Nichttoleranten, die gute Sache der Toleranz, ohne Noth weitläuftig, verwickelt und ſchwer iſt gemacht worden. Jene haben öfters die Grenzen der pflichtmäßigen Toleranz, viel zu weitläuftig abgeſteckt, und mehr unter ſie gerechnet, als ihnen dieſe ohne beſorgliche Gefahr und darauf gegründeten Widerſpruch eingeſtehen konnten. Und dieſe haben ſie eben ſo häufig, wieder in viel zu enge Grenzen eingeſchloſſen, als daß jene mit ihnen hätten zufrieden ſeyn können.

Jene ſind bisweilen ſo weit gegangen, daß man denjenigen in ſeinem Glauben dulden, und wohl gar für ein Mitglied unſerer Kirche halten müßte, der nur Gott nicht verleugnete, und der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſchadete. Da nun jene ſelbſt die Gottesleugner von der allgemeinen Duldung ausgeſchloſſen haben, ſo glaubten dieſe, ſie mit ihren eigenen Waffen zu beſtreiten: da ſie bisweilen Lehren leugneten, oder doch in Zweifel ſtellten, die dieſe mit jener von ähnlicher Wichtigkeit achteten.

Sie

Sie hielten ſich alſo aus eben dem Grunde berechtigt, jenen die allgemeine Duldſamkeit zu verſagen, aus welchem ſie dieſen dieſelbe abgeſprochen hatten. Und die Gründe, die ſie in der Abſicht vorwenden, haben öfters ſehr vielen Schein und würkliche Realität in ſich.

Auf der andern Seite, iſt man dagegen wieder zu weit gegangen, und hat weniger unter ſie gerechnet, als eigentlich unter ihr muß begriffen werden. Man hat verlangt, dieſe oder jene Wahrheit, nur unter dieſen oder jenen Beſtimmungen zu gedenken, und mit dieſen oder jenen Worten auszudrücken, und vermeynt, wer dieſes nicht thäte, der leugnete ſie gänzlich. Und dieſes war wieder mehr, als ihnen jene ohne vermeyntlichem oder würklichem Gewiſſenszwange zugeſtehen konnten. Ohne ſich alſo hierinnen auf beyden Seiten zu nähern, iſt es nicht möglich auf etwas Gewiſſes zu kommen, und beyde Theile mit einander zu vereinigen. Die Mittelſtraße iſt, wie in allen Stücken, alſo auch hierinnen, wohl das ſicherſte. Und die gehörig zu treffen, das iſt das große Problem, wie beyde Theile einander näher zu bringen ſind.

Doch iſt auch nicht zu leugnen, daß der ganze Streit zwiſchen den Toleranten und Intoleranten unſerer Tage, größtentheils von der Verwirrung der verſchiedenen Arten der Toleranz abhängt, und öfters zu einer etwas gerechnet, oder von ihr ausgeſchloſſen wird, was eigentlich nicht zu ihr gehört, oder worinnen ihr Weſentliches fürnemlich beſteht. Werden daher dieſe gehörig

von

von einander abgesondert, und diejenigen Punkte bey einer jeden genau bestimmt, auf die es bey ihr hauptsächlich ankommt, ohne daß eine mit der andern vermischt wird: so ist dessen Beylegung um so ehender zu hoffen. Dieß macht daher bey ihm die Hauptsache aus, die zuvörderst ins richtige muß gebracht werden.

Wie man also sieht, so sind neue Untersuchungen über diese Materie keinesweges unnöthig oder überflüssig. So viel auch bisher schon darüber ist geschrieben worden, so ist sie doch keinesweges schon erschöpft oder völlig ins Reine gebracht worden. Alle die sich bisher an sie gewagt haben, scheinen aus interessirten Absichten, dazu bewogen worden zu seyn; entweder ihre eigene oder andere Abweichungen von dem hergebrachten Lehrbegriffe zu rechtfertigen und zu beschönigen, oder aber ihre intolerante Gesinnungen zu verbergen, und ihnen den Mantel der Rechtmäßigkeit überzuhängen. Und da weiß man, wie unbefangen der menschliche Verstand in solchen Fällen öfters zu seyn pflegt, der Sache weder zu wenig, noch zu viel zu thun, und wie leicht es alsdenn geschieht, daß man entweder auf die eine oder auf die andere Seite überschnappt. Und ob ich gleich selbst mit gewissermaassen unter jene zu gehören scheine: so bin ich mir doch aufrichtig bewußt, dabey mit der gehörigen und ungewöhnlichen Unpartheylichkeit und Unbefangenheit des Gemüths verfahren zu haben; da ich mich in der glücklichen Lage befinde, wegen meiner etwanigen, von andern wenigstens dafür gehaltenen Entfernungen von dem gewöhnlichen Lehrbegriff unserer Kirche, nichts befürchten zu dürfen,

und

und durch ſie und das von andern darüber erregte Aufſehen, nur bin veranlaſſet worden, meine Aufmerkſamkeit mehr als auf etwas anders, darauf zu richten. Und hat je ein Schriftſteller Hoffnung, die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer zu beſchäftigen, und ihr Herz für ſich intereſſiren zu können: ſo glaube ich, ſie gewiß bey der gegenwärtigen Abhandlung faſſen zu dürfen.

Ich werde bey ihr keinesweges polemiſch verfahren, ſondern die Sache nach ihrer wahren Beſchaffenheit und den beyderſeitigen Gründen lediglich anſehen, die auf beyden Theilen ſtatt finden; ob ich gleich nicht ermangeln werde, auf die Einwendungen mit Rückſicht zu nehmen, die von beyden Seiten gemeiniglich pflegen vorgebracht zu werden. Und ſtimmt der Erfolg mit meinen Erwartungen und Wünſchen überein: ſo wird eine Sache der Entſcheidung näher gebracht werden, die das Beſte des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und unſerer Kirche inſonderheit, nahe angeht und betrifft.

Erſtes Hauptſtück.

Von dem Verhältniß der Toleranz zu der Gewiſſensfreyheit.

Toleranz und Gewiſſensfreyheit ſcheinen bey dem erſten Anblicke und nach den Geſinnungen vieler, ſehr von einander unterſchieden zu ſeyn. Gewiſſensfreyheit eignet man einem jeden zu, und verſtattet ſie ihm, dem Vorgeben nach, gerne. Aber von Toleranz will man insgemein weniger wiſſen. Dieſe ſoll mit jener nicht gleichen Schritt halten, ſondern in viel engere Grenzen eingeſchloſſen werden. Betrachtet man aber die Sache genauer, ſo fließen beyde in eins zuſammen, und jene kann ohne dieſe nicht ſtatt finden.

Die Gewiſſensfreyheit beſteht eigentlich in dem ungekränkten Vorrechte, in Sachen der Religion nichts zu glauben und anzunehmen, von deſſen Wahrheit und Gewißheit, man nicht nach ſeinen beſten Wiſſen und Gewiſſen überzeugt iſt. Bey der großen Verſchiedenheit der religieuſen Einſichten und Geſinnungen der Menſchen, iſt dieſes ein natürliches Recht, das einem jeden zukömmt, und ihm durchaus nicht kann ſtreitig gemacht werden. Kein Menſch, er habe Namen wie er wolle, kann den andern verpflichten, das für wahr zu halten, wovon es ihm noch an hinlänglicher und ſicherer Ueberzeugung mangelt. Ueberzeugung und Gewißheit ſind keine Sachen, die ſich durch äußerliche Gewalt hervorbringen

bringen lassen. Sie hängen bloß von der Macht der Gründe und Gegengründe ab, auf denen sie beruhen.

Alles was Menschen in der Absicht thun können, kömmt also einig und allein auf die Stärke der Gründe und Gegengründe an, die sie den Einsichten und Ueberzeugungen anderer entgegensetzen, und sie durch sie zu deren Aenderung vermögen. Fallen sie ihnen bey, und lassen sie sich durch sie gewinnen: so wiederfährt ihnen dadurch kein Unrecht. Es ist die Pflicht eines jeden, den bessern Ueberzeugungsgründen anderer zu folgen, und die Unzulänglichkeit der seinigen zu erkennen. Geben sie ihnen aber nicht nach, weil es ihnen entweder noch an einleuchtender Kraft für sie fehlt, oder sie die ihrigen für besser und gegründeter halten: so kann ihnen dieses auch nicht verwehret werden. Auf keine andere Art können sie nicht dazu genöthigt und angehalten werden. Aller Rechte sind sich dießfalls einander gleich. Geschieht es demohnerachtet, so entsteht daraus der Gewissenszwang, der der Gewissensfreyheit entgegengesetzt wird, und darinnen besteht, daß man andere nöthigt, in Sachen der Religion etwas für wahr zu halten, von dem es ihnen noch an hinlänglicher Einsicht und sicherer Ueberzeugung fehlt.

Gewissensfreyheit setzt also Religion zum voraus, und findet nur in Ansehung ihrer statt. Jeder, der einen Gott glaubt, und seine Abhängigkeit von ihm erkennt, ist zur Religion verbunden. Durch sie wird er mit der Gottheit in diejenige Verhältnisse gesetzt, daß sie sich zu

seinem Besten geschäfftig erweiset, und er es mit Gewißheit von ihr erwarten kann. Diejenigen haben daher so unrecht nicht, die sich überreden, daß derjenige auf sie gegründete Ansprüche habe, der nur einen Gott glaubt; und also die Gottesleugner von ihr ausschließen. Alles empört sich wider diese, und bey ihnen findet eigentlich keine Religion oder Gottesverehrung statt. Alles was sich bey ihnen dahin ziehen ließe, ist bloß bürgerliche Tugend, die sie sich um ihres eigenen Besten willen schuldig sind; da sie mit Menschen in Gesellschaft leben, die mit ihnen gleicher Rechte genießen. Doch kann auch von jenen nicht gefordert werden, daß sie sich in Ansehung ihrer, durchaus nach den Einsichten und Vorstellungen anderer richten müßten. Alles kömmt dießfalls auf die eigenen Kenntnisse und Ueberzeugungen eines jeden an. Kein Mensch kann andern in der Absicht, allgemein verbindliche Fürschriften ertheilen. Geschieht es demohnerachtet, so wird ihnen Gewalt und Unrecht zugefügt, und in die Rechte ihres Gewissens eingegriffen.

Ueberhaupt ist die Religion im eigentlichsten Verstande, eine wahre Gewissenssache. Jeder erwartet von ihr seine dauerhafte Glückseligkeit, in dieser und in der zukünftigen Welt. Zu seiner Beruhigung und Zufriedenheit kömmt es nicht darauf an, worauf sie andere setzen, und wie sie sie zu erlangen suchen. Alles beruht dießfalls auf den eigenen Einsichten und Ueberzeugungen eines jeden. Seine Ruhe und Zufriedenheit würde gar oft unterbrochen und gestöhret werden, wenn er sich damit nicht nach ihnen, sondern nach fremden richten müßte.

Die

Die Gewiſſensfreyheit ſchließt alſo auch das Recht in ſich, ſeinen Einſichten und Ueberzeugungen zu folgen, und ſich nach ihnen zu richten. Freylich kommt es dabey nicht auf bloße Meynungen oder ungewiſſe Vorſtellungen an, daß es damit ſo oder ſo beſchaffen ſey. Aber von denen iſt auch hier eigentlich die Rede nicht; ſondern von ſichern Einſichten und gegründeten Ueberzeugungen. Und da iſt jeder Menſch nicht nur der Gefahr unterworfen, jene öfters für dieſe und dieſe für jene anzuſehen; ſondern auch verbunden, beyde wohl zu prüfen, und das beſte und ſicherſte zu wählen. Entfernt von dem eiteln Stolze, daß er nur allein recht, andere aber falſch ſähen, wird er ſo wohl in ſeine eigene Einſichten und Ueberzeugungen ein beſcheidenes Mißtrauen ſetzen, fremde mit den ſeinigen vergleichen, und ihnen da Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, wo ſie es verdienen, als ſich auch verwahren, andern nicht blindlings beyzupflichten und ſich durch ſie blenden zu laſſen; ſondern alles nach dem Gewicht der Gründe abzuwägen, und ſich vor aller Uebereilung zu hüten. Eben ſo wird ihn dieſes aber auch behutſam machen, von andern zu verlangen, daß ſie die ihrigen ſchlechterdings aufgeben, und ſich mit den ſeinigen vereinigen ſollten. Ihm wird immerdar beygehen, daß andere die ihrigen für eben ſo gewiß und unumſtößlich halten, als er den ſeinigen dieſen Vorzug beylegt; und daß es ihnen eben ſo viel koſten würde, ihnen zu entſagen, als ſchwer es ihm fallen würde, ihnen die ſeinigen aufzuopfern. Sind ſie nicht durch das Uebergewicht ſicherer und deutlicher Gründe dazu zu bewegen, ſo wird er alle Hoffnung aufgeben, ſie jemalen dahin zu bringen.

Freylich sind nicht alle jederzeit zu dem Genuß und der Verstattung einer solchen Gewissensfreyheit aufgelegt. Bey den mehresten ist die Religion nicht das Werk der Einsicht und des Verstandes, des Ueberlegens und des Nachdenkens; sondern eine Frucht der Gewohnheit, der Erziehung und des Vorurtheils. Sie gründet sich bey ihnen nicht auf eigene Prüfung und Untersuchung, sondern auf fremdes Ansehen, Treue und Glauben. Die mehresten würden sich eben so gut zu einer andern Religion, als zu der ihrigen bekennen, wenn sie in ihr wären gebohren und unterwiesen, und in Ansehung ihrer andere Gesinnungen und Grundsätze äußern, als sie jetzt hegen, wenn sie zu ihnen wären angeführt worden.

Unterdessen macht doch dieses die Rechte der Gewissensfreyheit keinesweges unnöthig oder überflüssig. Bey ihr kommt es nicht so wohl darauf an, was überhaupt an und für sich wahr ist, oder von andern dafür erkannt wird; sondern vielmehr auf die eigene Einsicht und Ueberzeugung, die ein jeder von der Wahrheit hat, sie mag sich gründen, worauf sie immer wolle. Sollte sie auch nach der Meynung anderer, irrig oder ungegründet und falsch seyn: so berechtigt sie dieses nicht, ihm die ihrigen dafür aufzudringen. Nie kann einer nach den Urtheilen und Gesinnungen anderer, sondern nach seinen eigenen gerichtet werden. Jeder steht und fällt seinem Herrn, und muß für sich selbst Gott Rechenschaft geben.

Nie wird es auch an solchen fehlen, deren Religion sich auf eigene Untersuchung und wahre Ueberzeugung gründet.

gründet. Und die ſind der Gewiſſensfreyheit vor andern würdig. Man würde ſich ſonſt ſelbſt der Gelegenheit berauben, durch ſie auf andere Gedanken gebracht und eines beſſern belehrt zu werden, wenn ihre Einſichten den unſrigen etwa vorzuziehen wären. Erwerben ſich nun ſolche durch ihre vorzüglichere Kenntniſſe, bey andern das Anſehen, daß ſie ſich auf ſie verlaſſen, und ſie zu den ihrigen machen: ſo müſſen dieſe mit ihnen einerley Rechte genießen. Finden manche ihrer Meynung nach, dieſes oder jenes an ihnen auszuſetzen: ſo bleibt es ihnen zwar unbenommen, die Gründe unverholen anzuzeigen, warum ſie ihnen nicht beyſtimmen können, und ſie ihrer Würdigung zu überlaſſen; weiters können ſie aber nichts thun, und noch weniger verlangen, daß ihnen jene ſchlechterdings weichen müßten. Sehen ſich manche in der Folge veranlaſſet, von ihnen wieder abzugehen, oder andere und beſſere an deren Stelle zu ſetzen: ſo kann ihnen dieſes eben ſo wenig verwehret werden. Die menſchlichen Einſichten und Ueberzeugungen, ſind nach Beſchaffenheit der Umſtände, einer ſteten Abwechſelung und Verbeſſerung unterworfen. Und ſie daran hindern wollen, weil ſie uns nicht die beſten und richtigſten zu ſeyn ſcheinen, würde nichts anders heißen, als ihnen die Sorge für ihr wahres Beſte, ihre dauerhafte Ruhe und Glückſeligkeit rauben und ſtreitig machen.

Freylich iſt jeder verbunden, für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen, mit denen er zumal in beſondern Verbindungen ſteht, wie für ſein eigenes zu wachen. Und ſelbſt die Religion macht es einem jeden zur Pflicht, dafür

für zu ſorgen, daß andere, die er ſeiner Meynung nach, in Irrthümer verwickelt ſieht, die ſie an deſſen Erlangung hindern, ſolches einſehen und erkennen. Aber eigentlich kann ſolches nur durch Vorſtellungen und Bedeutungen, Zurechtweiſungen und Belehrungen geſchehen. Würden andere Mittel dazu mit angewendet: ſo würde ihnen dadurch zu nahe getreten werden. Jeder hat das Recht, ſeine Einſichten und Ueberzeugungen, den Einſichten und Ueberzeugungen anderer entgegen zu ſetzen, und ſie, wenn ſich nur ſonſt einander alles gleich iſt, mit eben dem Grunde, für die beſten und ſicherſten zu halten, als ſie es von den ihrigen glauben; wenn er nicht durch ſie auf die gehörige Art, eines andern überführt wird. Dieſen alsdenn nachzugeben, wenn man ſich durch Gründe dazu gedrungen ſieht, iſt eben ſo wohl heilige und unverletzliche Pflicht, als auf den ſeinigen zu beharren, ſo lange ſich dieſer Fall nicht ereignet. Niemand kann auſſerdem jenes fordern. Und wer zu dem Ende alles mögliche verſucht hat, iſt ſeiner Obliegenheit hinlänglich nachgekommen, wenn auch der Erfolg nicht mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmen ſollte.

Jedem nun dieſe Rechte der Gewiſſensfreyheit ungeſtöhrt und ungehindert genieſſen laſſen, ohne ihn durch äuſſere Zwangsmittel oder zu befürchtenden Nachtheil und Schaden zu bewegen, ihnen zu entſagen, macht eigentlich die Toleranz aus. Beyde ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Zuſammenhange. Eine kann ohne die andere nicht ſtatt finden. Sie verhalten ſich als Urſache und Würkung gegen einander. Gewiſſensfreyheit ohne Toleranz iſt ein würkliches Unding.

Man

Man weiß daher nicht, was man von den Urtheilen und Gesinnungen derer denken und sagen soll, die bey jeder Gelegenheit vorgeben, daß es zwar einem jeden frey stehe, in Sachen der Religion das zu glauben und anzunehmen, was er seiner Einsicht und Ueberzeugung nach, für das beste und sicherste hält, und daß sich also dießfalls niemand unter uns, über Gewissenszwang zu beschweren Ursache habe; daß es ihm aber nur nicht zukomme, zu verlangen, sich auch öffentlich nach ihnen zu richten, und ihnen gemäß zu lehren und zu schreiben. Besonders will man dieses insgemein den Lehrern der Religion nicht vergönnen. Für sich dürften sie wohl diese oder jene Privatmeynungen annehmen, und ihren Einsichten und Ueberzeugungen folgen. Nur dürften sie von ihnen keinen öffentlichen Gebrauch machen. Als solche müßten sie sich, nach dem einmal eingeführten und vestgesetzten kirchlichen Lehrbegriffe, genau richten, ohne von ihm im mindesten abzuweichen; wo sie anders des Vorzugs wollten theilhaftig seyn und bleiben, Lehrer der kirchlichen Parthey abzugeben, zu der sie sich einmal hielten. Wie solches aber mit dem ungestöhrten Genuß der Rechte der Gewissensfreyheit zusammen zu reimen sey, ist schwer einzusehen.

Offenbar schließt diese die Freyheit in sich, sich in seinem gesammten äußerlichen Verhalten, nach seinen religieusen Einsichten und Ueberzeugungen zu richten, und den Gebrauch von ihnen zu machen, der einem jeden, der beste, nützlichste und zweckmäßigste zu seyn scheint. Ihn nicht durch die Macht der Gründe, sondern durch

gewaltsame Mittel, daran zu hemmen suchen, würde daher der allersichtbarste Eingriff in ihre Rechte seyn, und den Namen der Intoleranz mit höchstem Rechte verdienen. Man würde sonst nicht wissen, was eigentlich unter ihr zu verstehen wäre; so genau erschöpft es deren Begriff. Und wenn sie nicht darinnen bestehen sollte: so würde sich jeder von deren Verdachte frey sprechen können, der sie auf die augenscheinlichste Art ausübte. Entweder gäbe es gar keine Intoleranz; oder ihr Wesentliches ist einig und allein darein zu setzen.

Wie man nun diese Freyheit, jeder ganzen dissentirenden Religionspartheyen, und allen ihren einzelnen Mitgliedern, eigentlich zugestehen muß, wenn man sie nicht bedrücken, und dem Zwange unterwerfen will: so muß sie auch, jedem einzelnen Mitgliede und Lehrer einer und eben derselben Kirche zukommen, wenn man sich nicht ähnlicher Ungerechtigkeiten gegen sie schuldig machen will. Dieß würde aber unausbleiblich geschehen, wenn man ihnen eine solche Verbindlichkeit auflegen wollte. Wie könnten sie alsdenn nach ihren besten Wissen und Gewissen handeln, wenn sie auf solche Art gebunden wären? Ihr Gewissen würde ihnen in dem, was sie thun und sagen, öfters widersprechen. Und wie ein solcher Widerspruch ihres Innern und ihrer Handlungen und Reden, mit der Religion zu vereinbaren sey, die selbst Aufrichtigkeit der Gesinnungen und deren Uebereinstimmung mit dem äusserlichen Verhalten, zu einer unverletzlichen Pflicht macht, ist schwer zu begreiffen. Sie würden alsdenn der Gefahr ausgesetzt werden, entweder verstellte Heuchler,

ler, oder wohl gar vermummte Böſewichter abzugeben, die andere gefliſſentlich hintergiengen; oder aber allem eigenen Unterſuchen, Forſchen und Denken in Sachen der Religion entſagen, und die Rolle unvernünftiger Nachbeter und nachplappernder Papageyen ſpielen müſſen. Der Fall läßt ſich nicht als möglich denken, daß zwey Menſchen von verſchiedenen Gaben, Einſichten, Fähigkeiten, Temperamenten, Neigungen, Erziehungs- und Unterweiſungsarten, die durch unzählige Umſtände, verſchieden abgeändert werden, wenn gleich in der Hauptſache, doch gewiß nicht in allen Nebenſtücken, übereinſtimmig denken ſollten. Sie würden ſonſt aufhören, verſchiedene Subjekte zu ſeyn, und in ein Individuum zuſammenſchmelzen müſſen. Eine ſo übertriebene Einigkeit des Glaubens gehört unter die unmöglichen Dinge, und iſt nur von Geſchöpfen aus einer andern Welt zu erwarten.

Daß ſolche dadurch aufhörten, Mitglieder ihrer Kirche zu ſeyn und zu bleiben, wird mehr geſagt und vorausgeſetzt, als bewieſen. Sie iſt keinesweges berechtigt, von ihnen etwas Unmögliches zu fordern; ſie müßte denn auf das unſchätzbarſte aller Vorrechte zugleich Verzicht thun, daß ihre Lehren einen Gegenſtand der Unterſuchung ausmachten, und auf wahrer Ueberzeugung beruhten; ſondern bloß auf gut Glück, und mit blindem Beyfall müßten angenommen werden. Und doch würde es ſelbſt alsdenn eben ſo wenig möglich ſeyn, deren Stimme ſchweigend zu machen, ohne die ganze menſchliche Natur zu zerrütten und über den Haufen zu ſtoßen.

Selbſt in der römiſchen Kirche, deren Intereſſe von jeher auf ſolchen Grundſätzen beruht, und es auf die feinſte Art zu befördern geſucht hat, iſt es nicht möglich geweſen, ſie bey dem unnatürlichſten Zwange, ganz zu unterdrücken, und der Verſchiedenheit der Meynungen vorzubeugen. Sie hat oft laut genug ihre Stimme in ihr erhoben; und heutiges Tages ſtärker als jemalen. So gar die angemaaßte Untrüglichkeit hat es bisweilen aus politiſchen Urſachen nicht gewagt, die Verſchiedenheit der Meynungen zu entſcheiden und aufzuheben; ſondern ſie entweder geduldet, oder ſklaviſches Stillſchweigen aufgelegt: ob ſie gleich dadurch öfters nur deſto erheblicher und weiter um ſich greifender iſt gemacht worden.

Anders verhielte es ſich freylich, wenn alle nach angeſtellter Unterſuchung, jederzeit auf ein und eben dieſelben Reſultate zurücke kämen. Aber noch zur Zeit, iſt die Religionspartey auf Erden wohl noch nicht vorhanden, der ein ſo vollkommenes Lehrgebäude, mit einhelliger Einſtimmung der Wahrheit, und aller ihrer Mitglieder könnte beygelegt werden. Dieß wäre das allervollkommenſte Religionsſyſtem, das ſich für alle Menſchen, Gegenden und Zeitalter vollkommen ſchickt, ihren Bedürfniſſen durchaus angemeſſen wäre, und daher allgemeinen Beyfall verdiente. Und doch würde bey ihm ſelbſt die Verſchiedenheit der Meynungen nicht gänzlich wegfallen; da zu ihm noch äußerliche Religionsverfaſſung hinzukommen müßte, die ſo und anders ſeyn könnte, wegen der ſich ſchwerlich alle vereinigen würden, ohne einen eben ſo unangenehmen und ihm ſelbſt beſchwerlichen Zwang wieder einzuführen.

Ein ſolches iſt auch wohl mehr zu wünſchen, als zu erwarten. Die Umſtände der Welt müßten wenigſtens gar viel anders werden, und eine entſetzliche Revolution in ihnen vorgehen, ſo daß ſie ſich gar nicht mehr ähnlich ſähe. Und obgleich die chriſtliche Religion in ihrer Reinigkeit, ein ſolches eigentlich in ſich begreift, wenigſtens dazu hinlänglich qualificirt iſt: ſo iſt doch deſſen vollſtändige Ausbildung, vielleicht nur in der Ewigkeit zu erwarten, wenn ſich unſer Glaube, ins Schauen verwandeln wird. Sollte ſie hier bereits möglich ſeyn, ſo wird einig und allein, durch freye und ungehinderte, unpartheyiſche Unterſuchung der Weg dazu gebahnt. Und die vollkommenſte Toleranz und Gewiſſensfreyheit in Anſehung ihrer, nähert uns dieſer Hoffnung am erſten und ſicherſten.

Auf die Benennungen der einzigen wahren und allein ſeligmachenden Religion oder Kirche, kommt es hier keinesweges an. Die ſind wenigſtens allen chriſtlichen Religionspartheyen eigen. Jede hält ſo von ſich. Und faſt wird es keine Religion in der Welt geben, die ſich nicht dieſen Vorzug ausſchließender Weiſe beylegen ſollte. Freylich kann es nur eine einzige wahre allein ſeligmachende Religion geben, wie es nur einen Gott, und alſo auch nur eine einige Art und Weiſe giebt, nach ſeinen Wohlgefallen zu ſtreben, ihm gemäß zu handeln, und ſich deſſelben verſichert zu halten. Aber alle Religionspartheyen können an ihr, obgleich auf verſchiedene Art, Antheil haben; eine mehr die andere weniger; eine reiner, die andere mit mehr menſchlichen Zuſätzen, Einbildungen und Erfindungen vermiſcht. So gar unter den Chriſten kann

es mehrere wahre, seligmachende Religionspartheyen geben. Es können fünf, sechs und mehrere wahre christliche Kirchen seyn, nachdem man ihren Begriff bestimmt, versetzt, und einschränkt oder ausdehnt. Es ist wahre Intoleranz, verwegener Eingriff in die Rechte Gottes, der Menschheit und der Religion, wenn sich eine Parthey der Christen, diesen Vorzug nur allein beymißt.

Bey ihr kommt es nicht auf die Frage an: welche Religion ist die einige wahre, allein seligmachende? Dieß Vorrecht gestehen alle Christen, der christlichen Religion einhellig zu; so wie es der Jude und der Mahomedaner, der Gueber und der Bonze der ihrigen gleichfalls einräumen. Die Frage ist nur: welche Religionsparthey, kömmt der einzigen wahren und allein seligmachenden am nächsten, und enthält sie ohne die wenigsten menschlichen Zusätze und Vermischungen? Und da ist wohl keine große Religionsparthey in der Welt, die christliche im Ganzen genommen, selbst nicht davon ausgeschlossen, die nicht an ihre Brust schlagen und gestehen sollte, daß sich bey allem größern oder geringern Antheil an jener, nicht auch mehrere oder wenigere Spuren von diesem letztern in ihr finden sollten. *) Und bey den

*) Die Antwort die ein alter Gueber dem Herrn Lerch auf seiner Reise an das kaspische Meer gab, S. Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie im dritten Theil S. 22. f. ist mir immer sehr merkwürdig fürgekommen. „Es sey, sagte er: nur ein „Gott,

den verſchiedenen chriſtlichen Religionsparthenen, die ſämmtlich dieſen Vorzug der Chriſtusreligion beymeſſen, hängt alles wieder von der beſondern Unterſuchung ab, welche ſie in ihrer gröſten Reinigkeit lehre. Und da wird abermals nicht leicht eine ſeyn, die bey aller Vorzüglichkeit vor andern, nicht zugeben müßte, daß ſie noch durch mancherley Flecken und Runzeln verunſtaltet werde; die nur durch die Verſchiedenheit der Meynungen und Einſichten können entdekt und weggeſchaft werden.

Hören aber ſolche bey aller Verſchiedenheit der Meynungen nicht auf, Mitglieder ihrer Kirche zu ſeyn und zu bleiben: ſo können ſie eben ſo wenig dadurch unwürdig werden, Lehrer der Kirche zu ſeyn und zu bleiben, zu der ſie ſich halten; man müßte denn gar keine Verſchiedenheit der Meynungen in ihr dulden, und alſo etwas Unmögliches fordern wollen. Es kann ihnen ſo gar nicht verwehret werden, nach ihren Einſichten und Ueberzeugungen zu lehren, und ſie öffentlich bekannt zu machen.

Jeder Lehrer iſt doch verbunden, ſeine Zuhörer nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu unterweiſen und zur Seligkeit anzuführen. Nothwendig muß er alſo ſeine, von den gewöhnlichen Meynungen und Vorſtellungen abweis

„Gott, aber es wären viel Religionen oder Wege zu „Gott zu kommen, einer näher, als der andere; aber „manche führeten ſo weit herum, daß die meiſten ſich „darauf verirreten.“

weichende Einsichten und Ueberzeugungen, dazu für besser, nützlicher und zweckmäßiger ansehen, und als solche befunden haben. Denn sonst ließe sich kein vernünftiger Grund angeben, warum er von ihnen abweichen und sie ihnen vorziehen sollte. Und wenn dieses geschiehet, so muß man ihm zutrauen, daß es von ihm nicht ohne hinreichende Ursachen geschehe. Und dann ist es selbst eine dringende Gewissenssache für ihn, mit ihnen nicht hinter den Berg zu halten, sondern sie zum gemeinen Besten bekannt zu machen und anzuwenden. Er würde sich sonst marternde Vorwürfe zuziehen, nicht gethan zu haben, was in seinen Kräften und Vermögen gestanden hätte, wenn ihn nicht jemand von der deswegen auf ihm haftenden Verbindlichkeit freysprächе und sie auf sich nähme. Jeder hat aber mit sich genug zu thun, für sich Gott Rechenschaft zu geben, als daß er sich dazu anheischig machen könnte. Und sind nur diejenigen, bey denen er das Lehramt verwaltet, oder es ihm anvertrauet haben, damit zufrieden, und geben seinen bessern Einsichten Beyfall: so kann es ohne Bedenken geschehen. Er würde sie sonst einer Erleichterung in Beförderung des Werks ihrer Seligkeit berauben. Und um diese Erfahrung zu erlangen, ist es ihm schlechterdings nothwendig. Er würde sehr unrecht thun, wenn er sich durch diese oder jene Bedenklichkeit davon zurückschrecken oder abhalten ließe.

Freylich ist ungemein viel prüfende Vorsichtigkeit und Bedächtlichkeit dabey nöthig. Es würde sehr unrecht seyn, mit jedem flüchtigen Einfalle und unreifen Gedanken, gleich zum Vorschein kommen zu wollen. Ist er

nicht

nicht die Frucht eines sorgfältigen und überlegten Nachdenkens; so wird man besser thun, ihn lieber zurücke zu behalten. Ist man aber dessen versichert, daß er sich auf hinlängliche Aufmerksamkeit auf die Natur der Sache, und deren gehörige Untersuchung gründet; findet man ihn durch wiederholte Erfahrungen bestätigt: so kann es ohne Bedenken geschehen. Wird man so gar gewahr, daß andere, denen man eben so viel, oder wohl gar noch mehr unpartheyische Wahrheitsliebe, scharfsichtigen Beobachtungsgeist und ernsthafte Gewissenhaftigkeit zutrauen kann, eben so denken, und vor oder neben uns, auf ähnliche Aussichten gerathen sind: so kann es desto getroster geschehen. Und der Muth dazu muß ungemein zunehmen, wenn man sieht, daß man andern damit willkommen ist. Wo es freylich an diesen Umständen fehlt, da wird es allemal rathsamer seyn, mit ihm so lange zurück zu halten, bis sie zu ihm noch hinzukommen. Doch kömmt es auch dabey nicht auf das Urtheil der unwissenden und unberichteten Menge an. Die Stimme der Einsichtigsten und Vernünftigsten muß dabey das meiste gelten.

Eben so viel bedächtliche Vorsichtigkeit ist auch bey der Art und Weise nöthig, wie man sie andern bekannt zu machen sucht. Es würde eben so unvorsichtig seyn, sie andern mit Gewalt aufzudrängen, als sie nicht im voraus darauf gehörig zuzubereiten. Eben so wenig wäre es zu rathen, mit der offenbaren Bestreitung und Herunterseßung der gewöhnlichen Meynungen und Vorstellungen den Anfang zu machen. Die Leute würden dann

dann nicht wissen, woran sie eigentlich wären. Darinnen hat es der sonst nicht ungeschickte und bekannte Verfasser der **Predigten eines Landgeistlichen für Leute vom Lande,** *) Herr M. **Reiche** in manchen Stücken versehen, und sich dadurch nothwendig, die Indignation aller Vernünftigen und Rechtschaffenen, bey aller verdienten Gerechtigkeit, die sie ihm wiederfahren lassen mußten, zugezogen; die mehr Nutzen stiften würden, wenn sie von diesem Fehler frey wären. Verjährte Irrthümer und Vorurtheile, verdienen selbst Nachsicht und Schonung, wenn sie nicht die Gemüther noch mehr einnehmen und fesseln sollen. In solchen Fällen ist es besser, wenn deren Unvernunft nicht gar zu offenbar ist, lieber gar von ihnen zu schweigen, und ihnen unvermerkt bessere Begriffe unterzuschieben, als sie öffentlich und mit Bitterkeit zu bestreiten; ob solches gleich auch zu gelegener Zeit, und auf die gehörige Art noch geschehen kann.

So vielem sittlichen Mißbrauche, z. E. die Lehre von der Erbsünde, und von dem Glauben, daß wir nemlich nur durch ihn, und nicht durch die Werke vor Gott gerecht und selig würden, nach der gewöhnlichen Vortragsart, bey dem gemeinen Manne unterworfen ist: so ist es doch besser, ihm unter der Hand bessere und richtigere Begriffe davon beyzubringen, als sie förmlich zu bestreiten, und sie als die Quelle alles unsittlichen Verhaltens unter ihm anzuklagen; ob man ihn gleich nach und nach

*) in zwey Bänden, Halle 1777.

nach einzeln zeigen, die Verständigen auf ihn aufmerksam machen, und durch sie selbst die andern, vor ihm mit verwahren kann. Wollte man es auf einmal thun, und ihn mit einem Schlage auszurotten suchen: so würde der Contrast viel zu groß und auffallend werden, als daß er einige Hoffnung dazu übrig lassen würde.

Nicht alle abweichende Meynungen und Lehrvorstellungen, sind auch jederzeit von der Art und Beschaffenheit, daß sie nothwendig vor die große und unberichtete Menge müssen gebracht werden. Viele betreffen öfters nur die bessere Führung und mehrere Nützlichmachung des evangelischen Lehramts. Und da ist es genug, wenn sich nur die öffentliche Lehrer, wegen ihrer zu vereinständigen suchen; ob ihr gleich das Resultat aus ihnen, zu ihrem Besten und zu ihrer Beruhigung kann vorgelegt werden. Viele gehen öfters auf Dinge, die nicht in die seligmachende Erkenntniß eines jeden gehören, ganz mit Unrecht dahin gezogen, und der Einsicht und Beurtheilung der Gelehrten überlassen werden müssen. Man würde daher gar sehr fehlen, wenn man sie mit in sie mischen wollte. Sind sie öfters den Gelehrten zu spitzig und zu hoch, wie kann man verlangen, daß sie der gemeine Mann einsehen und begreifen sollte? Dergleichen Sachen gehören nicht vor seinen Richterstuhl. Er ist am glücklichsten, wenn er nichts von ihnen weiß.

Man darf daher auch nicht befürchten, daß durch die Verschiedenheit der Meynungen, nur gefährliches Aufsehen erregt, und mehr Schaden als Nutzen

geſtiftet würde. Geſchiehet es, ſo hängt es nicht ſo wohl von ihr, als von dem unvorſichtigen und unrechten Verhalten derer ab, die es am erſten vermeiden könnten und ſollten. Wird die Kanzel zu einem Kampfplatz theologiſcher Streitigkeiten erniedrigt, da ſie ein Ort der moraliſchen Beſſerung und Beruhigung der Menſchen ſeyn ſollte: ſo iſt es freylich nicht anders möglich, als daß Unordnung und Verwirrung daraus entſtehen müſſen. Aber dann liegt die Schuld lediglich an denen, die Dinge auf ſie bringen, und auf ihr ausmachen wollen, die keinesweges auf ſie gehören. Nicht die Verſchiedenheit der menſchlichen Theorien, Vorſtellungen und Redensarten ſchicken ſich für ſie; ſondern was zum Glauben und heiligen Wandel dient. Und obgleich jene auch öfters auf dieſes mit von nahem oder entferntem, mittelbarem oder unmittelbarem Einfluſſe ſind: ſo hängt doch keinesweges das Ganze einig und alleine von ihnen ab. Dieß bleibt immer unverändert ein und eben daſſelbe, es mag mit ihnen für eine Beſchaffenheit haben, was es für eine wolle. Alles läuft bloß auf das größere oder geringere Gewicht der Gründe hinaus, die es auf ſelbiges hat. Und zu deſſen Beurtheilung iſt die große Menge nicht aufgelegt. Sie muß es vielmehr der weiſen Wahl derer überlaſſen, zu denen ſie das Zutrauen hat, daß ſie es am beſten verſtehen müſſen, und das kräftigſte und zweckmäſſigſte dazu ausſuchen werden. Was ſie thun kann, iſt, aus der Erfahrung inne zu werden, was die meiſte, ſtärkſte und anziehendſte Wirkung auf ſie hat, und ſie dem Endzwecke am erſten, leichteſten und ſicherſten nähert. Was man weiter von ihr fordert, reicht über

ihren Gesichtskreis hinaus, und kann ihr nicht zugemuthet werden. Und würde dieß durchgängig auf beyden Seiten in Acht genommen, so würde die Besorglichkeit bald verschwinden, daß nur Unordnung und Mißverständniß dadurch erzeugt und erregt würde. Die Erfahrung würde bald das Gegentheil lehren.*)

*) Dieß ist selbst der Fall in meiner Gemeinde. Bey aller Verschiedenheit der Einsichten und Denkungsarten, die zwischen mir und meinem Mitarbeiter an dem Werke des Herrn allhier statt findet, der in den meisten Stücken, an den gewöhnlichen Vorstellungen, bisweilen sogar bis zum übertriebenen vesthält, werden nur wenige eine wirkliche Verschiedenheit zwischen ihm und mir gewahr. Und die sie entdecken, wissen mehr als zu wohl, wie verschieden die Gelehrten in ihren Meynungen zu seyn pflegen; und sind also vor allem Schaden hinlänglich gesichert. Und wären manche nicht durch andere Umstände und auswärtige intolerante und friedensstöhrige Absichten darauf aufmerksam gemacht worden; so würden sie es noch weniger bemerkt, und wohl gar nicht einmal gemuthmaßet haben. Aber wir tragen auch einander in Liebe, und jeder läßt den andern lehren, wie er es seiner Einsicht und Ueberzeugung nach, am nützlichsten und dienlichsten erachtet, ohne uns wegen ihrer mit einander auf der Kanzel zu streiten. Und ob wir gleich einander unsere Gedanken über diese und jene Vorstellung öfters unverholen eröffnen: so nöthigt doch keiner den andern, ihm in der seinigen zu weichen, wenn er sich nicht durch die Kraft der Gründe dazu gedrungen sieht.

Eben so wenig darf man denken, daß eine kirchliche Parthey dadurch aufhören würde, eine und eben dieselbe zu seyn und zu bleiben. Jeder Kirche sind doch allezeit gewisse Hauptgrundsätze eigen, die sie entweder mit andern gemein hat, oder ihr allein zukommen. Werden diese nur jederzeit, wenn sie Grund haben, unverrückt beybehalten, alles auf sie zurück geführt, und nie aus den Augen verloren, so hat dieses nichts zu sagen. Dem Geiste und Wesen nach, wird sie immer ein und eben dieselbe bleiben. In keiner Kirche findet wohl heutiges Tages, eine größere Verschiedenheit der Meynungen, selbst in Ansehung solcher Lehren statt, wegen der sie sich vormals von der unsrigen absonderte, als in der reformirten. Hört sie aber deswegen auf, noch immer eben diejenige zu seyn, die sie vormals war? Wird sie nicht noch immer einstimmig, für eben dieselbe erkannt und gehalten?

Verhielte es sich anders, so müßte sogar jede einzelne Provincial oder particulare Landeskirche eine besondere Parthey ausmachen, und sich von den andern trennen; da wohl keine ist, in der nicht besondere Meynungen und Grundsätze herrschen, von denen man in andern Gegenden nichts weiß, und wohl gar von ihnen gerade das Gegentheil lehrt. Im **Würtenbergischen** ist z. E. der **Bengelianismus** gewöhnlich, und wird wohl gar daselbst zur herrschenden Orthodoxie mit gerechnet, so wie in dem größten Theile von **Churſachsen**, der **Crusianismus**, von denen man in andern Ländern nichts weiß, und ihnen nicht ergeben ist. Hören aber diese deswegen auf, zur evangelisch lutherischen Kirche zu gehören, weil sich jene auch zu ihr rechnen, oder jene,

weil

weil ſich dieſe gleichfalls zu ihr halten? Der Bengelianer iſt ſo gut ein Lutheraner, als der Semlerianer, und der Cruſianer ſo gut, als der Schüler eines Erneſti. Sonſt müßten in jeder kirchlichen Parthey, wieder ſo viele beſondere Secten und Partheyen entſtehen, als es angeſehene Lehrer in ihr giebt, und dieſe mit der Zeit bis ins Unendliche vervielfältiget werden.

Selbſt die Einigkeit der Kirche oder des Bekenntniſſes des chriſtlichen Glaubens, leidet dadurch keinen Schaden. Wie in dem folgenden wird erwieſen werden, wird ſie vielmehr dadurch auf das nachdrücklichſte befördert. Man lernt die Hauptſache von den Nebenſachen zu unterſcheiden, und ſie nur in jene zu ſetzen, da ſie in dieſen ohnedieß nicht ſtatt haben kann. Waren doch ſelbſt die Apoſtel Jeſu, in manchen Stücken verſchiedener Meynung, die doch alle durch einen Geiſt geleitet und regieret wurden, und ſo ſehr auf die Einigkeit des Geiſtes drungen; und ſuchten ſich nur durch die Kraft der Gründe unter einander zu vereinigen. Und wenn dieſes nicht angieng, trug einer den andern geduldig, ohne ihn zu verdammen, oder ſich eines mehrern Anſehens über ihm anzumaßen. Hörte aber die von ihnen gepflanzte apoſtoliſche Kirche deswegen auf, eine einige zu ſeyn? Oder blieb ſie immer, durch die veſteſten Bande mit einander verbunden? Von der mit uns verſchwiſterten reformirten Kirche, urtheilte der ſelige D. Gruner in Halle *) der Wahrheit vollkommen gemäß, daß ſie

*) In ſeinen Inſtitutionibus theologiæ polemicæ. Halæ. 1778. ſagt er: p. 214. §. 6. Potius eccleſia illa, nemlich reformata, non

nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande, mehr um der gegenſeitigen Toleranz willen, mit der die Lehrer einander ertragen, eine Kirche genennt werden könne, als wegen der Uebereinſtimmung in den Lehrſätzen. Und der geheime Kirchenrath Seiler in Erlang**) empfiehlt es als nachahmungswürdig.

Wollte auch irgend eine kirchliche Parthey anders handeln, ſo würde ſie öfters ihren eigenen Grundſätzen untreu werden, ſich ſelbſt ſchaden, und ſich mit ſchnellen Schritten ihrem gänzlichen Untergange nähern.

In unſerer Kirche iſt es der eigentlichſte und vornehmſte Hauptgrundſatz, der zu ihrer ganzen Entſtehung und Bildung die erſte Veranlaſſung gegeben hat: daß ſie alles menſchliche Anſehen in Glaubensſachen verwirft, und ſich außer der Vernunft, einig und allein an die heilige Schrift halten will; den ſie ſelbſt in ihren ſymboliſchen Büchern aufgeſtellt und veſtgeſetzt hat, deſſen freye Anwendung und Gebrauch, ihr durch feyerliche Reichsver-

non quod de dogmatibus religionis inter ſe per omnia cuncti conſentiant; ſed quod, qui in ejus gremio degunt, etſi ſententiis inter ſe varie diſſideant, tolerantia tamen mutua ac liberali conjuncti inter ſe et conſociati ſint, haberi atque appellari *una* debet.

**) In ſeinen theologiſch kritiſchen Betrachtungen der neueſten Schriften, des 2ten Bandes, 2tem Stücke. S. 216.

verträge und Friedensschlüsse in dem deutschen Reiche, ist erworben, verheißen und zugesichert worden, und ihr noch bey jeder kayserlichen Wahlcapitulation, eydlich erhärtet und zugesichert wird. In heiliger Schrift ist aber nicht alles auf die Art, und mit eben den Worten bestimmt, ausgedrückt und vestgesetzt, als in ihrem gewöhnlich eingeführten Lehrbegriff. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sich von je her so viele kirchliche Partheyen mit einander entzweyet, von einander abgewichen und selbst in ihnen, so viel Uneinigkeit und Streit hätte entstehen können, und zum Theil noch entstehen könnte? Alles wäre ja alsdenn hinlänglich und untrüglich entschieden, ohne daß ein Zwiespalt darüber statt finden könnte! Aber so verhält es sich keinesweges mit ihr. Sie läßt vielmehr Verschiedenheit der Meynungen und Vorstellungen Platz finden, und schließt sie keinesweges schlechterdings aus. Was jeder für welche annehmen will, überläßt sie in den meisten Fällen, seiner eigenen Willkühr, nach seiner besten und gewissenhaftesten Einsicht und Vermögen. Und bey ihnen kommt es nun darauf an, welche der in ihr herrschenden Ideen- und Gedankenreihe am angemessensten sind, und ihr am meisten entsprechen, ohne daß eine schädliche Dunkelheit oder Zweydeutigkeit in ihnen übrig bleibt, oder sie andere Schriftaussprüche wider sich haben.

Ihren eigenen unverfälschten Grundsätzen zufolge, muß sie also auch jedem, diese freye Wahl, nach seinem besten Wissen und Gewissen, ungehindert überlassen, und es ihm verstatten, sich nach ihr zu richten. Wollte sie

dieſes nicht thun, ſondern ein für allemal unabweichlich veſtſetzen, wie dieſe oder jene Schriftlehre nur müßte gedacht, erklärt, angenommen und vorgetragen werden: ſo würde ſie ihren eigenen Grundſätzen, auf die ſich ihre kirchliche Verfaſſung gründet, untreu werden, und menſchliches Anſehn in Glaubensſachen einführen, ſie möchte es Wort haben wollen, oder nicht.

Anleiten kann ſie ihre Mitglieder freylich, und ihnen erklären, wie ſie ihre angeſehenſte Lehrer, vom Anfange an und nachher angenommen und verſtanden haben. Aber von ihren Nachfolgern im Lehramte kann ſie ohne Gewiſſenszwang nicht fordern, daß ſie ſie gerade unter eben den Beſtimmungen annehmen und verſtehen müßten. Dieß muß ſchlechterdings, von der eignen Einſicht und freyen Wahl eines jeden abhängen. Vereinigt er ſich mit ihnen, und macht ſich wohl gar, nach vorhergegangener Ueberlegung, dazu anheiſchig und verbindlich: ſo widerfährt ihm alsdenn kein Unrecht. Er handelt nach ſeiner habenden Einſicht und Ueberzeugung. Und ſo lange die fortdauert, welches aber freylich niemand voraus wiſſen kann, wie lange es damit währen werde, iſt er gehalten, ſich ihr gemäß zu bezeigen. Geſchieht aber jenes nicht, oder wird er mit der Zeit anders Sinnes, ſo muß es ihm eben ſo wohl frey ſtehen, und er ſo gut wie jener, oder ſo lange deſſen Ueberzeugung dauert, einen Lehrer in ihr abgeben können. Selbſt ſein Verſprechen für jenes, kann ihn nicht weiter binden, als es ſein Gewiſſen und Vermögen zuläßt. Wie ſich dieſes ändert, läßt jenes auch nach, und verliert von ſeiner Verbindlichkeit.

Werden gar viele oder die meiſten Lehrer, die mit denen, die die geſetzgebende Gewalt in ihr in Händen haben, eigentlich die Kirche ausmachen, in ihr mit einander eins, dieſe oder jede Meynungen und Vorſtellungen fahren zu laſſen, und andere an deren Stelle zu ſetzen: ſo kann ihnen dieſes weder von den andern gewehret, noch verdacht werden; wenn es nur die, die eigentlich die Aufſicht darüber haben, geſtatten, oder es ſtillſchweigend genehmigen, und hinlängliche Gründe dazu vorhanden ſind. Daß es von allen auf einmal geſchehen müßte, iſt weder möglich, noch nöthig. Nach und nach ſchließen ſich vielleicht immer mehr und mehrere an, und machen mit ihnen gemeine Sache. Allgemeine Uebereinſtimmung dabey zuvor verlangen, würde es nicht nur weitläuftiger machen: ſondern auch auf der andern Seite, wieder einer Art von Gewiſſenszwange nahe kommen. Mit der Zeit giebt es ſich damit von ſelbſt. Alles kommt dabey nur auf die Unterſuchung an, ob die Alten oder die Neuen beſſer und vorzüglicher ſind, oder nicht. Und die gehört zunächſt nur, für das eigene Gewiſſen eines jeden; und alsdenn für diejenigen, die die geſetzgebende Gewalt in ihr in Händen haben. Andere ſind dazu nicht aufgelegt und geſchickt. Und je ruhiger und gelaſſener dieſe Unterſuchung angeſtellt, und alles bey ihr nur nach einleuchtenden und ſichern Gründen entſchieden wird, deſto beſſer geht bey ihr alles von ſtatten, und erwirbt ſich immermehr Freunde und Anhänger.

Was würde auch aus einer Kirche werden, wenn ſie dieſes nicht zugeſtehen, ſondern alle Lehrer ſogleich

von ihrem Lehramte entfernen, und zu ihm für untüchtig halten wollte, die hier und da aus wohl bedachten Gründen, von dem einmal angenommenen und eingeführten Lehrbegriffe abwichen? Würde sie dadurch nicht ihrer beſten, vernünftigſten, einſichtlichſten, gelehrteſten, gewiſſenhafteſten und ſelbſtdenkenden Lehrer beraubt werden, und entweder nichts als verſtellte Heuchler, oder alberne, unwiſſende und nachäffende Papageyen übrig behalten? Mit Recht giebt der ſelige Gruner *) die allgemeine Duldung und Liebe in der reformirten Kirche, als den hauptſächlichſten Grund an, warum es in ihr immer, ſo viele große, einſichtliche, vernünftige und gelehrte Gottesgelehrte gegeben hat. Und bald würde das evangeliſche Lehramt, entweder gar in ihr aufhören, oder nur unwiſſenden Bürgern und Bauern, Handwerkern und Taglöhnern anvertrauet werden müſſen, die zwar manches von der Religion wiſſen, aber keine gründliche Einſichten in ſie beſitzen, und noch weniger verſtehen und darinnen geübt ſind, wie ſie andern mit Nutzen müſſe vorgetragen, und zu Erhaltung ihres Endzwecks, auf ſie angewendet werden. Denn man kann es kühnlich behaup-

*) In den ſchon vorhin angeführten Inſtitutionibus theologiæ polemicæ, ſagt er: p. 214. §. 7. Ea vero, quæ in Eccleſia Reformatorum ſemper viguit, de rebus controverſis, et plenis diſſenſionis inter Theologos doctiſſimos, ſentiendi non quidem licentia, ſed libertas ingenua, non poſtrema ſine dubio cauſſa fuit; quare eccleſiæ illi numquam defuerint viri in omnibus eruditionis theologicæ partibus exercitatiſſimi.

behaupten, daß es keinen einzigen geschickten, einsichtlichen und gelehrten Lehrer giebt, der in allen Stücken, mit andern jederzeit übereinstimmig denken, nicht bisweilen hier und da, von dem herrschenden Lehrbegriffe abweichen, und anderer Meynung seyn sollte. Und je gröfser bey manchem die Unwissenheit und Gewissenlosigkeit ist, desto leichter und unbesorgter geschieht es von ihm, und verfällt wohl gar auf Meynungen, die nicht nur gefährlich, sondern auch den Hauptgrundsätzen seiner kirchlichen Parthey, gerade zuwider sind.

Und was sollten denn nun die so aus ihrer Kirche vertriebene Lehrer anfangen? Was anders? als neue Kirchenpartheyen stiften; da sie sich doch zur Religion werden verbunden achten, und diese ohne Verbindung mit andern Menschen nicht statt finden kann. In jeder Kirche würden alsdenn so viele Secten und Partheyen entstehen müssen, als es angesehene und selbstdenkende Lehrer in ihr giebt, und sie endlich durch sie gänzlich verschlungen werden. Es bleibt also nichts weiter übrig, als entweder der allerunnatürlichste und sklavischste Gewissenszwang, wiewohl auch dieser das Uebel nicht ganz verhüten kann; oder so viele Kirchengemeinschaften, als es denkende Menschen, oder wenigstens Lehrer giebt; oder allgemeine Duldung und Liebe. Kein viertes läßt sich außerdem als möglich denken.

Zwar wollen manche darinnen eine Art von Ungerechtigkeit und förmlichem Gewissenszwange finden, wenn man einem solchen, von der gewöhnlichen Lehrform abweichenden

weichenden verſtattete, ein Lehrer der Gemeinde zu bleiben, mit deren Einſichten und Geſinnungen er nicht mehr übereinſtimmte, oder ihr gar einen ſolchen aufdrängen wollte. Aber dieſer Gedanke beweiſet mehr, als er eigentlich beweiſen ſollte. Hätte es mit ihm ſeine Richtigkeit: ſo dürfte ſchlechterdings gar kein Lehrer, irgend einer Gemeinde vorgeſetzet werden, oder ſie müßte alle Augenblicke einen andern erhalten. Der Fall läßt ſich nicht als möglich denken, daß einer mit ihr in allen Stücken übereinſtimmen ſollte. Wäre dieſes: ſo wäre ſie ſeiner keinesweges bedürftig. Sie befände ſich ſchon auf dem Wege der Vollkommenheit, und hätte ſie bereits im hohen Grade erlangt. Sie brauchte alſo nicht erſt durch ihn auf ſelbigen geleitet, und zu ihr angeführet zu werden. Was man durch ſich ſelbſt hat, hat man nicht nöthig erſt durch andere zu erlangen. Wo iſt aber eine Gemeinde in der Welt, die dieſes mit Beſtande der Wahrheit von ſich rühmen könnte?

Jede hat einen ordentlichen Lehrer hauptſächlich dazu nöthig, ſich durch ihn, in den ihr fehlenden Kenntniſſen unterweiſen, ſich ihre Vorurtheile benehmen, und ihre fehlerhafte Einſichten berichtigen und verbeſſern zu laſſen. Sollte er ſich damit nach ihren Einſichten und Meynungen richten: ſo würde er in ihr ſein Lehramt, auf eine ſehr unvollkommene Art führen müſſen. Er dürfte ihr nichts ſagen, als was ſie ſchon wüßte, müßte ſie in allen Irrthümern und Vorurtheilen, denen ſie ergeben wäre, ruhig laſſen, und wäre alſo ſo gut, als völlig überflüſſig für ſie.

Denn

Denn sobald er es wagen wollte, sie aus ihnen heraus zu reißen, so wäre er nicht mehr von einerley Gesinnung und Meynung mit ihr, müßte also sein Lehramt in ihr niederlegen, und wäre zu dessen Führung nicht mehr geschickt. Was würde aber da aus einer solchen Gemeinde werden, deren Lehrer sich nach solchen Grundsätzen richten müßte? Würde sie auch jemalen zu christlichen Gesinnungen gelangen, ihnen gemäß handeln, und den Namen einer christlichen Gemeinde verdienen? Würde sie sich nicht in tausenderley Fällen mit ihm in Uneinigkeit und Widerspruche befinden? Sie hätte also das Recht, ihn nicht mehr für ihren Lehrer anzusehen, seine Anweisungen zu befolgen, und seine bessern Einsichten den ihrigen vorzuziehen. Er würde bey ihr keinen Nutzen schaffen können, und sie immer bleiben, wie sie war. Und dieß wird man doch nimmermehr sagen wollen! Beyde Fälle sind sich aber so durchaus gleich, daß was von dem einen gilt, von dem andern auch muß gesagt werden. Eine Gemeine ist durchaus nicht geschickt, darüber zu urtheilen, ob ihr Lehrer fähig sey, sein Lehramt unter ihr noch ferner zu verwalten, oder nicht. Auf ihre Einsichten und Meynungen kommt es dießfalls keinesweges an. Dazu werden ganz andere erfordert. Tausend Unordnungen würden sonst in der Welt unvermeidlich seyn.

Der Fall, den man insgemein zu dessen Erläuterung und Bestätigung anführt, gehört gar nicht hieher. Man sagt und schreibt es öfters, ob es nicht eine wahre Ungerechtigkeit, eine wirkliche Intoleranz und grausamer Gewissenszwang seyn würde, wenn man einer katholi-

tholiſchen Gemeinde, einen lutheriſchen Prediger aufdrängen, oder einer jüdiſchen Synagoge oder türkiſchen Moſchee, einen chriſtlichen Lehrer vorſetzen, und von ihr verlangen wollte, ſich nach ihm zu richten? — Freylich würde dieſes wohl dieſen Namen mit dem höchſten Rechte verdienen. Dieſe Religionspartheyen ſtehen in ihren Hauptlehren und Grundſätzen, viel zu weit aus einander, als daß ſo etwas ohne den härteſten und größten Gewiſſenszwang geſchehen könnte. Aber davon iſt auch hier eigentlich nicht die Rede; ſondern von einem Lehrer einer und eben derſelben Kirchenparthey, der nur hier und da, von der in ihr hergebrachten Lehrform, nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen abweicht, übrigens aber ihren Hauptlehren und vornehmſten Grundſätzen, in allen Stücken getreu bleibt, und ſich ſelbſt dadurch nach dieſen, auf das vollkommenſte und ſtrecklichſte richtet.

Wer zweifelt daran, daß die Schiiten und Sanniten, die Rabbaniten und Karaiten, nicht jede in ihrer Art, zu einerley Religionsparthey gehören; ob ſie gleich weiter von einander abgehen, als in irgend einer andern Religionsparthey geſchehen kann? Hält man es nun nicht für einen wirklichen Gewiſſenszwang, wenn einer von den erſtern, einer Moſchee oder Synagoge von der letztern Art vorſteht; ſondern geht ſolches ganz wohl an: ſo kann man es noch weniger in jenem Falle annehmen. Die Phariſäer und Sadducäer nahmen einander entgegengeſetzte Grundſätze an. Und doch blieben ſie nicht nur Glieder einer gottesdienſtlichen Gemeinſchaft, ſon-

ſondern bekleideten auch die höchſten geiſtlichen und weltlichen Würden, in dem iſraelitiſchen theokratiſchen Staate. Und warum ſollte nun nicht etwas ähnliches, unter den verſchieden denkenden Lehrern, einer und eben derſelben chriſtlichen Kirchenparthey möglich ſeyn? Verhielte es ſich anders, ſo könnte ſelbſt ein Lehrer aus einem Lande, in dem der **Bengelianismus** und **Cruſianismus** gewöhnlich iſt, keinen Lehrer in einem andern abgeben, in dem man nichts von ihm weiß, und umgekehrt. Wie oft geſchiehet aber demohnerachtet beydes?

Eben ſo wenig gehört die Frage hieher, die man oft in ähnlicher Abſicht aufwerfen hört: ob es wohl eine jüdiſche Gemeinde ruhig geſtatten und geſchehen laſſen würde, daß einer ihrer Rabbinen, die Wahrheit, daß **Jeſus von Nazareth der wahre Meſſias** ſey, in ihren Schulen frey und ungehindert predigte, und ob ſie ihn noch für ihren Lehrer anerkennen würde, wenn er es thäte? — Freylich würde dieſes wohl keine gelaſſen anſehen. Aber beyde Fälle ſind einander viel zu ungleich, als daß von einem auf den andern könnte geſchloſſen werden. In dieſem iſt von einer Wahrheit die Rede, die das ganze Judenthum zu Boden ſtürzen würde, und ſich mit ihm ſchlechterdings nicht vertrüge. In jenem aber von Lehrmeynungen, die den Grund des Glaubens nicht berühren, der bey ihnen immer ein und ebenderſelbe bleibt, der Grundverfaſſung dieſer oder jener Kirchenparthey nicht zuwider ſind, und ſie über den Haufen ſtoßen, durch deren ungebundene und freye Annehmung oder Nichtannehmung, ſie gerade aufrecht erhalten wird,

und

und sich auf ihre lauterste Grundsätze stützet. Und dieser Unterschied ist zu beträchtlich, als daß er nicht mit in Anschlag müßte gebracht werden.

Anders verhielte es sich freylich, wenn Lehren geleugnet würden, von denen das ganze Christenthum abhienge, oder von Irrthümern die Rede wäre, die dasselbe und alle Religion zu Boden stürzten, und unter die Füße träten. Dieß kann aber unmöglich seyn, so lange man mit christlichen, und überhaupt mit allen andern ordentlichen Religionsparthenen, nur nicht mit Atheisten zu thun hat. Alle Religionsparthenen kommen doch in gewissen Puncten, sollten ihrer noch so wenige seyn, unter einander und selbst mit der christlichen überein; und alle christliche stimmen wieder in mehrern oder wenigern Stücken mit einander zusammen. Werden diese den Hauptgrundsätzen jeder Kirche gemäß, jederzeit unverändert vorgetragen: so kann jener Verdacht nicht im mindesten statt finden. Allezeit wird doch alsdann wahre und selbst christliche Religionslehre gelehrt, wenn gleich nicht in diesen und jenen einzelnen Bestimmungen, Ausdrücken und Redensarten. Und so verhält es sich wirklich mit aller Verschiedenheit der Lehrmeynungen, unter den Mitgliedern einer Kirchenparthey. Alles betrifft bloß mancherley Bestimmungen, Theorien und Redensarten, die zu jenen hinzugekommen sind, die eine Kirche entweder mit andern gemein hat, oder ihr allein eigen sind; die auf die Beruhigung und Glückseligkeit der Menschen von keinem unmittelbaren und nahen, sondern öfters sehr entfernten und wohl gar keinem Einflusse sind, sie mögen so

oder

oder anders angenommen und gebraucht werden; die in der Hauptsache nichts verändern, man mag sie sich so oder so denken, die durch die von den gewöhnlichen abweichende, vielleicht noch eher und besser erreicht wird: ob diese gleich öfters mit jenen, Aufsehen erregenden Benennungen, aus gehässigen Absichten, aber mit Unrecht belegt werden.

Derjenige lehrt die Versöhnung der Menschen mit Gott durch Christum eben so wohl, der sie in die durch ihn und seinen Tod, verschaffte Versicherung der göttlichen Gnade und Befreyung von Sünden, somit aber auch von deren Strafen, als derjenige, der sie in eine vicarische Erduldung der durch sie verdienten Strafen, und noch überdieß in eine ähnliche Erfüllung, der auf ihnen haftenden Pflichten setzt. Selbst die Versicherung, daß man mit Gott versöhnt sey, bleibt in beyden Fällen, immer eine und eben dieselbe. Keiner hat Ursache an ihr zu zweifeln, und jeder kann sich ihrer mit Gewißheit trösten, wenn er sich nur auch wirklich von Sünden befreyen läßt, und also die Bedingungen erfüllt, die zur Versicherung seines Antheils an ihr nothwendig sind. Und zu deren Beförderung ist eine so gut kräftig, als die andere, wenn gleich die letztere öfters zum Gegentheil gemißbraucht wird, und ihr deswegen jene vorzuziehen seyn sollte.

Derjenige predigt den Glauben an Christum eben so wohl, der ihn in die zuversichtliche Annehmung und Befolgung der gesammten Lehre Jesu, nach allen ihrer

einzelnen Theilen, Verheißungen, Lehren und Vorschriften ſetzt, als derjenige, der ihn durch die freudige Zuverſicht zu Gott um Chriſti willen, oder durch deſſen Ergreifung und Zueignung beſchreibt. Nur daß jene Beſchreibung mehr in ſich faßt, als dieſe, der τροπος παιδειας nebſt dem modo concipiendi et cogitandi bey ihr in etwas verändert, und die beruhigende Einſicht, ob man den ſeligmachenden Glauben habe, erleichtert wird.

Die Wirkungen des Worts Gottes in dem Herzen und Leben der Menſchen, bleiben immer ein und ebendieſelben, man mag ſie von einer phyſiſchen oder moraliſchen Kraft deſſelben herleiten, und von dieſer letztern annehmen, daß ſie zu ihnen allein hinreichend ſey, oder noch außer und neben ihr, eine beſondere Wirkung Gottes und ſeines Geiſtes, zu ihr hinzu kommen müſſe. Nur wird in dem mittelſten Falle, die Art und Weiſe, wie es auf die Menſchen wirkt, einleuchtender und deutlicher, und deſſen Gebrauch dringender.

Das heilige Abendmahl wird jederzeit nach Chriſti Einſetzung genoſſen, und die Wirkungen die es hervorbringen kann, bleiben bey einem nachdenklichen Genuß deſſelben, immer ein und eben dieſelben, man mag glauben, daß Jeſu Leib und Blut in ihm wirklich zugegen ſey, oder nur geiſtlicher Weiſe, durch Andenken und Erinnerung an ihn, und ſeine uns durch ihn verſchaffte herrliche Wohlthaten, genoſſen werde. Wenigſtens läßt ſich nicht mit Gewißheit und Beſtimmtheit angeben, was jener Genuß vor dieſem voraus habe, oder worinnen ihm

dieſer

dieser nachstehe. Zwar hat der verstorbene D. Clemm *) auf gegebene Veranlassung, so etwas zu zeigen, versucht. Aber jeder Unpartheyische wird einsehen, daß, was er gesagt hat, so viel als nichts gesagt heißt, und am Ende doch alles auf eins hinaus läuft.

Das ists aber eben, sagt man: daß dieses besondere Eigenthum der Kirche, durch das sie sich von einander unterscheidet, dadurch verändert, und denen ungerechter Weise vorenthalten wird, die zu dessen Annehmung und Bekenntniß mit einander überein gekommtn sind. — Aber dieses letztere, ist nicht eben nothwendig der Fall. Dessen Erkenntniß kann vielmehr dadurch erleichtert werden, wenn man weiß, was allgemeine, wahre, seligmachende Religionslehre ist, und alsdenn dieser beygefügt, aber auch einem jedem überlassen werden, was und wie viel er davon für wahr halten und annehmen will. Denn das muß nach den lautersten Grundsätzen unserer Kirche einem jeden frey stehn.

Geschähe es aber auch nicht, würde es sogar in etwas verändert: so hätte es doch keinesweges sogar viel zu bedeuten. Hat es nur hinreichenden Grund, wird die Hauptsache dadurch erleichtert und befördert: so hat es so viel nicht auf sich. Diese geht darüber nicht verloren, und wird wohl gar noch ehender erreicht. An und für

*) In seiner vollständigen Einleitung in die Religion- und gesammte Theologie, Band 5. S. 507. f.

ſich kann es doch unmöglich unrecht ſeyn, beſſern Einſichten Platz zu geben, und die ſeinigen mit ihnen zu vereinigen. Sind zumal diejenigen, denen ſie ertheilet werden, damit zufrieden, und erfahren deren Nutzbarkeit an ſich und andern; läßt es ſich ſelbſt eine jüdiſche Gemeine gefallen, daß ihr Rabbi in ihr **Jeſum Chriſtum** den Gekreuzigten, als den wahren Meſſias verkündigt, giebt ſie ihm Beyfall und weicht der Kraft ſeiner Gründe: wer kann etwas dawider einzuwenden haben? Wer kann es ihr verwehren, ihn als ihren Lehrer beyzubehalten? Oder muß er ihr mit Gewalt geraubet werden, weil es nach der Meynung anderer, die nicht mit ihm zu einerley Ueberzeugung gelangt ſind, ſeelenverderbliche und grundumſtürzende Irrthümer ſind, die er in ihr vorträgt? Wäre dieſes nicht die allergrauſamſte Intoleranz, die ſich nur gedenken läßt? Der allerhärteſte Gewiſſenszwang? Würde man nicht von ſolchen verlangen, daß ſie um der Unwiſſenheit und Kurzſichtigkeit anderer willen, ihre beſſere Einſichten und Ueberzeugungen verleugnen, ihnen entſagen, und Dinge für wahr annehmen ſollen, von denen zwar andere, nur ſie nicht, gewiß wären, daß es ſich mit ihnen wirklich alſo verhielte? Und kann ſolches irgend einem Menſchen auch nur zugemuthet werden, ohne in die Rechte ſeines Gewiſſens die allergefährlichſten Eingriffe zu wagen? Dieß wird man gerne zugeben, wenn von andern Religionsparthenen die Rede iſt. So bald es aber unſere eigene betrifft, ſind viele geneigter es in Abrede zu ſtellen. Und doch kann es ſich unmöglich anders verhalten!

Dieß war ſelbſt der Fall zu den Zeiten der Reformation. Hätten die damaligen Lehrer der Gemeinden Bedenken getragen, ihnen ihre erlangte beſſere Einſichten und Ueberzeugungen mitzutheilen: ſie würde wohl nimmermehr zu Stande gekommen ſeyn, und ſo weit um ſich gegriffen haben. Sie thaten es aber ungeſcheut, vermöge ihres Gewiſſens, wenn ſich gleich bey manchen, unlautere und falſche Nebenabſichten mit ſollten beygemiſcht haben. Ihre Gemeinden waren damit zufrieden, und nahmen ſie von ihnen willig und gerne an. Würde man nicht einhellig über den allerunnatürlichſten Gewiſſenszwang ſchreyen, wenn man ihnen ſolches nicht hätte verſtatten, oder ihnen ihre Lehrer mit Gewalt rauben wollen? Und ſollten denn nach jener Zeit, ähnliche Fälle durchaus nicht mehr möglich ſeyn? Sollten ſie ſchlechterdings nur in ihr ſtatt gefunden haben? Es iſt doch ein altes und wahres Wort, daß ſich unter der Sonne nichts neues zutrage, wovon ſich nicht in den vergangenen und nachfolgenden Zeiten, ähnliche Beyſpiele fänden. Sollte denn die Gelegenheit zu ihnen, durch jene ältere auf einmal ſeyn abgeſchnitten worden?

An und für ſich iſt es nichts unmögliches, daß ſich nicht in jeder Kirchenparthey, noch allerley Mängel und Unvollkommenheiten finden, wohl gar neue wieder einſchleichen, und jene anſehnlich vermehren können. Alle menſchliche Einrichtungen und Werke, dergleichen alle äußerliche Religionsverfaſſung iſt, haben dieß mit einander gemein; und ſelbſt der vollkommenſte Menſch, kann ſich nicht davon frey ſprechen: wie viel weniger ganze Geſell-

sellschaften und Kirchenpartheyen. Die Vernünftigsten und Einsichtlichsten in jeder, gestehen es vielmehr willig und gerne zu, sollten sie es auch ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, nur in Nebensachen thun, und die Hauptsache davon ausschließen: und diejenigen schätzen sich am glücklichsten, die zu einer solchen gehören, in der sich die wenigsten befinden; in der der Zugang zu deren Aufhebung und Wegschaffung nicht versperrt ist. Würden nun viele oder wenige ihrer inne, und suchten sie wegzuräumen: so träte eben derselbe Fall wieder ein, der zu den Zeiten der Reformation statt fand. Und was von diesem gilt, muß von jenem auch gelten.

Daß man solche insgemein, als unberufene und unzeitige Reformatoren ansieht und verschreyet, verändert die Sache nicht im geringsten, und kann ihnen in der Anwendung auf sie, mit gleichem Rechte, wieder zurückgegeben werden. Die Katholiken urtheilten von ihnen damals, und selbst noch bis auf den heutigen Tag eben nicht besser: und jene haben nicht mehr Recht dazu, als diese auch hatten. Zu jenen Zeiten war auch nur von Mißbräuchen in der Lehre und in den Gebräuchen die Rede. Sind sie auch in unsern Tagen nicht mehr so häufig, offenbar und handgreiflich, als damalen: so kann doch deren Wegschaffung keinesweges für überflüssig gehalten werden; weil sich etwa die mehresten schon von ihnen hinlänglich befreyt achten. Sie können desto gefährlicher werden, je unbemerkter, heimlicher und verborgener sie zu seyn pflegen. Die Umstände sind sich einander durchaus gleich, und jetzt vielleicht noch stärker

und

und dringender. In unſern Tagen befindet man ſich wenigſtens mehr, zu deren Einſicht und Verbeſſerung im Stande.

Wollte man etwa einwenden, daß es jetzt nicht mehr ſo nöthig ſey: ſo würde man die allgemeine Erfahrung und die Natur der Sache wider ſich haben. Noch nie iſt ſo häufig und dringend, Aenderung und Beſſerung gewünſcht, verlangt und verſucht worden. Und in jenen Zeiten war es mehrerer Urſachen wegen, nicht ſo leicht möglich, gleich etwas ganzes und vollkommenes zu leiſten. Alle Begebenheiten in der Welt, kommen darinnen mit einander überein, daß ſie nach und nach der Vollkommenheit entgegen reifen, ſo wie ſich mehrere Hülfs- und Beförderungsmittel dazu darbieten. Und die konnten in jenen Zeiten, nicht gleich in ihrer ganzen Maaße vorhanden ſeyn. Auf die ſtockfinſtere Nacht, folgt nicht gleich das helle Tageslicht in ſeiner ganzen Heiterkeit; ſondern erſt Dämmerung, dann Morgenröthe, und darauf der völlige Hervorgang der Sonne. Und doch iſt deren Schein von ihrem Glanze im hellen Mittage noch unterſchieden: wäre es aber auch, daß damalen gleich alles, in ſeiner ganzen Vollkommenheit wäre dargeſtellet worden: wer iſt uns Bürge dafür, daß ſie nachmals nicht wieder iſt verringert, oder durch allerley Flecken und Runzeln, aufs neue verunſtaltet worden? Alle Dinge ſind in der Welt einem beſtändigen Wechſel der Abnahme und Zunahme unterworfen. Gar leicht könnte es alſo mit ihr die nemliche Beſchaffenheit haben.

Wollte auch irgend eine Kirchenparthey dieſes nicht zugeben: ſo würde ſie einen Stolz verrathen, der ſeines gleichen nicht hätte, und ſich ſelbſt durch eine ſolche eingebildete Vollkommenheit, den Weg zu deren Erlangung verſperren. Und wo iſt eine in der Welt, die gern einen ſolchen Verdacht wider ſich erregen, und dadurch ſelbſt ihrer eigenen Verbeſſerung, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen wollte? Hatte ſelbſt die apoſtoliſche Kirche, nach den häufigen Ermahnungen der Apoſtel, immerdar nöthig, an Weisheit und Erkenntniß zu wachſen und zuzunehmen, um zu dem vollkommenen Mannsalter in Chriſto Jeſu zu gelangen; die doch unſtreitig in ihrer Art, und nach den Vortheilen der damaligen Zeiten, die beſte, reinſte und vollkommenſte war: ſo wird ſich deſſen noch weniger, irgend eine andere entbrechen, und es mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit von ſich ablehnen können; die ihr nothwendig in gar vielen Stücken, nachſtehen muß. Sie wird es vielmehr für eine ihrer allerheiligſten Pflichten erkennen, und alle dahin gerichtete Bemühungen ihrer Lehrer mit Dank annehmen, ohne ſie deswegen zu nöthigen, aus ihr auszugehen, und ihr Amt in ihr niederzulegen.

Denn durch wen ſollte ſie dahin gebracht werden, ihre Fehler und Gebrechen, die ſie an ſich hätte, einzuſehen, und auf deren Wegſchaffung und Verbeſſerung bedacht zu ſeyn? Denen die in ihrem Schooße leben, wollte man es nicht geſtatten. Da hieße es gleich von ihnen: gehet aus von uns; ihr gehört nicht mehr zu den unſern. Und denen, die ſich außer ihr befinden, kann es noch weniger

ver-

vergönnet werden. Das käme gar einem ſchändlichen Abfall von der erkannten Wahrheit, und deren gänzlichen Verleugnung nahe. Was geht es auch die an, ſie mag ſeyn wie ſie will. Es wäre ſo gar gefährlich. Statt einer Verbeſſerung, könnten ſie ihr nur mehrere Mißbräuche, Fehler und Gebrechen aufbürden; indem keine Kirchenparthey von ihnen ganz rein iſt. Entweder alſo aller Reinigkeit, Verbeſſerung und Vollkommenheit entſagt, oder ſie von denen angenommen, die ſich in ihrem Innern dazu darbieten, und ſich vor andern dazu im Stande befinden.

Dazu berufen oder nicht berufen, das verſchlägt nichts. Auf jeden Menſchen, und noch mehr, auf jeden öffentlichen Lehrer, haftet doch die Verbindlichkeit, immer mehr an Erkenntniß zu wachſen und zuzunehmen, für ſein und ſeiner Nebenmenſchen und ſeiner Kirche Beſtes zu ſorgen, es aus allen Kräften, und auf alle mögliche Art zu befördern. Berufs genug für ihn, darauf ſeine Bemühungen mit gerichtet ſeyn zu laſſen! Zu auſſerordentlichen Sendungen haben wir doch in unſern Tagen keine Hoffnung mehr. Gott thut in ihnen nichts mehr unmittelbar; ſondern läßt alles durch die natürliche Verbindung von Urſachen und Mitteln erfolgen, zu denen er ſelbſt durch ſie, die Veranlaſſungen und Gelegenheiten mit entſtehen läßt, die alsdenn nur ſorgfältig müſſen genützet und angewendet werden.

Und wer ſind denn diejenigen, die in jeder kirchlichen Parthey, den in ihr eingeführten und gewöhnlichen Lehrbegriff veſtgeſetzt, und ſo oder anders beſtimmt haben?

Menſchen, Lehrer und Mitglieder von ihr, die öfters vor andern weiter keinen Vorzug haben, als daß ſie nur vor ihnen gelebt, die erſte rauhe Bahn gebrochen, auf ihr noch in mancher Schwachheit und Unvollkommenheit gewandelt haben, und ihnen wohl gar bisweilen in manchen Stücken nachſtehen. Und Menſchen, Lehrer und Mitglieder von ihr wie ſie, die ſich vielleicht vor ihnen und ſelbſt durch ſie mit, in günſtigern und vortheilhaftern Umſtänden befinden, als es ihnen je möglich war, ſollten nicht eben ſo viel Recht haben, von ihren Lehrmeynungen und Beſtimmungen wieder abgehen, und andere an deren Stelle ſetzen können, wenn ſie ſich durch hinlängliche, gerechte und dringende Gründe dazu bewegt befänden? Wo findet da nur einige Gleichheit unter Menſchen ſtatt, die doch nothwendig einerley Rechte mit einander haben und genießen müſſen? Jene haben gewiß eben ſo wenig das Privilegium der Unfehlbarkeit aufzuweiſen, als es ſich dieſe jemalen anmaßen werden. Und das Privilegium zu denken und zu unterſuchen, haben dieſe gewiß eben ſo wenig an jene verpachtet gehabt, als ſie ihnen und andern das Recht dazu abſprechen ſollten. Alle ſind ſich dießfalls unter einander, die äußerliche, aber auch öfters ſehr zufällige Unterſcheidungszeichen weggerechnet, durchaus gleich.

Wie ſich unterdeſſen dieſes, mit den politiſchen und Kirchlichen Einrichtungen und Verfaſſungen zuſammen reime, und mit ihnen zu vereinbaren ſey, deſſen Unterſuchung wird in dem folgenden vorkommen; da bisher davon nur im Allgemeinen iſt gehandelt worden.

Zweytes Hauptstück.

Von der Eintheilung der Toleranz, nach ihren verschiedenen Veranlassungen und Gegenständen.

Die Toleranz setzt eigentlich Verschiedenheit der Meynungen in Ansehung der Religion voraus. Stimmten alle wegen ihrer, in ihren Einsichten und Ueberzeugungen mit einander überein: so wäre sie völlig überflüssig. Da aber dieses nicht ist: so entsteht daraus die Verbindlichkeit, sich ihrer zu befleißigen. Bey aller Eintracht der Menschen, sich zur Religion verpflichtet zu achten, weichen sie in Ansehung ihrer, am häufigsten und stärksten von einander ab. Kaum wird in irgend einer andern Sache, so eine große Verschiedenheit unter ihnen anzutreffen seyn. Jeder Welttheil faßt mehrere Arten von ihr in sich: und jede Hauptart theilt sich wieder in verschiedene Nebenzweige ab.

Die Religion besteht eigentlich aus zwey Haupttheilen: aus Gesinnungen und Handlungen, die sie vorschreibt, dem göttlichen Wohlgefallen gemäß zu wandeln, nach ihm zu streben, und sich desselben versichert zu halten; und aus Lehren, Grundsätzen und Hoffnungen, die sich auf sie beziehen, aus denen sie herfließen, und die Versicherung des göttlichen Wohlgefallens bekräftigen.

In Ansehung jener, findet überhaupt, einige Mängel, Zusätze, Uebertreibungen und Verbesserungen wegzurechnet,

gerechnet, weniger Verſchiedenheit ſtatt. Alle, wenigſtens chriſtliche Religionsparthenen, kommen darinnen mit einander überein, daß jeder Menſch, Gott, ſich und ſeinen Nebenmenſchen, gewiſſe Pflichten ſchuldig ſey; ob ſie dieſelben gleich bisweilen verſchiedentlich beſtimmen, einſchränken oder ausdehnen. Das hängt aber mehr, von den verſchiedenen Grundſätzen ab, die ſie annehmen, als daß es in ihnen ſelbſt eine weſentliche Veränderung wirken ſollte. Der Hauptſache nach bleiben ſie immer ein und eben dieſelben. Nur in deren Anwendung und Ausübung, entſpringt bisweilen einige Verſchiedenheit daraus.

Selbſt die Sittenlehre der Vernunft oder der Natur, ertheilt größtentheils eben dieſelben Vorſchriften, die das Chriſtenthum ſeinen Bekennern vorlegt. Bloß in Anſehung der Grundſätze, auf die ſie beyde gründen, und der Bewegungsgründe, durch die ſie deren Beobachtung unterſtützen, weichen beyde von einander ab.

Aller Unterſchied, der ja noch unter den Pflichten ſelbſt ſtatt hat, ſchränkt ſich bloß auf die äußerliche und öffentliche Beweiſe der Ehrerbietung gegen Gott; oder die ſogenannte äußerliche Religionshandlungen und Gebräuche ein. Der beruht aber eben ſo wieder auf der Verſchiedenheit der Meynungen, Grundſätze und Vorſtellungen, die ſie ſich beſonders von der Gottheit und des ihr zu leiſtenden Dienſtes machen, oder ihnen ſonſt ergeben ſind. Alles läuft alſo am Ende, eigentlich auf ſie hinaus. Dächten alle in Anſehung ihrer einſtimmig: ſo

würde

würde alle dieſe ſcheinbare Verſchiedenheit wegfallen. Das iſt es aber, worinnen ſich alle Religionsparthenen größtentheils von einander abſondern, und weswegen ſelbſt unter ihren eigenen Mitgliedern, bisweilen einige Mißhelligkeit herrſcht.

Jene Vorſchriften der dem Willen Gottes gemäßen, zu ſeinem Wohlgefallen gereichenden, und zu dem eigenen Wohl der Menſchen ausſchlägenden Geſinnungen und Handlungen, werden insgemein, als eine beſondere Art Wiſſenſchaft angeſehen, die den Namen der **Moral** oder **Sittenlehre** führt, weil ſie ſich vornehmlich mit dem äußerlichen Verhalten oder Sitten der Menſchen beſchäfftigt; ob ſie gleich mit den Lehren der Religion, auf die ſie ſich gründen, unauflöslich zuſammenhängen, mit ihnen eigentlich ein Ganzes ausmachen, nnd das Weſentliche der Religion oder Gottesverehrung vornemlich in ihnen beſteht. Dieſe oder die Lehren, die ſich auf ſie beziehen, die Grundſätze, die bey ihnen zum Grunde liegen, und die Hoffnungen, die deren Ausübung beleben, machen alsdenn wieder eine beſondere Art Wiſſenſchaft aus, die mehrentheils mit dem Namen der **Theologie** belegt wird, und diejenige Kenntniſſe in ſich faßt, die nach dem Sinn einer jeden Religionsparthey, von Go[illegible], dem Menſchen, und dem was zu ihrem Beſten gereicht, zu wiſſen nöthig ſind. Dieſes wird gemeiniglich der theoretiſche, jenes aber der praktiſche Theil der Religion genennt, deren Werth nach der Verſchiedenheit der Grundſätze, denen jeder zugethan iſt, verſchiedentlich beſtimmt wird; ſo daß jener öfter über dieſen, und dieſer über

jenen

jenen zur Ungebühr erhoben, oder auch unter einander erniedriget werden: da sie doch beyde einander an Würde gleich sind, eins ohne das andere nicht bestehen, wenigstens keines für sich ein vollendetes Ganze ausmachen kann.

Wäre in Ansehung jener einige Toleranz nöthig, so würde sie mit höchstem Rechte, den Namen der sittlichen oder moralischen verdienen; so wie diese unter der Benennung der theologischen eigentlich vorkommt. In Ansehung jener, ist sie aber weit weniger erforderlich; da überhaupt wegen ihrer, mehrere Uebereinstimmung herrscht, als in Betreff dieser wohl je zu hoffen steht.

Der ewige und unveränderliche Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Gutem und Bösen, ist in der Natur der Sachen und der Menschen, dem Besten der Gesellschaft und der täglichen Erfahrung, viel zu veste gegründet, als daß er durchaus könnte verkannt, und beydes unverantwortlich durch einander gemenget werden. Und die göttlichen Belehrungen durch Natur und Offenbarung, bringen in beydes so viel Licht, Deutlichkeit und Gewißheit, daß man sich selbst in den meisten zweifelhaften Fällen, mit entschiedener und vollkommener Zuverlässigkeit, nach ihm richten kann, wenn man zumal die tägliche Erfahrung dabey fleißig mit zu Hülfe nimmt. Alles kommt also dießfalls nur auf den Gebrauch an, den man von ihnen macht, und auf die Treue, mit der es geschiehet. Beyde sind aber so leicht zu finden und abzumerken, daß sie bey dem geringsten Nachdenken, leicht können in Ausübung gebracht werden.

Nicht

Nicht leicht wird daher eine, zum vernünftigen Nachdenken aufgelegte und gewöhnte Religionspartey ſeyn, die ſich in Anſehung des natürlichen Rechts und der Billigkeit irren ſollte. Keine auf die Natur der Menſchen ſich gründende, und dem geſellſchaftlichen Beſten angemeſſene Religion, wird jemalen Mord, Hurerey, Ehebruch, Unzucht, Diebſtahl, Völlerey, Läſterung, Zorn, Neid, Rachbegierde, Unverſöhnlichkeit, Gottesleugnung, u. ſ. w. für erlaubte und rechtmäßige Handlungen erklären, deren freye und ungezähmte Ausübung ſie verſtattete; wenn ſich gleich ihre Bekenner, derſelben öfters ungeſcheut, und wohl gar unter dem Scheine der Religion ſchuldig machen. Allezeit wird ſie dieſe und ähnliche Handlungen, ſammt den Geſinnungen, aus denen ſie entſpringen, als unrecht, ſündlich und nachtheilig verdammen. Und ihre beſten und lauterſten Verehrer, werden ſichs jederzeit angelegen ſeyn laſſen, ſich nach dieſen ihren Vorſchriften zu richten, und deren Ausübung zu entſagen.

Eben ſo wird eine jede das menſchliche Beſte zur Abſicht habende Religion, Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen gegen und auf die Gottheit, Rechtſchaffenheit des Herzens und Sinnes, Mäßigkeit, Nüchternheit, Keuſchheit, Ehrliebe, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Treue in Erfüllung ſeiner Zuſagen, Aufrichtigkeit, Friedfertigkeit, Verſöhnlichkeit, Sanftmuth, Demuth, Geduld, Menſchenliebe, Patriotismus, Unterwerfung und Gehorſam gegen diejenigen, denen man durch Natur, Stand und Lebensart unterworfen iſt, u. ſ. w. lehren und von denen

fordern, die sich zu ihr halten: obgleich öfters viele nicht an deren Ausübung denken. Und in keiner wird es an solchen fehlen, die deren Billigkeit nicht anerkennen, sich ihrer befleißigen, und öfters leuchtende Beyspiele von ihnen geben sollten. Ist selbst die Religion der Abgötter nicht davon auszunehmen, ob sich gleich unter ihnen, je nachdem sie sich von ihren eingebildeten oder erdichteten Gottheiten, diese oder jene Vorstellungen gemacht haben, oder noch machen, zu jener Ausübung und dieser Unterlassung, mehr natürliche und ungesuchte Veranlassung gefunden hat und noch findet, als je unter denen, die den einigen wahren Gott erkennen und verehren, möglich seyn wird: so muß dieses um so mehr von allen christlichen Religionsparthenen gelten, wenn gleich öfters die große Menge unter ihnen, jenen gleich zu seyn, oder ihnen wohl gar nachzustehen scheint.

Zwar hat jener bekannte Verfasser der Fabel von den Bienen, die Laster als dem menschlichen Besten nützlich und zuträglich vorstellen oder abschildern wollen. Wenn er es aber nicht etwa nur zur Absicht gehabt hat, auf das ganze menschliche Geschlecht, oder seine eigene Nation, eine sehr bittere und beißende Satyre zu schreiben: so ist nicht abzusehen, wie er es im Ernste damit habe meynen können; so sehr widerspricht ihm alles gesunde Gefühl und die tägliche Erfahrung. Er müßte dann den allernatürlichsten Egoismus, mit dem geflissentlich vermengt haben, was man unter dem allgemeinen und besondern Besten aller einzelnen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft versteht. „Die Tugend, spricht einer

einer der größten und aufgeklärtesten Philosophen unsers Jahrhunderts,*) „ist das vesteste Band der menschlichen Gesellschaft, und die Quelle der öffentlichen Ruhe. „Ohne sie würden die Menschen gleich den wilden Thieren, noch blutdürstiger als die Löwen, grausamer und „treuloser, als die Tiger seyn; ja ohne sie würden sie in „Ungeheuer ausarten, deren Gegenwart man fliehen „müßte." Dieses Zeugniß in so einer wichtigen Angelegenheit, und aus einer solchen Feder, ist wichtiger, als daß man es nicht immer im Andenken behalten sollte, und es nicht vermögend wäre, jene blendende Vorstellungen, völlig über den Haufen zu werfen.

Freylich können Enthusiasmus und Schwärmerey, jene natürliche Empfindungen des Rechts und Unrechts, eine Zeitlang betäuben und unterdrücken, und selbst den göttlichen Belehrungen darüber, eine falsche und schiefe Wendung ertheilen. Und unter keiner Religionspartey, fehlt es bisweilen ganz an Beyspielen daran. Was stimmt zum Exempel mit ihnen mehr überein, als die allen natürliche Rechte der Toleranz und Gewissensfreyheit? Wie ungeneigt sind aber dem ohngeachtet immer viele gewesen, sie einem jeden ungestöhrt genießen zu lassen? Aber ganz und auf immer, können sie wohl nie unterdrückt und verkannt werden. In jeder werden ruhigere und aufgeklärtere Zeiten kommen, in denen ihre Feinde ihre

*) In seinem Versuch über die Selbstliebe, als ein Grundsatz der Moral betrachtet, Berlin, 1770. gleich im Anfange.

ihre Macht verlieren. Mehrere oder wenigere werden sich jederzeit finden, die sie hervorzuziehen und geltend zu machen suchen. Und je mehrere sich dazu mit einander nach und nach verbinden, desto ausgebreiteter und gesegneter werden ihre hierauf gerichtete Bemühungen seyn; und durch sie mehr Moralität, in die Gesinnungen und Handlungen der Menschen gebracht werden, die jene mit der Zeit völlig überwältigen.

In Betreff dessen, was recht und gut, unrecht und böse ist, kann und darf also eigentlich keine Toleranz statt finden. Der würde sich der sträflichsten Gleichgültigkeit gegen Laster und Tugend, und das wahre Beste der Menschen schuldig machen, der so etwas behaupten wollte. Und diejenigen haben daher vollkommen recht, die diejenigen von ihr ausschließen, die sie unverantwortlich durch einander mischen, und das natürliche Gefühl von ihnen ersticken. Kein Eifer ist edler und rechtmäßiger, als der auf die Vermeidung des Bösen, und die Ausübung des Guten gerichtet ist. Dieß ist daher auch wohl die Ursache mit, warum man die Toleranten, selbst einer Art von Intoleranz insgemein beschuldigt. Die Sache, die sie verfechten, gründet sich auf die Rechte des natürlichen Rechts und der Billigkeit, deren Verräther sie werden würden, wenn sie weniger herzhaft und muthig auf ihr beständen, und sich durch die Ungerechtigkeiten der Intoleranz davon abschrecken ließen. Derjenige erweiset also der menschlichen Gesellschaft den größten Dienst, der auf deren Aufrechthaltung dringt, und sorgt für ihr Bestes recht nachdrücklich.

Und

Und darauf ſtützen ſich vornemlich die Forderungen des Chriſtenthums: mit den unfruchtbaren Werken der Finſterniß, keine Gemeinſchaft zu haben, ſondern ſie vielmehr zu ſtrafen;*) den der Böſe iſt, von ſich hinaus zu thun, und nichts mit ihm zu ſchaffen zu haben: ſo, daß wenn jemand iſt, der ſich läßt einen Bruder nennen, und iſt doch ein Hurer, oder ein Geiziger, oder ein Abgöttiſcher, oder ein Läſterer, oder ein Trunkenbold, oder ein Räuber, man auch mit dem nicht einmal eſſen, das iſt, keine Gemeinſchaft unterhalten ſoll;**) damit es nicht das Anſehen gewinne, als billige man ſeine ſündliche Werke, und nehme gar Antheil an ihnen.

Zwar verlangt es auch, die Böſen mit Geduld und Sanftmuth zu tragen.***) Aber damit wird eigentlich nichts anders gefordert, als daß man ihnen nach dem Beyſpiel Gottes, der auch gütig iſt über die Undankbaren und Boshaften, und ſeine Sonne läſſet aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läſſet regnen, über Gerechte und Ungerechte,****) die Beweiſe der allgemeinen Güte und Menſchenliebe nicht verſage, und aufhöre für ihr Beſtes zu ſorgen; welches uns auch Jeſus in dem Gleichniſſe von dem Unkraute auf dem Acker*****)

*) Epheſ. 5, 11.

**) 1 Corinth. 5, 9 — 13.

***) 2 Timoth. 2, 24.

****) Matth. 5, 45. Luc. 6, 35.

*****) Matth. 13, 24 — 30.

hat zu Gemüthe führen wollen. Dieß kann aber alles geſchehen, ohne daß man deswegen eine ſtrafbare Gleichgültigkeit gegen das Gute oder das Böſe verrathe. Ausdrücklich wird dieß auch in ihm unterſagt, und über die das Wehe ausgerufen, die Böſes gut, und Gutes böſe heißen; die aus Finſterniß Licht, und aus Licht Finſterniß machen; die aus ſauer ſüß, und aus ſüß ſauer machen *). Eifern iſt gut, wenn es allezeit um das Gute geſchieht **).

Freylich können ſich in der Anwendung auf einzelne Geſinnungen und Handlungen, allerley zweifelhafte Fälle ereignen, in denen es ungewiß iſt, ob ſie gut oder böſe, recht oder unrecht ſind. Und dann iſt es ſelbſt Pflicht, mit den daraus entſpringenden Fehlern ſeiner Nebenmenſchen, Nachſicht und Geduld zu haben, und ihres irrenden Gewiſſens zu ſchonen. Aber dadurch wird der natürliche Unterſchied unter dem Guten und Böſen nicht aufgehoben, ſondern dabey voraus geſetzt, und nur in der Anwendung gefehlt. Dieß hängt aber wieder gröſtentheils von der Verſchiedenheit der Einſichten und Grundſätze ab, die jeder hat, und ſich nach ihnen richtet; wegen der eben die meiſte Toleranz nöthig iſt, wenn ſie nicht zu offenbar unrechten und ſündlichen Handlungen hinführen, und jenen Unterſchied zernichten. Kämen alle wegen ihrer überein, und wäre es möglich,

es

*) Jeſ. 5, 20.

**) Galat. 4, 18.

es dahin zu bringen: so würde es dergleichen zweifelhafter Fälle weit weniger geben.

Ein solcher Fall fand in den ersten Zeiten des Christenthums, wegen der im mosaischen Gesetze als unrein verbotenen Speisen, der jüdischen Sabbathsfeyer, und des Essens von dem den Götzen geopferten Fleische statt, von dem **Paulus** bey verschiedener Gelegenheit redet, und Nachsicht gegen Irrende und Schwache empfiehlt.*) Jeder der jene noch beobachtete, und sich von diesem enthielte: glaubte recht zu haben. Und jeder, der sich nach jenen nicht mehr richtete, und dieses genosse, glaubte ebenfalls recht zu haben. Alles nach den verschiedenen Einsichten und Grundsätzen, die jeder hegte, ob das mosaische Gesetz die Christen verbinde, oder nicht, ein Götze in dieser Welt etwas oder nichts sey, und man sich dadurch der Abgötterey schuldig mache oder nicht. Und obgleich die letztern eigentlich recht hatten, so sagt doch **Paulus**: welcher auf die Tage hält, der thuts dem Herrn, und welcher nichts darauf hält, der thuts auch dem Herrn. Welcher isset, der isset dem Herrn; denn er danket Gott. Welcher nicht isset, der isset dem Herrn nicht und danket Gott. Und ermahnet sie: ein jeglicher sey seiner Meynung gewiß. Denn alles, was nicht aus dem Glauben, das ist, aus der Ueberzeugung gehe, daß es recht sey, das wäre Sünde. Selig wäre der, der ihm selbst kein Gewissen mache, in dem das er annähme.

*) Römer 14, 1 bis Cap. 15, 7. 1 Corinth. 8. 9. 10. Cap.

nähme. Doch wäre es beſſer, lieber gar kein Fleiſch zu eſſen, und keinen Wein zu trinken, als ſeinen Bruder, der das Erkenntniß nicht hätte, dadurch zu ärgern.

Daß aber in dem theoretiſchen Theile der Religion, ſo viele Verſchiedenheit ſtatt findet, wird diejenigen nicht befremden, denen bekannt iſt, daß es mit allen andern menſchlichen Kenntniſſen, eben die Bewandniß hat. Faſt iſt keine auf das Verhalten der Menſchen beziehende Wiſſenſchaft, von der nicht ein gleiches gölte. In der Jurisprudenz, in der Medicin, in der Diätetik, in der Pädagogik, in der Staatskunſt, in dem Cameralweſen, in der Oekonomie, giebt es eben ſo viel Grundſätze und von einander abweichende Meynungen, als in der Theologie. Und wie nun deswegen eine juriſtiſche, mediciniſche, diätetiſche, pädagogiſche, ſtaatiſtiſche, cameraliſtiſche und ökonomiſche Toleranz, nöthig und gewöhnlich iſt; ſo muß es eben ſo wohl eine theologiſche geben.

Zwar werden jene Wiſſenſchaften insgemein nicht mit dieſer von ähnlicher Wichtigkeit gehalten. Aber ſie haben doch öfters auf das bürgerliche und zeitliche Beſte der Menſchen, eben ſo viel Einfluß, als dieſe auf das geiſtliche und ewige. Und dieſes hängt öfters von jenem mit ab. Verſchiedenheit der Meynungen in ihr, iſt alſo nicht mehr oder weniger ſchädlich und nachtheilig, als in jenen auch. Kann jenes bey ihr beſtehen, ſo kann es mit dieſem die nemliche Beſchaffenheit haben.

Eben so wenig wird man sich darüber wundern, wenn man der Art und Weise nachgedacht hat, wie die Religion unter die Menschen ist gekommen und gebracht worden. Bey einigen war sie die Frucht eigenen Nachdenkens. Bey andern gründete sie sich auf unmittelbare göttliche Belehrungen, die sie entweder von Gott selbst hatten, oder zu haben vorgaben, oder durch außerordentlich von ihm gesandte Lehrer erhielten. Zu diesen kamen nachmals mehrere hinzu, von deren Wahrheit und Göttlichkeit sich aber nicht alle, gleich den vorigen, allezeit überzeugen konnten. Und ob sich gleich ursprünglich alle Religion auf göttliche Offenbarung zu gründen scheint, so daß selbst die natürliche Religion, vielleicht ohne sie nicht seyn würde, was sie ist; alle Religionsparthegen wenigstens dergleichen vorgeben, und sich dadurch Ansehen und Credit zu verschaffen suchen: so mußte sie doch nothwendig allerley Gestalten annehmen, je nachdem die Menschen ihr Nachdenken auf sie richteten, und es weniger oder mehr mit ihr verbanden.

Erinnert man sich hierbey an die verschiedene Anlagen, Talente und Geistesfähigkeiten der Menschen, und andere Umstände, in denen sie sich öfters befinden, und die gemeiniglich sehr verschieden ausfallen: so wird es noch weniger seltsam scheinen. Oefters ist einem Menschen etwas einleuchtend und begreiflich, das es einem andern nicht ist. Einer siehet bisweilen weiter als der andere. Ungemein viel kömmt dießfalls auf die natürliche Anlagen und Fähigkeiten eines jeden an. Viel hängt aber auch dabey von deren Ausbildung, Anwendung und

Gebrauch ab. Und wie verſchieden pflegen oft Menſchen in Anſehung beyder zu ſeyn? da wohl nicht zwey zu finden ſind, die ſich darinnen einander durchaus gleich ſeyn ſollten. Oefters geht einem in dieſer oder jener Situation, in die er ſich durch die göttliche Vorſehung verſetzt ſieht, über dieſes und jenes ein beſonderes Licht auf, deſſen man zuvor entbehren mußte, das ſeinen Glanz immer mehr und mehr verbreitet, je mehr man ihm nachgeht, und in ihm zu wandeln ſucht.

Ueberhaupt ſind die menſchliche Kenntniſſe eines ſteigen Wachsthums fähig. Nicht alle ſtreben aber immer darnach. Und die es thun, finden nicht allezeit Nachfolger. Mit manchen Kenntniſſen währt es oft ziemlich lange, bis ſie allgemein ausgebreitet werden. Und was manchmal zu einer Zeit und unter einem Volke für unmöglich und unbegreiflich, für falſch und unrichtig gehalten wird, wird in andern Zeiten und Ländern für lichtvoll und deutlich, für wahr und richtig erkannt.

So gar lange iſt es noch nicht her, daß man das copernicaniſche Syſtem, von Einrichtung des Weltgebäudes, als unrichtig und falſch, ſogar als ſchriftwidrig anſahe, die, die es annahmen, als ketzeriſch verdammte, und wohl gar mit Feuer und Schwerdt verfolgte. Und in der römiſchen Kirche giebt es noch manche, ſo wie unter dem gemeinen Volke viele, die es noch ſo anſehen: ob es gleich jetzt als allgemein richtig, von denen, die es verſtehen, angenommen wird. Wer ſonſten Gegenfüßler glaubte, mußte gut Glück haben, wenn er dem Scheiter-

terhaufen entfliehen wollte. Und Christophorus Columbus und Americus Vesputius würden ihm schwerlich entrunnen seyn, wenn ihnen nicht das Glück günstig gewesen wäre. Und nach ihnen zweifelt niemand mehr an deren Wirklichkeit. Wie viele natürliche Kunststücke, würden vor noch nicht gar hundert Jahren, Hexenprocesse erregt haben, an die jetzt niemand mehr denkt, und sich ungescheut auf sie legen kann? Und mit den religieusen Einsichten der Menschen hat es eben die Beschaffenheit. Wer hätte zu den Zeiten der Buxtorfe, an der Göttlichkeit der Vocalpuncte des hebräischen Textes zweifeln dürfen, ohne für irrgläubig angesehen zu werden, für die heute zu Tage kein Verständiger mehr eifert?

Denkt man sich hierzu noch die verschiedenen Temperamente, Neigungen und Leidenschaften der Menschen; so wird man in ihnen eine neue Quelle von ihr entdecken. Ihnen zufolge, legt einer öfters auf diese, und ein anderer wieder auf jene Vorstellungen mehr Gewicht, und findet in ihnen seine Beruhigung und Glückseligkeit. Einer kleidet sie in diese, und ein anderer wieder in eine andere Gestalt ein. Einer erwartet von ihr, nach seinem individuellen Charakter mehr Nachsicht; da ihr ein anderer mehr Strenge benimmt. Einer hüllt sie seiner lebhaftern und feurigern Imagination zufolge, in allerley Bilder und sinnliche Gebräuche ein; da sie ein anderer, nach seiner kältern und ruhigern Denkungsart, dagegen mehr in abgezogene Begriffe und nachdenkliche Vorstellungen verwandelt. Einer setzt die Seligkeit die sie verheißt und bewirkt, in angenehme, sinnliche Vergnügungen, ein

anderer, in geiſtige Vollkommenheit und Zufriedenheit. Selbſt der beſondere Nationalcharakter eines Volks, iſt auf ſie und beſonders auf ihr äußerliches, mit von Einfluß. Unter den **Spaniern** erlangt ſie ein ſtolzes und hochtrabendes, unter den **Engländern**, ein finſteres und tiefſinniges, unter den **Franzoſen**, ein ſpielendes und witziges, unter den **Italiänern**, ein prächtiges, die äußerlichen Sinne reizendes und vergnügendes, unter den **Deutſchen**, ein ernſthaftes, geſetztes und nachdenkliches Anſehen. Und der **Holländer** richtet ſich mit ihr nach ſeinem Intereſſe; ſo wie der **Chineſer** und **Japaneſer**, nach ſeiner für ſich eingenommenen Vaterlandsliebe.

Vergleicht man hiermit noch die Macht der Geburt, der Erziehung, der Gewohnheit, des Standes, der Lebensart, der Vorurtheile des Anſehens, der Menge und des Alterthums, und wie oft ſich das Intereſſe mit in ſie gemiſcht hat: ſo wird noch begreiflicher, wie nicht nur ſo viele Verſchiedenheit in ihr, in der Welt hat einreißen, ſondern ſich auch erhalten können. Oefters hat ein Menſch zu der ganzen religieuſen Denkungsart eines Landes oder Volks den Weg gebahnt. Durch das Anſehen, das er ſich dadurch erworben, haben ſich alle in ſeine Einſichten und Vorſtellungen hineingedacht, und ſie zu den ihrigen gemacht. So leicht es nun an ſich möglich iſt, daß er ſich nicht alles auf das richtigſte kann vorgeſtellet haben, und ſelbſt durch gewiſſe Umſtände daran iſt verhindert worden, die wenn ſie ſtatt gefunden hätten, oder weggefallen wären, ihn weiter würden haben ſehen laſſen: ſo wenig ſind doch öfters die mehreſten geneigt, ſo etwas

auch

auch nur zu befürchten. Werden nun mehrere oder wenigere etwas dergleichen inne, oder vermeynen es wenigstens, und verlangen mit ihm gleiches Recht zu genießen: so muß nothwendig Verschiedenheit der Meynungen und Einsichten entstehen. Und je beträchtlicher oder weiter um sich greifender sie ist, desto leichter wird sie zu von einander abweichenden Religionsparthenen Gelegenheit geben.

Nicht alle werden ihnen jener Ursachen wegen mit jenem jederzeit gleiche Rechte einräumen, und noch weniger geneigt seyn, ihnen nachzugeben, oder ihnen zu gefallen, ihre einmalige wirkliche oder vermeyntliche Einsichten und Ueberzeugungen abzulegen und fahren zu lassen. Solchen bleibt also nichts weiter übrig, als entweder ihre bessere Einsichten und Ueberzeugungen, andern zu gefallen zu unterdrücken; oder aber, wenn dieses nicht angeht, sie andere nicht an ihnen dulden, und es ihnen verstatten wollen, sich ruhig nach ihnen zu richten, neue Religionsparthenen zu stiften. Dieß war selbst der Fall zu den Zeiten der Apostel und unserer ersten Reformatoren. Jene wären vielleicht nimmermehr aus der jüdischen Kirche, zu der sie sich immer noch zu halten suchten, ausgegangen, sondern hätten sie in die christliche mit aufgenommen, wenn sich alle Juden mit ihnen vereinigt, und ihre bessere Lehre angenommen hätten. Und Luther wäre sicher in der römischen Kirche geblieben, wenn sie es ihm vergönnet hätte, seinen Einsichten und Ueberzeugungen zu folgen, und ihn nicht selbst aus ihr ausgestoßen hätte. Eben so können auch wieder mancherley

cherley Misbräuche eingeschlichen seyn. Und je mehr ihrer manche gewohnt sind, desto weniger lassen sie sich dieselben gerne wieder rauben. Sie halten sie öfters nicht für das, was sie sind, und setzen wohl gar das Wesentliche der Religion mit in sie.

Diese Ursachen finden selbst in Ansehung des Christenthums mit statt, und werden noch durch andere ansehnlich vermehrt; ohnerachtet es sich ganz auf unmittelbare göttliche Belehrungen, durch besonders dazu ausgerüstete und authorisirte Lehrer gründet. Und darum hat es auch von je her, so viele Secten und Partheyen unter den Christen gegeben.

Die christliche Kirche wurde Anfangs aus mancherley Völkern und und Zungen gesammlet, die vorher sehr verschieden dachten, verschiedene Vorerkenntnisse, Philosophien, Nationalvorurtheile und Meynungen hatten, die sie denn mit in das Christenthum hinüberbrachten. Jeder der sich zu ihm wandte, deutete daher dessen Lehren nach den Vorstellungen die er vorher schon gehabt hatte, und suchte sie mit seinen vormaligen Einsichten und der Philosophie, der er war ergeben gewesen, in verschiedener Absicht, zu vereinigen und zu verbinden. Nothwendig mußte dadurch eine große Verschiedenheit der Meynungen und Vorstellungen erzeuget werden. Und darum dachten nicht nur die sogenannten Kirchenväter selbst so verschieden, sondern es mußten auch unausbleiblich allerley Spaltungen, Secten und Partheyen entstehen.

Hätten alle mit den Haupt- und Grundlehren des Christenthums übereingestimmt: so möchte es immer noch angegangen seyn. Da aber manche denselben gerade zu entgegen waren, und wohl gar ans irrige und falsche angrenzten: so erwachte der Eifer, für die Reinigkeit der Lehre zu wachen. Die unselige Verdammungssucht derer die anders dachten, gesellete sich mit der Zeit dazu und vermehrte das Uebel. Jeder überredete sich, daß seine Vorstellungen die besten wären, mit der Lehre der Schrift am meisten übereinstimmten, und hielte es deswegen für nöthig, sich von anders denkenden abzusondern, und sie als falsch und irrig zu verdammen. Dieß geschahe nicht nur gegen solche, deren Meynungen und Vorstellungen, den Grundsätzen und Hauptlehren des Christenthums wirklich zuwider waren; sondern auch gegen diejenigen, deren Meynungen und Lehren mit ihm gar wohl bestehen konnten, und lediglich aus ihm herflossen. Der Geist der Schwärmerey kam nachmals dazu, und machte die Spaltungen noch größer. Und die gelehrte Theologen legten sich darüber endlich gar auf so viele spitzfündige Untersuchungen, daß die Anzahl der Religionsmeynungen, fast bis ins Unendliche laufen mußte.

Manche Lehren der Schrift, liegen gewissermaßen außer dem Gebiete der menschlichen Begriffe. So bald man sich daher durch jene Veranlassungen, in deren nähere Untersuchung einließ, war es fast unvermeidlich, daß nicht verschiedene Vorstellungen von ihnen hätten erzeuget werden sollen. Daß ein Gott sey, ist leicht einzusehen: wie er aber ist, schwerer zu begreifen. Daß Gott als

Vater,

Vater, Sohn und Geiſt zu ehren ſey, wird klar in der Schrift gelehrt. Was aber für ein inneres Verhältniß unter ihnen, in Anſehung der einigen und wahren Gottheit ſtatt findet, iſt weniger deutlich in ihr enthalten, und kann wohl niemals vollkommen deutlich gemacht werden. Daß Jeſus der Sohn Gottes, Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen ſey, ſteht deutlich in der Schrift. Wie er aber der Sohn Gottes ſey, wenn man nemlich dieſe Benennung deſſelben, auf ein von dem Vater und Geiſte verſchiedenes Subject in der Gottheit zieht, iſt nicht deutlich in ihr angegeben, außerdem ſchwer zu beſtimmen und gewiſſermaßen faſt unmöglich.

Ob alſo gleich die Chriſten eine und eben dieſelbe Quelle ihres Glaubens annahmen, ſo mußten ſie doch nothwendig auf verſchiedene Vorſtellungen geleitet werden, ſo bald ſie nicht bey den Hauptwahrheiten der Schrift ſtehen blieben, ſondern mehr wiſſen wollten, und ins kleine gehende Unterſuchungen anſtellten. Wagt man es zumal weiſer zu ſeyn, als Gott, und mehr beſtimmen und veſtſetzen zu wollen, als er zu thun für gut befunden hat: ſo ſind Spaltungen und Partheyen unvermeidlich. Und geht man vollends ſo weit, dieſe und jene ſo entſtandene einzelne und nähere Beſtimmungen, zu Bedingungen der Seligkeit zu machen und die Wahrheit nur an ſie zu knüpfen: ſo wird der Riß unheilbar. Jeder hält ſich alsdenn berechtigt, ſich mit andern gleicher Rechte anzumaßen, ſeine Vorſtellungen den ihrigen entgegen zu ſtellen und ſich durch ſie nicht binden zu laſſen, dieſes oder jenes nur ſo anzunehmen, wie es von ihnen iſt beſtimmt

und vestgesetzt worden, da es von Gott selber nicht geschehen ist. Und dann ist der Mishelligkeiten kein Ende.

An und für sich kann zwar niemand etwas darwider einzuwenden haben, wann viele hundert, ja tausend und noch mehrere christliche Lehrer, dahin miteinander übereinkommen, sich unter dem Sohne Gottes, ein von dem Vater verschiedenes Subject in der einigen Gottheit zu gedenken; wenn es nur nach ihrer besten Einsicht in den Sinn und den Verstand der Schrift geschieht. Aber sie dürfen nur auch nicht verlangen, daß es andere eben so in ihr finden sollten und müßten, und Wahrheit und Seligkeit nur allein an diese Vorstellung knüpfen. Ihre Uebereinkunft kann andern deswegen keine verbindliche Vorschriften auflegen. Sie erstreckt sich bloß auf ihre Personen, und so lange diese Ueberzeugung bey ihnen fortdauert. Und so gut sie ihnen diese gönnen, und ihnen die Freyheit dazu nach ihrem Gewissen überlassen müssen; eben so wohl können sie dieses von ihnen auch fordern.

Ueberhaupt geht es mit der heiligen Schrift, wie mit einem jeden andern schriftlichen Aufsatze oder mündlichem Vortrage. Nicht alle Leser oder Zuhörer, verbinden mit den Worten, die gesagt oder geschrieben werden, einerley Begriffe. Und daher müssen nothwendiger Weise sehr verschiedene Vorstellungen entstehen. Dieß ist so gewiß, daß man in einem Buche, das man vor zwanzig oder mehr Jahren gelesen hat, das nicht allemal wieder findet, was man vormals in ihm fand, wenn man es nach Verlauf dieser Zeit wieder liefet. Bringt

man

man zumal zu deſſen Leſung allerley vorläufige Meynungen mit, oder iſt mit gewiſſen Vorurtheilen gegen ſelbiges eingenommen: ſo wird man deſſen Verfaſſer oft von ganz andern Dingen handeln laſſen, als ihm jemals in den Sinn gekommen ſind, und Gefahr laufen ihn ganz unrecht zu verſtehen. Und dieß kann ſo wohl auf der einen, als auf der andern Seite, der Fall ſeyn.

Iſt ein Buch über dieſes in einer fremden Sprache geſchrieben, in einem Lande, in dem man anders, als in andern, zu denken und ſich auszudrücken gewohnt iſt, in Zeiten, die in Sitten, Gewohnheiten und andern Umſtänden ſehr von andern abweichen: ſo muß die Diſſonanz unſtreitig noch größer werden. Und ſo verhält es ſich wirklich mit der heiligen Schrift. Größtentheils iſt ſie in einer Denk- und Schreibart abgefaßt, die von der Denk- und Schreibart vieler anderer Völker ſehr verſchieden iſt. Alles iſt in ihr den Zeiten und Gegenden gemäß, in denen ſie geſchrieben wurde, ausgedrückt, vieles mit der Denkungsart ihrer erſten Leſer übereinſtimmig, in allerley ſinnliche Bilder und Anſpielungen auf morgenländiſche Sitten und Gebräuche eingekleidet, und in Ausdrücken und Redarten vorgetragen, die aus der religieuſen Denkungsart der Juden und Heyden entlehnt ſind, von denen man in andern Gegenden und Zeiten, nichts ähnliches mehr ſieht und weiß. Nehmen nun da manche in ihr alles im eigentlichſten Verſtande, da es im Gegentheil andere von dem in ihm liegenden bildlichen und nationellen zu enthüllen ſuchen: ſo muß daraus allein ſchon die größte Verſchiedenheit erwachſen.

Ob also gleich alle und besonders christliche Religionsparthenen, in gar vielen Stücken mit einander übereinstimmen, und letztere so gar einerley Erkenntnißquelle gemeinschaftlich annehmen: so ist es doch keinesweges zu bewundern, wie von je her so viele Verschiedenheit unter ihnen hat einreißen können. Es wäre vielmehr das größte Wunder, wenn es nicht geschehen wäre; da in ihr nur die Haupt- und Grundsätze in mancherley Anwendungen enthalten sind, ohne daß alles bis auf alle einzelne Kleinigkeiten, auf die Menschen allen können, in ihr, mit hinlänglicher Deutlichkeit wäre entschieden und vestgesetzt worden. Alle Verschiedenheit unter ihnen hängt öfters bloß von der verschiedenen Schrifterklärung ab; und diese beruht wieder auf den verschiedenen Grundsätzen, nach denen man sich bey ihr richtet, und auf der Einsicht in das Eigenthümliche der Schriftsprache. Doch eignet sich die jedesmal herrschende Denkungsart, Philosophie und Gelehrsamkeit, auch öfters vielen Antheil mit zu. Was für eine ganz andere Gestalt erlangte nicht bloß das Lehrgebäude der Religion unter uns, durch die sogenannte Leibnitzische und Wolfische Philosophie? Und was für Veränderungen sind nicht seitdem wieder mit ihm vorgegangen, da eine mehr eklektische an deren Statt aufgekommen ist, und mehr Sprachkenntniß und Kritik herrscht?

Bey dieser großen, aus so mancherley Ursachen herrührenden Verschiedenheit, der religieusen Einsichten und Vorstellungen der Menschen, ist es daher nicht anders möglich, als daß man entweder alle nöthige, in Ansehung ihrer übereinstimmig zu denken; oder es einem jeden ge-

ſtatte, ſich nach den ſeinigen zu richten, ohne wegen ihrer einigen Haß und Feindſchaft gegen ſie zu hegen, oder ſie einigem Zwange zu unterwerfen. Und dieß macht eigentlich das Weſentliche der **Toleranz** und der mit ihr verbundenen **Gewiſſensfreyheit** aus; ſo wie in jenem eigentlich das Weſen der **Intoleranz** und des mit ihm verbundenen **Gewiſſenszwangs** beſteht.

Ueben nun jene einzelne Menſchen gegen anders denkende aus: ſo wird es die **Privattoleranz** genennt. Geſchieht es aber von ganzen Geſellſchaften oder gemeinen Weſen: ſo führt ſie den Namen der **öffentlichen**. Von jener braucht nicht beſonders gehandelt zu werden. Was von dieſer gilt, gilt von jener auch. Und wird dieſe ausgeübt: ſo iſt jene mit darunter begriffen; ſo wie dieſe eigentlich aus jener entſpringt und zuſammengeſetzt iſt, und den höchſten Grad erreicht, wenn ſie allen einzelnen Mitgliedern einer Geſellſchaft gemein iſt. Fänden ſich aber auch welche in ihr, denen ſie nicht eigen wäre: ſo wirkt dieſes keine weſentliche Veränderung in ihr. Allezeit kömmt es doch auf die meiſten und vorzüglichſten Stimmen an. Und ſind die für ſie: ſo wird ſie allezeit ſtatt finden; wenn auch manche aus mancherley Urſachen wider ſie eingenommen wären.

Nach Verſchiedenheit der Geſellſchaften, die ſie gegen in der Religion verſchieden denkende erweiſen, wird ſie wieder verſchiedentlich eingetheilt. Es giebt bürgerliche und gottesdienſtliche oder kirchliche Geſellſchaften. Und eben ſo verſchieden ſind auch die Rechte, Vortheile und

Frey-

Freyheiten die mit jeder verbunden sind. Gestatten jene mit ihren Oberhäuptern Verschiedenheit der Religionsmeynungen, ohne den Genuß der bürgerlichen Rechte, Vortheile und Vorzüge, nur auf diese oder jene Religions- oder Kirchenparthey einzuschränken: so heißt solches die bürgerliche Toleranz. Wird sie von diesen geduldet, ohne denen, die sie hegen, an den ihnen zukommenden Rechten Abbruch zu thun: so ist sie nach dem Umfange ihrer Ausübung wieder von verschiedener Art. Erstreckt sie sich auf alle oder mehrere Religions- und Kirchenparthey en ohne Unterschied: so erhält sie den Nahmen der allgemeinen Toleranz. Schränkt sie sich bloß auf die christlichen ein: so kann man sie die christliche nennen. Lassen sie Verschiedenheit der Meynungen selbst unter ihren Mitgliedern statt finden, so entsteht daraus kirchliche Toleranz. Geben sie diese Verschiedenheit nicht bloß in den Lehrmeynungen, sondern auch in den äußerlichen kirchlichen Einrichtungen, Verfassungen und Gebräuchen zu, die man Adiaphora nennt: so verdient sie zum Unterschied von jener, die Benennung der Adiaphoristischen.

Von der letztern braucht hier abermals nicht besonders gehandelt zu werden. Es ist schon ein alter Grundsatz: daß die Verschiedenheit der Gebräuche, die Einigkeit des Glaubens nicht aufhebe, *) ob es gleich

*) Dissonantia rituum, non tollit Consonantiam fidei. S. Irenaeum in epist. ad Vict. apud Euseb. in hist. eccl. L. 5. c. 24. Socr.

nicht an ſolchen fehlt, die ſich einbilden, daß ſie in jeder Kirchenparthey, durchgängig ein und eben dieſelben ſeyn müßten, und in ihnen keine Veränderung dürfte vorgenommen werden. Und mit der Möglichkeit, Nothwendigkeit und den Vortheilen jener Arten, iſt dieſe zugleich hinlänglich erwieſen. Deſto genauer verdienen jene dagegen entwickelt und betrachtet zu werden.

Von eben ſo mancherley Art iſt nun auch die Intoleranz. Wollen einzelne keine Verſchiedenheit der Meynungen gelten laſſen: ſo iſt es die **Privatintoleranz.** Geſtehen ſie ganze Geſellſchaften nicht zu: ſo wird ſie zu einer **öffentlichen.** Weigern ſich bürgerliche Geſellſchaften, die für ihre Mitglieder zu erkennen, die in Anſehung der Religion verſchiedener Meynung ſind: ſo iſt es **die bürgerliche.** Wollen kirchliche Geſellſchaften überhaupt gar keine Verſchiedenheit der Meynungen in der Religion gelten laſſen: ſo machen ſie ſich der **allgemeinen Intoleranz** ſchuldig. Wollen ſie ſie wenigſtens in allen Stücken unter den Chriſten aufgehoben haben: ſo wird ſie zu einer **chriſtlichen.** Dringen ſie darauf, ſie gänzlich aus ihrem Mittel zu entfernen: ſo macht ſolches **die kirchliche Intoleranz** aus; die deſto größer iſt, wenn

Socratem in hiſt. eccl. L. 5, c. 22. p. 223 Edit. *Valeſii Mogunt.* 1677. *Auguſtinum* ep. 118 et 119 ad Januarium Tom. II. Opp. edit. Pariſ. 1571. Ingleichen die Augſpurgiſche **Confeſſion**, Art. 7. und 26. S. 30. und 47. der Walchiſchen **Ausgabe des chriſtlichen Concordienbuchs.**

wenn man ſie nicht bloß auf die Lehrmeynungen einſchränkt, ſondern auch auf die äußerlichen Gebräuche ausdehnt.

Dieſe verſchiedenen Arten der Intoleranz brauchen aber eben ſo wenig beſonders erwogen und deren Unrechtmäßigkeit erhärtet zu werden. Kennt man die verſchiedenen Arten der ihnen entgegenſtehenden Toleranz: ſo kann nicht länger ungewiß bleiben, worinnen ihr Weſentliches eigentlich beſtehe, und ſie von einander abweichen. Und iſt deren Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzen hinlänglich erwieſen: ſo fällt deren Unrechtmäßigkeit und Schädlichkeit von ſelbſt in die Augen; wenn ſie auch noch ſo viel Mühe anwenden wollte, ſich durch allerley Ausflüchte aufrecht zu erhalten. Gegen eine hinlänglich erwieſene Wahrheit, können noch ſo viele Einwendungen und Bedenklichkeiten nichts ausrichten, wenn nicht die Gründe über den Haufen geworfen werden, auf denen ſie eigentlich beruht. Bleiben dieſe unerſchütterlich veſte ſtehen; ſo kann jene auch nicht wanken. Und auf ſolche ſtützt ſich die gute Sache der Toleranz, wie aus dem folgenden erhellen wird.

Drittes Hauptstück.

Von den verschiedenen Arten der Toleranz.

Von dem vorigen Hauptstücke sind die mancherley Arten der Toleranz, nach ihren verschiedenen Veranlassungen und Gegenständen kurz angegeben und bestimmt worden. Sie verdienen aber nach ihren wesentlichen Bestandtheilen, Hauptunterscheidungsstücken und der mannigfaltigen Art ihrer Ausübung, noch genauer erwogen zu werden, ehe deren Möglichkeit, Nothwendigkeit und Vortheile können erhärtet werden. Und dazu ist das gegenwärtige Hauptstück gewidmet. Mehrerer Ordnung und Deutlichkeit wegen, wird es aber in so viel besondern Abschnitten geschehen, als es Hauptarten von ihr giebt.

Erſter Abſchnitt.

Von der bürgerlichen Toleranz.

Erlauben einzelne oder mehrere mit einander in Verbindung ſtehende bürgerliche Gemeinheiten, allen und jeden in Anſehung der Religion verſchieden zu denken, ohne deswegen an ihren Rechten Schaden zu leiden: ſo entſteht daraus die **bürgerliche Toleranz**; von der ein jeder leicht einſieht, daß ſie ſich nur auf die Mitglieder einer gröſsern oder kleinern bürgerlichen Geſellſchaft erſtrecken könne.

Die Rechte, die ihnen als ſolchen zukommen, ſind gedoppelt. Einige ſind ihnen ſchon von Natur eigen. Andere kommen ihnen durch die geſellſchaftliche Verbindung zu. An beyden dürfen ſie bey ihr keinen Abbruch leiden.

Unter jene gehört auſſer dem, zu leben, ſich zu ernähren, zu handeln und zu wandeln, Eigenthum zu beſitzen und dergleichen, das allen natürliche Recht, in Sachen der Religion ſeiner Einſicht und Ueberzeugung zu folgen, und ſich nach ihr zu richten; unter einander gottesdienſtliche Verbindungen einzugehen, und ſich denſelben gemäſs zu bezeugen.

Vermöge ihrer, muſs es alſo auch einem jeden frey ſtehen, ſich zu einer kirchlichen Parthey zu halten, wie er es ſeiner Einſicht und Ueberzeugung nach am nützlich-

sten und dienlichsten findet. Und einer jeden kirchlichen Parthey, die sich in einem Lande befindet, oder in ihm entsteht, muß es daher auch vergönnet seyn, gemeinschaftliche gottesdienstliche Versammlungen anzustellen, sie ihren Grundsätzen gemäß einzurichten, ordentliche Lehrer und andere gottesdienstliche Personen anzunehmen, und sich ihres Dienstes zu bedienen, ohne daß ihnen deßwegen einige Hindernisse in den Weg gelegt werden. Und je mehrere Religionsparthenen in ihm diese Freyheit genießen, desto ausgebreiteter und vollkommener ist sie.

Einer solchen bürgerlichen Toleranz haben sich unter uns die Juden zu erfreuen. An den meisten Orten haben sie die Erlaubniß, sich nicht nur aufzuhalten und häuslich niederzulassen, sondern auch Synagogen zu erbauen, und sich in ihnen zu versammlen, sich Rabbinen und andere Lehrer zu halten, und in allen Stücken ihren Einsichten zu folgen. Und unter den Türken haben Juden und Christen die nemliche Freyheit. Am vollständigsten aber, wird sie in dem weitläuftigen russischen Reiche ausgeübt. Fast alle Hauptreligionen vereinigen sich unter dessen Scepter, und von jeder Hauptart giebt es wieder so viele Haupt- und Nebenzweige in ihm, daß daraus die größte Mannigfaltigkeit entsteht.

Freylich wird es in manchen Ländern an Gelegenheit fehlen, sie auf solche Art auszuüben. Aber ganz wird es doch nie an ihr gebrechen, wenn es auch nicht allezeit in solchem Umfange geschehen kann.

Zu ihr wird auch nicht erfordert, daß eben alle Religionspartheyen in einem Lande, einerley Vorzüge bey der öffentlichen Uebung ihrer Religion genießen müßten. So können manche dieser und jener Feyerlichkeiten bey Anstellung ihrer gemeinschaftlichen Zusammenkünfte entbehren, ohne sich deswegen über Gewissenszwang oder Religionsdruck beschweren zu können. Dergleichen Sachen gehören nicht zum Wesen der Religion, hängen größtentheils von bürgerlichen Verträgen ab, und gehören daher schon mit unter die bürgerlichen Rechte und Vorzüge. Kommen sie zu jenen Freyheiten noch hinzu, so ist sie desto vollkommener. Aber schlechterdings nothwendig sind sie dazu nicht. Nach dem Rechte der Natur ist es einem jeden Menschen erlaubt, auf die Jagd zu gehen, und doch ist es in den meisten Ländern verbothen. Wer sich in einem solchen Lande aufhält, kann nicht über Gewaltthätigkeit klagen.

Zwar müssen ihnen bey ihr auch die aus der gesellschaftlichen Verbindung entstehenden Rechte ungekränkt erhalten werden. Aber diese sind wieder verschiedener Art. Einige sind allgemein, und kommen allen zu. Andere werden nur wenigen zu Theil. An jene haben alle gleiche Ansprüche. Zu diesen aber nicht. Alle die für würdig gehalten werden, Mitglieder eines Staats abzugeben, können öffentlichen Schutz, allgemeine Ruhe und Sicherheit, selbst bey Ausübung ihrer Religion verlangen. Aber manche bürgerliche Würden, Vorzüge und Ehrenstellen, können nur wenige besitzen. Es ist daher kein Religions- sondern bloß bürgerlicher Druck, wenn manche

von ihnen ausgeschlossen sind. In den vereinigten Niederlanden sind alle Ehrenstellen des Staats in den Händen der Reformirten. In England kann niemand ein Parlamentsglied werden, der nicht der bischöflichen Kirche zugethan ist. In der Türkey werden alle Staatsbedienungen durch Mohamedaner verwaltet. Und doch wird niemand leugnen, daß die Christen in dem türkischen Gebiete, die Lutheraner in den Niederlanden, die Nonconformisten in England Gewissensfreyheit und alle Religionsübung haben.

Die bürgerliche Toleranz ist also gar verschiedener Grade fähig. Nehmen alle Religionsparthenen ohne Unterschied, an den allgemeinen gesellschaftlichen Rechten und Vortheilen Antheil, genießen sie alle gemeinsamen Schutz, Ruhe und Sicherheit, darf sie niemand an der Ausübung ihrer Religion hindern: so ist dieß die gemeinste und niedrigste Art von ihr. Erstreckt sich diese Freyheit nicht auf alle, sondern nur auf einige: so ist dieses eine noch eingeschränktere und niedrigere Art von ihr. Kommen zu diesen allgemeinen Rechten und Vortheilen noch andere hinzu, dürfen sie handeln und wandeln, wie es ihnen beliebt, Handwerksinnungen unter sich errichten, oder mit andern gemeinschaftlich in sie treten, werden ihnen kleine bürgerliche Ehrenämter anvertrauet: so ist dieß eine höhere und vollkommenere Art derselben, von der es in vielen Ländern nicht an Beyspielen mangelt. Sind sie selbst von den höchsten bürgerlichen Würden, Vorzügen und Ehrenstellen nicht ausgeschlossen, wird bey ihnen bloß auf Geburt, Verdienst, Würde und Fähigkeit,

keit, nicht aber auf die Religion Rücksicht genommen: so ist dieses die höchste und vollkommenste Art von ihr.

Einer solchen durchgängigen bürgerlichen Gleichheit, genießen die Protestanten und Katholiken, selbst nach dem westphälischen Friedensinstrument, im heiligen römischen Reiche überhaupt, und in manchen Ländern desselben besonders. Am meisten ist sie in Ansehung aller oder doch der meisten christlichen Religionspartheyen, in den preussischen Staaten, und in Ansehung der Religionspartheyen, die das weitläuftige russische Reich unter sich begreift, größtentheils in ihm gewöhnlich.

Gesellen sich zu diesen bürgerlichen Rechten und Vorzügen, noch die äußerlich gottesdienstlichen; hat jede Religionspartheyen, die sie in einem Lande genießt, ihre öffentliche Versammlungshäuser, allein oder mit andern gemeinschaftlich; darf sie kirchliches Eigenthum besitzen, und ihre öffentlichen Zusammenkünfte mit der unter jeder gewöhnlichen Feyerlichkeit halten, ohne dießfalls einigen Einschränkungen unterworfen zu seyn, und andern nachzustehen: so wird dadurch jede Art von ihr, noch mehr erhöhet. Und diejenige ist die allervollkommenste, wo sich in Ansehung dessen, gleichfalls alles gleich ist. Und so wird sie ebenfalls ausser dem russischen Reiche, vorzüglich in den preußischen Staaten ausgeübt.

Findet diese bürgerliche Gleichheit unter ihnen nicht in allen Stücken statt: so entsteht daraus der Begriff der in einem jeden Lande herrschenden Religionspartheyen.

Unter

Unter ihr verſteht man diejenige, die ſie am meiſten oder gar allein genießt. Die ihr an ihr mehr oder weniger nachſtehen, werden alsdenn bloß die **geduldeten** genennt. Und in wie ferne ſie einer jeden zukommen ſoll, deſſen Beſtimmung hängt lediglich von der geſetzgebenden Gewalt, und den in jedem Lande vorhandenen Verträgen ab. Käme es damit auf jede einzelne Kirchenparthey an: ſo würde ſich jede dieſe Vorzüge nur allein, oder doch vorzugsweiſe zueignen. Und der zahlreichſten müßten alsdenn die andern weichen.

Bey ihr kömmt es auch keinesweges auf Wahrheit oder Irrthum an. Ob eine Religion ganz oder halb wahr ſey, und in ihr mehrere oder wenigere Wahrheit herrſche, verſchlägt eigentlich dem Staate nichts. Iſt ſie nur bürgerlich gut, verhalten ſich alle, die ſich zu ihr bekennen, als gute und ruhige Bürger, wird ſein gemeinſchaftliches Beſtes eben ſo gut durch ſie befördert, als durch andere: ſo iſt ihm ſolches gleichviel. Nur die ſind von ihr auszuſchließen, die ihm ſchädliche und nachtheilige, mit der öffentlichen Ruhe und dem gemeinen Wohl ſtreitende Grundſätze hegen. Wo dieſes nicht ſtatt findet, oder deren Folgen wenigſtens können verhütet werden, da ſind ihm alle durchaus gleich. Seine Abſicht erfordert nichts weiter, als eigentlich nur darauf zu ſehen. Und kann ſie vollends ohne ſie nicht erreicht werden: ſo iſt ſie um ſo mehr Pflicht für ihn.

Freylich kann eine Religion mehr bürgerlich gut, und der Beſchaffenheit eines Landes angemeſſener ſeyn, als

als die andere. Und dann hat er auch darauf sein Augenmerk mit zu richten. Aber daraus folgt nicht, daß andere eben gänzlich von ihr müßten ausgeschlossen werden. Tausenderley Umstände können das Gegentheil erfordern. Alles, was er alsdenn thun kann, läuft darauf hinaus, daß er derjenigen, die die meiste bürgerliche Güte hat, gewisse Vorzüge vor den übrigen beylege, sie alle durch ein gemeinschaftliches Interesse unter einander verbinde, und dafür sorge, daß jede so bürgerlich gut als möglich werde. Auf jenes gründet sich der Begriff, der in jedem Lande herrschenden Religion. Und dieses wird desto zuversichtlicher erreicht, je mehr bürgerliche Vorzüge ihnen außer oder neben ihr eingeräumet werden.

Daß dadurch eine strafbare Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum verrathen werde, kann nur denen beyfallen, die nicht vermögend sind, Dinge von einander zu unterscheiden, die nicht zusammen gehören. Bey ihr ist nicht die Frage, welche mehr oder weniger wahr, sondern welche mehr oder weniger bürgerlich gut ist, und ihr daher mehrere oder wenigere bürgerliche Vorzüge können beygelegt werden. Jenes überläßt er der eigenen Einsicht und Beurtheilung einer jeden; da wohl keine ist, die sich desselben, nicht mehr als andern zueignen sollte.

Ob sich der Regent oder die Obrigkeit eines Landes zu dieser oder jener Religionsparthey selbst bekenne, kömmt bey ihr ebenfalls nicht mit in Anschlag. Freylich

wird

wird ſie diejenige, zu der ſie ſich ſelbſt hält, immer am meiſten zu begünſtigen ſuchen. Aber dann handelt ſie entweder bloß nach ihrer individuellen Einſicht, und ihrem eigenen Gewiſſen, oder iſt ſelbſt durch gewiſſe Verträge dazu verbunden. Werden aber andere an den ihnen zukommenden Rechten, nur nicht beeinträchtigt: ſo kann ſie niemand einer bürgerlichen Intoleranz beſchuldigen. Vollkommener iſt ſie freylich, wenn ſie alle gleiche Vorzüge genießen läßt. Thut ſie dieſes, ſo wird vollends aller Verdacht von ihr verſchwinden. Und ſind ihr deswegen durch keine Verträge die Hände gebunden, oder können ſie füglich abgeändert werden, ohne daß andern Schaden und Nachtheil daraus zuwachſe: ſo iſt es deſto beſſer. Wird gar das allgemeine Wohl dadurch mehr befördert; ſo muß ihm das Privatbeſte einzelner nothwendig nachſtehen. Doch iſt auch hier das allgemeine Beſte eines Landes, von dem Privatwohl ſeiner Beherrſcher wohl zu unterſcheiden.

Und zwar geht dieſes alles nicht bloß auf die Eingebohrnen eines Landes, ſondern auch auf diejenigen, die ſich in ihm, mit deren Bewilligung niederlaſſen, oder ſonſt auf andere Art, in ihm nach und nach entſtehen. Werden dieſe alle gleicher Rechte und Vorzüge gewürdigt: ſo nimmt deren Ausübung dadurch an Vollkommenheit zu.

Um das Innere einer jeden kirchlichen Parthey, die in einem gemeinen Weſen ſo geduldet werden, hat ſich zwar daſſelbe, als ein ſolches eigentlich nicht zu bekümmern,

mern, als in ſo ferne es nur dafür zu ſorgen hat, daß durch ſie das gemeine Beſte befördert werde und keinen Schaden leide. Kann es aber tolerantere Geſinnungen unter ihnen ſelbſt befördern: ſo wird ſeine Abſicht um ſo mehr erreicht und erleichtert werden. Allen Unruhen, die der Religion wegen in ihm entſtehen könnten, wird wenigſtens dadurch vorgebeugt.

Erſtreckt ſich die Freyheit, in Anſehung der Religion verſchiedener Meynung zu ſeyn, nicht bloß auf ganze Kirchenpartheyen, ſondern auch auf einzelne Mitglieder derſelben, ſo daß es ſie auch an ihr nicht verhindert, und alſo mehrere Toleranz unter ihnen ſelbſt zu befördern ſuche: ſo wird jene nicht nur ehender erreicht; ſondern die bürgerliche Toleranz iſt auch alsdenn in aller Abſicht die vollkommenſte.

Zweyter Abschnitt.

Von der allgemeinen Toleranz.

Alle Religionsparthenen, sie mögen sich in einem Staate beysammen befinden und in ihm geduldet werden, oder nicht, nehmen alle, wie in dem folgenden wird erwiesen werden, an der einzigen wahren und allein seligmachenden Religion, obgleich auf verschiedene Art, Antheil. Alle machen gleichsam ein großes Ganzes zusammen aus, die darinnen wenigstens sämmtlich mit einander übereinkommen, daß sie sich zur Religion verbunden achten und sie zu ihrem Besten für nöthig halten.

Gestehen sich nun alle, die davon abhängenden Rechte und Vorzüge unter einander, obschon nach ihrem verschiedenen Verhältniß zu, ohne sich durch die Verschiedenheit daran hindern zu lassen, die sie wirklich alle von einander scheidet: so macht solches eigentlich die allgemeine Toleranz aus.

Bey ihr ist es also nicht bloß um bürgerliche Rechte und Vorzüge und solche zu thun, die aus der allen zukommenden Gewissensfreyheit entspringen, ob letztere gleich in sie mit einfließen, und jene durch sie mit begünstiget werden. Bey ihr ist hauptsächlich von solchen die Rede, die ihnen sämmtlich als Mitgliedern einer grossen Gesellschaft zukommen. Und als solche können sie in verschiedener Absicht betrachtet werden.

Als Menschen machen alle eine große Familie aus, die Gott auf unsern Erdboden gesetzt hat, ihn zu erkennen, zu verehren, und durch seine Erkenntniß und Verehrung ihre Glückseligkeit zu befördern. Und als solche sind sie sich schon unter einander allgemeine Liebe und gegenseitiges Wohlwollen schuldig. Kommen sie nun unter einander dieser wichtigen Obliegenheit nach, ohne sich durch die Verschiedenheit, die unter ihnen selbst in Ansehung der Religion statt findet, daran hindern zu lassen: so wird dadurch der Weg zur allgemeinen Toleranz gebahnt. Denn wenn sie dieses thun, so werden sie auch geneigt seyn, sich unter einander die Rechte genießen zu lassen, die ihnen als solchen zuständig sind. Unter diese gehört nicht nur, daß sie sich unter einander als ihres Gleichen ansehen, sondern sich auch einerley Verbindlichkeit zur Religion, nach eines jeden Einsicht und Ueberzeugung zugestehen.

Bringen sie nun diese in Ausübung: so machen sie in so ferne wieder ein grosses Ganzes aus, das zur Absicht hat, Gott zu erkennen und zu verehren, und dadurch seine Glückseligkeit zu bewirken. In wie ferne und auf was für Art ihrer ein jeder theilhaftig werde, dessen einzelne Bestimmung hält ungemein schwer. Alles kommt dießfalls auf die eigenen Einsichten und Ueberzeugungen eines jeden an. Und die Liebe hoffet immer das Beste. Es geschehe aber wie es wolle: so stimmen sie alle in dem Bestreben darnach, mit einander überein. Und die Wahrheit und Seligkeit können deswegen nicht ganz von ihnen entfernt seyn. Freylich können sie sich bey

manchen weniger befinden. Aber alle werden doch an ihnen einigen Antheil haben. Religion ſetzt jene allezeit voraus, und hat dieſe zum Gefährten.

Wahrheit und Seligkeit ſind alſo die beyden groſſen Vorrechte, die ſich nicht nur alle Religionsparthey en zueignen, ſondern ſich auch ſelbſt, ihrer guten Sache unbeſchadet, unter einander, obſchon auf verſchiedene Weiſe, zueignen können. Keine kann ſie der andern ganz abſprechen; wenn auch bey einer mehr Hoffnung und Gewißheit von ihnen vorhanden iſt, als bey andern. Sind nun dieſelben willig und bereit, ſich dieſelben, der groſſen Verſchiedenheit ihrer religieuſen Einſichten und Ueberzeugungen ohnerachtet, in gewiſſem Maaße zuzugeſtehen: ſo macht ſolches eigentlich die allgemeine Toleranz aus, wenn ſie ſich zumal dadurch zugleich antreiben laſſen, einer jeden zu erlauben, ſich nach ihren Einſichten und Ueberzeugungen zu richten.

Durch ſie wird alſo nur die unſelige Verdammungsſucht, die öfters eine Religionsparthey gegen die andern erbittert, und ſchon ſo viel Unheil in der Welt angerichtet hat, vermöge welcher eine jede die andere, als falſch, irrig und verdammlich, das iſt, als eine ſolche verurtheilet, in der keine Wahrheit zu hoffen und zu finden wäre, und der daraus entſpringende Eifer, der ſo oft in Ungerechtigkeiten ausartet, ausgeſchloſſen, andere zu nöthigen, mit ihr übereinſtimmig zu denken, der ſich ſelbſt durch die Liebe und Vorſorge für ihr Beſtes dazu verbunden achtet, und den vornehmſten Beweis von ihr

darinn

darinn ſetzt. So wenig dieſe letztere an ſich unrecht, ſondern vielmehr pflichtmäßig iſt: ſo ſehr verſtößt er doch öfters durch jene, gegen ſie, und ſetzt ſie wohl gar aus den Augen. Wäre ſie die einige Triebfeder davon, ſo würde er viel anders verfahren, und ganz andere Mittel und Wege dazu einſchlagen. Außer der Macht einleuchtender Gründe, würde er Duldung und Liebe dazu für ſchicklicher halten, und alle andere Mittel als gefährlich verwerfen. Und wenn jene an ihnen nicht verfangen wollten, ſie vornemlich durch dieſe letztern zu gewinnen ſuchen. Duldung und Liebe richten mehr aus, als die ſchaudervollſte Verketzerung und Verdammungsſucht.

Damit wird keinesweges gemeynt, daß alle Religionspartheyen einander einerley Grad von Güte, Wahrheit und Seligkeit zugeſtehen müßten. Diejenigen würden daher ſehr irren, die die allgemeine Toleranz mit einem ſchädlichen Religionsindifferentismus vermengen wollten. Jedekann die ihr nach ihrer Einſicht und Ueberzeugung zukommenden Vorzüge einſehen und ſchätzen, und ſie andern nach den Maaße beylegen, wie ſie ihnen ihrer Meynung nach, eigentlich zukommen. Nur darf ſie andere, von denen ſie glaubt, daß ſie ihnen nicht eben ſo eigen wären, als ihr, deswegen nicht als ganz falſch und irrig verdammen. Dieß wäre die größte Ungerechtigkeit und Liebloſigkeit, die ſich nur gedenken läßt. Sie können ihnen vielleicht eben ſowohl, und wohl gar noch mehr gebühren, als irgend einer andern. Alles kommt dießfalls auf die eigenen Einſichten und Ueberzeugungen einer jeden an. Wären ſie ihr aber auch nicht in dem Grade beyzumeſſen: ſo

würde es doch schon die größte Ungerechtigkeit seyn, wenn man ihnen denjenigen versagen wollte, der ihnen eigentlich gebührte. Wahrheit und Seligkeit in einem höhern oder geringern Grade besitzen, ist freylich nicht einerley. Aber der niedrigste Grad von beyden hört doch nicht auf das zu seyn, was er ist, und geht nicht sogleich in Irrthum und Verdammniß über, wenn er auch gleich zunächst an sie angrenzen sollte.

Und dann darf nur auch keine verlangen, daß andere eben so von ihr urtheilen, und ihr eben so viele Wahrheit und Seligkeit zueignen müßten, als sie sich zuschreibt. Mancherley Umstände können gar viel dazu beytragen, daß sie sich dieselben in einem höhern Grade beylegt, als mit der Wahrheit leicht bestehen kann. Und andere können durch eben so viele Umstände verhindert werden, es so zu finden, wie sie sich überredet, ohne sich deswegen der geringsten Ungerechtigkeit gegen sie schuldig zu machen; wenn sie ihr nur das übrig lassen und einräumen, was ihr ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, wirklich zukömmt, und zukommen muß.

Selbst das Bemühen, seine Vorzüge von Wahrheit und Seligkeit andern bekannt zu machen, und vor Augen zu legen, nebst dem Bestreben, sie auch unter andern mit zu vermehren und auszubreiten, wird durch sie keineswegs ausgeschlossen. Dieß steht einer jeden frey, und kann ihr durchaus nicht streitig gemacht werden. Andere würden sonst der Gelegenheit entbehren müssen, und sich ihrer selbst berauben, durch sie auf sie aufmerksam gemacht, und falls sie gegründet wären, bewogen

zu

zu werden, nach ihnen gleichfalls zu streben, und ihrer theilhaftig zu werden. Nur kann von andern nicht gefordert werden, daß sie sie allezeit gerade auch dafür und in solchem Maaße erkennen, und geneigt seyn sollten, sie sich von ihr mittheilen zu lassen. Sie können sie bereits eben so wohl, und vielleicht noch in einem höhern Grade besitzen. Und dann müssen nur auch keine unrechtmäßigen und unerlaubten Mittel dabey mit gebraucht werden. Der Verfolgungs- und gewaltsame Bekehrungsgeist muß wegfallen. Andere, denen sie noch fehlen sollten, dürfen nicht mit Gewalt, und durch sonst zu befürchtenden Schaden oder Nachtheil dazu angehalten werden. Es muß lediglich auf ihre freye Entschließung ankommen, und diese von ihrer innern Ueberzeugung abhängen.

Zu ihr wird auch nicht erfordert, daß man gleich einen jeden, der in Ansehung der Religion noch so verschieden denkt, ohnerachtet man ihm Wahrheit und Seligkeit einräumen muß, für ein Mitglied seiner kirchlichen Parthey halte. Dazu gehört noch mehr, als daß er nur bloß Antheil an Wahrheit und Seligkeit habe. In einer kann sich mehr Wahrheit finden, als in andern. Und je veſter und gewisser sie ist, desto reiner und unvermischter ist auch die Seligkeit, die sie gewährt. Wer jene nicht hat, kann diese auch nicht haben. Und eine solche Kirche würde gegen ihre eigenen Vorzüge äußerst gleichgültig seyn, und andere selbst hintergehen, wenn sie sie andern in eben dem Maaße beylegen wollte, weil ihnen Wahrheit und Seligkeit überhaupt zukäme. Beyde sind gar verschiedener Grade fähig.

Eben so wenig darf aber auch irgend eine Religionspartheyen befürchten, daß sie sich selbst schaden würde, wenn sie andern die Wahrheit und Seligkeit zugestünde, die sie eigentlich besitzt. Jede behält das, was ihr eigentlich gebührt, ohne daß ihr etwas dadurch entzogen würde. Und wie aus dem folgenden erhellen wird, ist es so gar vortheilhaft für sie.

Anders verhielte es sich freylich, wenn sie andern eben so viele, oder gar noch mehr Wahrheit und Seligkeit zugestehen mußte. Alsdenn müßte sie sich entweder mit ihnen vereinigen, oder gar in sie übergehen. Aber dieß gereichte in diesem Falle mehr zu ihrem Vortheil, als zu ihrem Schaden; sie müßte denn die Ehre vor Menschen höher achten, als die Ehre vor Gott, oder Wahrheit und Seligkeit in solche Dinge setzen und von ihnen erwarten, in denen sie eigentlich nicht besteht, und aus denen sie nicht herrührt.

Daß die Wahrheit öfters unter vielen, mit allerley Irrthümern vermischt ist, streitet nicht mit ihr. Jeder wird ja nicht mehr Wahrheit zugeeignet, als eigentlich mit Recht geschehen kann. Und sie hört nicht auf das zu seyn, wenn sie auch mit Irrthümern vermengt ist. Wo aber Wahrheit ist, da bleiben auch die Folgen von ihr nicht aus; wenn sie gleich nicht so ausgebreitet und groß sind, als sie außerdem seyn würden. Es wäre denn, daß sie durch solche Irrthümer verunstaltet, und ihrer Kraft beraubet würde, die gar keine Seligkeit als möglich zuließen. Dieser Fall wird sich aber

nicht

nicht leicht ereignen. Sollten sie auch manche für solche halten: so kommt es erst darauf an, ob sie auch einen solchen nachtheiligen Einfluß auf sie haben. Von allen Irrthümern kann dieses nicht gesagt werden, sie müßten ihr denn völlig entgegen stehen, und sie gerade zu ausschließen. Mit manchen Irrthümern kann ganz wohl Seligkeit bestehen, und sie führen wohl gar zu ihr mit hin. Ist sie gleich nicht so groß, als wenn sie die reine und unverfälschte Wahrheit erzeugt: so ist sie doch auch Seligkeit. Und selbst der niedrigste Grad von ihr, ist schon achtungswerth.

Freylich ist es besser, wenn sie mehrere Vollkommenheit erreichen kann. Kann sie ihr aber nicht ertheilet werden, so können sich solche auch schon mit ihr beruhigen. Es wäre unnatürlich hart, ihnen deswegen alle Seligkeit absprechen zu wollen, weil sie sie nicht in diesem oder jenem Grade besitzen können. Etwas Geld, ist besser als gar keins. Und etwas Wahrheit und Seligkeit besser als gar keine.

Bey ihr kömmt es also auf folgende Puncte vornemlich an, nach denen sich auch die verschiedenen Grade ihrer Ausübung, mannigfaltig abändern. Gestehen sich alle Religionsparthenen unter einander Wahrheit und Seligkeit zu, sie seyn so groß oder gering als sie immer wollen; so ist dieß die gemeinste und niedrigste Art von ihr. Legen sie sich nur einige so überhaupt bey: so ist dieß eine noch gemeinere und niedrigere Gattung derselben. Eignen sie sich mehrere unter einander in diesem

oder jenem Grade zu: so ist dieß eine höhere und bessere Art von ihr. Kommen sie manchen in einem höhern Maaße zu, und sie machen sich dasselbe unter einander nicht streitig: so ist sie die vollkommenste in ihrer Art. Die höchste und vollkommenste Gattung derselben, daß sie alle Religionsparthenen in gleicher Vollkommenheit besitzen, und sich gegenseitig beylegen sollten, ist in dieser Welt nicht möglich, und zu erwarten. Die ist bloß der Zukunft aufbehalten, wenn alle Verschiedenheit unter ihnen wegfallen wird. Und was hier von ganzen Religionsparthenen ist gesagt worden, das gilt auch von allen ihren einzelnen Mitgliedern.

Dritter Abschnitt.

Von der christlichen Toleranz.

Schränkt sich die allgemeine Toleranz bloß auf die christlichen Religionsparthenen ein: so entsteht daraus, die christliche. Diese bestehet darinnen, wenn sich alle oder doch mehrere christliche Religionsparthenen, aller der Verschiedenheit ohnerachtet, die sie von einander absondert, diejenigen Rechte und Vorzüge willig einräumen, die sie als solche unter einander gemein haben.

Haben alle Religionsparthenen, an der einigen wahren und seligmachenden Religion, obschon auf verschiedene Weise Antheil: so kann dieses im Ganzen den christlichen eben so wenig abgesprochen werden. Nach der Einsicht und Ueberzeugung derer, die sich zu ihnen bekennen, haben sie sogar den meisten und größten Antheil an ihr. Räumen sie sich nun diesen, der unter ihnen herrschenden Verschiedenheit unbeschadet, samt den davon abhangenden Rechten und Vorzügen, obschon unter verschiedenen Abänderungen, willig und gerne ein; halten sie sich nicht nur sämtlich für Mitglieder einer einigen großen Gesellschaft, die den Namen der christlichen Kirche führt, sondern legen sich auch einerley Vortheile und Vorzüge, durch die sie über andere Religionsparthenen erhaben sind, gegenseitig bey: so macht solches eigentlich die **christliche Toleranz** aus.

Ihr zufolge erkennen also alle christliche Kirchenparthenen, nicht nur ihren gemeinsamen Antheil, an der einigen wahren und seligmachenden Religion, sondern auch

an der christlichen, der sie einhellig diesen Vorzug am meisten und vollkommensten zuschreiben. Alle sehen sich unter einander als solche an, die den Namen der Christen verdienen, und mehr Wahrheit und Seligkeit haben und erlangen, als andern Religionsparteyen außer ihnen möglich ist.

Bey ihr kömmt es also, wie bey der allgemeinen, keinesweges auf bloß bürgerliche und äußerlich gottesdienstliche Rechte und Vorzüge an. Eben so wenig ist es bey ihr, wie mit jener, bloß um Wahrheit und Seligkeit überhaupt zu thun. Wahrheit und Seligkeit in einem höhern Grade, als bey andern, christliche Wahrheit und Seligkeit, ist das charakteristische, wodurch sie sich von jener unterscheidet. Und dann gilt mit weniger Veränderung das nemliche von ihr, was in dem vorigen Abschnitte von jener ist erinnert worden.

Alle Christen haben an der christlichen Religion gemeinschaftlichen Antheil. Unter allen ist christliche Wahrheit und Seligkeit zu finden. Damit wird keinesweges geleugnet, daß nicht eine christliche Kirchenparthey vor der andern Vorzüge haben könne. Eine oder mehrere können mehr christliche Wahrheit und Seligkeit besitzen, als die übrigen. Aber deswegen hören deren Ansprüche an sie nicht auf, weil sie ihnen nicht mit jenen in gleicher Vorzüglichkeit und Vortreflichkeit können beygemessen werden. Einiger obschon geringerer und unvollkommenerer Antheil an ihr, ist doch besser als gar keiner, und darf mit der gänzlichen Ausschließung von ihm nicht vermenget werden. Bey ihm sind, wie in allen Stücken, gar verschiedene Grade möglich. Glücklich sind diejenigen,

gen, die sich den höchsten, mit Bestande der Wahrheit zueignen können. Doch dürfen sie auch andere, von denen dieses nicht gleichfalls kann gesagt werden, neben sich nicht stolz verachten, und ihnen deswegen alle christliche Wahrheit und Seligkeit absprechen. Dieß sind zu verwegene Eingriffe in die Rechte Gottes, der Menschheit und der Religion, selbst der christlichen Religion, als daß sie sich selbst die vollkommenste unter allen christlichen Religionspartheyen erlauben könnte und sollte.

Bloß der ungerechten Verdammungssucht, die Brüder gegen Brüder entflammet, Christen gegen Christen erbittert, und sie öfters gegen einander in thierische Ungeheuer verwandelt hat, die sich an anderer Marter und Quaal, Schaden und Schande vergnügen, wird dadurch vorgebeugt. Nichts ist anstößiger, bedenklicher und gefährlicher, nichts schadet selbst der guten Sache des Christenthums mehr, als wenn Christen, die im Grunde betrachtet, einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, einen Gott und Vater haben, der da ist über sie alle, und in ihnen allen*) sich der anderweitigen Verschiedenheit wegen, die sie außerdem von einander trennet, unter einander gehässig anfeinden und verfolgen, sich unter einander das nicht zugestehen wollen, was sie, wenn sie billig und gerecht seyn wollen, den Juden, Türken und Heiden, und selbst den ihnen so gefährlichen Naturalisten oder Deisten nicht ableugnen können, und sich öfters gegenseitig für irriger, verfluchungs- und verdammungswürdiger erklären, als diese, über die sie nicht selten

*) Ephes. 4, 5.

selten eben so übereilte, unbedachtsame und ungerechte Verdammungsurtheile aussprechen. Wie muß da der, der nicht zu ihnen gehört, sich wundern, wie sie so etwas nur über das Herz bringen können? Wie wenig wird es dann einen solchen befremden, daß ihm etwas ähnliches begegnet? Wie wird sich dann ein solcher in seinem Innern segnen, daß er nicht zu ihnen gehört, und ihnen wohl gar in seinem Herzen mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt? Wie muß der Spötter nicht heimlich und öffentlich darüber lachen? Wie wird ihr gemeinsamer Feind sich nicht dieser ihrer Schwäche und Ungerechtigkeit listig zu bedienen wissen?

Daraus folgt jedoch keinesweges, daß es gleich viel sey, man möge sich zu einer christlichen Kirchenparthey halten, zu welcher man wolle, und also ein christlicher Religionssyncretismus dadurch eingeführt würde. Jeder bleibt frey und unbenommen, die ihr gebührenden Vorzüge einzusehen, andern bekannt zu machen, und sie zu deren Erlangung gleichfalls aufzumuntern und einzuladen. Und jede ist verbunden, nach immer mehr christlicher Wahrheit und Seligkeit zu streben. Die Unvollkommenheit aller Dinge in der Welt erlaubt es nicht nur; sondern die Mängel der menschlichen Einsichten machen es selbst nothwendig. Keine kann mit sich selbst zufrieden sagen, daß sie die höchste und vollkommenste christliche Wahrheit und Seligkeit erreicht habe. Von ihr sind vielleicht noch höhere Grade möglich. Und andere können sie leicht eben so gut und gar noch mehr haben. Eins ist sowohl möglich, als das andere. Nur müssen keine unerlaubten und falschen Mittel zu deren Erlangung

gung angewendet werden. Und dann muß auch andern das zukommen, was ihnen von Gott und Rechts wegen gebührt. Und je mehr und vollkommener sie eine als ihr Eigenthum betrachtet, desto geneigter wird sie seyn, auch andern ihr bescheiden Theil davon nicht zu versagen. Es erweckt wider ihre eigene Wahrheit und Seligkeit gar einen starken Verdacht, wenn sie sich dessen weigert.

Daß nicht alle ihre einzelne Mitglieder, jederzeit den Grad von christlicher Wahrheit und Seligkeit erreichen, der ihr eigentlich überhaupt zukömmt, oder jene zu deren Beförderung, nicht allezeit anziehend und kräftig genug ist, macht bey ihr keine wesentliche Veränderung aus. Dieß hängt von zu vielen Nebenumständen ab, als daß sie für sie stehen, oder ihr solches auch nur könnte zugemuthet werden. Es ist auch wohl keine, die dieses mit einhelliger Einstimmung der Wahrheit von sich rühmen kann. Es wäre daher ein sehr zweydeutiges Merkmal der ihr zukommenden Wahrheit und Seligkeit, wenn sie nur darnach sollte beurtheilet und abgemessen werden. Dessen Bestimmung hängt von ganz andern Gründen ab. Freylich hat diejenige die wahrscheinlichste Vermuthung deswegen für sich, in der es von den meisten kann gesagt werden. Was für die ausreichend ist, könnte es für die andern auch seyn. Tausend andere Umstände, können solches aber verhindern. Und dann kommt es nur auch darauf mit an, worein eine jede, die meiste christliche Wahrheit und Seligkeit setzt. Denken nicht alle wegen ihrer einstimmig: so kann auch dieses einige Ungleichheit unter ihnen verursachen.

Eben

Eben so leicht ist es wieder möglich, daß manche mehr christliche Wahrheit und Seligkeit in ihr besitzen, als von ihr eigentlich, nach dem ihr gebührenden Werth, könnte erwartet werden. Mancherley andere Umstände können das ihrige dazu mit beytragen, die sie eben so wenig in ihrer Gewalt hat. Wirkt aber jenes keine wesentliche Veränderung in ihr: so ist sie davon auch nicht abzuleiten. Und ist der Grad ihrer Güte nach jenen nicht abzumessen: so kann er auch hiernach nicht vestgesetzt werden. Es ist alsdenn von dem Ganzen und nicht von den einzelnen Individuis in einer Kirche die Rede. Doch muß dieß eben desto mehr Vorsichtigkeit und Behutsamkeit anrathen, andern christlichen Kirchenpartheyen nicht alle, oder nur mehr christliche Wahrheit und Seligkeit abzusagen, als eigentlich mit Recht geschehen kann. Wenigere oder mehrere würden sonst eine ganz andere Erfahrung für sich haben, sie einem solchen unüberlegten Urtheil entgegenstellen, und sich dadurch nothwendig beleidigt achten. Immer ist es besser, sie ihnen in einem höhern, als geringern Grade beyzumessen. Und die Liebe die sie sich unter einander um so mehr schuldig sind, je vester und unauflöslicher ihre Verbindung zu ihr, durch das Christenthum zusammengeknüpft wird, hofft immer lieber das Beste.

Daß mit der Wahrheit noch Irrthum, selbst christlicher Irrthum vermischt ist, erzeugt in ihr ebenfalls keine Veränderung, die das Wesen selbst beträfe. Die christliche Wahrheit, ist wie überhaupt alle Wahrheit und Seligkeit, gar verschiedener Grade fähig. Kann auch erwiesen werden, dieses oder jenes sey auch noch christliche Wahrheit, und müsse daher angenommen werden,

den, wenn man sich ihrer vorzüglich erfreuen wolle: so kömmt es doch dießfalls auf eines jeden eigene Einsicht und Ueberzeugung an, ob er sie eben so dafür erkennt oder nicht. Machte man sich auch durch deren Nichtannehmung oder Verwerfung eines wirklichen christlichen Irrthums schuldig: so bleibt doch jene christliche Wahrheit die man mit andern einstimmig dafür erkennt, außer und neben ihr stehen. Und widerspricht er ihr nicht gerade zu, oder hindert deren Wirkung zur Seligkeit gänzlich; so ist sie auch bey und neben ihm möglich. Freylich würde sie größer und ausgebreiteter seyn, wenn sie nicht durch ihn eingeschränkt und geschwächt würde. Aber christliche Seligkeit bleibt sie doch allezeit, wenn sie aus christlicher Wahrheit herfließt; sollte ihr auch diese oder jene noch zu mehrerer Vollkommenheit mangeln. Christliche Wahrheit und Seligkeit kann demjenigen nicht durchaus abgestritten werden, der auch einen Irrthum mit ihr verbände, der sie selbst verringerte.

Daß die christlichen Partheyen nicht von jeher dergleichen Gesinnungen gegen einander gehegt haben, verschlägt eben so wenig etwas. Es ist bloß ein Beweis, daß sich noch christlicher Irrthum neben der Wahrheit unter ihnen befunden habe. Und so bald man ihn einsiehet und dafür erkennt, ist es Pflicht für sie, ihn abzulegen und zu verbessern, wo sie sich anders der christlichen Wahrheit und Seligkeit in mehrerer Vollkommenheit rühmen, und ihrer theilhaftig seyn wollen. So nahe grenzt Wahrheit und Irrthum an einander an, daß man das, was man oft für wahr gehalten hat, mit der Zeit als falsch verwerfen muß.

Lassen

Lassen sich nun alle christliche Kirchenpartheyen diese Gerechtigkeit nach ihrem verschiedenen Verhältniß, in wie ferne es mit Gewißheit kann bestimmt werden, unter einander angedeyhen: so wird sie auf die gemeinste und niedrigste Art ausgeübt. Geschieht es nicht von allen, sondern nur von einigen, so ist es eine noch geringere Gattung derselben. Lassen sich mehrere dieselbe unter einander in größerem Maaße wiederfahren: so üben sie sie auf eine vollkommenere Weise gegen einander aus. Sind mehrere geneigt, sie sich unter einander, in der größten ihnen möglichen Vollkommenheit zuzugestehen: so ist dieß die höchste Stuffe derselben, die sich jetzt gedenken läßt. Aber dann sind sie auch der gänzlichen Vereinigung zu einer einigen Parthey nahe, und alle Verschiedenheit unter ihnen verschwindet fast völlig.

Daß sie sich alle christliche Kirchenpartheyen auf gleiche vollkommene Weise könnten zukommen lassen, ist noch zur Zeit nicht möglich. Ob es in der Zukunft zu erwarten stehe, muß die Zeit lehren. Große Veränderungen müssen dießfalls erst unter ihnen vorgehen. Jede müßte sich angelegen seyn lassen, nach der meisten und reinsten christlichen Wahrheit und Seligkeit zu streben. Durch nichts dürfte sie sich davon zurücke halten lassen. Aber dann würde auch alle merkliche Verschiedenheit in den Lehrmeynungen unter ihnen aufhören, höchstens nur noch in den äußerlichen kirchlichen Einrichtungen und Verfassungen übrig bleiben, und sie bey aller Verschiedenheit in Nebensachen, nur in eine einige große kirchliche Gemeinschaft zusammen schmelzen. Und ob dieses je zu erwarten sey, kann nicht mit Gewißheit voraus gesagt werden,

wenn

wenn es auch sehr zu wünschen, und nicht alle Hoffnung wegzuwerfen wäre.

Haben diejenigen recht, die der Kirche Christi hier auf Erden, noch sehr glückliche Zeiten prophezeyen: so hat dessen Erwartung Grund. Und die Anstalten, die jetzt die göttliche Vorsehung dazu vorzukehren scheint, lassen es mit größter Wahrscheinlichkeit vermuthen. Aber dann könnten sie auch nur lediglich darinnen bestehen, daß unter ihnen sämmtlich die größte kirchliche Toleranz statt fände, sie sich durch die noch übrigbleibende Verschiedenheit nicht hindern ließen, allgemeine Liebe und Wohlwollen einander zu erweisen, und sich gegenseitig gleiche christliche Wahrheit und Seligkeit zuzueignen. Durch deren Beförderung und Vermehrung würde also der nächste Weg dazu gebahnt. Und wer sich um sie verdient machte, wäre in der Hand Gottes ein gesegnetes Werkzeug zur Gründung dieser seligen Hoffnung.

Möchten doch alle dieses erwägen, und sich durch nichts abhalten lassen, ihre Bemühungen dahin zu verwenden! Möchten doch auch die meinigen dazu mit gesegnet seyn! Diese glücklichen Zeiten würden alsdenn unter den Christen nicht lange mehr außenbleiben. Vielleicht würden alsdenn, selbst alle andere Religionsparthenen an ihnen mit Theil nehmen. Das 2440ste Jahr würde gewiß nicht ferne mehr seyn. Dessen Ankunft würde augenscheinlich beschleuniget werden. Wäre es doch schon da!

Vierter Abschnitt.

Von der kirchlichen Toleranz.

Und so wären wir denn durch die allgemeine und christliche Toleranz, unvermerkt auf die **kirchliche** geleitet worden. Auf sie kommt in der Geschichte unserer Tage das meiste an. Von ihr muß daher auch am ausführlichsten gehandelt werden. Und jene konnten um ihrentwillen nicht übergangen werden.

Aus eben den Ursachen, warum unter allen Religionsparthеyen überhaupt und unter den christlichen besonders, so eine mannigfaltige Verschiedenheit statt findet, kann es auch eine ähnliche, unter den Mitgliedern einer und eben derselben christlichen Kirchenparthey geben. Erkennen sie sich aber dessen ohngeachtet, für Genossen einer kirchlichen Gesellschaft, die einerley Rechte und Vorzüge mit einander gemein haben, gestehen sich dieselben unter einander willigлich zu, und hindern einander nicht an deren Genuß: so macht solches eigentlich die **kirchliche Toleranz** aus.

Bey ihr ist also zunächst, nicht bloß wie bey der **bürgerlichen** Toleranz, von bürgerlichen und äußerlich gottesdienstlichen Rechten und Vorzügen die Rede; ob diese gleich mehr in sie, als in die allgemeine und christliche mit einfließen, und mit ihr verwandt sind. Sie verhalten sich vielmehr zu ihr nur, als Folgen. Bleibt einer aller übrigen Verschiedenheit ohnerachtet, ein Mit-

glied

ied dieſer oder jener Kirche, und wird von ihr für ein ſolches gehalten: ſo muß er nothwendig an allen den bürgerlichen Rechten und Vorzügen Antheil haben, und haben können, die ihr in einem Lande zukommen, oder ihr in ihm verwilligt ſind. Und ob ihrer ein ſolcher zu genieſſen habe, oder nicht, deſſen Beſtimmung hängt alsdenn nicht mehr von der weltlichen Obrigkeit, als einer ſolchen ab, als in ſo ferne es nur die Fähigkeit und äußerliche Tüchtigkeit deſſelben betrifft. Wird er von dem Ganzen einer kirchlichen Gemeinſchaft für würdig gehalten, eins ihrer Mitglieder zu ſeyn und abzugeben: ſo kann ſie ihm ſie auch nicht verſagen, wo er anders durch Geburt und Stand, Fähigkeiten und Geſchicklichkeit, Unverdroſſenheit und Treue zu ihnen für tüchtig geachtet wird. Doch iſt auch hier ein weſentlicher Unterſchied wohl in acht zu nehmen.

Betrifft es ſolche Vorrechte, Vortheile und Vorzüge, deren Ertheilung und Gewährung von ihrer freyen Wahl und Entſchlieſſung abhängt: ſo kömmt es freylich auf ſie an, ob ſie ihm dieſelben zuwenden will oder nicht. Aber dadurch wiederfährt ihm kein Unrecht. Ihm begegnet alsdenn nur, was einem jeden andern Mitgliede ſeiner Kirche gleichfalls wiederfahren kann. Nicht alle ſind ihrer jederzeit würdig. Und in wie ferne ſich dieß bey einem jeden finde, oder nicht, deſſen Beurtheilung ſteht jederzeit bey ihr. Ob einer ein Mitglied eines bürgerlichen Raths, oder einer Landesregierung abgeben könne, ob ihm der Poſten eines Miniſters oder Generals mit Nutzen könne anvertrauet werden, das hängt mehr von ſei-

ner perſönlichen Geſchicklichkeit und Tüchtigkeit, als von irgend etwas anderm ab. Und deſſen Unterſuchung und Beſtimmung, befindet ſich lediglich in ihren Händen; und ſie thut wohl, wenn ſie bey ihr mit der größten Unpartheylichkeit verfährt.

Beſäße ſelbſt einer mit andern, einerley Grad der Fähigkeit und Würdigkeit zu ihnen: ſo kömmt es noch immer auf ſie an, ob ſie ſie lieber ihm, oder einem andern ertheilen will. Tauſenderley andere Umſtände, können ihre Wahl mehr auf ihn oder einen andern lenken. Nur daß dabey nicht darauf mit Rückſicht genommen werde, daß er in manchen Stücken nicht mit den übrigen Mitgliedern ſeiner Kirche einſtimmig denkt. So lange er von ihr für ein ſolches erkannt wird, kann ſie ihn deswegen nicht ſchlechterdings von ihnen ausſchlieſſen. Wäre er vollends mehr als andere geſchickt, ihrer theilhaftig zu werden: ſo darf ſie ſich noch weniger dadurch davon zurücke halten laſſen. Sie würde ſchon ungerecht gegen ihn ſeyn, wenn ſie ihm unwürdigere, auch nicht aus ſolchen Abſichten vorzöge. Und noch mehr würde dieß der Fall ſeyn, wenn ſie ſich durch ſie leiten lieſſe. Bloß das vorzüglichſte Beſte des Staats oder des gemeinen Weſens, muß dabey in Betrachtung kommen.

Betrifft es dagegen ſolche Rechte, Freyheiten und Vorzüge, deren Ertheilung und Bewilligung mehr von einer kirchlichen Geſellſchaft, als von ihr abhängen, wenn ihr auch deren Anerkennung, Genehmigung und Beſtä-

tigung

gung zukommen sollte: so kann sie ihn ihrer deswegen nicht für unwürdig erklären. Werden sie ihm von jener zuerkannt: so muß sie ihm dieselben auch zugestehen. Ob einer für ein Mitglied einer kirchlichen Gesellschaft zu halten sey, einen Lehrer in ihr abgeben, oder sonst ein kirchliches Amt in ihr bekleiden könne, und daher die in einem Staate sonst gewöhnlich davon abhangenden Rechte, Privilegia und Freyheiten genießen müsse, dessen Bestimmung hängt lediglich von ihr selbst, oder von denen ab, die in ihr die gesetzgebende Gewalt in den Händen haben. Gesteht sie ihm jenes zu: so kann sich dieser auch nicht anbrechen, ihn dafür zu erkennen, und ihm diese letztere zu bewilligen. Er würde sich sonst große Eingriffe in die ihr zugestandenen bürgerlichen Rechte und Freyheiten schuldig machen, und die Befugnisse derer antasten, die in ihr eigentlich darüber zu richten haben. Doch ist auch hier ein doppelter Fall, wohl von einander zu unterscheiden.

Ist die Obrigkeit eines Landes nicht selbst ein Mitglied der kirchlichen Gemeinschaft, um deren gesellschaftliche Rechte es alsdann zu thun ist: so kann sie sich in dessen Beurtheilung und Bestimmung schlechterdings nicht mischen; sondern muß es ihr lediglich überlassen. Es könnte sonst leicht geschehen, daß sie den Grundsätzen der kirchlichen Parthey gemäß handelte, zu der sie sich hielte, die sich mit den Grundsätzen jener nicht vertrügen, ihnen zuwider wären, sie wohl gar über den Haufen würfen, also eine Art von förmlichem Gewissenszwange einführte, und ihr dadurch noch in anderer Absicht Unrecht zufügte.

Alles, was sie in diesem Falle zu thun hat, ist, daß sie die ihr zukommenden natürlichen, ertheilten und zugesicherten bürgerlichen Rechte und Freyheiten aufrecht erhalte, sie nicht an ihnen beeinträchtige, und ihr mit der einen Hand raube, was sie ihr mit der andern gegeben hat. Wen sie jener für würdig hält, dem kann sie dieselben auch nicht versagen. Und dann hat sie nur darauf zu sehen, und sie selbst dazu anzuhalten, daß sie dieselbe nicht solchen beyfüge, durch die das Wohl des Staats zerrüttet werde.

Doch ist auch hier nur das bürgerliche Beste desselben, die öffentliche Ruhe und Sicherheit, und die gemeinschaftliche Verbindung zu deren Beförderung und Erhaltung in Betracht zu ziehen. Was es auf die religieuse Denkungsart überhaupt, oder dieser und jener von ihr unterschiedener Kirchenparthey insonderheit für Einfluß habe, darf von ihr nicht mit in Anschlag gebracht werden. Sie handelte sonst nicht bloß als Obrigkeit, sondern nähme schon Parthey, und könnte sich alsdenn durch den Partheygeist, leicht zu Ungerechtigkeiten hinreißen lassen. Wie sich eine andere kirchliche Parthey dabey zu verhalten, und falls es ihrer innerlichen Verfassung nachtheilig seyn könnte, sich davor zu verwahren habe, das muß sie ihr lediglich anheimstellen, wenn sie sich auch selbst mit unter sie zu zählen hätte.

Anders verhält es sich freylich, wenn die Obrigkeit eines Landes selbst zu der kirchlichen Gesellschaft mit gehört, in Ansehung welcher es um die Ausübung der ihr zu-

zukommenden gesellschaftlichen Rechte und den von ihnen abhängenden Genuß, der mit ihnen verbundenen bürgerlichen Freyheiten zu thun ist. Wird sie bloß als Landesobrigkeit betrachtet: so kann sie sich mit jener, einer andern Religions- oder Kirchenparthey verwandten, eben nicht mehr Rechte und Freyheiten anmaßen. Als solche sind sich beyde einander durchaus gleich. Wird sie aber selbst als ein Mitglied von ihr angesehen: so können ihr freylich alsdenn mehrere zustehen. Aber auch dann kann sie noch immer in verschiedenem Verhältnisse gegen sie stehen. Und darnach wird alsdenn auch deren Anmaßung und Ausübung verschieden seyn.

Wird sie ohne Rücksicht auf ihren obrigkeitlichen Stand, als ein einzelnes Mitglied einer kirchlichen Gemeinschaft angesehen: so genießt sie mit allen ihren übrigen Gliedern, einerley gesellschaftliche Rechte. Entsteht alsdenn die Frage, ob einer für eins ihrer Mitglieder zu halten sey, einen Lehrer oder kirchlichen Vorsteher in ihr abgeben könne, und die mit beyden verknüpften kirchlichen und bürgerlichen Rechte, Privilegien und Freyheiten zu genießen habe, oder nicht: so hat sie alsdenn mit andern gleiche Stimme, und kann ihre Meynung darüber, so gut als ein andrer eröffnen. So wenig aber dieser verlangen kann, daß die seinige gerade durchgehen, und zur allgemeinen müßte gemacht werden, wenn andere ihr nicht zugethan sind: eben so wenig kann sie es auch, als ein solches, andern zumuthen. Sie würde sich mehr Rechte anmaßen, als ihr alsdenn zukämen, wenn sie sich so etwas in den Sinn faßte. Aller Rechte sind sich in

dem Betrachte einander gleich. Sie hat keine andern, als der geringste ihrer Unterthanen, der gleichfalls mit zu ihr gehört.

Mehrere kommen ihr zu, und können und müssen ihr ohne Bedenken zugestanden werden, wenn auf ihren obrigkeitlichen Stand mit Rücksicht genommen wird. Doch kann auch dieses wieder auf verschiedene Art geschehen.

Hält man sie als die ersten und vornehmsten im Staate, für die angesehensten und vornehmsten Mitglieder der Kirche: so erlangen sie dadurch schon eine Ueberlegenheit über andere, an Macht und Ansehen. Ihr Stammrecht, daß sie mit andern gemein haben, nimmt gleichsam eine entscheidende Kraft an sich. Wie sie über andere an äußerlicher Würde weit erhaben sind: so eignen sie ihnen auch insgemein mehr Einsicht und Verstand, Weisheit und Erkenntniß, Rechtschaffenheit und Unpartheylichkeit zu, wenn sie ihrer zumal im gemeinen Leben, an ihnen gewohnt sind. Und je weiter sie öfters über andere an Macht und Ansehen hervorragen, desto geneigter sind sie, sich nach ihren Urtheilen und Gesinnungen zu richten; desto weniger wagen sie es, ihnen die ihrigen entgegen zu setzen. Es kann daher gar leicht geschehen, daß ihre Meynungen über die andern das Uebergewicht erlangen, und allgemein angenommen werden. Doch würden sie auch unrecht thun, und ihr Ansehen mißbrauchen, wenn sie nicht andere eben so gut hören und ihre Gründe prüfen wollten. Besonders müssen sie dieß gegen

gen die öffentlichen Lehrer beobachten, die mit und neben ihnen die Vermuthung für sich haben, daß sie die meiste Einsicht in die Religion besitzen, und sie wohl gar an ihr noch übertreffen. Und daher kömmt es, daß sie nebst ihnen, die Kirche am meisten ausmachen, und alles in ihr nach ihrem beyderseitigen Gutbefinden eingerichtet und gehandhabet wird. Und dann sind sich besonders Lehrer und Obrigkeiten in ihren Rechten einander gleich.

Auf diese ihre Ueberlegenheit an Ansehen und Macht, Einsicht und Ehre gründet sich auch vornemlich, die fast durchgängige Gewohnheit, daß sie in ihr wie im Staate, die gesetzgebende Gewalt entweder allein, oder mit andern gemeinschaftlich besitzen; man mag sie nun entweder aus einer stillschweigenden oder ausdrücklichen gesellschaftlichen Uebertragung, oder aber, welches hier nichts verschlägt, aus den Rechten der Landeshoheit herleiten, da sie in diesem Falle aus beyden zu entspringen scheint. Werden sie nun als solche betrachtet: so üben sie alle gesellschaftlichen Rechte im Namen der Kirche aus. Auf sie kommt es daher hauptsächlich an, wen sie für eines ihrer Mitglieder achten, oder ihn für tüchtig halten wollen, einen Lehrer in ihr abzugeben. Niemand hat sonst außer ihnen und dem übrigen Theil der Kirche, wenn sie nicht unter einem weltlichen Oberhaupte stünde, etwas darein zu reden. Und wem sie diese Rechte und Vorzüge zugestehen, dem können sie und die damit verknüpften und davon abhangenden bürgerlichen Rechte und Vorzüge, von andern nicht geraubet und streitig gemacht werden. Wer dieses thun wollte, würde in ihre Majestätsrechte, gar gefähr-

liche Eingriffe wagen. Unter dieſe gehört auch, daß ſie durch ihre Lehrer allerley Veränderungen in der Lehre und in den Gebräuchen können vornehmen laſſen, oder es ihnen wenigſtens geſtatten. Und iſt nur der übrige vornehmſte und angeſehenſte Theil der Kirche damit zufrieden: ſo hat alles übrige nichts zu ſagen.

Freylich verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ſich dabey, nach den vornehmſten Hauptgrundſätzen jeder kirchlichen Parthey richten müſſen, zu der ſie eigentlich gehören; wo ſie anders nicht aufhören wollen, mit ihren Landesunterthanen ferner zu ihr gerechnet werden zu wollen. Geſchieht aber jenes: ſo muß ihnen dieſes auch von andern zugeſtanden werden. Unterbliebe es aber: ſo könnten ſie zwar das letztere nicht mehr verlangen. Aber andere könnten ſie doch eben auch nicht dazu nöthigen, wenn ihnen nicht durch ausdrückliche Verträge deswegen die Hände gebunden wären. Und ſind nur ihre Landesunterthanen damit zufrieden, oder verlangen es gar von ihr, ſo können ſie es ohne Bedenken thun. Dächten auch nicht alle wegen ihrer einſtimmig; nöthigten ſie ſie, ſobald dieſe Verſchiedenheit Hauptſachen beträfe, nur nicht dazu, ſondern überließen es ihrer freyen Einſicht, ob ſie ſich mit ihnen vereinigen wollten; geſtatteten ſie es ihnen wohl gar, wenn dieſes nicht alle von ihnen erlangen könnten, bey ihren vormaligen Geſinnungen zu verharren, und machten mit jenen eine andere neue kirchliche Parthey aus: ſo kann ihnen dieſes von den andern auch nicht verwehret werden. Nur daß ſie alsdenn von dieſen nicht mehr für Mitglieder ihrer kirchlichen Gemeinſchaft angeſehen

ſehen werden, und alſo auch nicht mehr unter ihnen die geſetzgebende Gewalt ausüben können, die ſie vormals in Händen gehabt haben; ſie trügen ſie ihnen denn wieder von neuem und ausdrücklich auf, oder die Verſchiedenheit wäre nicht ſo beträchtlich, daß ſie ſie ohne zu befürchtende Gefahr, ferner beybehalten könnten.

Dem bekannten Herrn D. Bahrdt iſt daher gar ſehr unrecht geſchehen, daß ihm von einem Gerichtshofe, deſſen Gerichtsbarkeit die Proteſtanten, wohl in geſetzwidrigen Religionsbeſchwerden unter Katholiken und Proteſtanten, nicht aber in ihren eigenen innern kirchlichen Angelegenheiten, anerkennen, noch auch anerkennen können, ohne hinlänglichen Grund und Beweis, alles Lehren und Bücherſchreiben in Abſicht auf die Religion iſt unterſagt, er alſo dadurch ſeines Amts in der That entſetzt und ihm aufgegeben worden, ein förmliches Glaubensbekenntniß bey ihm einzureichen, zu einer Zeit, da er von ſeinem Landesherrn, und den meiſten Proteſtanten, für ein Mitglied ihrer Kirche anerkannt wurde, er, wie er in ſeinem Glaubensbekenntniſſe äußert, von ihm gerne in ſeiner Stelle wäre beybehalten worden, ſeine Gemeinde mit ihm zufrieden war, und mit jenem ausdrücklich darum nachgeſucht hatte. Und hätte er in ihm einige Ausdrücke mehr gemildert, und ſich vermuthlich nicht durch die gerechte Empfindlichkeit über dieſen Schritt, zu ihnen hinreißen laſſen: ſo würde er noch immer von den meiſten für ein Mitglied unſerer Kirche gehalten werden müſſen, wenn auch noch ſo viel unbedeutender Lermen über daſſelbe entſtanden wäre, als wirklich entſtanden iſt, und ſo lange er ſich nicht ſelbſt von ihr öffentlich losſagte.

Nicht

Nicht nur aber ihm, sondern auch den Gerechtsamen der ganzen protestantischen Kirche und deren weltlichen Oberhäuptern, deren Rechte das hochpreißliche Corpus evangelicorum in Deutschland repräsentirt, und besonders seines vormaligen Landesherrn, ist dadurch zu nahe getreten worden. Ruhte wirklich ein Verdacht auf ihn, daß er nicht mehr zu ihr gehöre: so hätte dessen Untersuchung nicht nur zunächst vor diesen erst gehört, sondern auch dessen Verantwortung und Erklärung zuförderst angenommen, und nicht via facti wider ihn verfahren werden müssen. Und war es nöthig, ihm deswegen ein förmliches Glaubensbekenntniß abzufordern: so mußte es außer jenem, hauptsächlich von dem hochpreißlichen Corpore evangelicorum geschehen. Und dann würde ihm gewiß Gerechtigkeit wiederfahren, und nicht so viel unerhebliches und gefährliches Aufsehen durch und über ihn seyn erregt worden. Das Verfahren gegen ihn, schmeckt zu sehr nach der Quelle, aus der es eigentlich herkam. *) Und

*) Siehe davon mit mehrerm, die bey dieser Gelegenheit herausgekommene kleine Schrift: Von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte in geistlichen Sachen, bey Gelegenheit des Bahrdtischen Rechtfalls, 1779. und dasjenige, was ich bereits in meiner kurzen Erklärung auf den vermeyntlichen Beweis eines Ungenannten, daß der Verfasser des Buchs: Betrachtungen über die große Unwissenheit der heutigen Christen, u. s. w. kein evangelisch-lutherischer Christ sey, Halle 1780. S. 150 f. dießfalls auch gesagt habe.

Und bey allem dem iſt er, wie aus dem folgenden erhellen wird, der bürgerlichen und ſelbſt der kirchlichen Toleranz nach immer ſehr merkwürdig.

Eben ſo wenig kömmt es bey ihr, wie bey der allgemeinen und chriſtlichen Toleranz, bloß auf Wahrheit und Seligkeit überhaupt, oder ſelbſt auf chriſtliche Wahrheit und Seligkeit an. Da jene wie dieſe, und dieſe wie jene gar verſchiedener Grade fähig iſt, und dieſe in einer Kirchenpartheyen größer und ſtärker ſeyn kann, als in einer andern: ſo kann unmöglich von ihr nur überhaupt die Rede ſeyn. Sonſt hätten diejenigen Recht, die behaupten, daß man einen jeden, der nur Wahrheit überhaupt, oder doch wenigſtens chriſtliche Wahrheit zur Seligkeit lehrte, für ein Mitglied ſeiner kirchlichen Geſellſchaft halten müßte. Wie aber aus dem folgenden deutlicher werden wird, geht ſolches, jetzt zur Zeit nach wenigſtens, unmöglich an; da in manchen chriſtlichen Kirchpartheyen, mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit herrſcht, als in andern. Wäre dieſes nicht, ſo möchte es freylich mit der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit überhaupt ſein Bewenden haben. Da aber jenes nicht iſt, wenigſtens nach der Meynung derjenigen nicht ſeyn kann, die ſich zu einer jeden halten: ſo kann dieſes auch nicht ſeyn. Hätten diejenigen Recht, daß ſie in allen chriſtlichen Kirchenpartheyen, im Ganzen genommen, gleich ſtark wären: ſo hätte es freylich auch hiermit ſeine Richtigkeit. Ob aber ſolches Platz finde oder nicht, wird das folgende lehren.

Kirchliche Wahrheit und Seligkeit, das iſt ſolche und in dem Grade, wie ſie in jeder kirchlichen Parthey überhaupt möglich und gewöhnlich iſt, macht alſo bey der kirchlichen Toleranz das Weſentliche aus. Wer ſie in der Maße hat und beſitzt, als es ihr eigentlich zukommt, der muß für ihr Mitglied gehalten, und aller davon abhangenden Rechte, Vortheile und Vorzüge theilhaftig werden. Sollte er auch mit allen ihren übrigen Mitgliedern nicht in allen Stücken übereinſtimmig denken: ſo verſchlägt ſolches nichts. Wäre dasjenige, worinnen er anderer Meynung iſt, zwar wahr, aber nur nicht kirchlich wahr, ſo daß es ihren Hauptgrundſätzen und Lehren zufolge, nothwendig dafür müßte erkannt und angenommen werden; wäre es ſelbſt dieſes, ohne daß es doch in die kirchliche Seligkeit mit von Einfluß wäre, ſie oder ein höherer Grad derſelben, davon nicht nothwendig abhienge, oder ſolches nicht hinlänglich könnte erwieſen werden; könnte ſie ohne daſſelbe eben ſo wohl oder gar noch mehr erreicht werden: ſo hat ſolches nichts zu bedeuten. Wie viele Wahrheiten giebt es nicht, die auf die Seligkeit der Menſchen, von keinem nahen und unmittelbaren, höchſtens nur ſehr entferntem und wohl gar keinem Einfluſſe ſind?

Nähme ſie nun eine kirchliche Parthey an: ſo kann ſie deswegen nicht alle ihre Mitglieder verbinden, daß es von ihnen ſämmtlich deswegen geſchehen müßte. Sie hat nicht das Recht, Wahrheiten zu unumgänglich nöthigen Glaubensartikeln zu machen, und ſie neben dieſe als ſolche zu ſtellen, die doch mit ihnen nicht einerley

Werth

Werth und Würde, Kraft und Wirkung haben. Wären sie auch für einzelne nützlich, so folgt daraus noch lange nicht, daß sie es auch für alle seyn müßten. Manches ist für einige gut, daß für andere schädlich und nachtheilig ist. Kann daher nicht erwiesen werden, daß es für alle von gleicher Wichtigkeit und Erheblichkeit, Vortheil und Gewinn sey: so kann nicht von ihnen gefordert werden, daß sie es sämmtlich dafür halten müßten. Verschiedenheit der Meynungen darüber kann und darf ganz wohl statt haben. Jeder hat das Recht, nach seiner Empfindung und Erfahrung davon zu urtheilen. Es würde sogar unrecht seyn, wenn man es ihm rauben und ihn nöthigen wollte, das als nützlich und zuträglich für sich und andere anzusehen, was es für andere, aber nur nicht für ihn und sie ist. Einem Vollblütigen, an einem Entzündungsfieber krank liegenden, kann Aderlassen nützlich seyn. Ist es aber deswegen auch einem Schwind- und Wassersüchtigen? Und wenn er es sich auch für zuträglich hielte, kann es nicht aus Unwissenheit, Irrthum und Vorurtheil geschehen? Kann es nicht andere geben, die weiter sehen als er, und dessen Nutzbarkeit oder Schädlichkeit eher und besser zu beurtheilen wissen? Und ist er nun deswegen seinem Irrthume und der aus ihm entspringenden Gefahr zu überlassen, weil er sich dessen nicht will überreden und eines andern belehren lassen? Oder ist er vielmehr von denen, selbst wider seinen Willen dazu zu nöthigen, denen die Sorge für sein Bestes obliegt?

Daß eine Wahrheit bloß deswegen, weil sie dieses ist, ohne darauf weiter Rücksicht zu nehmen, ob die

kirch-

kirchliche Seligkeit durch sie befördert und vermehret werde, oder nicht, von allen als eine kirchliche Wahrheit zur Seligkeit müsse erkannt und angenommen werden, kann mit nichts erwiesen werden. Wie viele Wahrheiten müßten alsdenn für solche gehalten, und die Seligkeit an sie geknüpft werden, die es entweder keinesweges, oder doch wenigstens nicht für alle, von Nutzen für sie sind? Daß es außer den Menschen, auf andern Weltkörpern noch mehr andere, mehr oder weniger vollkommene, vernünftige Geschöpfe gebe, ist eine Wahrheit, an der wohl kein Vernünftiger zweifeln kann. Muß sie aber deswegen von allen, als eine solche angenommen, und die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit an sie gebunden werden? Daß es Engel, das ist, noch vollkommenere und vernünftigere Geschöpfe, als die Menschen gebe, ist selbst nach der Schrift klar. Ob aber unter ihnen nur die vernünftigen Bewohner anderer Weltkörper, oder aber nach jüdischer Denkart, die sich Gott nach dem besondern Verhältniß, in dem er aus weiser Herablassung, mit diesem Volke stunde, als einen großen irrdischen König vorstellte, der mit einem zahlreichen Hofstaate umgeben wäre, noch andere vernünftige Geschöpfe außer und neben ihnen zu verstehen sind, die vor dem Throne Gottes stehen, und ihm Tag und Nacht, ohne Aufhören, dienen; ob dadurch nur die Größe seiner Macht und Herrlichkeit sinnbildlich angezeigt werde, oder aber solches im eigentlichen Verstande müsse genommen werden? das ist eine Sache, die die Seligkeit weder vermehrt oder vermindert, obgleich diese oder jene Vorstellung bey einzelnen, von einigem, ob schon sehr entferntem Einflusse auf sie seyn kann. Daß

Luft,

Luft, Wind, Sturmwetter, Blitz, Donner, Hagel, Feuer, Waſſer und dergleichen, Gottes Willen und Befehle ausrichten, und daher den Namen ſeiner Engel, Abgeſandten, Diener und Boten führen, das iſt eine Wahrheit, die ſich ſelbſt auf die Schrift gründet. Ob aber deswegen unter den Engeln nur dieſe allein, oder auch Menſchen und andere vernünftige Geſchöpfe, deren er ſich als Werkzeuge zur Beförderung des menſchlichen Beſtens bedient, zu verſtehen ſind; ob jeder Menſch ſeinen beſondern Schutzengel habe, oder aber damit nichts anders angezeigt werde, als daß ihm dieſe und jene Dinge in der Natur, zu ſeinem Nutzen beſonders gereichen? Das bringt in ihr keine weſentliche Veränderung hervor. Genug! wenn jeder nur die Ueberzeugung hat, daß ſich Gott aller geſchaffenen Dinge, zu ſeinem Beſten und Frommen bedient. Daß das moſaiſche Geſetz die Chriſten nicht mehr verbinde, iſt ſogar eine Hauptwahrheit des Chriſtenthums. Braucht ſie aber der, als ſo unumgänglich nothwendig zu wiſſen, daß, wenn ſie ihm unbekannt bliebe, er die Seligkeit nicht erlangen könne, dem in ſeinem Leben der Gedanke nicht beygegangen iſt, warum daſſelbe unter den Chriſten nicht mehr beobachtet werde?

Verhielte ſich dieſes anders, ſo träte alsdenn der Fall ein, über den ſich der würdige Herr Oberconſiſtorialrath Spalding *) nachdrücklich und ſchön, auf folgende

*) Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung, der zweyten Ausgabe, Berlin, 1771. S. 145. f.

gende Art, mit höchſtem Rechte erkläret. „Sollen „wir, ſpricht er: bloß das zur Abſicht haben, daß „unſere Chriſten in einer dazu erforderlichen Gemüths„faſſung, ihrer wahren Glückſeligkeit theilhaftig wer„den, und ſollen alle unſere übrigen Unterweiſungen le„diglich dieſem Hauptzwecke untergeordnet ſeyn? oder „ſind wir auch noch an ein anderes Augenmerk gebun„den, welches mit jenen parallel gehet, und welches, „wenn es gleich nichts dazu beyträgt, dennoch unabhän„gig und für ſich, geſucht werden muß? Iſt dieß letz„tere, ſo kann die Aufrechthaltung ſolcher Unterſchei„dungslehren, die weder frömmer und glücklicher ma„chen, allerdings ſtatt haben; ſo ſind wir berechtiget, „unſern Gemeinen und Katechumenen zu ſagen: Jenes „müſſet ihr glauben, bedenken und zu Herzen nehmen, „damit ihr euch von dem Elende der Sünde abkehret, „damit ihr Gott liebet, damit ihr mit Standhaftigkeit „recht thut, damit ihr euer Gewiſſen beruhiget, freudi„ges Vertrauen zu Gott faſſet, euch durch Hoffnung „und Troſt ermuntert; aber auſſerdem müſſet ihr, um „Gott zu gefallen und ſelig zu werden, auch noch dieß, „dieß, dieß glauben, weil es — — die Unterſcheidungs„lehre unſerer Kirche iſt.“ „Und warum müſſen wir „das; könnten die Zuhörer fragen; warum müſſen wir „es, bey Verwirkung unſerer Seligkeit, wenn jenes allein „die Lehren ſind, welche Gottſeligkeit und Ruhe in unſer „Herz bringen?“ „Darum vielleicht, weil es Wahrheit iſt.“ „Alſo müßten wir zur Erlangung der Seligkeit, alle „und jede Wahrheit glauben, von welcher Gattung ſie „auch ſeyn möge? Alſo müßten wir zu dem Ende eine jede

„Wahr-

„Wahrheit erforſchen, ſie ſey auch von ſolcher Sub„tilität, und von ſolcher Schwierigkeit als ſie immer „wolle? Das beantworte, wer da kann. Wenn kein ei„gentlicher Befehl Gottes da iſt, daß ich, durch das „bloße Wiſſen und Bekennen eines beſtimmten Satzes, „ſeiner Gnade und Belohnung theilhaftig werden ſoll, ſo „gehöret eine jede hiſtoriſche oder aſtronomiſche Wahrheit „gerade eben ſo viel und ſo wenig zur Religion, zu der „Wiſſenſchaft meiner geiſtlichen und ewigen Wohlfahrt, „als irgend eine andere Lehre, Meynung und Formel, „die mein Gemüth und mein Leben läſſet, wie es iſt. „Und dann könnte man, mit eben ſo gutem Rechte, „Sätze aus jenen Wiſſenſchaften zu kirchlichen Unter„ſcheidungslehren machen, welche wir aufrecht halten, „über welche wir predigen, deren Ermangelung wir für „die Seelen gefährlich halten müßten. Wo iſt hier der „Unterſchied? Freylich: der Prediger, der nach ſeinem „Gewiſſen ſagen kann: ich weiß und ſehe, daß meine „Zuhörer durch die beſondern Lehren meiner Kirche, got„tesfürchtiger, gerechter, liebreicher, zufriedener wer„den, als ſie ohne das ſeyn würden, und als die in an„dern Kirchen ſind, der thut wohl, wenn er dieſen Un„terſcheidungslehren eben ſo viel Gewicht beylegt, ſie eben „ſo häufig treibt, und eben ſo dringend einſchärft, als „die allgemeineren wirkſamen Erkenntniſſe des Chriſten„thums. Dieſe Probe aber ſollten wir ja erſt anſtellen; „dieſe Rechenſchaft ſollten wir uns ſelber geben können, „ehe wir die verſchiedenen Begriffe, worüber die chriſt„lichen Partheyen ſich, leider! getrennet haben, und die „Gelehrten ſich ſtreiten, in die eigentliche Anweiſung zur

„Erlangung der göttlichen Gnade und des ewigen Le„bens bringen. Entweder die reine Lehre, womit „man eine so hohe Vorstellung verbindet, soll noch etwas „anders seyn, als wahre Lehre, oder wenn sie mit „dieser letzteren einerley ist, so gehöret noch immer ihr „Einfluß und ihre Erheblichkeit mit dazu, um sie zu ei„ner eigentlichen Lehre der Religion zu machen.“

Sollte dieses nicht statt finden: so wäre alsdenn der Schade unvermeidlich, über den er sich gleich nachher,*) noch also vernehmen läßt: „daß, nemlich, da„durch denen, die wir unterrichten, das wahre Wich„tige unvermerkt aus den Augen gerückt, wenigstens „das Interesse getheilt und die Achtung, die ganz dem „großen Zwecke unserer innerlichen Zukehrung zu Gott „zukäme, in nicht geringem, vielleicht in dem beträcht„lichsten Maaße, auf eine leere Beschäftigung des Ver„standes, oder gar des Gedächtnisses, gewendet wird. „So ist also das Religion, muß der Einfältigere denken, „wenn ich Dinge lerne, von denen ich zwar nicht sehe, „wozu sie mir nützen, auch zum Theil nicht einmal, wie „sie wahr seyn können, die aber doch vor Gott und zu „meinem ewigen Glücke etwas großes auf sich haben müs„sen, weil ich so sehr angehalten werde, sie zu wissen und „zu glauben, weil mir so viel Gefahr meiner Seele da„bey angedeutet wird, wenn ich davon keine, oder nicht „die rechten, Vorstellungen habe! Er hat also in sei„nen Gedanken damit immer schon so viel von den Be„din-

*) Daselbst S. 148.

„dingungen seiner Hoffnung an sich, und er beredet sich „natürlicher Weise, daß das doch nicht umsonst seyn, „sondern nothwendig etwas zu seiner Sicherheit und „Wohlfahrt wirken werde. Deſto ruhiger entbehret er „manchen Grad der eigentlichen Besserung, der thätigen „Gottseligkeit und Tugend, und ersetzt das, seiner Mey„nung nach, durch den Eifer, womit er die Worte be„hält und an den Formeln haftet, die ihm als Religion „beygebracht worden. Er zittert vielleicht wegen des Un„glücks und der Verdammungswürdigkeit, hierin anders „zu denken und zu sprechen, weit stärker, als wegen ei„ner Verletzung seines Gewissens, wegen einer Untreue „oder Grausamkeit, deren er sich schuldig macht; und „er findet sich sehr sicher dabey, daß er die rechte Lehre „nicht verläßt. Wer den gemeinen Haufen der Men„schen und derer, die ihm, bey dem Unterschiede des „Standes an Begriffen gleich sind, ihre Gesinnungen, „und ihre Art zu handeln aus fleißiger Beobachtung ken„net, dem werden die Fälle nicht ungewöhnlich seyn, wo „das äußerste, und in so ferne auch aufrichtigste Schre„cken vor Irrgläubigkeit in theoretischen Kirchenlehren, „mit den offenbarsten Unordnungen des Herzens und des „Lebens verbunden ist, und wo Eiferer von dieser Gat„tung während der Zeit, daß sie einen, vielleicht ziem„lich verstümmelten, Ketzernamen mit allen Anzeigen ei„nes innerlichen Unmuths und Abscheues aussprechen, „unbesorgt lasterhaft sind und lasterhaft bleiben.“

Und wie sich dieses alsdenn mit der abgezweckten kirchlichen Seligkeit vertrage und mit ihr zu vereinbaren

ſey; ob dieſe wirklich dabey erreicht, in dem Maaße wenigſtens erreicht werde, als außerdem geſchehen könnte, oder aber ſie nicht vielmehr gehindert, und ihr dadurch wohl gar entgegen gearbeitet werde, das iſt ſchwer einzuſehen, und dieſes vielleicht ehender zu befürchten, als jenes zu hoffen. Daß ſolches für alle von ſo nachtheiligen Folgen wäre und nothwendig ſeyn müßte, kann freylich nicht mit Gewißheit behauptet werden. Eben ſo kann ihnen auch auf andere Art vorgebeugt werden. Aber dann iſt nur die Frage: ob es eben ſo ausreichend und zweckmäßig geſchehen könne, und würklich geſchehe, als jenes für viele verführeriſch dazu iſt? Ob dieſes nicht als gänzlich unnöthig und überflüſſig wegfallen würde, wenn jenes auch nicht wäre? Ob ſie dadurch nicht mehr erleichtert, befördert und wohl gar vermehret werden würde? Und dann wird ſich allemal ausweiſen, daß jenes, wenn gleich bey manchen, doch gewiß nicht bey allen, durchgeſetzt wird, und deren gemeiniglich die größte Zahl zu ſeyn pflegt, von denen es nicht mit ähnlicher Gewißheit kann geſagt werden; dieſe aber weniger anſehnlich ſeyn, und dieſes dagegen durchgängiger ſtattfinden würde, wenn jenes ganz wegfiele. Die Erfahrung iſt hierin der beſte Lehrmeiſter.

Alsdenn würde es auch, wie um alle allgemeine und chriſtliche, alſo auch politiſche und kirchliche Toleranz gethan ſeyn. Deren Rechte ſind aber viel zu heilig und gewiß, als daß ſie einer ſo unſichern und gefährlichen Sache wegen, dürften verletzet und über den Haufen geſtoßen werden. Muß in der Colliſion der Pflichten, eine der andern weichen: ſo muß nicht die wichtigere und

gewiſ-

gewiſſere, der unwichtigern und unſicherern nachſtehen, ſondern dieſe jenen nachgeſetzt werden: und das Private einzelner, nicht dem allgemeinen Wohl aller vorgezogen werden, wenn zumal dieſes über jenem nicht könnte erreicht, und ihm daher wohl gar müßte aufgeopfert werden. Könnte es neben dieſem beſtehen, ſo bleibt es ihm doch allezeit untergeordnet. Und dann iſt dieſes allezeit mehr als jenes, in Ueberlegung zu ziehen.

Bey der kirchlichen Toleranz, iſt es alſo nicht bloß um kirchliche Wahrheit zur Seligkeit überhaupt, ſondern um Wahrheit zur kirchlichen Seligkeit inſonderheit, das iſt einer ſolchen, eigentlich zu thun, wie ſie ſich eine Kirchenparthey eigentlich zu erreichen vorſetzt, ſich dieſelbe beymißt, und ſie ſich ihren vornehmſten und lauterſten Grundſätzen zufolge, mit Rechte zueignen kann. Iſt die kirchliche Wahrheit auf ſie auch mit von Einfluſſe, oder wird ſie gar durch ſie erleichtert und vermehrt: ſo iſt es deſto beſſer, und ſie muß alsdenn auch unter ihr mit begriffen werden. Iſt dieſes aber noch wichtigen Zweifeln unterworfen, kann es nicht bis zum Anſchauen deutlich und gewiß gemacht werden, kann ſie es wohl für einige, aber nur nicht für alle ſeyn: ſo kann ſie nicht unter ſie mit gerechnet werden. Wegen ihrer kann alſo Verſchiedenheit der Meynungen ſtattfinden, ohne daß man deswegen aufhöre, ein Glied von ihr ſeyn. Und dieß macht eigentlich das Weſentliche in der kirchlichen Toleranz aus. Jeder iſt für ein Mitglied derſelben zu erkennen, und kann einen Lehrer in ihr abgeben, der ſo viel Wahrheit und Seligkeit hat und lehrt, als zu

deren Erlangung in ihr, wie sie sich dieselbe vorstellt und zu erreichen vernimmt, nothwendig und erforderlich ist.

Alles läuft also bey ihr am Ende darauf hinaus: daß sich zuförderst alle ihre Mitglieder unter einander zu vereinständigen suchen, worein die Seligkeit überhaupt zu setzen sey, nach der sie gemeinschaftlich streben, und in was für einem Grade sie sich dieselbe zuzueignen haben. Herrscht wegen ihrer noch Mißhelligkeit unter ihnen, so, daß einer mehr zu ihr rechnet, als der andere; sind sie wegen der Art und Weise nicht einverstanden, wie sie ihrer eigentlich theilhaftig werden müssen; sind sie noch über die Stufe ihrer Gewißheit und Vollkommenheit getheilt: so wird sich alsdenn mehr Verschiedenheit unter ihnen äußern, als wenn alle wegen dieser Puncte, einerley Meynung hegten. Könnten sie sich, wegen ihrer unter einander vereinigen: so würde freylich die kirchliche Einheit größer seyn, als sie außerdem seyn würde. Sollte dieses aber, eben der Ursache wegen, warum unter allen Religionspartheyen überhaupt, und unter den christlichen insonderheit, so viele Verschiedenheit statt findet, nicht möglich, oder ohne zu befürchtenden größern Nachtheil und Schaden, nicht zu erwarten seyn: so könnten sie sich demohngeachtet, wie bey der allgemeinen und christlichen Toleranz unter einander für Mitglieder einer besondern kirchlichen Parthey halten, ohne daß jener selbst dadurch was abginge. Stimmten sie nur in der Hauptsache, worein ihren besondern Hauptgrundsätzen und Unterscheidungslehren zufolge, die Seligkeit sowohl überhaupt zu setzen sey, als wodurch man

ihren

ihrer auch theilhaftig werde, und wie man nach ihr ſtreben müſſe, unter einander überein: ſo hätte es nichts zu ſagen, wenn ſie auch in dieſen oder jenen einzelnen Beſtimmungen und beſondern Meynungen, noch ſo weit von einander abwichen. Jene bliebe jederzeit unwankbar veſte ſtehen, und würde nicht aus den Augen verloren.

Machten es ſich manche zur Abſicht, die in ihr mögliche Seligkeit, auf eine höhere und ausgebreitetere, veſtere und gewiſſere Weiſe zu erlangen, und auf eine vollkommenere Art nach ihr zu trachten, als außerdem in ihr gewöhnlich iſt; ſuchten ſie ſogar andern gleichfalls mit dazu zu verhelfen: ſo würde es thöricht ſeyn, ihnen ſolches verwehren und ſie deswegen nicht mehr für Mitglieder einer ſolchen kirchlichen Gemeinſchaft halten zu wollen. Sie ſind gerade ihre beſten, ächteſten, lauterſten und vorzüglichſten Mitglieder. Geſchieht es nur von ihnen ihren Hauptgrundſätzen und Unterſcheidungslehren gemäß, werden ſie ſo gar mehr dabey befolgt und zu Hülfe genommen: ſo verdient es vielmehr Beyfall, als Widerrede. Die Kirche ſelbſt verliert nichts dabey. Sie hat vielmehr anſehnlichen Gewinn davon. Durch ſie wird nicht nur mehr Seligkeit in ſie gebracht, als außerdem in ihr geweſen ſeyn würde, ſondern andere werden ſelbſt veranlaſſet und aufgemuntert, gleichfalls nach ihr zu ſtreben.

Begnügten ſich andere, an der in ihr nur überhaupt möglichen und gewöhnlichen Seligkeit, ohne durch jene, einen ähnlichen Eifer in ſich entzünden zu laſſen: ſo kann ihnen dieſes als eine Sache, die auf ihrem eigenen Wil-

len beruht, zwar auch nicht verwehret werden, und sie hören deswegen nicht auf, der kirchlichen Gemeinschaft würdig zu bleiben. Nur daß die Seligkeit in nichts anders gesetzt, und durch die Art nach ihr zu streben nicht verringert oder verhindert werde, als nach ihren Hauptgrundsätzen und Unterscheidungslehren eigentlich geschehen soll. Wäre dieses: so würden sie ihrer freylich nicht mehr würdig bleiben. Aber dann hätten sie doch wenigstens, falls ihnen die kirchliche wollte versagt werden, an der allgemeinen und christlichen Toleranz, noch gegründete Ansprüche.

Hiernächst hängt bey ihr alles von den Wahrheiten ab, durch die die kirchliche Seligkeit, ihrem Wesen nach, so unausbleiblich bewirkt wird, daß sie entweder ohne sie gänzlich wegfallen, oder aber nicht in dem Grade würde erreicht werden, den sie eigentlich haben müßte. Rechnen andere nach ihren individuellen Einsichten und Denkungsarten mehr zu ihnen, als eigentlich ihren Hauptgrundsätzen und Unterscheidungslehren zufolge, zu ihnen kann und muß gerechnet werden: so kann es ihnen zwar von denen, die es nach der ihrigen, nicht mit dahin rechnen können, eigentlich nicht verwehret werden. Nur dürfen sie auch nicht verlangen, daß es andere eben so wie sie finden müßten, wo sie anders von ihnen für Mitglieder einer kirchlichen Gesellschaft wollten gehalten werden. Diese können es eben sowohl, und vielleicht gar noch mehr als sie seyn. Es kömmt nicht bloß auf das mehrere oder wenigere an, sondern wie es mit den Hauptgrundsätzen und Unterscheidungslehren einer Kirche am

meisten

meiſten übereinſtimmt, oder denſelben zuwider, und auf die davon abhängende kirchliche Seligkeit, von wirklichem oder nur vermeyntlichem Einfluſſe iſt.

Wäre das mehrere oder wenigere denſelben gemäß, entſpräche es ihnen gar noch mehr: ſo müßten ſie freylich wegen deſſelben mit einander übereinkommen. Bis es aber geſchähe, könnten ſie ſich unter einander mit gegenſeitiger Duldung ertragen. Und dieß wäre vielleicht der nächſte Weg dazu. Stimmte es aber nach etlicher Meynung, mit ihnen nicht überein, ſchiene ihnen wohl gar zuwider zu ſeyn, oder hielten es für nachtheilig, ſchädlich und gefährlich: ſo könnten ſie zwar auch ſuchen, deswegen mit einander übereinzukommen. Jeder könnte alsdenn ſeine Meynung ungeſcheut eröffnen, und unverholen anzeigen, was ſeiner Einſicht nach, daran anſtößig, bedenklich und gefährlich wäre. Und jeder Theil behielte alsdenn die Freyheit, ihm nach den Gewicht der Gründe, darinnen beyzufallen oder nicht. Könnten ſie ſich aber deswegen nicht mit einander vereinigen, wäre die Unterſuchung für manche zu hoch, zu ſpitzig und zu fein, als daß ſie andern in ihr nachfolgen und ſie für ſich zu Ende bringen könnten: ſo könnten ſie ſich zwar auch unter einander mit Liebe und Sanftmuth ertragen, wenn nur die kirchliche Seligkeit dabey unverändert, ein und eben dieſelbe bliebe. Doch würden diejenigen weniger ächte Mitglieder als die übrigen von ihr ſeyn, auf denen der meiſte Verdacht ruhete, daß ſie ſich dabey ihren vornehmſten Grundſätzen und Hauptunterſcheidungslehren, nicht gemäß genug bezeigten, ſie nicht in ihrer ganzen Lauterkeit

be-

befolgten, sondern wohl gar mit andern durchmengten und durchsäuerten. Und diese wären alsdenn der kirchlichen Toleranz, weit mehr bedürftig, als jene. Würden sie über Gewalt und Unrecht schreyen, wenn man sie ihnen nicht wollte angedeyhen lassen: so ist es jenen um so weniger zu verdenken, wenn sie von ihnen ein gleiches verlangen.

Freylich kommt es dabey nicht auf bloße ungewisse Muthmaßungen an, daß es damit so oder so beschaffen seyn möchte. Eben so wenig kömmt es bloß auf das gewöhnliche Herkommen an. Selbst dieß macht, wie aus den oben angeführten Beyspielen schon erhellet, die Sache noch nicht aus, daß es in der heiligen Schrift stehe, und so oder anders in ihr ausgedruckt wird. Dazu werden viel vestere und dauerhaftere Gründe erfordert. Da muß ausgemacht werden, ob es dem Sinne der Schrift wirklich gemäß sey, und im eigentlichen oder uneigentlichen Verstande müsse genommen werden. Da muß der Einfluß einer jeden Lehre derselben, auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen, und ihre daraus entspringende Seligkeit, bestimmt und ausgerechnet werden. Dazu ist aber zu viel Einsicht in die Natur der Religion und der Menschen überhaupt, zu viel Bekanntschaft mit der Denk- und Schreibart der heiligen Schrift, und der Art und Weise, wie die Wahrheiten derselben, auf ihre Gesinnungen und Handlungen einwirken, zu viel Geschicklichkeit, jene gehörig zu entwickeln, und sich diese zu entfalten, zu viel Aufmerksamkeit und scharfsichtiger Beobachtungsgeist, Uebung und Erfahrung nothwendig, als

daß

daß dieſes jedem könnte zugemuthet werden. Er muß ſich darinnen auf die verlaſſen, die das meiſte Anſehen und die ſtärkſte Vermuthung für ſich haben, daß es ihnen nicht an der dazu nöthigen Fähigkeit und Geſchicklichkeit gebreche, und nur ſuchen, dieſes alles mit ſeinen eigenen Augen, ſo viel als möglich, zu ſehen und zu prüfen.

Wird nun in beyderley Fällen in einer Kirche, beydes ſowohl die Unterſuchung als Beſtimmung der kirchlichen Wahrheit zur Seligkeit, einem jeden, beſonders aber denen, die vorzüglich dazu aufgelegt ſind, freygegeben, ohne ſich dieſfalls einigem Zwange zu unterwerfen; erkennen ſich alle der daraus entſpringenden und dabey hervorthuenden Verſchiedenheit ohnerachtet, für Mitglieder ein und eben derſelben kirchlichen Geſellſchaft, die wohl in der Hauptſache, nicht aber in allen verſchiedenen Nebenſtücken mit einander übereinſtimmen: ſo macht ſolches eigentlich die kirchliche Toleranz aus. Und je gröſſer und ausgebreiter dieſe Freyheit iſt, je mehrere Verſchiedenheit der Meynungen bey ihr möglich iſt, je ungehinderter ſie dieſelbe Platz finden läßt, ohne daß die geſellſchaftlichen Bande durch ſie aufgelöſet, und die von ihnen abhangenden Rechte und Vorzüge eingeſchränket werden: deſto vollkommener iſt ſie. Je mehr ſie aber an einem oder dem andern verliert, deſto eingeſchränkter und unvollkommener iſt ſie.

Durch ſie wird alſo keinesweges eine ſchändliche Gleichgültigkeit, ſelbſt gegen kirchliche Wahrheit und Seligkeit verrathen. Sie liegt vielmehr bey ihr, in

eigen-

eigentlichen Verstande zum Grunde. Und bey ihr ist es vornemlich, um deren Bestimmung und Vestsetzung, Erhöhung und Veredlung zu thun. Nur die ungleiche Gesinnungen gegen die, die wegen ihrer verschieden denken, wird dadurch ausgeschlossen, und deren freyen Untersuchung, nach dem Gewicht der Gründe Platz gegeben. Doch muß auch gelehrte Theologie, und Theologie der Religion wohl von einander unterschieden werden. In jener ist gar vieles, das in diese nicht mit gehört. Diese ist in jener mit enthalten. Aber außerdem befindet sich in jener noch viel mehreres, das zwar für Lehrer, als solche, wichtig seyn kann; aber deswegen eben nicht durchgängig von ihnen als wahr muß angenommen, und noch weniger andere, als nothwendig zur Seligkeit, wieder muß gelehret werden. In ihr kann alles wahr, nach eines jeden Einsicht, mehr oder weniger wahr, aber nur nicht Wahrheit zur Seligkeit seyn.

Eben so wenig wird durch sie die Einigkeit der Kirche aufgehoben. Durch sie wird vielmehr der Weg zu ihr gebahnt. Zu ihr wird hauptsächlich nichts mehr erfordert, als Einigkeit des Sinnes und der Liebe. Und die wird gerade durch sie mehr befördert, als wenn sie sich wegen dieser oder jener Verschiedenheit, unter einander gehässig anfeinden, widerrechtlich verfolgen und verketzern. Wäre auch zu ihr eine Einigkeit in den Lehrwahrheiten erforderlich: so ist sie doch zuvörderst nur auf die Hauptgrundlehren einzuschränken. Und diese werden jederzeit bey ihr vorausgesetzt. Alle Verschiedenheit unter ihnen entspringt bloß aus deren nähern Bestimmung und Anwen-

wendung. Freylich würde die kirchliche Einigkeit gröſſer ſeyn, wenn ſie ſich auch auf dieſe mit erſtreckte. Sollte dieſes aber nicht angehen oder ſchwerlich zu erwarten ſtehen: ſo kann ſie ſich allezeit an jener begnügen, wenn zumal in dem Weſentlichen der kirchlichen Seligkeit dadurch keine Veränderung gewirket wird.

Durch ſie wird ſogar die kirchliche Einigkeit noch mehr befördert, als ohne ſie geſchehen würde. Mehrere lernen ſich unter einander als ſolche anſehen, die im Grunde des Glaubens mit einander übereinſtimmen, einerley kirchliche Seligkeit beſitzen und erlangen. Dieß geht nicht nur auf ſolche, die ſich ohnedieß ſchon zu einer Kirche halten: ſondern mehrere chriſtliche Kirchenpartheyen, die jene mit einander gemein haben, werden veranlaſſet, ſich unter einander als ſolche zu betrachten, und können ohne Bedenken in eine kirchliche Gemeinſchaft zuſammentreten. Die Verſchiedenheit, die ja noch unter ihnen übrig bliebe, wäre nicht gröſſer, und hätte nicht mehr zu bedeuten, als diejenige, die unter den eigenen Mitgliedern einer jeden ſtatt findet. Und ſoll jemalen kirchliche Einigkeit unter die Chriſten kommen, die einen Gott und Vater anrufen, einen Herrn und Heiland **Jeſum Chriſtum** verehren, zu einerley Seligkeit berufen ſind, und einerley Mittel mit einander gemein haben, dieſelbe zu erlangen: ſo iſt dieſes der nächſte Weg dazu. Durch ſie wird mehr ausgerichtet, als durch alle noch ſo vorſichtige und bedächtliche oder zweydeutige Unionsvorſchläge.

Daß man deswegen alle für Mitglieder einer kirchlichen Gemeinschaft halten müßte, die in Ansehung der Religion noch so verschieden denken, folgt keinesweges daraus. Allezeit liegen die Hauptgrundsätze und Unterscheidungslehren einer jeden dabey zum Grunde. Aber die sind nicht unter allen von einerley Erheblichkeit und Wichtigkeit. Und die in ihnen mit einander übereinstimmen, können doch ohne Bedenken dafür erkannt werden.

Daß unsere Väter nicht so gedacht haben, und viele Kirchenpartheyen noch nicht also denken, verschlägt ebenfalls weiter nichts. Es beweiset nichts mehr, als daß sie sich von ihr, nicht die gehörige Vorstellungen gemacht haben und noch machen. Hätten sie deren Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit eingesehen: so würde es von ihnen schon längstens geschehen seyn. Und sobald sie die erkennen und zugeben müssen, werden dergleichen Gesinnungen in ihnen unausbleiblich entstehen.

Viertes Hauptstück.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Toleranz.

Zur Beförderung der Toleranz, ist es nicht genug, sie bloß nach ihren mannigfaltigen Arten, Hauptunterscheidungsstücken und dem ganzen Umfange ihrer Ausübung zu kennen. Da öfters wegen ihrer so viele Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten obwalten: so muß auch deren Möglichkeit, Nothwendigkeit und Vortheilhaftigkeit, noch besonders erwogen und erwiesen werden. Wird die erkannt und eingesehen, so giebt es sich nachmals mit ihr von selbst. Alle Bedenklichkeiten, Ausflüchte und Schwierigkeiten vermögen nichts wider sie, wenn sie hinlänglich ist erwiesen und festgesetzt worden. Und damit wird sich nun zunächst das gegenwärtige Hauptstück beschäftigen. Mehrerer Genauigkeit und Deutlichkeit wegen, wird es aber ebenfalls wieder in so viel besondern Abschnitten geschehen, als es mancherley Arten von ihr giebt. Und alsdenn wird auf einige der vornehmsten Bedenklichkeiten wider sie, noch insonderheit Rücksicht müssen genommen werden.

Erſter Abſchnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der bürgerlichen Toleranz.

An der Möglichkeit der bürgerlichen Toleranz, kann nur derjenige zweifeln, der durch die allerunduldſamſten Abſichten geleitet und regieret wird. Deren Beſtimmung hängt lediglich von der Abſicht und dem Endzwecke der bürgerlichen Geſellſchaft ab. Und daß ſie ſich mit ihm ſehr wohl vertrage, beweiſet ſchon die Erfahrung im voraus. In vielen Ländern fehlt es nicht an Beyſpielen von ihr. Und deſſen Erreichung ſtimmt in ihnen mit ihr vollkommen überein, und wird wohl gar durch ſie noch mehr befördert.

Öffentliche Ruhe und Sicherheit, allgemeiner Wohlſtand und äußerliche Glückſeligkeit, ſind die allgemeinen Triebfedern, warum ſich Menſchen untereinander, zu größern oder kleinern bürgerlichen Geſellſchaften vereinigt haben. Und je größer und gewiſſer deren Erreichung nicht nur für die ganze Geſellſchaft überhaupt, ſondern auch für jedes ihrer Mitglieder inſonderheit iſt, deſto mehr nehmen ſie ſelbſt dadurch an Größe Stärke und Vollkommenheit zu; deſto mehr wird deren Endzweck erreicht, zu deſſen Beförderung ſie ſich unter einander verbunden haben. Streitet ſie nun nicht mit ihnen, ſondern kann ſie ganz wohl mit ihnen beſtehen: ſo liegt deren Möglichkeit hinlänglich am Tage. Und werden ſie durch ſie noch mehr und vorzüglicher befördert,

als außerdem geschehen würde: so ist damit auch zugleich deren Nothwendigkeit und Nutzbarkeit erwiesen.

Oeffentliche Ruhe und Sicherheit findet statt, wenn alle Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft in Liebe, Friede und Eintracht bey einander wohnen, keiner den andern, an den ihm zukommenden Rechten beeinträchtigt, und dadurch zu Mißhelligkeit und Streit Gelegenheit giebt; jeder gegen den andern die allgemeinen und besondern Pflichten ausübt, mit denen er ihm verhaftet ist; jeder das was er hat, in Ruhe besitzen kann, er in dessen Genuß erhalten und geschützet wird. Mit diesem allen stimmt aber nicht nur die Religion überhaupt auf das vollkommenste überein, und macht es selbst mit zur Pflicht; sondern ertheilt ihm auch mehr Stärke und Gewicht, mehr Unverbrüchlichkeit und Unverletzlichkeit. Durch ihre dahin gerichtete Vorschriften, räumt sie selbst alle Gelegenheit zu allerley Unruhen und Beeinträchtigungen anderer weg, und sorgt dadurch nachdrücklich für die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Und die werden in einem Lande noch einmal so groß und dadurch dauerhaft, sicher und gewiß seyn, wenn sie selbst durch die Religion eine feyerliche Sanction erhalten.

Die Religion überhaupt, kann also mit dem allgemeinen und besondern Besten einer bürgerlichen Gesellschaft, gar wohl bestehen, und befördert es selbst mit auf das nachdrücklichste. Dächten auch nicht alle in Ansehung ihrer übereinstimmig: so folgt doch daraus nicht nothwendig, daß eben die öffentliche Ruhe und

Sicherheit müßte gestöhret werden. Alle Religionspartheyen kommen doch bey aller Verschiedenheit, die sie wirklich von einander scheidet, darinnen mit einander überein, daß jeder den andern als seinen Mitmenschen und Mitbürger lieben, ihm alles Gute erweisen, ihn in dem Besitze des seinigen lassen, und die Pflichten gegen ihn beobachten müsse, die ihm noch außerdem zukommen. Jede verlangt es also von denen, die sich zu ihr halten, daß sie sich nichts zu Schulden kommen lassen, das die öffentliche Ruhe und Sicherheit unterbrechen könnte, und verbindet sie selbst durch die Religion mit dazu. Und das ist es eben, was man darunter versteht, wenn man sagt: eine Religion sey bürgerlich gut.

Anders verhielte es sich freylich, wenn sie dergleichen Vorschriften ihren Bekennern nicht ertheilte, ihnen das Gegentheil erlaubte, oder sonst noch außerdem allerley, der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nachtheilige Grundsätze hegte. Aber dann verdiente sie auch diesen Namen nicht. Und dann ist schon bemerkt worden, daß sie alsdenn auf die bürgerliche Duldung keine Ansprüche hätte; wo anders ihre schädlichen Folgen, nicht auf andere Art könnten unterdrückt und zurücke gehalten werden. Wegen des gemeinsamen Antheils, den alle Religionspartheyen an der einigen wahren Religion haben, und wegen der großen Deutlichkeit, die die Erkenntniß des natürlichen Rechts und der Billigkeit begleitet, ist solches aber nicht leicht zu befürchten; wenn auch gleich eine öfters mehr bürgerlich gut seyn sollte, als die andere, das ist, die dahin gehörigen Pflichten deutlicher

und

und bestimmter lehrte, nachdrücklicher einschärfte, und deren Ausübung durch stärkere und dringendere Bewegungsgründe unterstützte und nothwendig machte.

Freylich würde in einem Lande die öffentliche Ruhe und Sicherheit größer und gewisser seyn, wenn sich alle seine Bewohner nur zu einer einzigen Religion bekennten, und zwar zu einer solchen, die die meiste bürgerliche Güte an sich hätte. Da aber dieses nicht allezeit ist und seyn kann, da einmal so eine große Verschiedenheit in der Religion gewöhnlich ist, so ist es nicht anders möglich, als daß öfters mehrere, von größerer oder minderer bürgerlichen Güte, in ihm bey einander wohnen müssen. Und fehlt es ihnen nur nicht gänzlich an ihr, oder lassen sie sich gar angelegen seyn, sie immer mehr zu erlangen, und wird selbst von dem Staate mit dafür gesorgt: so hat die öffentliche Ruhe und Sicherheit von ihnen nicht das mindeste zu befürchten.

Zwar ist auch gewiß, daß selbst der Religion wegen, in ihm allerley Unruhen entstehen können, die nach der Erfahrung aller Zeiten, die fürchterlichsten und grausamsten zu seyn pflegen. Aber dieß rührt eigentlich nicht von der Verschiedenheit der Religionspartheyen selbst, und deren Duldung in einem Lande her, ob gleich jene die Veranlassung dazu mit geben. Es entspringt vielmehr daher, wenn man keine Verschiedenheit in ihr dulden, andern den ihnen zukommenden Genuß der Rechte der Gewissensfreyheit nicht verstatten, sondern sie nöthigen will, wegen ihrer übereinstimmig zu denken; wenn man

man glaubt, bürgerliche Gleichheit erfordere auch Uebereinstimmung in der Religion. Es ist also mehr Wirkung der Intoleranz, als der Toleranz. Durch diese wird ihnen vorgebeugt, wenn jene gerades Weges in sie stürzt.

Was für schreckliche Zerrüttungen entstanden vormals häufig der Religion wegen in Deutschland, die es sonst seinem gänzlichen Untergange nahe brachten, da die Katholiken immer damit umgiengen, die Protestanten zu nöthigen, wieder in ihre Kirche zurückzukehren; von denen man nichts mehr weiß, seitdem die vollkommenste bürgerliche Toleranz in ihm, durch feyerliche Verträge ist aufgerichtet und versichert worden? Und was für fürchterliche Unruhen, würden wieder in ihm entstehen, wenn der vorige Geist der Unduldsamkeit aufs neue aufwachen wollte? Was für grausame Verwüstungen, würden dem weitläuftigen russischen Reiche bevorstehen, wenn es die verschiedenen Nationen, die unter dessen Scepter vereinigt leben, nöthigen wollte, sich nur zu einer einigen Religion zu bekennen; da sie jetzt im Friede bey einander wohnen? Das mächtige römische Reich blühte so lange im höchsten Flor, als es allen Religionsparthenen ohne Unterschied, gleiche Freyheit ertheilte. Es eilte aber seinem Untergange mit schnellen Schritten entgegen, als der Geist der Unduldsamkeit in ihm einriß. Es würde von einheimischen und auswärtigen Feinden nicht so viel gelitten haben, und endlich ganz zertrümmert worden seyn, wenn er nicht die Veranlassung dazu hergegeben hätte.

Die

Die Toleranz verträgt sich also ganz wohl, mit der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Und eher muß der Intoleranz der Vorwurf gemacht werden, daß sie dieselbe stöhre. Sie verträgt sich aber nicht bloß mit ihr, sondern durch sie, wird sie gerade am meisten befördert, und ist zu ihr unumgänglich nothwendig.

Durch sie werden alle Herzen in Liebe, Friede und Einigkeit mit einander verbunden, wenn die Intoleranz den Saamen der Zwietracht in sie ausstreuet. Durch sie werden alle in dem Genusse der ihnen zukommenden natürlichen und bürgerlichen Rechte erhalten und geschützt, wenn sie diese verwegen antastet. Bey ihr kommen alle den auf ihnen haftenden Pflichten nach, wenn sie diese freventlich aus den Augen setzt. Bey ihr kann jeder in Ruhe besitzen, was er hat, wenn es ihm diese nicht vergönnen will. Durch sie wird also der nächste Weg zu ihr gebahnt. Und je vollkommener sie ausgeübt wird, desto stärker ist ihr Einfluß auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit.

Befinden sich daher in einem Lande mehrere von einander abweichende Religionsparthenen, oder entstehen durch diese oder jene Veranlassungen in ihm mehrere: so ist zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit kein besseres Mittel, als sie die natürlichen Rechte der Gewissensfreyheit ungestöhrt genießen zu lassen, und ihnen so viele bürgerliche Rechte und Vorzüge einzuräumen, als ihnen immer möglich ist. Deutschland würde nicht durch so viele verwüstende Kriege, vormals seyn verhee-

ret werden, wenn man dieſes in Acht genommen hätte. Spanien hätte nimmermehr die vereinigten Niederlande verloren, wenn ſie ihm nicht die Unduldſamkeit abgedrungen hätte. Oeſterreich hätte vielleicht ſchon längſtens die Oberherrſchaft in Ungarn und Siebenbürgen eingebüßt, wenn es nicht daſelbſt mehr Toleranz ausgeübt hätte, als in ſeinen übrigen Erbſtaaten.

Zwar können unter den Religionspartheyen eines Landes ſelbſt allerley Mißhelligkeiten entſtehen, die zu öffentlichen Unruhen Gelegenheit geben. Aber dieſe können auch allenfalls leicht verhütet und in der erſten Geburt erſtickt werden. Ertheilt man ihnen ſo viel als möglich, gleiche bürgerliche Rechte und Vorzüge, ſo, daß keine nöthig hat, ſich über die andere zu beſchweren, und mißvergnügt darüber zu ſeyn, daß man ihr das verweigert, was andern zugeſtanden wird; wird keiner erlaubt, die andere an ihren Rechten und Freyheiten zu beeinträchtigen; ſucht man ſelbſt tolerantere Geſinnungen unter ihnen zu befördern, und ſie durch eine vollkommene bürgerliche Gleichheit, in ein gemeinſchaftliches Intereſſe hinein zu ziehen: ſo fallen tauſend Gelegenheiten zu Mißhelligkeiten unter ihnen weg, die zu öffentlichen Unruhen ausſchlagen könnten. Und die ſich ja noch unter ihnen hervor thäten, könnten leicht beygelegt werden, ohne daß ſo wichtige Folgen aus ihnen entſpringen. Läßt ſich zumal jede ſelbſt angelegen ſeyn, die andern zukommenden Rechte nicht anzutaſten: ſo wird noch mehr die Veranlaſſung zu ihnen wegfallen, und ſolches keinesweges zu befürchten ſtehen. Von wie vielen kleinern Mißhellig-

helligkeiten unter Protestanten und Katholiken, würde man in Deutschland nichts wissen, wenn ein Theil den andern bey seiner hergebrachten Freyheit, jederzeit ruhig ließe, und sie nicht so oft durch die Intoleranz angefacht würden, auf deren Bezähmung nicht immer genug gesehen wird.

Die öffentliche Ruhe und Sicherheit, wird aber nicht bloß durch Einheimische unterbrochen. Durch Auswärtige wird sie vielfältig eben so oft, und wohl gar noch mehr angefochten und gestöhrt. Fehlt es nun einem Staate, an hinreichender Macht und Volksmenge, sich den Anfällen eines andern nachdrücklich zu widersetzen: so wird er öfters ein Raub desselben, oder kann ihm doch nicht hinreichend widerstehen, und dessen Gewaltthätigkeiten abwenden. Und seine Ruhe und Sicherheit, leidet dadurch öfters beträchtlichen Schaden. Zu dessen Verhütung ist nun abermals die Toleranz das geschickteste Mittel.

Oefters fehlt es einem Lande von Natur, an hinlänglichen Bewohnern, und der, zu seiner Erhaltung und Sicherheit nöthigen Volksmenge. Oefters wird aber dieser Mangel durch verheerende Kriege, oder anderweitige weitläuftige Besitzungen erzeugt, zu denen die Landeseingebohrne nicht hinreichen. Findet sich nun ein solcher Fall, oder ist er wenigstens zu vermuthen, so kann ihm nicht besser abgeholfen und vorgebeugt werden, als daß man dafür sorge, immer einen hinlänglichen Volksvorrath in ihm zu haben, den erlittenen, oder zu befürchtenden Abgang dadurch zu ersetzen. Und die öffentliche Ruhe

und Sicherheit fordert es öfters sehr dringend. Dazu ist aber kein anderer Weg übrig, als daß man Fremde ins Land ziehe. Diese aber sind mit den Landeseingebohrnen nicht allezeit von einerley Religion. Was für Reiz könnten aber solche haben, sich mit Verlassung ihres Vaterlandes in ihm niederzulassen, wenn ihnen nicht außer andern Vortheilen, auch der freye Genuß ihrer Gewissensrechte und der ungehinderten Ausübung ihrer Religion zugesichert würde? Wie viele würden Bedenken tragen dieses zu thun, wenn sie nicht in Ansehung dessen, mit den Landeseingebohrnen gleiche bürgerliche Rechte und Vorzüge genießen sollten? Manchen würde ihre Religion, nach ihrer individuellen Einsicht, viel zu lieb, theuer und achtungswerth seyn, als daß sie mit Verlassung ihres Vaterlandes, dieselbe auch verlassen sollten. Und was für Lust könnten andere haben, sich dem Dienste eines solchen Landes zu widmen, und für selbiges alles zu wagen, von dem sie voraus wüßten, deß ihnen ihre Religion ein Hinderniß seyn würde, die höchsten Posten und Würden in ihm zu erlangen? Würden sie sich nicht lieber in einen solchen Dienst begeben, in dem sie hoffen könnten, die Stelle eines Ministers oder Generals zu erhalten? Und würde ihrer also nicht jenes entbehren müssen? Die öffentliche Ruhe und Sicherheit, kann in der Absicht, die bürgerliche Toleranz, in gar vielen Absichten nothwendig machen.

Nordamerica wäre vielleicht nimmermehr so bevölkert worden, daß es jetzt vermögend wäre, seine

Frey-

Freyheit, Ruhe und Sicherheit zu verfechten, wenn die vollkommenſte bürgerliche Toleranz nicht viele angelockt hätte, ſich in ihm niederzulaſſen. Die volkreichen preuſſiſchen Staaten würden vielleicht nimmermehr den Volksüberfluß beſitzen, wenn nicht viele durch ſie gleichfalls wären angereizt worden, ſich in ſie zu begeben. Und wie manchen großen General und Miniſter würde es in ihnen weniger gegeben haben, wenn bey Ertheilung dieſer Würden, nur auf die Religion wäre geſehen worden? **Rußland** würde nimmermehr zu dem Gipfel von Macht Ehre und Anſehen, empor geſtiegen ſeyn, auf dem es ſich gegenwärtig befindet, und es ihm gleich **Ungarn** an der benöthigten Volksmenge fehlen, wenn nicht **Peter** der Große angefangen hätte, fremde Einwohner in ſelbiges zu ziehen, und ihnen mit den Eingebohrnen gleiche Rechte zu ertheilen; und nicht die Staatskunſt **Oeſterreich** ein gleiches gelehrt hätte. Und beyden würde es bald wieder an den nöthigen Einwohnern mangeln, wenn ſie anfangen wollten, nach entgegenſtehenden Grundſätzen zu handeln. **Engelland** und **Holland** würden bald entvölkert werden, wenn ihnen nicht die Toleranz den Volksabgang erſetzte. **Spanien, Dännemark** und **Schweden** würden bald mehrere Einwohner zählen, wenn jenes nicht durch die Intoleranz daran verhindert würde, und dieſe durch eine größere Toleranz, mehr Gelegenheit dazu verſchafften.

Eben ſo verhält es ſich mit dem allgemeinen Wohlſtande und der öffentlichen Glückſeligkeit eines Landes, als dem zweyten Hauptzwecke aller bürgerlichen Geſellſchaft.

ſchaft. Mit ihm ſtimmt nicht nur die bürgerliche Toleranz auf das vollkommenſte überein, ſondern wird auch durch ſie auf das nachdrücklichſte befördert.

Der Wohlſtand eines Landes beſteht darinnen, wenn es alles dasjenige in ſich vereinigt, was zu ſeinem Beſten dienlich iſt, und in ihm ſo viele Geſchicklichkeit und Induſtrie herrſcht, daß es ſeine Landesproducte nicht alle braucht, ſondern von ſeinen Nachbarn noch reichen Gewinn ziehen, und ihrer dagegen entbehren kann. Und die Glückſeligkeit eines Landes entſpringt daraus, wenn alle an den äußerlichen Glücksgütern ſo viel Antheil haben, als nur immer möglich iſt, die Bequemlichkeiten dieſes Lebens genießen können, und die bürgerlichen Laſten und Abgaben ſo wenig als möglich ſpüren. Und zu beyden verhält ſich die Toleranz abermals als das geſchickteſte Mittel.

Fehlt es einem Lande an der zu ſeiner Ruhe und Sicherheit und deſſen beſſerm Anbaue nöthigen Volksmenge: ſo zieht ſie mehrere Einwohner in ſelbiges hinein. Fehlt es ihm an Abſatz der in ihm erzeugten Producte: ſo wird er durch eine größere Volksmenge verſchafft. Fehlt es ihm an der Erzeugung der zu ſeiner Erhaltung nöthigen Produkte: ſo wird ſie durch ſie befördert. Gebricht es ihm an deren Verarbeitung, und muß es ſie andern mit wenigerm Vortheil überlaſſen, als wenn es ſie ſelbſt zubereiten könnte: ſo wird dem durch die von ihr begünſtigte größere Volksmenge abgeholfen. Herrſcht in ihm nicht Induſtrie genug, ſo wird ſie durch deren Zunahme erzeugt.

zeugt. Gehen ihm manche Dinge gänzlich ab, so werden durch sie leicht allerley Surrogate an deren Stelle gesetzt. Mangelt es ihm auch an diesen, so wird deren Ausgang durch sie, auf andere Art reichlich vergütet. Der Gewinn von andern hält deren Mangel das Gleichgewicht, und übertrift ihn wohl gar. Und so ist die Toleranz bald mittelbar, bald unmittelbar von Einfluß auf die Wohlfahrt eines Landes.

Eben so wird die äußerliche Glückseligkeit seiner Einwohner durch sie ungemein befördert. Je mehr Volksmenge durch sie in ein Land gelockt wird, desto mehr Industrie kömmt mit ihr in selbiges. Jeder will leben, und sich die Bequemlichkeiten dieses Lebens verschaffen, und sinnt also auf alle mögliche Art nach, wie es geschehen möchte. Von manchen Religionsparteyen glaubt man, daß sie wegen des mehrern und bessern Gebrauchs der Vernunft, mehr Gelegenheit zum Nachdenken gäben und machten, und dadurch die Geschäftigkeit vermehrten. Und manche Länder und Orte bedauern es dießfalls noch bis auf den heutigen Tag, daß sie von den vormaligen französischen Flüchtlingen nicht mehrere oder gar keine aufgenommen haben, und durch die Intoleranz davon zurücke gehalten worden. Wer wüßte, ob in den preußischen Staaten so viel Industrie und Gemeingeist herrschte, wenn er nicht durch sie wäre aufgelebt worden, und durch die Toleranz immer von neuem angefacht würde? Manche Länder bluten dießfalls noch immer an den Wunden, die ihnen die Intoleranz geschlagen hat. Frankreich kann den Volksverlust, und mit ihm die Entziehung

und

und Ausbreitung ſo vieler Fabriken in andern Ländern nicht verwinden, die ihnen die Verfolgung der Proteſtanten zugezogen hat. Und nur durch deren freye Duldung wird es ſich ihm mit der Zeit, unmerklich machen. Salzburg empfindet den Ausgang ſeiner Emigranten noch immer ſchmerzlich, durch deren Aufnahme ſich andere Länder glücklich gemacht haben. Das unduldſame Spanien, würde bey ſeinen reichen Goldgruben in Peru und ſeinen häufigen Silberflotten, gegen das tolerantere Engelland nicht ſo herab ſinken, und ſo viele ſeiner Bedurfniſſe von ihm nehmen müſſen, wenn ſeine Großen Louter Olavides wären. Und die in deſſen Schooße wieder aufgelebte Inquiſition, würde ihn nicht in ſeinem patriotiſchen Eifer haben ſtöhren können, wenn ihr nicht die Intoleranz die Veranlaſſung und den Vorwand dazu hergegeben hätte.

Nimmt durch die Hülfe der Toleranz, die Induſtrie in einem Lande zu: ſo vermehren ſich auch durch ſie, die außerordentlichen Glücksgüter. Jeder ſucht deren ſo viele zu erwerben, als es möglich iſt. Und mit ihnen vermehrt ſich auch der Genuß der Bequemlichkeiten dieſes Lebens. Die Bedürfniſſe deſſelben werden unmerkbarer. Ihnen kann wenigſtens leichter abgeholfen werden. Und ſelbſt die bürgerlichen Laſten und Staatsabgaben werden geringer. Zu deren Ertragung findet ſich mehr Vermögen. Und wie die Zahl der Einwohner eines Landes zunimmt, vermehren ſich auch die Staatseinkünfte, und haben weniger Urſache drückend zu werden. Wird auch ein Theil von ihnen zur Unterſtützung

der

der neuen Einwohner mit angewendet; so bringt er reichen Gewinn ein. Selbst in den dringendsten Fällen, brauchen sie nicht erhöhet zu werden. Mit der Industrie ist auch gemeiniglich mehrere Sparsamkeit vergesellschaftet. Und pflanzt sich die selbst auf den Staat fort: so werden der Fälle immer wenigere werden, in denen er seinen Unterthanen drückende Lasten aufzulegen genöthiget wäre. Das schuldenvolle Engelland würde es weit weniger nöthig haben, wenn es mit der unter seinem Volke herrschenden Industrie, mehrere Sparsamkeit in seinen Staatsausgaben verknüpfte, der Luxus unter ihm weniger stark wäre, und es nicht so viele Millionen öfters unnütz verschwendete.

Mit der Absicht der bürgerlichen Gesellschaften stimmt also die politische Toleranz auf das vollkommenste überein, und ist selbst wegen ihrer unumgänglich nothwendig. Dieß ist sie aber auch noch wegen anderer Ursachen.

Befänden sich in einem Lande entweder von Natur mehrere von einander abweichende Religionsparthenen, würden sie durch neue Eroberungen und Besitzungen vermehrt, oder entstünden nach und nach selbst in ihm: so erfordert es nicht nur sein eigener Vortheil, sie die Rechte der Gewissensfreyheit ungestöhrt genießen zu lassen; sondern es würde sich auch der größten Ungerechtigkeit gegen sie schuldig machen, wenn es sie ihnen verweigern, und sie dießfalls einigem Zwange unterwerfen wollte. Der Staat herrscht wohl über den Leib, das

Leben

Leben und das Vermögen seiner Unterthanen. Aber über ihr Gewissen hat er keine Gewalt. Dessen Gebrauch muß er jedem frey lassen, und es ihm gestatten, sich nach ihm unabhindert zu richten. Er würde sie sonst an den ihnen zukommenden natürlichen Rechten beeinträchtigen, und dadurch zu tausenderley Verwirrungen Anlaß geben. Verhalten sich nur alle als gute, ruhige und nützliche Bürger: so verschlägt es ihm nichts, sie mögen sich zu dieser oder einer andern Religion bekennen und halten. Seine Absicht erfordert nichts weiter. Und sein eigenes Interesse wird ihn selbst öfters dazu antreiben. Alles was er alsdenn thun kann, ist, daß er nur verhüte, daß unter den mannigfaltigen Religionsparthеyen keine Zwistigkeiten entstehen, die zu öffentlichen Unruhen Gelegenheit geben können. Dazu ist es aber wie gesagt, das beste und sicherste Mittel, wenn sie selbst tolerantere Gesinnungen gegen einander hegen, er sich angelegen seyn läßt, sie unter ihnen zu befördern, und ihnen in der Absicht so viele bürgerliche Gleichheit ertheilt, als nur immer geschehen kann.

Anders verhält es sich freylich, wenn in einem Lande von der Aufnahme neuer Einwohner von andern Religionsparthеyen die Rede ist, als ursprünglich in demselben anzutreffen sind, oder nach und nach in ihm selbst entstehen. Da muß nicht bloß in Untersuchung kommen: ob sie eben so wohl, oder wohl gar noch mehr bürgerlich gut sind, als die einheimischen, und dessen Wohlstand wirklich dadurch befördert und vermehret werde? Da muß auch in Betracht gezogen werden: ob die alten dadurch

durch an den Rechten, die sie einmal haben, nicht beeinträchtiget werden, oder sonsten Schaden darüber leiden? Ob wenn dieses wäre, sich nicht allerley Unruhen darüber entspinnen, oder ihnen hinlänglich könne vorgebeugt werden? Ob es das Beste des Landes auch wirklich erfordere, und nicht vielmehr dadurch gemindert werde? Ob es nicht durch andere politische Umstände verhindert werde, und das Gegentheil rathsamer und pflichtmäßiger sey? Wo dieses alles wegfällt, oder ihm doch hinlänglich kann abgeholfen werden, und die bürgerliche Gesellschaft wirklich dabey gewinnt: da kann und darf es ohne Bedenken geschehen, und ihnen selbst die freye Uebung ihrer Religion, mit allen davon abhangenden bürgerlichen und gottesdienstlichen Rechten, eingeräumet werden. Doch muß auch hier das allgemeine Beste eines Landes von dem Privatbesten seiner Beherrscher und einzelner Einwohner desselben, wohl unterschieden, und mehr auf jenes, als auf dieses gesehen werden.

Wieder anders verhält es sich, wenn sich in einem Lande, nach und nach mehrere von andern Religions- oder Kirchpartheyen, mit Bewilligung der Obrigkeit niederlassen. So bald sich deren von jeder Art so viele in ihm befinden, oder sich von den Eingebohrnen mit ihnen vereinigen, daß sie eine öffentliche Religionsübung anstellen können: so ist jede Obrigkeit, unter jenen Umständen, gehalten, sie ihnen ungehindert zu verstatten. Erkennt sie sie für Mitglieder des Staats: so ist sie ihnen auch dieses unverweigerlich schuldig. Will sie es ihnen versagen: so nöthigt sie sie dadurch, ihn deswegen zu verlassen;

laſſen; wo ſie es nicht vorziehen wollen, lieber unter dem Drucke zu leben, als ihn zu räumen, und ſich jenes für vortheilhafter achten, als den freyen Genuß der ihnen gebührenden Gewiſſens- und Religionsfreyheit zu haben. Und wie ſchmerzlich würde ihm öfters, ein ſolcher Volksverluſt fallen? Widerſetzt er ſich deswegen gar ihrer Auswanderung: ſo iſt es um ſo viel mehr heilige und unverletzliche Pflicht für ihn, ſie ihnen ungehindert einzuräumen.

Und herrſchen nur ſelbſt unter den ſo unter und neben einander wohnenden, verſchiedenen Religions- und Kirchpartheyen, tolerante Geſinnungen: ſo wird in **Hamburg** und **Worms** die Frage nicht mehr entſtehen; ob den Reformirten an jenem Orte, eine freye und ungehinderte, öffentliche Religionsübung zukomme oder nicht? oder ſie an dieſem Orte, mit den Lutheranern, gleiche bürgerliche Rechte und Vorzüge zu genießen haben oder nicht? Es iſt allezeit ärgerlich, und zeugt von der allerſtärkſten und unvernünftigſten Intoleranz, wenn ſolches, unter ſo nahe verwandten, und durch die veſteſten Bande mit einander verknüpften kirchlichen Partheyen, die ſich noch dazu alle Augenblicke, in eine einzige kirchliche Gemeinſchaft mit einander vereinigen können, aus wer weiß was für bedenklichen Abſichten und drohenden Gefahren will bezweifelt und wohl gar für unerlaubt und unrecht erklärt werden! Wären auch in einem Lande, oder in einer Stadt, öffentliche Verträge und Geſetze vorhanden, die ſo etwas nicht zu erlauben ſchienen: ſo iſt noch die Frage: ob ſie es gerade zu ausſchließen

ſchließen und unterſagen, oder nicht? Und wenn auch jenes wäre: ſo iſt es noch eine große Frage: ob ſie nicht als ſolche, die die Intoleranz erzeugt hat, unrecht und ſündlich ſind, der Beförderung der pflichtmäßigen Toleranz, wenigſtens entgegen ſtehen, daher als ſolche aufgehoben, abgeſchafft und andere an deren Stelle müſſen geſetzt werden?

Eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch, wenn von den Eingebohrnen eines Landes, welche für ſich, oder durch andere Veranlaſſungen, zu einer andern kirchlichen Geſellſchaft übergehen, oder eine von der eingeführten abweichende, für ſich aufrichten, und ſie ſie deswegen nicht aus ihrem Gebiete austreiben oder entlaſſen will, oder ihnen wohl gar ſelbſt beyfällt. Alsdenn iſt eine Obrigkeit gehalten, ſolches nicht nur ruhig geſchehen zu laſſen, ſondern ihnen auch eben die bürgerlichen und gottesdienſtlichen Rechte und Vorzüge zuzugeſtehen, die ſie vormals, als Mitglieder der alten Religion beſeſſen haben. Wollte ſie dieſes nicht thun, ſo würde ſie zu allerley Unruhen und Zerrüttungen ſelbſt Gelegenheit geben. Ihr verſchlägt es im Grunde weiter nichts, ſie mögen ſich zu dieſer oder einer andern kirchlichen Parthey wenden, oder ſelbſt eine neue ſtiften, wenn nur das bürgerliche Beſte dadurch keinen Schaden leidet. Und wären Geſetze vorhanden, die für das Gegentheil wären: ſo wäre es ihre Pflicht, ſie lieber aufzuheben, als auf deren Aufrechthaltung zu beſtehen, und dadurch zu öffentlichen Zerrüttungen Anlaß zu geben.

Ein ſolcher Fall ereignete ſich zur Zeit der Reformation, da ſich die Proteſtanten von der römiſchen Kirchencommun, abſonderten, und eine neue unter ſich errichteten. Etwas ähnliches trug ſich bald nachher zu, da manche Länder ganz oder zum Theil, wie z. E. Heſſen, Anhalt, Bremen u. ſ. w. von der lutheriſchen Confeſſion abtraten, und ſich zu der reformirten wendeten. Und ähnliche Fälle, könnten ſich ſelbſt noch bis jetzt, in jeder einzelnen Kirchenpartey, wieder ereignen. Wollten z. E. manche in ihr, an ihrer kirchlichen Verfaſſung, in der Lehre und in den Gebräuchen, dieſes oder jenes ändern und beſſern, und die andern wollten es ihnen aus intoleranten Abſichten nicht geſtatten, ſuchten ſie daran zu hindern, erkennten ſie nicht mehr für ihre Mitglieder, und nöthigten ſie dadurch, eine neue kirchliche Gemeinſchaft unter ſich aufzurichten; wie dieſes eigentlich die Veranlaſſung zu der Trennung der lutheriſchen und reformirten Kirchengemeinde war: ſo träte ein ſolcher Fall wieder aufs neue ein. Und jede Landesobrigkeit, ſie möchte ihnen beyfallen oder nicht, wäre nicht nur verbunden, ſolches ungehindert geſchehen zu laſſen, ſondern auch die von den andern abweichenden, eben ſowohl ihres Schutzes zu würdigen, und ſie in dem Genuſſe der Rechte und Freyheiten zu erhalten, die ihnen vormals, als Mitgliedern einer einigen Kirchengemeinſchaft, eigen geweſen wären. Und vereinigten ſich vollends alle mit ihnen, oder hielten die Verſchiedenheit nicht für ſo wichtig, daß eine förmliche Trennung wegen ihrer nöthig wäre, übten alſo kirchliche Toleranz gegen einander aus: ſo iſt ſolches gar keinem Streite mehr ausgeſetzt.

Doch

Doch iſt in allen dieſen Fällen, den letzten höchſtens nur davon ausgenommen, bey welchem ſie ſelbſt in dem Beſitz des kirchlichen Eigenthums zu laſſen ſind, das ſie vormals gehabt haben, und es nun zu ihrer veränderten und verbeſſerten Religionsverfaſſung, eben ſowohl anwenden können, als es vorher ſchon zu ihr gewidmet war, zuvörderſt nur von der freyen und ungehinderten Ausübung der Religion die Rede; ohne daß ſie eben deswegen zugleich, an allen bürgerlichen Rechten und Vorzügen mit Antheil nehmen müßten. Dieß kann durch mancherley Umſtände, verſchieden abgeändert und wohl gar verhindert werden; ohne daß ſie Urſache haben, ſich darüber zu beſchweren, und es als einen Gewiſſenszwang anzuſehen. Es iſt bloß bürgerlicher Druck, und hat mit der Religionsduldung eigentlich nichts zu thun, ſollte ſie auch gleich die Veranlaſſung zu ihm mit hergeben. Kann er wegfallen: ſo iſt es freylich deſto beſſer. Und wie ſolches möglich ſey, hängt mehr von politiſchen Gründen ab, und wird in dem folgenden noch mit vorkommen.

Freylich iſt es nicht möglich, daß ſie in allen Ländern, und zwar auf eine ſo vollkommene Art, könnte ausgeübet werden. In manchen, fehlt es an Gelegenheit dazu. In andern, wird es durch allerley Verträge und Geſetze ſehr erſchwert und verhindert. Mangelt es aber nur nicht an der Geneigtheit dazu: ſo werden ſich die Veranlaſſungen zu ihr, leicht hervorthun. Und erfordert es nur das Beſte des Landes: ſo können ihr dieſe auch nicht länger im Wege ſtehen. Sie müſſen alsdenn als ſolche, die mit demſelben ſtreiten, aufgehoben und

andere, an deren Statt eingeführet werden. Und damit sind sogleich alle Hindernisse überwältigt, die ihr immer am meisten im Wege zu liegen pflegen. Doch wird es in einem Lande, wo sich die gesetzgebende Gewalt, nur in den Händen einer oder weniger Personen befindet, leichter damit hergehen, als wo mehrere und öfters sehr viele, an ihr gemeinsamen Antheil nehmen. Herrscht aber nur Vernunft, Menschlichkeit und Vaterlandsliebe in ihnen: so wird es auch alsdenn nicht unmöglich seyn.

Zwar kann es auch Fälle geben, in denen sie das Beste eines Landes nicht schlechterdings nothwendig macht. Fehlt es einem Lande ohnedieß nicht an hinlänglichen Bewohnern, oder fordert dessen Wohlstand nicht eine größere Volksmenge: so brauchen nicht durch sie mehrere Einwohner in selbiges gezogen zu werden. Und wird es nur von solchen bewohnt, die sich alle zu einer Religion halten: so ist sie vollends völlig überflüssig. Bisweilen scheint auch dessen bürgerliche Verfassung nur für diese oder jene Religionsparthey angemessen zu seyn, die alsdenn völlig abgeändert und wohl gar über den Haufen müßte geschmissen werden. Aber bey dessen Beurtheilung kommt es nicht darauf an, daß es etwa so oder so besser seyn möchte. Die Erfahrung ist hierinnen, nebst richtigen Grundsätzen, der beste Lehrmeister. Und die ist durchgängig mehr für als wieder sie. Warum steigen und fallen wechselsweise Länder, je nachdem sie sich ihrer mehr, oder weniger, oder gar nicht befleißigen, solches vormals gethan, aber wieder unterlassen haben, oder es fortgesetzt und aufs neue thun? Warum

leiden

leiden die, in denen ſie nicht gewöhnlich iſt, gegen die ſo viel, in denen ſie ſtatt hat? Was von den mehreſten gilt, kann wohl durchgängig von allen geſagt werden. In manchem Lande würde der Wohlſtand noch größer ſeyn, als er ohne ſie iſt. Im Ganzen genommen wird es allezeit durch ſie mehr gewinnen als verlieren.

Mit ihr ſind noch andere Vortheile verknüpft, die ſelbſt auf das Beſte der Religion mit von Einfluß ſind, und durch ſie wieder die Wohlfarth eines Landes, auf andere Weiſe befördern.

Fehlt es in einem Lande an mehrern Religionspartheyen: ſo erſchlafft in ihm gemeiniglich der Eifer in Ausübung der Religion. Er wird dagegen angefacht, und erhält immer neue Nahrung, wenn es eine der andern in ihr zuvor zu thun ſucht. Selbſt der Fleiß in den öffentlichen Religionsübungen, durch die jene ſo ſehr befördert wird, läßt alsdenn nach. Man hört und ſieht bey ihnen nichts anders, wird keiner Veränderungen gewahr, kann das Vortheilhafte oder Schlechte einer jeden Art nicht einſehen, und ermüdet endlich gar in ihnen. Je mehr aber die Ausübung der Religion und der Eifer in ihr zunimmt, deſto vortheilhafter iſt es für einen Staat. Seine Mitbürger werden noch einmal ſo emſig, ehrlich, treu und rechtſchaffen ſeyn, und es ſich in einem ſolchen weit beſſer und ruhiger leben laſſen, als wo die Ausübung dieſer Tugenden ſeltener ſind, und man ſich nicht viel aus ihnen macht.

Durch sie werden auch tolerantere Gesinnungen unter den verschiedenen Religionspartheyen selbst erzeugt, und immer mehr ausgebreitet, durch die manche Zwistigkeiten verhütet werden, die sonst unter ihnen ausbrechen würden, und sie von manchen Ungerechtigkeiten abhalten, die sie sich sonst unter einander zufügen würden. Bey ihr haben sie Gelegenheit, einander genauer kennen zu lernen, einander mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sich unter einander durch Liebe und Güte zu gewinnen, und den Haß zu tilgen und abzulegen, der sonst unter ihnen obwaltete. In den Ländern herrscht insgemein der mehreste Religionshaß und Verfolgungsgeist, in denen es an Gelegenheit gebricht, mit andern Religionspartheyen bekannter zu werden, und die Vorurtheile fahren zu lassen, die man gegen sie gefaßt hat. Und dieß kann wieder in gar mancher Absicht für das Beste eines Landes vortheilhaft seyn.

Unter den Katholiken und Protestanten würde in **Deutschland** die Verträglichkeit nimmermehr so groß seyn, wenn sie nicht durch die bürgerliche Toleranz in sie wäre gepflanzt worden, und sie nicht durch den häufigen Umgang mit einander Gelegenheit erlangt hätten, die ungleichen Meynungen fahren zu lassen, die sie Anfangs öfters gegen einander erbitterten. Mit der Duldung der Protestanten in **Frankreich**, würde es in unsern Tagen nimmermehr so weit gediehen seyn, wenn es dem Verfolgungsgeiste gelungen wäre, sie völlig zu unterdrücken und aus seinen Gränzen zu verbannen. Es hätte ihm alsdenn an der Gelegenheit gemangelt, die Einsicht zu er-

erlangen, daß er in ihnen seine nützlichsten und besten Bürger gedrängt und fortgetrieben hätte. Und wer wüßte, ob die Finanzen Frankreichs jemalen auf einen so guten Fuß würden gestanden haben, daß es bey dem geldsplitterichsten Kriege, noch die größten Unternehmungen ausführen könnte, wenn sich nicht ein Necker an deren Spitze befände? Dieß würde aber nimmermehr zu erwarten gewesen seyn, wenn sich die vormaligen Gesinnungen gegen sie, nicht zu ihrem Vortheile geändert, und sich durch jenes der Verfolgungsgeist abgekühlt hätte.

Und selbst das Christenthum, ist mehr für als wider sie; was auch manche sagen mögen, daß es gerade zu zur Intoleranz hinführe. Es fordert von uns allgemeine Liebe gegen alle Menschen, ohne Absicht auf den Unterschied in der Religion, welches uns Jesus in der Gleichnißrede von dem barmherzigen Samariter *), ausdrücklich zu Gemüthe führt. Und ob sie es uns gleich gestattet, unsern Glaubensgenossen einen Vorzug in ihr einzuräumen **), wie es uns ein gleiches, selbst unter ihnen, gegen die vergönnt, die uns noch durch nähere Bande, des Bluts und der Freundschaft, verwandt sind: so wird doch jene dadurch nicht aufgehoben; und alle Christen haben sich wenigstens unter einander, als solche anzusehen. Es macht es uns also ausdrücklich zur Pflicht, uns eben sowohl darüber zu freuen, wir mögen den Juden oder den Christen, den Katholiken oder den Lutheraner,

*) Luc. 10, 23 — 37.

**) Galat. 6, 9. 1 Petr. 2, 17.

ner, glücklich und geehrt, ruhig und zufrieden ſehen, und treibt uns ſelbſt an, uns dahin mit zu verwenden. Seinen Forderungen zufolge, muß es uns gleichviel ſeyn, ob dieſer oder jener über uns herrſche; da es uns ſelbſt befiehlt, Gehorſam gegen ungläubige Obere auszuüben. [1]) Es macht uns die Pflicht wichtig, jeden in dem Genuß der ihm zukommenden Rechte ruhig zu laſſen, und nicht bloß auf das Seine, ſondern auch auf das, was des andern iſt, zu ſehen. [2]) Es ſchärft uns die Regel ein: was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut auch ihnen. [3]) Was wir alſo wollen, daß es der Katholik oder der Proteſtant, der Jude oder der Türke, der Schüler des Confuzius oder der Anhänger des Zoroaſters gegen uns ausübe, wenn wir uns unter ihnen befänden, das müſſen wir auch gegen ihn in Acht nehmen, wenn er unter uns lebte. Und was wir an ihm verabſcheuen würden, das dürfen wir uns auch nicht gegen ihn erlauben oder zu Schulden kommen laſſen. Wir würden uns ſonſt ſelbſt in dem verdammen, was wir an andern richteten. [4])

1) Römer 13, 1. f. 1 Petr. 2, 17. 18.
2) Philip. 2, 4.
3) Matth. 7, 12.
4) Römer 2, 1.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der allgemeinen Toleranz.

Wahrheit und Seligkeit sind die beyden Stücke, auf die es bey der allgemeinen Toleranz, vornemlich ankömmt. Gestehen sich die alle Religionspartheyen unter einander, obgleich auf verschiedene Art zu, so wird sie ausgeübt. Es würde unrecht seyn, wenn sie dieses ohne hinlänglichen Grund thun wollten. Kommen sie ihnen aber wirklich sämmtlich zu, wenn sie gleich auf mannigfaltige Art abgeändert werden: so kann dieses nicht nur geschehen; sondern es würde eben so unrecht seyn, wenn sie sich dieselben nicht, nach ihrem verschiedenen Verhältniß, zueignen wollten. Mit dessen Erweis wird also deren Möglichkeit und Nothwendigkeit hinlänglich erhärtet.

Alle Religionspartheyen können Wahrheit und Seligkeit unter sich haben. Bey ihrem allgemeinen Antheil an der einigen wahren und seligmachenden Religion, wäre es doch besonders, wenn sie nur einigen, und nicht allen zukommen sollten. Und bey ihrer allgemeinen Eintracht, sich zur Religion verbunden zu achten, wäre es eben so sonderbar, wenn das, worauf sie sich bey ihnen gründete, nur bey einigen wahr, bey andern aber, und wohl gar bey den meisten, falsch seyn sollte; wenn das, was bey einer zur Seligkeit gereichte, bey andern nicht dazu ausschlüge; und das, worinnen sie bey der einen beständ, nicht

nicht auch ihr Wesentliches bey andern ausmachte. Es können aber beyde nicht nur alle haben; sondern sie haben sie auch wirklich.

Alle Religionsparthenen haben an der einzigen wahren und seligmachenden Religion, gemeinsamen Antheil. Allen sind gewisse Wahrheiten gemein, die zu ihr gehören, auf die sie sich vornemlich gründet. Es ist ein Gott, von dem alle Menschen herrühren, der für ihr Wohl unablässlich sorget, dem es nicht gleich viel ist, was aus den Menschen werde, und wie sie sich verhalten, der auf ihr Thun und Lassen Acht giebt, und sich nach ihm richtet, der das Gute belohnt, das Böse aber bestraft; auf dieses Leben folgt ein anderes, das nach dem Verhalten der Menschen in dem gegenwärtigen, verschieden ausfallen, für die Guten angenehm und erfreulich, für die Bösen aber fürchterlich und quälend seyn wird: das sind die Wahrheiten, die sie alle unter einander gemein haben, sie mögen sie auch her haben, woher sie immer wollen; sie mögen sie durch ihr eigenes Nachdenken gefunden, oder aber durch fremde Ueberlieferung und Nachahmung erhalten haben, oder ihnen durch unmittelbare göttliche Belehrungen seyn bekannt gemacht worden. Auf sie gründet sich die Religion der **Inkas** und des **großen Lama's**, der **Mohamedaner** und **Perser**, **Moses** und **Christus**. Sollten sie bey ihnen auch noch so verschiedentlich bestimmt, abgeändert und modificirt werden, und die Einsicht in sie, mehr oder weniger, deutlich und gewiß seyn: so liegt doch wenigstens das dunkele Gefühl von ihnen dabey mit zum Grunde.

Und

Und ihre durchgängige Uebereinkunft, sich zu ihr verpflichtet zu achten, stützt sich hauptsächlich auf sie. Sie würde weniger groß, ausgebreitet und allgemein seyn, wenn sie nicht durch sie dazu angetrieben würden. Unter jedem Volke finden sich Spuren von ihr.

Dieß stimmt selbst mit dem überein, was in der Schrift von den unwissenden Heyden gesagt wird. Wenn Paulus auf dem Markte zu Athen die Wahrheiten predigte: *) „Gott, der die Welt gemacht hat, und „alles was darinnen ist, ist ein Herr Himmels und der „Erden, — und hat gemacht, daß von einem Blute „aller Menschen Geschlechte auf dem Erdboden wohnen, „und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lang und „weit sie wohnen sollen, — und sey nicht ferne von „einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben „und sind wir:“ so waren dieß lauter Wahrheiten, die er bey den Athenienſern, als wahr angenommen und zugestanden voraussetzte, sich deshalb selbst mit auf ihre Poeten berufte, die gesagt hätten, „die Menschen wären „ren seines Geschlechts,“ durch die er den Lehren des Christenthums, Eingang in ihre Herzen zu verschaffen suchte. Und als sie selbst von der Auferstehung der Todten hörten, wurden einige begierig, ihn weiter davon zu hören, wenn auch andere aus Leichtsinnigkeit ihren Spott darüber hatten: so übereinstimmig fanden sie dieß, mit ihren Wünschen und Gesinnungen.

Zu

*) Apost. Gesch. 17, 22 — 32.

Zu eben dem Ende beruft er sich bey einer andern Gelegenheit, zu Lystra darauf: [1]) „daß der lebendige „Gott, welcher gemacht hat Himmel, Erden, Meer „und alles was darinnen ist, sich selbst an den Heiden „nicht unbezeugt gelassen, sondern ihnen viel Gutes ge„than, vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gege„ben, und ihre Herzen mit Speisen und Freuden erfüllt „hätte," damit sie ihn fühlen und finden möchten. [2]) Und an einem andern Orte bezeugt er deshalben: [3]) „daß sie wüßten, daß Gott sey, denn Gott hätte es „ihnen offenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, „das ist, seine ewige Kraft und Gottheit würde ersehen, „so man das wahrnähme an den Werken, nemlich an „der Schöpfung der Welt; also daß sie keine Entschul„digung hätten." Und in eben der Absicht sagt er weiter von ihnen: [4]) „daß, ob sie gleich nicht, wie die „Juden, das Gesetz gehabt hätten, thäten sie doch des „Gesetzes Werke, wären ihnen also selbst ein Gesetz, und „bewiesen damit, des Gesetzes Werk sey beschrieben in „ihrem Herzen; sintemal ihr Gewissen sie bezeugte, dazu „auch die Gedanken, die sich unter einander verklagten „und entschuldigten." Er legt es ihnen also ausdrücklich bey, daß sie Gutes thäten, und sich dazu verbunden achteten.

Zwar

1) Apost. Gesch. 14, 15 — 17.
2) Apost. Gesch. 17, 27.
3) Römer 1, 19. 20.
4) Römer 2, 14. 15.

Zwar sagt er auch von ihnen; [1]) „daß, ob sie schon „gewußt hätten, daß ein Gott sey, hätten sie ihn doch „nicht gepreiset als einen Gott, noch ihm gedanket, son„dern wären in ihrem Dichten eitel worden, und hätten „verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes „in ein Bild, gleich den vergänglichen Menschen, und „der Vögel, und der vierfüßigen und kriechenden Thiere; „da sie doch hätten meynen sollen, [2]) die Gottheit sey „nicht gleich den güldenen, silbernen, steinernen Bildern, „durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht: wes„wegen sie auch Gott dahin gegeben, in ihres Herzens „Gelüste, zu thun das nicht taugt.“ [3]) Aber demohngeachtet lag dabey immer die dunkle Idee von der Gottheit, und der Nothwendigkeit sie zu verehren zum Grunde, die sie nur in Dingen ehrten, denen sie nicht zukam, und sie mit der Zeit selbst für Götter hielten. Und ob sie schon öfters in ihres Herzens Lüsten, und in der Eitelkeit ihres Sinnes, dahin giengen, zu thun das nicht taugt, und selbst unter dem Scheine der Religion allerley Sünden und Laster mit ausübten: [4]) so kann doch dieses keinesweges von allen gesagt werden. Vielmehr fanden sich unter ihnen allezeit, die natürlichen Empfindungen von Recht und Unrecht; ob sie gleich öfters selbst durch die Religion, mit geschwächt und unterdrückt wurden. Und viele richteten sich öfters auf eine so vorzügliche

1) Römer 1, 21 — 23.
2) Apost. Gesch. 17, 29.
3) Römer 1, 24. 28.
4) Römer 1, 26 — 31. Ephes. 4, 17 — 19.

zügliche Art nach ihnen, daß es nicht selten leuchtende Beyspiele davon unter ihnen gab. Unglücksfälle und allgemeine Landplagen, sahen sie allemal als Strafen einer, durch die Sünden der Menschen, beleidigten und aufgebrachten Gottheit an, und suchten sie, nach der Unvollkommenheit ihrer Einsichten, auf allerley Art wieder zu besänftigen und zu versöhnen.

Und ob er sie gleich in einer andern Stelle, *) also vorstellt, als wenn sie ohne Gott, das ist, ohne Erkenntniß des einigen wahren Gottes, oder vielmehr ohne hinlängliche Versicherung und Gewißheit seiner Gnade, in der Welt gelebt hätten, und wären entfremdet gewesen von dem Leben das aus Gott ist, durch die Unwissenheit so in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens: **) so folgt doch aus jenem keinesweges, daß es ihnen an aller Erkenntniß desselben gänzlich gefehlt habe. Es mangelte ihnen nur an der Vollkommenheit seiner Erkenntniß, wie sie nun unter den Christen möglich war; da niemand Gott je gesehen, das ist, so vollständig gekannt hatte, als der eingebohrne Sohn des Vaters, der es ihnen verkündigt, das ist, ihnen denselben auf das vollkommenste bekannt gemacht hatte; ***) oder vielmehr, an der vesten und ausgebreiteten Versicherung seiner Liebe und Güte, wie sie besonders durch Jesum Christum ist

*) Ephes. 2, 12.
**) Ephes. 4, 18.
***) Joh. 1, 18.

ist offenbaret und bestätiget worden. Jenes würde selbst wider seine anderweitigen Aussprüche von ihnen streiten. Und dieses fordert der Zusammenhang dieser Stelle offenbar. Sie stunden darinnen noch den Juden nach, die in Ansehung dessen, auch von den Christen weit übertroffen wurden.

Eben so wenig folgt aber auch aus diesem, daß es ihnen gänzlich an allem Guten gemangelt, und nichts als Böses unter ihnen geherrschet habe; so häufig auch das letztere wirklich unter ihnen war, und selbst durch die unter ihnen eingerissenen Verderbnisse der Religion mit begünstigt wurde. Es mangelte ihnen nur bloß der Grad von sittlicher Güte und Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Gottseligkeit, der nun den Christen durch Jesum war möglich gemacht worden, den sie freylich nicht haben oder erlangen konnten, ehe durch ihn die Gelegenheit dazu war verschaffet worden; so wie er noch bis auf den heutigen Tag, von denen nicht kann erreicht werden, die nichts von ihm wissen. Und darum leitet auch Paulus ausdrücklich, das Böse, so sich neben jenem vorzüglich unter ihnen befunden, aus der Unwissenheit und Blindheit ihres Herzens her. Und darinnen waren ihnen selbst die Juden, aller der Vorzüge ohnerachtet, die sie vor ihnen voraus hatten, ähnlich, und werden daher eben so wie sie, als Sünder von ihm beschrieben *), ob sie gleich immer nur die Heyden, mit diesem Namen zu belegen pflegten.

*) Röm. 3, 9 — 18. 23. Ephes. 2, 1 — 3.

pflegten. So wenig aber daraus folgt, daß unter den Juden nichts Gutes wäre anzutreffen gewesen, da es doch wirklich viele rechtschaffene, fromme und gottselige Personen unter ihnen gab: eben so wenig kann jenes von ihnen geleugnet, oder ihnen dieses gänzlich abgesprochen werden. „Es giebt, heißt es an dem unten angeführten „Orte: *) wahre Fromme und anmaßliche Fromme. „Die erstern finden sich in allen Religionen. Ihr Cha„rakter besteht in einer solchen durch Uebung erlangten „Richtung des Herzens, der zufolge die Ehre und der „Dienst des von ihnen erkannten Gottes, der oberste „Bestimmungsgrund aller ihrer Handlungen, die eine „solche Aufmerksamkeit verdienen, ist und bleibet.“ Das Wesen der Religion bestehet in der Frömmigkeit. Und der unwissendste Heyde kann ein frommer Mensch seyn; wenn er es gleich nicht allezeit in dem Grade, wie ein anderer ist.

Freylich wurden jene Wahrheiten nicht jederzeit von allen, mit gleicher Ausführlichkeit und Deutlichkeit eingesehen, und hatten daher auch nicht auf alle einerley Wirkungen. Aber eben so verhält es sich selbst noch in gewissem Maaße, in beyderley Absicht, mit den Christen, selbst unter den Mitgliedern solcher Kirchenparthenen unter denselben, die die besten, reinsten und lautersten zu seyn pflegen. Und allezeit fehlte es selbst unter jenen nicht an solchen, von denen es mehr oder weniger geschahe.

Selbst

*) Allgemeine deutsche Bibliothek, des zweyten Bandes erstes Stück. S. 7.

Selbſt bey der Abgötterey, lag die Idee von der einigen wahren Gottheit mit zum Grunde, und gieng bey ihr nicht gänzlich zu Grunde.*) Sie wurde nur durch ſie, mehr oder weniger verunſtaltet, und die ihr gebührende Ehre, den Geſchöpfen erwieſen, oder ſie vielmehr in ihnen geehret. Sogar die Lehre von der göttlichen Vorſehung gieng bey ihnen nicht verlohren, und hatte öfters mehr oder weniger Einfluß auf ihre Geſinnungen und Handlungen.**) Auf die Unſterblichkeit der Seele und die Hoffnung eines andern Lebens nach dieſer Zeit, gründete ſich ſelbſt die Vergötterung der verſtorbenen Helden und Menſchen, die ſich in der Hand Gottes als Werkzeuge zur Beförderung des menſchlichen Beſten bewieſen, und ſich vorzüglich durch gute und wohlthätige Handlungen

*) Die Beweiſe davon, kann man in *Gerardi Joannis Voſſii Theologia gentili et phyſiologia chriſtiana, Lve de origine et progreſſu idololatriae* L. 1. c. 2. p. 9. edit. Francofurt. in 4. 1668. *Cudworth's Intellectual ſyſtem*, chap. IV. Sect. 19. p. 355. der zweyten Ausgabe, ingleichen Sect. 27. p. 450. f. und ſelbſt in Lelands Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der chriſtlichen Offenbarung, des erſten Theils der deutſchen Ueberſetzung, Gotha und Göttingen 1769. von der nur zu bedauern iſt, daß der zweyte Theil nicht nachfolgt, Cap. 3. S. 69. f. und in den daſelbſt häufig angeführten Schriftſtellern, nachſehen.

**) Siehe auch davon, Lelands Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der chriſtlichen Offenbarung Th. 1. Cap. 17. S. 238.

hervorgethan hatten. *) Und in den Myſterien, ſoll die Lehre von den zukünftigen Belohnungen und Strafen vorzüglich ſeyn aufbehalten und getrieben worden. **)

Eben ſo waren auch ihre Einſichten in ſie, nicht allezeit ſicher und gewiß genug. Oefters beruheten ſie auf bloßen Muthmaaßungen, oder frommen Wünſchen, daß es damit ſo oder ſo ſeyn möchte. Aber daraus folgt, nicht, daß es ihnen deswegen an aller, auch nur wahrſcheinlicher Gewißheit gemangelt habe, oder ihnen deren Erkenntniß deswegen nicht könnte beygelegt werden, weil ſie nicht allezeit Zuverläſſigkeit genug, für ſie gehabt hätte. Eine Wahrheit kann mehr oder weniger gewiß ſeyn, ohne daß ſie deswegen aufhören ſollte, ſolches zu ſeyn. Und ſollte einem nicht eher der Beſitz einer Wahrheit zugeeignet werden, als bis er die allerveſteſte und unerſchütterlichſte Ueberzeugung von ihr hätte: ſo würden ſich ihrer meiſtentheils, nur ſehr wenige rühmen können. Die mehreſten halten das für wahr, was ſie nach mehr oder weniger wahrſcheinlichen Gründen dafür erkennen. Und überwiegende Wahrſcheinlichkeit, keinesweges aber apodiktiſche oder demonſtrativiſche Gewißheit, findet ſelbſt nur in Anſehung vieler Wahrheiten des Chriſtenthums ſtatt, deſſen unterſcheidender Charakter es doch iſt, daß es

*) Siehe, *Voſſium de theologia gentili*, Libr. 1. c. 10. p. 70.

**) Siehe, *Warburton's divine legation of Moſes*, Book 2. Sect. 4. der vierten Ausgabe, S. 126. f. an gar vielen Stellen. Ingleichen Starks Hephäſtion.

es die meiſte Gewißheit in der Religion gewährt, und dadurch ſelbſt das Judenthum, ſo wi das Heyden-thum übertrifft.

Die nemliche Beſchaffenheit hat es nun auch mit den mannigfaltigen Religionsparthenen in unſern Tagen. Alle haben dieſe Wahrheiten mit einander gemein. Wollte man dieſes nicht zugeben, ſo ließe es ſich ſchlechterdings nicht erklären, warum ſie die Religion zur Beförderung ihres Beſten für nöthig hielten, und ſich um deſſelben willen, ſo einhellig zu ihr verbunden achteten. Daß ſie ſie, mehr oder weniger, deutlich erkennen, macht darinnen eben ſo wenig eine weſentliche Veränderung aus, als daß nicht alle gleiche Gewißheit von ihnen haben, und darinnen das Chriſtenthum den meiſten Vorzug vor den übrigen behauptet. Kann ſie jenen deswegen nicht abgeleugnet werden: ſo muß ſie ihnen noch vielmehr zugeſtanden werden, da ſie viele öfters mit mehr Ausführlichkeit, Deutlichkeit und Gewißheit einſehen, als vormals den Heyden möglich war, und ihnen ſelbſt durch die größere Mannigfaltigkeit der Religionsparthenen, mit dazu verholfen wird.

Hat es aber mit ihnen dieſe Bewandniß: ſo iſt nicht einzuſehen, warum ſie ſich dieſelben, nach ihrem verſchiedenen Verhältniß, nicht zugeſtehen könnten. Sollte es deswegen nicht angehen, weil ihre Einſicht in ſie, nicht gleich ausführlich, deutlich und gewiß wäre: ſo würde folgen, daß, was unter einer Religionsparthey wahr wäre, unter der andern falſch wäre, weil es ihrer

Erkenntniß deſſelben, noch mehr oder weniger, an dieſen Eigenſchaften mangelte. Das geht aber unmöglich an. Die Wahrheit würde dadurch ſehr veränderlich, ungewiß und bedenklich werden. Was unter den Chriſten wahr iſt, iſt es auch unter den **Juden** und **Mohamedanern**, wenn ſie es mit jenen gemeinſchaftlich annehmen, und für wahr halten. Und was dieſes unter ihnen iſt, iſt es auch unter ähnlichen Umſtänden, unter den **Brahmanen** und **Bonzen**. Daß ein Gott iſt, daß er weiſe und gütig ſey, wird nicht mehr oder weniger wahr, es mag es der **Chriſt**, oder der **Jude**, der **Türke** oder der **Gueber** ſagen, wenn jene auch eine ausgebreitetere und vollſtändigere Einſicht darein hätten.

Sind ihnen aber dieſe Wahrheiten ſämmtlich eigen: ſo beſitzen ſie auch, Wahrheit zur Seligkeit, und dieſe kann ihnen daher eben ſo wenig abgeleugnet werden. Durch ſie wird Vertrauen und Liebe zu der Gottheit erzeugt. Und damit iſt die Anlage zur ganzen Religion gemacht. Wo aber dieſe iſt, da iſt auch Seligkeit unauflöslich damit verknüpft.

Freylich wird dieſe deſto größer, ausgebreiteter und ſtarker, je größer das Vertrauen und die Liebe zu Gott iſt. Und dieß hängt wieder von der mehrern Deutlichkeit, Ausführlichkeit und Gewißheit ab, die in jenen Wahrheiten herrſcht. Und das Chriſtenthum, behauptet in der Abſicht wieder den Vorzug vor ihnen ſämmtlich. Werden ſie aber gleich durch ſelbiges an Seligkeit übertroffen, ſo kann ſie ihnen deswegen doch nicht ganz abgeleugnet

geleugnet werden. Ein niederer Grad von ihr, iſt doch auch Seligkeit, wenn gleich keine chriſtliche. Und es iſt allemal leichter, daß er zunehme, als daß Unſeligkeit in Seligkeit übergehe.

Iſt nun mit der Offenbarung Gottes in der Natur, nach der ſich die Heiden vornemlich richten mußten, ſchon Seligkeit verbunden, und führt ſie, bey treuem Gebrauche, unausbleiblich zu ihr hin; wie der ſelige D. **Töllner**, in einer eigenen Abhandlung *) ausführlich erwieſen, und dieſe Wahrheit gegen alle Einwürfe und Bedenklichkeiten gerettet und beveſtiget hat: ſo muß es um ſo mehr von ſolchen Religionspartheyen gelten, deren Einſicht in jene Wahrheiten, ſich entweder ganz, oder doch zum Theil, auf göttliche Offenbarungen gründet, oder ſie von ſolchen entlehnt und angenommen haben, oder ſich auch wegen ihrer, mit der Offenbarung Gottes in der Natur, ſelbſt begnügen müſſen, und ſie ihr nur zu verdanken haben. Und warum ſie ſich ſolches nicht abermals, unter einander zugeſtehen könnten, iſt eben ſo ſchwer einzuſehen. Daß ſie nicht auf alle ſolche Wirkungen haben, verſchlägt nichts; indem es ſich un-

*) In ſeinem **Beweis**, daß Gott die Menſchen bereits durch ſeine Offenbarung in der Natur zur Seligkeit leite, als dem zweyten Theil der wahren Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenſcheinlichern Beweiſen verſehen. Züllichau 1766 beſonders Abſchnitt 2. Hauptſtück 1. S. 87. f.

ter den Christen ebenfalls so verhält. Hängt es bey diesen, von deren treuen Anwendung und Gebrauch ob: so muß es bey jenen nothwendig die nemliche Beschaffenheit haben; ohne daß sie selbst deswegen einer Unzulänglichkeit zu ihr könnten angeklaget werden. Daß er diesen leichter sey, als jenen, schließt dießfalls keine Unmöglichkeit in sich. Haben sie ihn einmal gefunden: so wird er unausbleiblich ähnliche Wirkungen auf sie äußern.

Damit wird auch keinesweges die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion aufgehoben. Eben so wenig werden dadurch die Vortheile und die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung, überflüssig gemacht oder gar über den Haufen gestoßen. Ein anders ist Seligkeit überhaupt, und ein anders ein höherer Grad derselben, dergleichen das Christenthum seinen Bekennern verheißt und verschafft. Was zu jener ausreicht, ist nicht zu diesem hinlänglich. Und dieser ist jener allezeit vorzuziehen. Und wenn uns Gott zu ihm verhelfen wollte, so war sie auch dazu unentbehrlich. Nur der ewige Gegensatz der Natur und Gnade, der Vernunft und Religion, der natürlichen und christlichen Religion, der schon so viel Schaden und Unheil angerichtet hat, daß selbst das Christenthum öfters in Unvernunft ist verwandelt worden, fällt darüber weg. Beyde machen eigentlich ein harmonisches Ganzes aus, das in einander eingreift und einander unterstützen; von denen jenes wohl ohne dieses, dieses aber nicht ohne jenes statt finden kann. Nur daß dieses mehr enthält als jenes, und durch selbiges erst seine meiste Bestätigung und Nutzbarkeit erlangt.

Komme

Kömmt ihnen aber ſämmtlich, auf die Weiſe, Wahrheit und Seligkeit zu: ſo iſt nur noch auszumachen, ob ſie denn wegen ihrer ſelbſt, eben ſo übereinſtimmig denken, und ſie ihnen daher mit deſto mehr Gewißheit zuzueignen ſey. Und da iſt denn ſelbſt, nach ihrer Uebereinſtimmung in jenen Wahrheiten, dieſes nicht nur zu vermuthen, ſondern auch gewiß.

Alle kommen darinnen mit einander überein, daß die Glückſeligkeit des Menſchen in der Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths beſtehe. Nur darinnen weichen ſie öfters von einander ab, was alles zu ihr erfordert, und wodurch ſie befördert werde. Und manche rechnen und begreifen öfters Dinge unter ſie, die wenig oder nichts zu ihr beytragen, und wohl gar durch Unruhe und Schmerz, begleitet und verfolget werden. Sie mögen aber wegen ihrer noch ſo verſchieden denken, ſie ſich ſo ſinnlich vorſtellen, als ſie immer wollen, und ſo viele flüchtige und vorübergehende Vergnügungen zu ihr für nöthig achten, als nur immer möglich iſt: ſo ſtimmen ſie doch darinnen wieder mit einander ein, daß ſie ſich vornemlich auf die Gnade und das Wohlgefallen der Gottheit gründe, wenn man nemlich von ihr alles Gute zu hoffen, nichts Schlimmes aber dagegen von ihr zu fürchten hat.

Nun weichen ſie zwar darinnen wieder von einander ab, wie man derſelben theilhaftig und gewiß werde. So verſchiedene Vorſtellungen ſie ſich aber auch davon nur machen können: ſo liegt doch bey ihnen ſämmtlich

der Gedanke zum Grunde, daß man sich ihrer zu erfreuen habe, wenn man sich angelegen seyn ließe, zu ihrem Wohlgefallen zu handeln. Nachdem sie sich nun dieselbe mehr menschlich oder vollkommen denken, nachdem ist auch unter ihnen, die Bestimmung dessen verschieden, was zu ihrem Wohlgefallen gereiche. Beurtheilen sie sie nach der Art vornehmer und großer Menschen, denen man viele äußerliche Ehrerbietung beweisen müsse, denen viel mit ceremonieusen Aufwartungen und pompeusen Dienstleistungen gedient ist: so setzen sie auch in dergleichen Dinge dasjenige, woran sie ein Vergnügen empfinde, und sich denen alsdenn günstig erweise, die sich mit ihnen fleißig abgeben. Hegen sie aber von ihr mehr geistige Begriffe, und sind mit ihrer eigenen innerlichen Güte, Herrlichkeit und Vortreflichkeit nicht ganz unbekannt: so glauben sie, daß sie nach Art guter Menschen, nur denen günstig seyn werde, die sich angelegen seyn lassen, eben so zu seyn, wie sie, und das zu thun, was der sittlichen Güte ihrer Natur gemäß ist: gegen die aber einen Widerwillen empfinde, die solches vernachläßigen, und an denen ein ernstes Mißfallen habe, die sich Böses zu Schulden kommen lassen. Und nachdem diese doppelte Art der Vorstellungen, ihnen mehr oder weniger, einzeln oder zusammen genommen gewöhnlich ist, nachdem ist auch die Weise, nach ihrem Wohlgefallen zu streben, verschieden, und öfters mehr oder weniger aus beyden zusammengesetzt.

Wie sie aber auch beschaffen seyn möge; so glauben doch alle einstimmig, daß ihr das am angenehmsten

und

und wohlgefälligſten wäre, was ihr Wille von den Menſchen fordere; das aber ihrem Mißfallen ausſetze, was demſelben zuwider iſt. Und alle halten ſich zu deſſen Erkenntniß, entweder an deſſen Offenbarung durch die Natur, oder an anderweitige ausdrückliche Belehrungen derſelben, die ſie entweder wirklich von ihr erhalten haben, oder es ſich wenigſtens einbilden, und andere deſſen zu überreden ſuchen, wenn es auch manchmal nur menſchliche Erfindung, und wohl gar ein Werk des Betrugs ſeyn ſollte. Es ſey nun aber dieſes oder jenes: ſo halten ſie doch ſämmtlich dafür, daß das, was ihrem Willen gemäß wäre, in der Abſicht für ſie gut; was ihm aber zuwider iſt, ihnen ſchädlich und nachtheilig ſey, weil ſie jenes in die göttliche Gunſt verſetze, ſie ihnen dieſes aber raube.

Sind ſie ſich nun dieſes letztern bewußt: ſo nehmen ſie zu dieſem oder zu jenem wieder ihre Zuflucht, das dadurch verſehene wieder gut zu machen; verfallen aber auch daneben noch auf andere Mittel dieſes zu bewerkſtelligen. Manche, die ſie ſich wieder zu menſchlich denken, ſtellen ſie ſich als erzürnt und beleidigt vor, und ſuchen ſie durch allerley, öfters ſelbſt erdachte Ausſöhnungen wieder zu beſänftigen. Andere, die es einſehen, daß ihr Mißfallen ſo lange dauern müſſe, als das Böſe anhält, ſuchen es daher von ſich wegzuſchaffen, nehmen deswegen allerley Waſchungen und Reinigungen vor, oder legen ſich, da ſie die Urſache von ihm in ſich ſelbſt finden, allerley harte, öfters unnatürliche und läppiſche Büßungen und Kaſteyungen auf. Alle aber ſtimmen mehr oder weniger,

dar-

darinnen mit einander überein, daß die Urſachen wegfallen müſſen, wenn die Wirkungen aufhören ſollen.

Und nun kömmt es nur darauf an, wie ſolches am ſicherſten und beſten bewerkſtelligt, und die mehreſte Gewißheit davon erlangt werde. Zweyerley iſt alſo dazu nöthig, wie man ſowohl des Böſen los, als auch des verlohrnen göttlichen Wohlgefallens wieder theilhaftig werde, und von beyden alle mögliche Gewißheit erlange. Da aber manche Folgen der Sünde in dieſem Leben nicht wieder aufzuheben ſind: ſo muß man deſſen auch verſichert ſeyn, daß ſie nicht in das zukünftige Leben mit hinüber gehen und in ihm fortdauern, ſondern ſich mit dem gegenwärtigen endigen werden. Zur Seligkeit der Menſchen in dieſem Leben, und in dem zukünftigen, iſt alſo eigentlich dreyerley erforderlich. Verſicherung der göttlichen Gnade, Beſſerung des Lebens, Hoffnung einer ſeligen Unſterblichkeit. Und je mehr Stärke und Gewißheit in jedem herrſcht, deſto größer iſt ſie. Und da ſie alle ihr Glück, Heil und Wohlergehen von der Religion erwarten, ſo muß ſie auch darauf abzwecken und dazu wirkſam ſeyn. Da iſt nun aber abermals die chriſtliche Religion diejenige, die es unter allen, am meiſten, beſten und vollkommenſten gewährt. Doch kann es auch andern Religionspartheyen, nicht ganz ſtreitig gemacht werden. Ob alſo wirkliche Seligkeit unter ihnen zutreffen ſey, hängt lediglich von der Unterſuchung dieſer drey Stücke ab.

Verſicherung des göttlichen Wohlgefallens, wenn man ſichs bewußt iſt, ſich deſſelben durch unrechtes und

sündliches Verhalten verlustig gemacht zu haben, kann auf gar verschiedene Art erlangt werden. Denkt man sich Gott als den allgemeinen Vater und Liebhaber der Menschen, der alle Menschen, blanke und schwarze, rothe und gelbe, Parser und Chineser, Juden und Mohamedaner, Christen und Grönländer, Irokesen und Huronen, auf gleiche Art liebt, sie alle ruhig und zufrieden, glücklich und selig zu sehen wünscht: so finden darinnen schon manche einen hinlänglichen Grund ihrer Beruhigung. Sie glauben alsdenn, daß Gott mit ihren Fehlern und Gebrechen, Nachsicht und Geduld haben, nicht nach der Strenge mit ihnen verfahren, die Schwachheit und Unvollkommenheit ihrer Natur ansehen, und die Leichtigkeit beherzigen werde, mit der sie öfters zu Handlungen, die seinem Willen widerstreiten, hingerissen würden, ihnen um deswillen seine Gnade nicht entziehen, und wenn sie sich ihrer ja unwürdig gemacht hätten, ihnen dieselbe wieder zuwenden werde, wenn sie ihn nur um sie anfleheten, ihm Besserung des Lebens zusagten, und sich derselben auch, so viel als möglich befliessen. Und solchen kann unmöglich alle Gewißheit von ihrer Theilnehmung an ihr abgesagt werden. Sie gründet sich auf die Liebe und Güte Gottes, von der sie in der Natur so viele Beweise vor sich sehen und täglich erfahren, auf die sich selbst die mitstützt, die das Christenthum ertheilt.

Andere, die sich einbilden, daß Gott mit vielen ceremonieusen Aufwartungen und Hofdiensten gedient wäre, glauben, sich durch sie seine Gunst aufs neue, wieder

wieder zu erwerben. Noch andere nehmen zu allerley koſtbaren Sünd- und Sühnopfern ihre Zuflucht, und überreden ſich, daß er ſich durch ſie werde bewegen laſſen, ihnen ſeine Gnade wieder zuzuwenden. Wieder andere ſuchen durch allerley leibliche Waſchungen und Reinigungen, Faſten und Kaſteyen, die Urſache ſeines Mißfallens an ihnen, von ſich wegzuſchaffen, in der Hoffnung, ſeines Wohlgefallens dadurch wieder theilhaftig zu werden. Noch andere gründen ſie auf ſeine ausdrückliche Zuſicherungen bey erfolgter Aenderung und Beſſerung, und deren feyerliche Beſtätigung, durch von ihm gebotene oder ſonſt veranſtaltete Handlungen, ihrer ſelbſt und anderer. Und noch andere tröſten ſich ihrer, durch Aufhebung und Wiedergutmachung, des von ihnen begangenen Unrechts.

So verſchieden ſie aber immer deswegen denken mögen: ſo finden ſich doch unter allen Religionspartheyen, bald von dem einen oder dem andern, bald von mehrern zuſammengenommen, hinreichende Spuren. Und jede gründet auf die Mittel, die ſie ihrer Einſicht nach, für die beſten und ſchicklichſten hält, die beruhigende Zuverſicht, daß ſie ſich des göttlichen Wohlwollens wieder zu erfreuen habe. Keiner fehlt es alſo ganz an der Verſicherung von ihm, ſollte ſie auch bey manchem nach der Meynung anderer, mehr eingebildet, ſchwankend und ungewiß ſeyn, als bey andern, und bey dieſen mehr Veſtigkeit und Gewißheit haben. Aber dieß hängt mehr von den Einſichten und dem Gefühl eines jeden ab. Und die öfters nach der Meynung anderer,

derer, die wenigſte Gewißheit von ihr zu haben ſcheinen, können nach ihrer Empfindung die ſtärkſte von ihr haben.

Freylich kann es Fälle geben, wo die eine oder die andere nicht ausreichend zu ſeyn ſcheint. Der Verſicherung aus der allgemeinen Liebe und Güte Gottes, können die Folgen mancher ſündlichen Handlungen und Neigungen entgegenſtehen, die nicht wieder aufzuheben und gut zu machen ſind. Bey dem Wollüſtigen und Unmäßigen kann die Ungeſundheit und Kränklichkeit, bey dem Zornigen und Neidiſchen die Schwächlichkeit ſeines Körpers, bey dem Verſchwender Mangel und Dürftigkeit fortdauern, und ihn mit bangen Zweifeln anfüllen, ob ihm die Gottheit auch wirklich wieder gnädig ſey. Bey dem aufrichtigſten Beſtreben, keine Unordnungen und Sünden mehr zu Schulden kommen zu laſſen, können wieder unverſehens welche mit unterlaufen, und das darauf gegründete Bewußtſeyn der Gnade Gottes ſchwächen. Es können ſogar Bedenklichkeiten entſtehen, ob das, worauf man auſſerdem die Verſicherung der göttlichen Gnade ſetzt, dazu ausreichend ſey, und ſie wirklich wieder verſchaffe. Aber daraus folgt nichts weiter, als daß die mehreſte und vollkommenſte Gewißheit von ihr, die ſich auf ein ausdrückliches göttliches Zeugniß und deſſen feyerliche Beſtätigung gründet, den andern vorzuziehen ſey; keinesweges aber, daß deswegen allen, denen es daran fehlt, alle Gewißheit von ihr gänzlich müſſe abgeſprochen werden.

In deren Ermangelung fehlt es auch faſt keiner an Mitteln, zu Hebung und Tilgung jener Bedenklichkeiten und Zweifel. Und gebräche es ihr auch ſelbſt an ihnen, oder könnte ſie ſie nicht haben: ſo kann ſie ſich an jener ungewiſſern Gewißheit allezeit begnügen, und in ihr hinlängliche Beruhigung finden. Einige Gewißheit, wäre ſie auch nicht die unerſchütterlichſte und vollkommenſte, iſt doch allezeit beſſer, als gar keine, wenn auch dieſe jener mit Recht vorzuziehen iſt. Bey allen entſtehen auch nicht allezeit dergleichen Bedenklichkeiten. Sie können alſo auch mit einer ſolchen um ſo mehr zufrieden ſeyn. Mit den Bedürfniſſen, vermehrt ſich die Nothwendigkeit, ihnen abzuhelfen. Und wer die empfindet, von dem werden auch die Mittel zu deren Stillung nicht ferne ſeyn.

Eben die Beſchaffenheit hat es auch mit der Beſſerung des Lebens. Fehlt es nur nicht an der Erkenntniß deſſen, was heilig, gut und Gott wohlgefällig iſt: ſo iſt es nicht unmöglich ſich ihrer zu befleißigen. Und die mangelt keiner Religionspartheyen gänzlich, ſollte ſie auch in mancher ausgebreiteter und vollkommener ſeyn, als in andern. Und die Kraft dazu gründet ſich vornemlich auf das Bewußtſeyn, daß alles Böſe der Gottheit mißfällig, und alſo dem, der es thut, nachtheilig, alles Gute aber ihr wohlgefällig, und dem der es ausübt, daher auch zuträglich ſey. An dem gebricht es aber eben ſo wenig einer. Sie würden ſich ſonſt nicht ſo einhellig zur Religion verbunden achten, und ſie zum vornehmſten Beweggrund aller ihrer Handlungen machen.

machen. Einer der vornehmſten Antriebe zu ihr iſt die Hoffnung, daß man ſich, wenn man ſich ihrer befleiſſigt, ihrer Gunſt ſelbſt alsdenn zu erfreuen habe, wenn man ſich ihrer durch unrechtes und fehlerhaftes Verhalten unwürdig gemacht hat. Und auch die iſt nicht ferne von einer jeden. Keiner fehlt es alſo ganz an Gelegenheit, Stärke und Kraft zu ihr. Und je ausgebreiteter das eine oder das andere erkannt wird, je mehr Gewißheit inſonderheit in dem letztern herrſcht, deſto mehr wird ſie erleichtert.

Zwar kann ſie auch noch durch andere Gründe angefacht und belebt werden. Und je veſter und unumſtößlicher ſie ſind, deſto mehr fließen ſie in ſie ein. Es können ſich auch Fälle ereignen, die vermehrte Anſtrengung, und daher auch mehr Kraft und Stärke erfordern. Aber daraus folgt keinesweges, daß wenn dieſe abgehe, jener auch entbehren müſſe. Glücklich iſt derjenige, bey dem ſie nach ihr hinkommt. Glücklich aber auch ſchon derjenige, dem, wenn ihm dieſe abgeht, doch jene noch zu Dienſten ſteht. Und macht er nur von ihr ſorgfältigen Gebrauch: ſo kann ſie ihm eben ſo gut, und wohl gar noch mehr zu ihr behülflich ſeyn, als wenn er mehrere Antriebe zu ihr beſäße, ſie aber nicht gehörig nützte, oder ſich wohl gar durch ihren Ueberfluß, zur Nachläſſigkeit verleiten ließe. Dauerhafter und unüberwindlicher wird ſie freylich bey dem ſeyn, und ihm auch mehr innerliche Seligkeit gewähren, von dem jenes ſelbſt unter dieſen Umſtänden muß geſagt werden. Entſchloſſen und ſtandhaft wird ſie aber alsdenn auch bey dem

seyn können, der sich nicht in ihnen befindet, jene aber dazu nützt und anwendet.

Mit der Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit, hat es die nemliche Bewandniß. Wissen gleich viele öfters nur sehr wenig von ihr, und beruht das, was sie von einem Leben nach dieser Zeit zu wissen scheinen, bloß auf ungewissen und schwankenden Vermuthungen: so ist sie doch deswegen nicht gänzlich vor ihren Augen verborgen. Der Wunsch und das Verlangen nach einer solchen, ist fast einer jeden eigen. Und manche nehmen in dessen Erwartung öfters Handlungen vor, die sich nicht nur lediglich auf sie gründen, sondern zu denen sich auch wohl schwerlich solche entschließen würden, die die mehreste und vesteste Gewißheit von ihnen zu haben vermeynen. Wäre sie aber auch wirklich manchen völlig unbekannt: so sind sie ihrer zu ihrer Beruhigung und Zufriedenheit in diesem Leben, eigentlich nicht bedürftig. Und wenn sie wider alles ihr Vermuthen und Denken in das zukünftige Leben eingehen, werden sie die Seligkeit in dasselbe mit hineinnehmen, die ihnen ihre Religion für das gegenwärtige verschafft hat.

Eben so wenig fehlt es aber auch denen, die einige Kundschaft von ihm haben, an aller Gewißheit von ihr. Jede glaubt nicht nur die Gottheit durch sie mehr zu ehren, als wenn sie sich deswegen mit bangen Zweifeln ängstigte: sondern auch außerdem fehlt es ihnen nicht ganz an beruhigenden Gründen für sie. Gottes Liebe und Güte, die alle Menschen in allen Perioden ihres

Seyns,

Seyns, glücklich zu machen ſucht, iſt ihnen ſchon dafür hinlänglich Bürge. Und nach dem Maaße, als ſie ſich ihrer für das gegenwärtige Leben, ſelbſt bey ihren Unvollkommenheiten, Mängeln und Gebrechen verſichert halten: können ſie auch deſſen Hoffnung auf die Zukunft faſſen. Der nachfolgende Zuſtand eines Menſchen iſt immer in dem vorhergehenden gegründet. Sind ſie der göttlichen Gnade in dem gegenwärtigen Leben gewiß: ſo können ſie unter eben denſelben Umſtänden, auch ähnliche Gewißheit für das zukünftige haben. Und ſind ſie bey deren Bewußtſeyn in jenem glücklich, ſo können ſie zuverſichtlich hoffen, es bey deren fortgeſetztem Genuß in dieſem auch zu ſeyn. Was jene ſchwächt, benimmt dieſer freylich auch ihre Stärke. Aber demohngeachtet können ſie auch in ihr, Ruhe und Seligkeit finden.

Dieß kann ſelbſt mit dem ſehr wohl beſtehen, wenn in heiliger Schrift geſagt wird: Jeſus ſey allein der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand könne zum Vater kommen, das iſt, ihm wohlgefällig wandeln, und ſich ſeiner Gnade verſichert halten, als durch ihn.*) Es ſey in keinem andern Heil, ſey auch kein ander Name den Menſchen gegeben, darinnen ſie ſollten ſelig werden.**) Ohne Glauben ſey es unmöglich, Gott zu gefallen.***) Der Menſch würde nicht durch des Ge-

*) Joh. 14, 6.

**) Apoſt. Geſch. 4, 12.

***) Ebr. 11, 6.

ſeßes Werke, ſondern durch den Glauben an Jeſum ſelig.*) Wer glaubte und getauft würde, werde ſelig; wer aber nicht glaubte, würde verdammt.**) u. ſ. w. — Allezeit iſt alsdenn von der mehrern Wahrheit und Seligkeit die Rede, die das Chriſtenthum ſeinen Bekennern verſchafft, und die ſie lediglich Jeſu zu verdanken haben. Aber daraus folgt nicht, daß außer Jeſu gar keine Wahrheit, Heil und Seligkeit anzutreffen ſey. Wie hätte es ſonſt vormals, nicht bloß um die Heyden, ſondern ſelbſt um die Juden ausgeſehen? die doch vor ihnen der göttlichen Offenbarungen waren gewürdiget worden, unter denen ſich recht viel Wahrheit und Seligkeit fand, wenn es gleich noch keine chriſtliche war. Und eben ſo verhält es ſich noch mit allen außerchriſtlichen Religionsparthenen. In ihnen findet ſich Wahrheit und Seligkeit; nur keine chriſtliche.

Wenn geſagt wird, daß es ohne Glauben unmöglich ſey, Gott zu gefallen: ſo iſt da nicht von dem Glauben an Jeſum, ſondern, wie ſelbſt aus dem Zuſammenhange erhellet, nur von dem Glauben an Gott die Rede; der ſich unter allen Religionsparthenen, mehr oder minder deutlich befindet. Und dann wird nicht nur von dem bloßen Wiſſen, daß ein Gott ſey, geredet, ſondern hauptſächlich von dem Vertrauen auf ihn, daß er alle Menſchen liebe, ihr Beſtes beſorge, und ihre Seligkeit beför-

*) Röm. 3, 28. Epheſ. 2, 8. 9.

**) Marc. 16, 16.

befördere. Ausdrücklich wird deswegen beygesetzt: „denn „wer zu Gott kommen, das ist, ihm wohlgefällig wan„deln, und seiner Gnade sich versichert halten will, der „muß glauben daß er sey, und denen, die ihn suchen, „ein Vergelter seyn werde.“*) Das sind aber eben die Wahrheiten, die allen Religionsparthenen gemein sind, auf die sich alle Religion stützt, und ihnen sämtlich zur Seligkeit verhelfen. Diese Stelle ist also mehr für, als wider das Gesagte. Wer an Gott gläubt, der ist ihm wohlgefällig. und wer nach seinem Wohlgefallen zu wandeln sucht, dem ist er ein Vergelter. Er wird dadurch selig.

Wird die Seligkeit nur an den Glauben an Jesum geknüpft: so ist hier abermals nur von der christlichen Seligkeit die Rede. Die kann freylich niemand haben, als wer an Jesum Christum glaubt. Aber daraus folgt nicht, daß er deswegen aller Seligkeit entbehren müsse. Wird gleich gesagt: daß wer nicht an ihn gläube, der werde verdammt: so heißt es doch nichts weiter, als der bleibe und werde von der christlichen Seligkeit ausgeschlossen. Sollte aber auch mehr darinnen liegen: so gilt dieses doch nur von denen, die Gelegenheit haben, den Glauben an ihn zu erlangen. Vorher steht ausdrücklich der Befehl:**) Gehet aus in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Und wer dieß

*) Ebr. 11, 6.

**) Marc. 16, 15.

hat und haben kann, für den iſt es ſelbſt Pflicht, durch deſſen Annehmung und Befolgung, nach mehrerer oder chriſtlicher Seligkeit zu ſtreben. Wie aber aus dem folgenden erhellen wird: ſo wird dieß dadurch gar vielen erleichtert, wenn man ihnen die Wahrheit gern und willig zugeſteht, die ſie bereits auſſer demſelben haben. Fehlt es einem aber dazu an Gelegenheit, oder kann man ſich deſſen nicht überzeugen, daß es mehr Wahrheit und Seligkeit in ſich enthalte und mittheile; ſo wird zwar ein ſolcher auch der chriſtlichen Seligkeit nicht theilhaftig. Aber deswegen muß er eben nicht aller Seligkeit entbehren. In Anſehung jenes, heißt es ausdrücklich: wie ſollen ſie aber glauben von dem ſie nichts gehöret haben? Wie ſollen ſie aber hören ohne Prediger?*) Und von dieſer ſchließt das bloße nicht gläuben, nicht gerade zu aus, wenn es nicht wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen geſchieht, und man durch das aufrichtige Streben nach Wahrheit und Seligkeit davon zurücke gehalten würde. Aber in dieſem Falle wird man immer von dem Glauben an Jeſum nicht weit entfernt ſeyn, wenn man zumal Gelegenheit hat, zu ihm zu gelangen. Gläubet ihr an Gott: ſo gläubet ihr auch an mich, ſpricht Jeſus ausdrücklich.**)

Werden die Werke des Geſetzes, von denen Paulus ſagt: daß ſie auch die Heyden, die das Geſetz nicht gehabt hätten, von Natur gethan hätten,***) davon aus-

*) Röm. 10, 14.

**) Joh. 14, 1.

***) Röm. 2, 14.

ausgeſchloſſen, daß ſie vor Gott gerecht und ſelig machten: ſo ſind darunter eigentlich nicht die heiligen, guten und Gott wohlgefälligen Geſinnungen und Handlungen zu verſtehen. Dieſe fordert das Chriſtenthum ſelbſt, als nothwendig zur Seligkeit, und würde zu ihr nicht hinführen, wenn es ſie hinten an ſetzte, oder etwas von ihnen nachließe. Es iſt bloß von den Werken des moſaiſchen Geſetzes die Rede, und wird hauptſächlich dem Wahn der jüdiſchgeſinnten Chriſten entgegengeſetzt, daß nicht nur die Juden, weil ſie das Geſetz Moſis gehabt und beobachtet, mehr Recht zu der chriſtlichen Seligkeit hätten, als die Heyden; ſondern deſſen Beobachtung auch mit dem Chriſtenthum müßte verbunden werden, wenn man ihrer wollte theilhaftig werden, dem ſich **Paulus** nachdrücklich entgegengeſetzt, da es durch **Chriſtum** war völlig aufgehoben worden, und ſich eine ſolche Vermiſchung deſſelben mit ihm nicht vertrüge. Es iſt hier alſo abermals nur von chriſtlicher Seligkeit und nicht von Juden und Heyden überhaupt, ſondern von chriſtlichen Juden die Rede, die zu ihr Gelegenheit hatten, aber Judenthum und Chriſtenthum mit einander vermengen, ſie durch ſelbiges noch vermehren, oder doch das Recht zu ihr auf ſelbiges einſchränken wollten. Was gehen mich die an, die draußen ſind, daß ich ſie ſollte richten,*) kann hier mit weniger Veränderung auf unchriſtliche Juden und andere außerchriſtliche Religionsparheyen angewendet werden. Der Herr iſt es, dem dieſes zukommt, wenn er es nöthig finden ſollte.

*) 1 Corinth. 5, 12.

Christliche Seligkeit können sie freylich nicht haben. Aber deswegen sind sie nicht von aller Seligkeit und Barmherzigkeit auszuschließen.

Daß die unter ihnen anzutreffende Wahrheit und Seligkeit der christlichen mehr oder weniger nachsteht, und häufig mit allerley Unwahrheit und Irrthum, Einbildung und Betrug, Unvollkommenheit und Schwachheit umgeben ist, berechtigt nicht, alles dafür zu erklären, und ihnen deswegen alle Wahrheit und Seligkeit abzusprechen. Wo ist irgend ein Mensch, selbst unter den Christen, bey dem nicht öfters, wenn gleich bisweilen nur in minder wichtigen Dingen, Wahrheit und Irrthum mit einander vermengt ist? Hört aber deswegen seine übrige Erkenntniß auf wahr zu seyn, weil sie es nicht durchgängig ist? Oder verliert sie dadurch völlig ihre Wirkung? Geschwächt kann sie freylich dadurch werden. Werden aber alle Folgen gänzlich ausbleiben? Wäre dieses: so wäre selbst kein Christ selig. Die mehresten könnten sichs wenigstens nicht mit entschiedener Gewißheit zueignen. Viele halten öfters für wahr, was von andern nicht dafür erkannt, wohl gar von ihnen als falsch und irrig verworfen wird. So wäre und würde also kein Mensch selig. Und das ist nach allgemeiner Uebereinstimmung ein Irrthum! Könnte es also mit jenem, nicht die nemliche Beschaffenheit haben?

Alles kömmt dießfalls auf die eigene Einsicht und Ueberzeugung an, die ein jeder von der Wahrheit hat. Was ihm wahr ist, kann andern Irrthum zu seyn scheinen

nen. Und was ihm Irthum iſt, kann andern Wahrheit ſeyn. Beyde gränzen öfters in einem einzigen Menſchen ſo nahe an einander, daß, was ihm vormals wahr zu ſeyn ſchiene, von ihm mit der Zeit als falſch und umgekehrt befunden wird. Wie vielmehr muß dieſes unter Menſchen von verſchiedener Einſicht und Denkungsart ſtattfinden. Was dem Chriſten Wahrheit iſt, kann dem **Juden**, dem **Muſelmann**, dem **Chineſer**, dem **Irokeſen**, dem **Otahiten**, Unwahrheit und Irrthum zu ſeyn ſcheinen. Und ſollte jenes darüber aufhören wahr zu ſeyn, weil es nicht von andern gleichfalls dafür erkannt wird: ſo würde alle menſchliche Erkenntniß äußerſt ungewiß werden, und Wahrheit und Irrthum nicht mehr von einander zu unterſcheiden ſeyn. Könnte aber daher dieſen das nicht auch Wahrheit ſeyn, was jenem falſch und irrig zu ſeyn ſcheint? Und iſt es ihnen das: ſo können ſie ſelbſt in dem, was anderer Meynung nach Irrthum iſt, Beruhigung und Seligkeit finden. Verhält ſich doch dieſes ſelbſt häufig genug, unter den Chriſten ſo. Alles hängt dießfalls von den individuellen Umſtänden eines jeden ab. Und iſt dieſen vollends auch wahr, was es jenem iſt, und finden dieſe in dem ihre Beruhigung, woraus ſie jener ableitet: ſo muß dieſes alsdenn um ſo mehr gelten.

Ueberhaupt gründet ſich die Seligkeit der Menſchen im Ganzen genommen, nicht ſowohl auf die Annehmung und Erkenntniß vieler theoretiſchen Wahrheiten, obgleich einige der unentbehrlichſten bey ihr nothwendig zum Grunde liegen müſſen, und ſie durch an-

dere ansehnlich kann vermehret werden. Dieß sind aber gröſtentheils gerade diejenigen, die angeführtermaaßen allen Religionsparthenen gemein sind. Sie entspringt vielmehr aus den Gesinnungen und Handlungen, die zu ihr am meisten für nöthig geachtet, und durch jene erzeugt werden. Und diese sind für sie von solcher unumgänglichen Nothwendigkeit, daß wenn es an ihnen fehlt, selbst bey den deutlichsten Versicherungen und feyerlichsten Bestätigungen der göttlichen Gnade, weder deren Genuß, noch auch innerliche und äußerliche Gewißheit von ihr stattfinden kann. Wo sie sich dagegen finden, da kann Seligkeit unmöglich außen bleiben. Mit ihnen ist immer innerliche Wonne, Freude und Vergnügen, Zunahme an wirklicher Vollkommenheit, und das trostvolle Bewußtseyn verbunden, gethan zu haben, was der Gottheit wohlgefällt. Gott selbst würde ungerecht handeln, wenn er sie ihnen deswegen versagen wollte. Dieß ist aber keinesweges zu befürchten, und läßt sich nicht als möglich denken. Was der Mensch säet, das wird er erndten.*) Er wird einem jeglichen geben nach seinen Werken;**) nicht nach dem er dieses oder jenes als wahr angenommen, sondern wie er der von ihm erkannten Wahrheit gemäß, gehandelt hat, bey Leibes Leben, es sey gut oder böse.***)

Freylich ist es denen, die mehr Erkenntniß haben, als andere, ehender möglich, diese Gesinnungen anzu-

*) Galat. 6, 7. f.

**) Römer 2, 6—12.

***) 2 Corinth. 6, 10. Matth. 25, 35. 36. 42. 43.

anzunehmen, und ſich dieſer Handlungen zu befleißigen. Aber dieß hängt mehr von der Bekanntſchaft mit ihnen, als von irgend einigen andern Kenntniſſen ab. Je vollſtändiger die iſt, deſto leichter fällt es. Andere Kenntniſſe ſind nicht allezeit von Einfluß darauf. Fehlt es nur nicht ganz an denen, die den Eifer dazu erregen: ſo können dieſe ſelbſt dazu ausreichend ſeyn. Und von denen finden ſich wie geſagt, unter allen Religionspartheyen, hinlängliche Spuren. Alles kommt nur auf den Gebrauch an, der von ihnen gemacht, und den Ernſt, der durch ſie gewirkt wird. Und äußert ſich der in Anſehung deſſen, was man als recht und gut erkennt: ſo wird er für den eine reiche Quelle der Seligkeit, die niemalen verſiegt, in dem er ſich findet. Die erfreulichen Folgen, die gute Handlungen jederzeit begleiten, werden nie ausbleiben. Und die machen hauptſächelich das weſentliche der Seligkeit aus, wenn ſie auch durch willkührliche Belohnungen noch anſehnlich kann vermehrt werden. Weiß einer nichts von dieſen, und hat alſo keine Hoffnung zu ihnen, ſo ſind ihm jene ſchon Lohns genug, und hinreichend, ihn zu ihnen anzutreiben. Und ganz werden ſie auch denen nicht entzogen werden, denen ſie unbekannt waren, und durch ſie nicht zu noch mehrerm Eifer angefriſcht wurden.

Dieß geht ſelbſt ſo weit, daß einer bey mehrerer und gewiſſerer Wahrheit, weniger Seligkeit haben und erlangen kann, als ein anderer, der ſie in geringerm Maaße beſitzt. Mancher Iſraelite kann religieuſer, aufrichtiger und rechtſchaffener, ehrlicher und treuer ſeyn, als mancher

der Christ. Seine Erkenntniß Gottes kann in sein Verhalten mehr einfließen, und er sich mehr nach ihr richten, als es von diesem bey seiner ausgebreiteten Erkenntniß desselben geschieht. Und beyde können wieder durch einen frommen Heyden übertroffen werden. Die Frömmigkeit oder die Fertigkeit bey allen seinen Handlungen auf die Gottheit Rücksicht zu nehmen, macht das Wesen der Religion aus, die mit der Seligkeit unauflöslich verknüpft ist. Und je mehr einem die eigen ist, desto mehr Seligkeit wird er auch alsdenn genießen.

Daß es alsdenn nur glänzende Laster wären, wenn nicht diese oder jene Einsichten damit verbunden würden, und auf sie mit einflössen, kann nur denen beyfallen, die nicht bedenken, daß es in dem Guten gar verschiedene Grade giebt, die hauptsächlich durch die Absichten und Bewegungsgründe bestimmt werden, die eigentlich zu ihm antreiben. Mangelt es bey ihm an denen, die ihm eine mehrere Güte und Vollkommenheit beylegen, so geht ihm zwar diese eigentlich ab. Aber deswegen hört es nicht auf, das zu seyn, was es seiner Natur nach ist. Noch weniger wird es dadurch unrecht und verwerflich. Böse und gefährliche Absichten allein, können es nur dazu machen. Aber daran ist bey einem frommen Juden oder Heyden keinesweges zu gedenken, der durch seine Erkenntniß von Gott dazu angetrieben wird, Gutes zu thun. Es ist eben so wohl Tugend und Gottseligkeit, als wenn es der Christ aus ähnlicher Ursache ausübt. Jene haben mit diesem einerley Absicht dabey; nemlich Gott zu ehren, und ihre Seligkeit zu befördern. Und darinnen

liegt

liegt doch wohl nichts verwerfliches? Das Gute müßte denn aufhören das zu seyn, wenn es nicht von solchen geschähe, die nicht mit andern in allen Stücken, einerley Einsicht hätten. Aber wie mißlich würde es alsdenn, selbst um die Seligkeit vieler Christen aussehen? die nicht in allen Stücken von einerley Gesinnung und Denkungsart sind, und seyn können.

Freylich ist es wahr, daß sie ihm angenehm sind gemacht worden, in **Jesu**, dem Geliebten.*) Aber dieß geht eigentlich nicht auf die allgemeine Liebe, mit der er als der Liebhaber der Menschen, alle auf gleiche Art umfähet, und durch sie selbst ist angetrieben worden, ihnen seinen Sohn, zur Erleichterung, Beförderung und Vermehrung ihrer Seligkeit zu schenken. Es geht vielmehr auf die höhern Beweise derselben, die er ihnen in **Christo Jesu** zugedacht hat. Und deren Ertheilung und wirkliche Zuwendung hängt lediglich von der Treue ab, mit der sie sichs angelegen seyn lassen, sich seiner Anweisungen dazu zu bedienen. Fehlt es ihnen an ihr, so werden sie ihrer eben so wenig theilhaftig, als ein Jude oder Heyde auf sie eigentlich Ansprüche machen kann. Aber deswegen müssen sie jener darüber nicht auch entbehren, wenn es auch selbst mit jenen die Beschaffenheit haben sollte. Und werden jene gar durch sie an ihr übertroffen so werden sie ihnen weit nachstehen. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person.**) Ein frommer

*) Ephes. 1, 6.

**) Römer 2, 11.

mer Jude, Türke oder Heyde, ist in seinem Auge mehr werth, als ein schlechter Christ; sollte dieser auch mit stolzer Verachtung auf sie herab blicken. Er fordert von einem jeden nicht mehr, als ihm gegeben ist: und wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert.*) Wie viele werden einst an jenem Tage, durch sie beschämt werden? Ist aber auf die Weise, unter allen Religionspartheyen Wahrheit und Seligkeit anzutreffen: so können sie sich solches unter einander, nicht nur willig zugestehen; sondern es ist sogar Pflicht für sie. Wollten sie dieses nicht thun; so würden sie nicht nur in die Rechte der Weisheit, Güte und Barmherzigkeit Gottes, gar verwegene Eingriffe machen, sondern dieß würde auch für sie eine Gelegenheit werden, einander gar viel Unrecht zuzufügen, und die Bande der Liebe zu zerreißen, die sie alle zu einem Ganzen, einer großen Familie Gottes auf dem Erdboden vereinigen sollen, die sämtlich an seiner Liebe und Güte gleiche Ansprüche haben, und sich ihrer durch die Religion, obgleich auf verschiedene Art zu versichern suchen. Nichts gebiert leichter Haß und Feindschaft, entzweyet und erbittert mehr gegen einander, als wenn man andere, an den ihnen zukommenden Rechten beeinträchtigt, und ihnen das verweigert, was sie ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, von andern zu erwarten, sich berechtigt halten. So wenig es den Christen gefallen würde, wenn Juden und Heyden ihnen alle Seligkeit absprechen wollten, eben so wenig

*) Luc. 12, 48.

nig müssen sie es auch thun. Wollten sie dieses nicht gegen sie in Acht nehmen: so würden sie nicht nur wider die Pflichten verstoßen, die ihnen als solchen obliegen und gebühren; sondern auch in gar mancherley Absicht, der guten Sache des Christenthums selbst schaden.

Es ist eine ihrer heiligsten Pflichten, sich in allen ihren Gesinnungen, Urtheilen und Handlungen, nach dem Beyspiel Gottes, durch die strengste Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit regieren und leiten zu lassen. Von der würden sie aber gar sehr abweichen, wenn sie andern Religionspartheyen das ableugnen wollten, was ihnen von Gott und Rechtswegen zukäme. Dieß würde aber unausbleiblich geschehen, wenn sie ihnen deswegen alle Wahrheit und Seligkeit absprechen wollten, weil sie sie nicht in dem Maaße und in dem Grade besäßen, als sie ihnen eigen und möglich sind. Sie würden so gar den klaren Augenschein wider sich haben. Was unter ihnen Wahrheit ist, und dafür erkannt und gehalten wird, ist es gewiß auch unter diesen nicht minder, wenn es von ihnen dazu genüßet und angewendet wird.

Dadurch wird ihnen keinesweges benommen, die Vorzüge einzusehen, die sie in Ansehung beyder, vor ihnen voraus haben, und sich über das Glück zu freuen, dessen sie in der Absicht vor ihnen sind theilhaftig geworden. Es wird ihnen sogar desto schätzbarer werden, je gerührter sie erkennen, wie weit sie ihnen darinnen nachstehen, und sie werden selbst dadurch angetrieben werden, mit desto

mehr

mehr Fleiß darnach zu streben, desselben wirklich theilhaftig zu werden, um in aller Absicht den Vorzug vor ihnen zu behaupten. Nur daß sie auch die Billigkeit verwalten lassen, ihnen von beyden so viel zuzueignen, als ihnen wirklich gebührt, und ihnen ohne Ungerechtigkeit nicht kann abgesprochen werden. Sie würden sonst die Erfahrung vieler, die sich bey ihrer Religion eben so glücklich und selig achten als sie, wider sich haben, und dadurch das Vorurtheil nähren, daß sie selbst den Vorschriften ihrer Religion nicht nachkämen, und ihnen nur aus Einbildung und Stolz, das ungerechter Weise vorenthielten, was ihnen nach ihrer eigenen Empfindung, nicht könnte streitig gemacht werden. Und wie viel muß da einem jeden Christen daran gelegen seyn, dergleichen Gedanken nicht zu veranlassen, und sich deswegen aller Behutsamkeit und Vorsichtigkeit zu befleißigen? wo er nicht der guten Sache des Christenthums dadurch Schaden zufügen will. Denn wirklich geschieht ihr dadurch ungemein viel Abbruch.

Was für Anstöße und Bedenklichkeiten müssen nicht zuvörderst gegen dasselbe bey andern entstehen, wenn sie hören, nur die Christen besäßen Wahrheit und Seligkeit, da im Gegentheil die andern, an ihr keinen Antheil hätten? Glauben sie, daß sie sich solches mit Grunde zueigneten, so werden daraus alle Vorurtheile wider die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums entspringen, und sind leider! nur allzu oft schon gegen dasselbe erfüllt worden. Glauben sie aber, daß es ohne Grund von ihnen geschehe: so wird ihm dieses wieder auf

andere

andere Art nachtheilig. Und in beyderley Fällen entehren sie die, die es dadurch recht zu ehren meynen, seine wahre Würde und meiste Nutzbarkeit. Das Christenthum würde sich noch einmal so viel aufrichtige Bekenner und Verehrer verschaffen, und in einem weit herrlichern Glanze erscheinen, wenn die, die sich zu ihm halten, sich nicht diesen Fehler öfters unvorsichtig zu Schulden kommen liessen.

Glauben manche, daß es von ihnen mit Recht geschehe: so werden allerley Bedenklichkeiten ihr Herz ängstigen und quälen, und es wohl gar wider selbiges einnehmen. Ist Wahrheit und Seligkeit nur unter den Christen anzutreffen, und allen andern Völkern von Gott unbarmherzig vorenthalten worden: so muß solchen Gottes Liebe und Güte gegen die Menschen sehr zweydeutig vorkommen. Warum, müssen solche alsdenn denken, hat Gott, der doch nach dessen eigenen Aussage, die Seligkeit aller Menschen will, die Lehren des Christenthums, nicht gleich vom Anfange der Welt an, den Menschen bekannt gemacht? Warum hat er erst so viele hundert und tausend Jahre verfließen lassen, ehe es geschehen ist? Warum sorgt er nicht kräftiger dafür, daß sie selbst jetzt noch unter alle kommen? Wie kann dieses mit seiner Liebe und Güte gegen die Menschenkinder bestehen? Wie wird es um die vielen Millionen aussehen, die vor Christo gelebt haben? Wie wird es selbst jetzt noch um die vielen Millionen aussehen, die noch nichts von ihm wissen und gehört haben? Die sollen also allesammt, aller Wahrheit und

Seligkeit beraubt gewesen seyn und noch seyn? Nur der kleinen Anzahl Christen, die sich noch dazu Wahrheit und Seligkeit ebenfalls untereinander absprechen, sollen sie eigen seyn? So wäre Gott unmöglich der liebevolle, menschenfreundliche Gott, für den ihn selbst das Christenthum beschreibt! Und wie viele Christen und Nichtchristen sind nicht schon durch dergleichen Gedanken geängstigt und beunruhigt worden, die gut Glück haben müssen, wenn sie durch sie nicht zur Verachtung aller, oder doch wenigstens der christlichen Religion, sollen verleitet werden? Wie viele sind bloß deswegen Naturalisten oder gar Atheisten geworden, weil sie dieses mit der Liebe und Güte Gottes nicht zusammenreimen konnten? Und das Christenthum würde von je her von ihnen nicht so viel gelitten haben, wenn dessen Bekenner aus redlichem, aber unbedächtlichem Herzen, nicht so oft dadurch Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Ich weiß mehr als zu wohl, wie man diesen Bedenklichkeiten insgemein zu begegnen und ihnen abzuhelfen sucht. Es ist auch wohl gewiß, daß es öfters auf eine ziemlich genugthuende Art geschieht. Nur ist es allezeit mit mehr Mühe und Weitläuftigkeit verbunden, geschieht öfters auch auf eine sehr unzulängliche und gefährliche Weise, und ist nicht selten für manche nicht ausreichend, kräftig und anziehend genug. Alles dieses würde aber nicht nöthig seyn, und diese ganze Bedenklichkeit völlig wegfallen, wenn man allen Religionsparthenen, Wahrheit und Seligkeit willig zugestünde,

ſtünde, wenn gleich einer mehr als der andern und dem Chriſtenthum nur die meiſte zueignete. Aller Streit unter ihnen beträfe alsdenn nicht bloß Wahrheit und Seligkeit überhaupt, ſondern welcher die meiſte zukomme. Das Chriſtenthum würde alsdenn vielen noch einmal ſo ehrwürdig vorkommen, ihm deſſen entſchiedener Vorzug zugeſtanden, und ſelbſt deſſen Ausbreitung und Annehmung unter andern Religionspartheyen mit erleichtert werden. Nichts muß ſolchen anſtößiger und bedenklicher vorkommen, als wenn ihnen alle Wahrheit und Seligkeit ſchlechterdings abgeſprochen wird, da ſie doch zum Theil eben das lehren, was in ihm gelehrt wird, und ſelbſt ihre Erfahrung mit für ſich haben, daß es ihnen zur Seligkeit behülflich ſey. Nichts macht ihnen aber auch deſſen Annehmung bedenklicher und gefährlicher, als wenn es das Anſehen hat, daß ſie darüber alle ihre bisherigen Einſichten als falſch und irrig aufgeben und andere an deren Statt annehmen müßten. Das Chriſtenthum würde mehrern willkommen und angenehm ſeyn, wenn man ihren bisherigen Einſichten Gerechtigkeit wiederfahren, das was in ihnen Wahrheit zur Seligkeit iſt, ſtehen ließe, und es ihnen nur als ein Mittel anprieſe und darſtellte, mehr Wahrheit und Seligkeit zu erlangen, als ſie bisher ſchon gehabt hätten. Nichts empört mehr wider daſſelbe, und macht deſſen Annehmung völlig zuwider, als wenn ſolche hören müſſen, alle ihre bisherigen Einſichten in Wahrheit und Seligkeit, wären falſch und verdammlich und ſchlöſſen alle Seligkeit aus.

Glauben andere, daß ohne Grund so von ihnen geurtheilt würde; wie dieses gemeiniglich der Fall ist, da sich alle Religionspartheyen Wahrheit und Seligkeit zueignen: so schreckt dieses eben so wohl von dessen Annehmung ab. Was für Vorstellung müssen sich solche von denen machen, die alles geradezu als Lügen, Irrthum und Betrug verdammen, was nicht von ihnen herkommt, oder von ihnen abweicht? Da sie sonst wohl billigere und glimpflichere Gesinnungen gegen sie äußern würden, wenn sie mehr anständige Vorsichtigkeit und Bedächtlichkeit dabey beobachten. Und sind sie gar mit ihren Lehren und Grundsätzen schon bekannt: so müssen sie ihnen nothwendig vollends in dem nachtheiligsten Lichte erscheinen, wenn sie sie auf eine so offenbare Art, wider sie handeln, und wider die Liebe verstoßen sehen, die sie ihnen selbst gegen jedermann empfehlen. Man hat schon lange die Anmerkung gemacht, daß das schlechte Leben vieler Christen, öfters viele ungeneigt macht, sich zu dem Christenthume zu wenden, und sie mit nachtheiligen Vorurtheilen gegen dasselbe einnehme. Und diese Beobachtung erhält daraus mit ihre Bestätigung. Leere Einbildung und Stolz, Unzulänglichkeit und Betrug, vermuthen solche alsdenn von ihnen eben so wohl, als sie es ihnen Schuld geben, wenn sie sehen, daß sie öfters eben nicht besser, und wohl gar noch schlechter gesinnt sind und handeln als andere, denen durch sie, Wahrheit und Seligkeit gänzlich will abgesprochen werden.

Eben so sehr streitet es auch mit der Liebe, mit der sie allen Menschen als ihres Gleichen, sollen zugethan

seyn.

seyn. Was haben die Christen öfters vor andern Völkern voraus, daß sie sich überreden sollten, Gott hätte ihnen nur allein Wahrheit und Seligkeit anvertrauen und mittheilen wollen, sie andern aber gänzlich versagt und sie von ihr hartherzig ausgeschlossen? Selbst die Liebe und Güte Gottes gegen sie, erscheint alsdenn in einem viel herrlichern und vortheilhaftern Lichte, und wird gegen alle bedenkliche Vorwürfe hinlänglich gerettet, wenn sie auch andern ihren Antheil an ihr liebreich zugestehen. So wenig Kinder gegen ihren Vater murren, und sich mit Recht über ihn beschweren können, wenn er einem mehrere Beweise seiner Liebe und Güte zuwendet, ohne sie doch den andern gänzlich zu entziehen: eben so wenig kann man Gott einer Lieblosigkeit und Partheylichkeit anklagen, daß er den Christen mehr Wahrheit und Seligkeit anvertrauet und ertheilt hat, als andern, da ihnen zumal der Weg zu ihr gleichfalls mit offen steht, da sie auch außerdem ihr bescheiden Theil von ihm schon mit erhalten. Und den zu betreten werden sie um so viel williger und geneigter seyn, wenn man sie nicht beschuldigt, daß sie mit ihr von Gott gänzlich wären verwahrloset worden. Alle lernen sich dann als Kinder eines Gottes anzusehen, und beeifern sich, einerley Beweise seiner Liebe und Güte zu empfahen, und ihrer immer würdiger zu werden.

Nichts ist auch mehr vermögend, stolze Verachtung und Geringschätzung anderer in ihre Herzen zu pflanzen, und selbst den Eifer in ihnen zu erstücken, ihnen mit zu dem Besitz des Guten zu verhelfen, dessen sie

von Gott mehr als andere sind gewürdigt worden, als wenn sie sich nur allein als solche Lieblinge Gottes ansehen, denen er alles, andern aber nichts von Wahrheit und Seligkeit mitgetheilt hätte. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß so viel niederträchtige Verachtung anderer Religionsparthenen unter vielen Christen herrscht, sie sich mit stolzer Vermessenheit über sie erheben, und sie für völlig unwürdig halten, mit ihnen gleicher Vorzüge theilhaftig zu werden. Sind sie selbsten von Gott so hintenangesetzt worden, daß er ihnen das gänzlich versagt hat, was er den Christen so reichlich mitgetheilt hat: so müssen sie wohl desselben nicht würdig, und daher die allerverächtlichsten unter allen Menschen seyn. Und darum giebt es auch öfters so viele unter ihnen, die sie den unvernünftigen Thieren gleich achten, und mehr Liebe gegen die, als gegen sie beweisen.

Eben so häufig lassen sie sich auch dadurch selbst zu allerley Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten gegen sie hinreißen. Sind sie selbst vor Gott so verachtet, daß er ihnen weder Wahrheit noch Seligkeit anvertrauet hat, und sie zu ihr hindurch zu führen sucht: so wird er, denken manche, auch nichts darnach fragen, ob wir sie als unsers Gleichen lieben oder nicht, Wohlwollen gegen sie in unsern Herzen tragen oder nicht. Thun wir dieses nur gegen diejenigen, die mit uns gleicher Gaben und Vorzüge sind theilhaftig worden: so ist es schon genug. Manche halten es wohl gar für Pflicht, ihnen alle Beweise der Liebe zu versagen, um sie dadurch zu nöthigen, sich mit ihnen zu einerley Glauben zu vereinigen. Und

thun

thun sie dieses nicht: so ist es für sie Veranlassung genug, Haß und Feindschaft gegen sie zu hegen. Sie achten sich wohl gar dazu berechtigt, weil sie sich nicht aus ihren verdammlichen Irrthümern wollen herausreissen lassen, und sich dadurch, ihrer Meinung nach, gar als Feinde Gottes und ihres Heils beweisen. Hält man deswegen dafür, daß sie in den Augen Gottes verwerflich wären, so wird man eben nicht besser von ihnen denken. Und überredet man sich, daß Gott an ihnen keinen Gefallen habe, so wird man gar glauben, zu seinem Wohlgefallen zu handeln, wenn man auch sein Mißfallen an ihnen, bey aller Gelegenheit zu Tage legt. Und wo soll dann aufrichtige Liebe und Zuneigung zu ihnen herkommen, die sich zu ihrem Besten geschäftig erwiese? Und daher hauptsächlich unter den Christen, der unnatürliche Haß gegen sie, und die häufige ungerechte Bedrückungen und Verfolgungen, denen sie öfters unter ihnen sind ausgesetzt gewesen!

Und was für ungleiche Gesinnungen, müssen nun dagegen wieder unter ihnen gegen sie erzeuget werden? Werden sie jemalen geneigt werden können, eine Religion anzunehmen, die dergleichen Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten ihren Bekennern erlaubt, und sie wohl gar zu ihnen berechtigt? Werden sie sich jemalen überreden, daß in ihr mehr Wahrheit und Seligkeit herrsche und anzutreffen sey, da die ihrige ihnen nicht dergleichen gegen sie verstattet? Und was für Haß und Feindschaft unter den mancherley Religionsparthenen, muß alsdenn nothwendig dadurch entstehen? Und was für Unglück

und Elend muß dadurch nothwendig in die Welt kommen, und ist schon mehr als zu oft, wirklich in sie gekommen, wenn sich deswegen alle unter einander widerrechtlich anfeinden und gehässig verfolgen? Wird alsdenn jemalen des unnatürlichen Religionshasses, der immer der bitterste zu seyn pflegt, ein Ende werden, der Brüder gegen Brüder entflammet, Nachbarn mit Nachbarn entzweyet, und ganzer Völkern Nationalhaß gegen einander einflößt? Wird die Religion, die eigentlich das Beste, die Ruhe und die Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Völker zur Absicht hat, jemals aufhören, eine traurige Veranlassung zu ihrem Unglück und Verderben zu werden?

Wie gut wäre es daher, wenn sich alle Religionsparthenen unter einander freundbrüderliche Hände darreichten, und wegen der Wahrheit zur Seligkeit mit einander übereinzukommen suchten, an denen sie alle gemeinschaftlichen Antheil haben, und sich solche alsdenn willig lich zugestünden? Alle würden alsdenn zu einerley Sinn und Liebe unter einander vereinigt, durch ein gemeinschaftliches Band zusammengeknüpft, und selbst die Ausbreitung des Christenthums dadurch erleichtert werden. Alle lernten sich unter einander in Liebe und Eintracht ertragen, und des andern Bestes als sein eigenes befördern. Aller Haß und Lieblosigkeit unter ihnen fiele weg. Und wie viel Gutes würde schon dadurch in die Welt kommen, das durch das Gegentheil aus ihr ist weggescheucht worden? Der Wohlstand vieler Länder würde viel größer,

und

und er nicht vormals ſo oft deswegen grauſamlich ſeyn zerrüttet worden.

Selbſt die chriſtliche, politiſche und kirchliche Toleranz würde dadurch ſehr befördert werden. Wären die Chriſten gewohnt, allen andern Religionspartheyen, Wahrheit und Seligkeit zuzugeſtehen: ſo würden ſie auch dieſelben, den verſchiedenen Kirchenpartheyen unter ihnen, und den Mitgliedern einer Kirche, bey aller Verſchiedenheit der Einſichten und Denkungsarten, gerne einräumen, und ſich nicht unter einander lieblos verketzern. Und geſchähe dieſes; ſo würden ſie auch willig ſeyn, ſich unter einander alle bürgerlichen und kirchlichen Rechte und Vorzüge genießen zu laſſen, ohne daß öfters ſo viel Hader und Zwiſt darüber entſtände. Selbſt politiſche Urſachen machen alſo die allgemeine Toleranz nothwendig und empfehlen ſie als vortheilhaft.

Die auf ſie ſich gründenden Aeußerungen Beſedow's, *) haben daher in den gemeinnützigen Betrachtungen der Schriften, **) keine ſo flüchtige und fürchterliche Abfertigung verdient. Freylich iſt Beſedow der Mann nicht, von dem, aller ſeiner übrigen Verdienſte ohnerachtet, viel Verbeſſerung in der Religion

*) In den Erbauungen für jedermann, für die Bedürfniſſe unſerer Zeiten, Flensburg und Leipzig 1780. S. 289.

**) auf 1780. S. 723.

und Theologie zu erwarten ist. Er denkt dazu nicht allezeit ordentlich und bestimmt genug, und mischt öfters Dinge unter einander, die nicht zusammengehören; wie er hier mit der allgemeinen, politischen und kirchlichen Toleranz thut. Aber daraus folgt nicht, daß deswegen eben alles falsch sey, was er sagt. Es ist vielmehr Pflicht, Wahres und Falsches, Gutes und Böses, bey ihm gehörig zu unterscheiden, und ihm wegen jenes Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn man nicht selbst der guten Sache schaden und sie verächtlich machen will. Eben so haben auch darinnen deren Verfasser recht, das man nicht mit den Ungläubigen am fremden Joche ziehen müsse. *) Aber dieß heißt eigentlich nichts anders: als daß man nicht an ihren unrechten und sündlichen Werken Theil nehmen, und sie gleich ihnen ausüben müsse. Dadurch wird keinesweges gefordert, daß man alle selbst eheliche Gemeinschaft mit ihnen fliehen müßte, die vielmehr öfters den Weg dazu bahnt, daß sie selbst unter ihnen nachbleiben. So viel Bedenkliches auch in aller Absicht dawider stattfinden würde, wenn der gute Christian, seine gute Rahel Jüdin zur Frau wählte: so muß man doch auch dabey an das denken, was Paulus bey einer ähnlichen Gelegenheit sagt: „Was weißest du aber, „du Weib! ob du den Mann werdest selig machen? „Oder du Mann! was weißest du, ob du das Weib „werdest selig machen?“ **)

Frey-

*) 2 Corinth. 6, 14.

**) 1 Corinth. 7, 16.

Freylich gehört zu dem christlichen Glauben mehr, als daß man nur einen Gott glaube. Aber von dem ist auch bey der allgemeinen Toleranz eigentlich nicht die Rede, sondern nur von dem Glauben an Gott, der allen Religionspartheyen gemein ist, auf den sich selbst der Glaube der Christen vornemlich gründet. Freylich müssen die Rechte der Wahrheit unverletzt bleiben. Aber das bleiben sie auch bey der allgemeinen Toleranz, und werden so gar durch sie noch mehr befördert. Sie stützt sich gänzlich auf sie. Freylich muß der Streit wider den Irrthum bis ans Ende der Welt fortdauern. Aber Wahrheit muß nur deswegen nicht für Irrthum erklärt werden. Sie muß jederzeit das seyn und bleiben, was sie ist, wenn sie auch selbst mit Irrthum vermischt wäre. Und dann kommt es nur darauf an, was jeder nach seiner Einsicht, und Ueberzeugung für Wahrheit oder Irrthum erkennt. Nicht alles ist gleich das für zu halten, was von diesem oder jenem dafür angesehen wird. Es kommt auf die individuellen Umstände eines jeden an.

Noch weniger darf das gleich für gefährlichen und seelenverderblichen Irrthum erkläret werden, was es nach der Meynung dieser oder jener ist. Scheint es das einem zu seyn, so ist es das deswegen nicht auch den andern. Ist es dem Wahrheit; so kann es ihm selbst Wahrheit zur Seligkeit seyn, wenn es auch andere nicht dafür erkennen wollten. Und dann hat jeder das Recht, wenn es ihm nur aufrichtig um Wahrheit und Seligkeit zu thun ist, seine Einsicht in die Wahrheit, der Ein-

sicht

ſicht anderer entgegen zu ſetzen, wenn es nur ohne Bitterkeit, und gehäſſige Folgerungen geſchieht. „Wenn „Lavater, ſagt Herr Paſtor Lüdke, mit höchſtem „Rechte:*) gegen Moſes Mendelsſohn, das Chriſtenthum, und dieſer gegen jenen wieder das Judenthum, „als die gültigſte Offenbarung Gottes erhebt und vertheidigt, ſo haben beyde Gelehrte, nach dem Naturgeſetz, völlig gleiche Rechte, und beyde eifern auf die „billigſte und erlaubteſte Art für ihre Religion, wenn „ſie aus wirklicher Achtung gegen die Wahrheit, die „ein jeder in ſeinem Glauben findet, aus innerer Ueberzeugung von deſſen vorzüglichen Vortreflichkeit dabey „handeln.“ Und eben ſo verhält es ſich in allen andern Fällen.

Freylich ſind Friedensſtifter zwiſchen Wahrheit und Lügen, gutherzige Verräther der göttlichen Religion, wenn ſie nemlich beyde gefliſſentlich mit einander vermiſchen wollen. Wenn ſie aber das, was andere für Lügen halten, nicht dafür erkennen; wenn ſie es eben ſo für wahr anſehen, als es andere mit der Wahrheit thun, oder ſie beyden wohl gar gemeinſchaftlich eigen iſt: dann verdienen doch wohl ſolche eigentlich dieſen Namen nicht; wenn ſie nur mit aufrichtigem Herzen für

*) In ſeiner Abhandlung: über Toleranz und Gewiſſensfreyheit, in ſo fern der rechtmäßige Religionseifer ſie befördert, und der unrechtmäßige ſie verhindert, Berlin 1774.

für die Wahrheit haben handeln, und sich solches lebhaft bewußt sind. Und die das bey andern für Irrthum erklären, was doch bey ihnen selbst, nach ihrem eigenen Zeugniß, Wahrheit ist und dafür gilt, verdienen doch gewiß diesen Namen eben sowohl, und noch mit mehrerm Rechte, als jene, unter diesen Umständen. Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit, *) muß jedem wichtig und heilig seyn. Was ist aber Wahrheit? möchte man eher fragen! —

*) 2 Corinth. 13, 8.

Dritter Abschnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der christlichen Toleranz.

Christliche Wahrheit und Seligkeit sind die Vorrechte, die sich alle Christen bey der christlichen Toleranz unter einander, vor allen andern Religionsparthеyen zugestehen müssen; das ist solche Wahrheit und Seligkeit, wie sie nicht nur das Christenthum lehrt und befördert, sondern auch von denen, die sich zu ihm bekennen, fordert, sich dadurch von allen andern Religionsparthеyen unterscheidet, und den Vorzug vor ihnen behauptet. Und dieß ist eine Sache, die nicht nur leicht geschehen kann, sondern auch nothwendig geschehen muß, wenn sie einander nicht offenbar unrecht thun, und ihm selbst schaden wollen. Und wo ist wohl eine christliche Kirchenparthey, die dieses gerne von sich wollte gesagt seyn lassen?

Haben alle Religionsparthеyen, an der einigen wahren und seligmachenden Religion, gemeinsamen Antheil: so hat es nicht nur mit den Christen in Ansehung ihrer, die nemliche Beschaffenheit; sondern kann sie auch selbst in Ansehung der christlichen Religion haben. Es kann aber nicht nur seyn: sondern es ist auch äußerst wahrscheinlich und höchst gewiß.

Außer den von Natur, oder auch selbst durch ursprüngliche göttliche Offenbarung, bekannten allgemeinen

Religionswahrheiten, gründen sich die christlichen Lehren vornemlich auf die heilige Schrift, und fließen hauptsächlich aus ihr her. Diese besitzen aber nicht nur alle Christen; sondern ehren sie auch sämmtlich, als eine besondere und nähere Unterweisung Gottes zur Seligkeit, durch außerordentlich von ihm gesandte und hinlänglich authorisirte Lehrer. So verschieden sie auch über die Art ihrer Entstehung denken, da einige an deren schriftlichen Verfassung, die Gottheit mehr unmittelbaren Antheil nehmen lassen, andere aber weniger: so stimmen sie doch sämmtlich darinnen mit einander überein, daß der Inhalt der in ihr enthaltenen Lehre, eigentlich von Gott herkomme, und daher mehr als alle andere menschliche Unterweisungen, die Merkmaale der Wahrheit und Zuverlässigkeit an sich habe. Und da wäre es denn zuvörderst sehr sonderbar, wenn alle bey deren gemeinsamen Gebrauch, und einem solchen Glauben von ihr, an den in ihr enthaltenen Wahrheiten, nicht gemeinschäftlichen Antheil haben sollten.

Freylich herrscht wohl in deren Angebung, Bestimmung und Bestsetzung aus ihr, und der Art wie solches geschieht, eine große Verschiedenheit unter ihnen. Aber dieß hebt doch die Möglichkeit, daß sie an ihr gemeinsamen Theil nähmen, eben so wenig auf, als es die große Verschiedenheit unter allen Religionsparthenen überhaupt, in Ansehung der allgemeinen Religionswahrheiten thut. Und fände diese Verschiedenheit nicht statt; so könnte es gar nicht bezweifelt werden. Alsdenn wäre aber auch eigentlich keine christliche Toleranz unter ihnen nöthig,

und gar nicht an sie zu denken. Da dieses aber nicht ist: so muß daher vor allen Dingen ausgemacht werden, in wie ferne solches statt hat, und sie daher mit Recht von ihnen könne gefordert werden.

Man würde sehr unrecht thun, und seines Zwecks augenscheinlich verfehlen, wenn man eine jede Wahrheit des Christenthums dahin rechnen, und von ihr fordern wollte, daß alle in ihr übereinstimmig denken, und sie auf einerley Art annehmen müßten. Noch weiter würde man von ihm entfernt werden, wenn man sie nach den einzelnen Meynungen und Bestimmungen dieser oder jener christlichen Parthey nehmen, und verlangen wollte, daß sie alle in eben dem Sinne annehmen sollten, als es von ihr geschieht. Dadurch würde die Sache noch verwickelter, weitläuftiger, schwerer und völlig unmöglich werden. Es kommt nicht darauf an, wie sie diese oder jene kirchliche Parthey annimmt und versteht. Mag es doch damit seyn, wie ihm immer wolle. Genug! wenn ihnen nur diejenigen Haupt- und Grundwahrheiten des Christenthums eigen sind, durch deren Verwerfung oder Annehmung man aufhören, oder das Recht erlangen würde, ein Christ zu seyn und zu heißen, von denen besonders die christliche Seligkeit abhängt. Nicht einmal alle Wahrheiten des Christenthums, müssen also von ihnen einstimmig angenommen werden; sondern nur diejenigen, auf denen das Christenthum vornemlich beruht, es von allen andern Religionspartheyen unterscheiden und durch sie den meisten Vorzug vor ihnen behauptet.

Und

Und wären nur alle Christen darinnen einig, was für Wahrheiten eigentlich, und in wie ferne sie so unausbleiblich dahin zu rechnen sind, daß man ohne deren Annehmung aufhören würde, ein Christ zu seyn, und der mehrern Seligkeit theilhaftig zu werden, die es denen verheißt und gewährt, die sie für wahr halten, und sich nach ihnen richten: so würde es bald offenbar werden, daß sie an ihnen sämtlich gemeinsamen Antheil hätten. Mit deren Aufsuchung und Bestimmung muß also der Anfang gemacht werden. Jeder sieht dabey abermals leicht ein, daß es damit gleichfalls nicht auf den Sinn und die Meynung dieses oder jenes einzelnen Christen oder einer ganzen Kirchenparthey ankomme:*) sondern solches

ledig-

*) Herr D. Döderlein in Altdorf, hat sie in seinen Institutionibus theologi christiani, in capitibus religionis theoreticis nostris temporibus accommodatis, part. 1. Altorf. 1780. in den Prolegomenis, auf folgende acht Puncte, und wie mich dünkt, mit höchstem Rechte, zusammen gezogen. 1. Es ist ein Gott. 2. Jesus ist der Messias und Herr aller. 3. Jesus ist gestorben und wieder auferstanden. 4. Ihm haben wir die Hoffnung der Befreyung von künftigen Strafen zu verdanken. 5. Das mosaische Gesetz hat für die Christen keine Verbindlichkeit mehr. 6. Es ist eine Auferstehung der Todten. 7. Die Abkehrung von der Sünde ist die Bedingung, an den Wohlthaten Christi Antheil zu nehmen. 8. Die Christen müssen getauft werden. Der geheime Kirchenrath Seiler in Erlang, kömmt ihm in deren Bestimmung ziemlich nahe. Doch rechnet er schon mehr

lediglich von den eigenen Erklärungen der Schriften abhängen müſſe, die ſie als den vornehmſten Erkenntniſsgrund deſſen anſehen, was ihnen Gott, als zur Seligkeit zu wiſſen nöthig, kund gethan und geoffenbaret hat. Sie

mehr dahin, als eigentlich mit Recht geſchehen kann. In den Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen der neueſten Schriften, auf 1777. S. 114. giebt er die Grundwahrheiten des Chriſtenthums, folgendermaaßen an. „Es iſt ein Gott; außer dem Vater aber iſt in Gott noch „der Sohn und der Geiſt; der Sohn nahm menſchliche „Natur an ſich; errettete die Menſchen von der Strafe „und der Herrſchaft der Sünde; wer dieß glaubt wird gerecht „und ſelig, wo er anders ſeinen Glauben in der Heiligung „und guten Werken thätig beweiſt; die Mittel dieſer „Gnade theilhaftig zu werden, ſind Wort Gottes, Taufe und Abendmahl; es iſt eine Auferſtehung der Todten, Ge„richt, Himmel und Hölle. "Auch kann der in meinen Betrachtungen über die große Unwiſſenheit der heutigen Chriſten, deren Urſachen und Mittel ſie zu heben, im zweyten Bande, Gotha, 1778. S. 458. f. enthaltene kurze Entwurf der vornehmſten Religionswahrheiten, damit verglichen werden. Ueberhaupt aber kann man am füglichſten das ſogenannte apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, bis auf deſſen ſpätere Zuſätze dabey zum Grunde legen. Wer dieſes annahm, wurde in der erſten chriſtlichen Kirche, für einen Chriſten gehalten. Und in ihm ſind die vornehmſten Hauptlehren des Chriſtenthums, bis auf die ſpätern Einſchiebſel, in größter Reinigkeit und Allgemeinheit enthalten.

Sie muß alſo vornemlich darüber gehört, und ſolches alsdenn mit der Abſicht verglichen werden, warum ſie ihnen eigentlich von Gott iſt gegeben worden, und ihnen zu deren Erreichung behülflich ſeyn ſoll.

Ihren Ausſprüchen zufolge iſt derjenige ein Chriſt, der bekennet, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſey, zur Ehre Gottes des Vaters. [1]) Ein jeglicher Geiſt, der da bekennet, daß Jeſus Chriſtus iſt in das Fleiſch kommen, der iſt von Gott; und ein jeglicher Geiſt, der da nicht bekennet, daß Jeſus Chriſtus iſt in das Fleiſch kommen, der iſt nicht von Gott. Und das iſt der Geiſt des Widerchriſts, von welchem ihr habt gehöret, daß er kommen werde, und iſt ſchon jetzt in der Welt. [2]) Wer iſt ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jeſus der Chriſt ſey? Das iſt der Widerchriſt, ein Unchriſt oder Nichtchriſt, der den Vater und Sohn leugnet. Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht. [3]) Viel Verführer ſind in die Welt kommen, die nicht bekennen Jeſum Chriſt, daß er nicht in das Fleiſch kommen. Dieſer iſt der Verführer und Widerchriſt. [4]) So jemand zu euch kommt, und bringt dieſe Lehre nicht, daß nemlich, Jeſus ſey der Chriſt, und übertritt und bleibt nicht in der Lehre, den nehmet

1) Phlip. 2, 11.

2) 1 Joh. 4, 2. 3.

3) 1 Joh. 2, 22. 23.

4) 2 Joh. V. 7.

nicht zu Hauſe, und grüßet ihn auch nicht, das iſt, den haltet nicht für einen Chriſten, und nehmet ihn nicht als einen ſolchen auf.[1]) Wir haben geſehen und zeugen, daß der Vater den Sohn geſandt hat zum Heiland der Welt. Welcher nun bekennet, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet Gott, und er in ihm;[2]) der hat Wahrheit, chriſtliche Wahrheit. Und daher nahmen auch die Apoſtel einen jeden, der da bekannte: Jeſus ſey Chriſtus der Sohn Gottes, und daß man durch ihn habe das Leben in ſeinem Namen, zu einem Chriſten durch die Taufe auf, und hielten ihn für einen ſolchen, ſo lange er an dieſer Wahrheit veſthielte.[3])

Die Hauptwahrheit des Chriſtenthums, durch die es ſich von allen andern Religionsarten unterſcheidet, iſt alſo die: Jeſus iſt der Chriſt, der Sohn Gottes, der verheißene Meſſias, Heiland, Erlöſer und Seligmacher, der dazu in die Welt gekommen iſt, die Menſchen ſelig zu machen.[4]) Wer die annimmt, der iſt ein Chriſt; der hat aber auch als ein ſolcher Leben und Seligkeit, chriſtliche Wahrheit zur Seligkeit. Wer bekennet, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet

1) 2 Joh. V. 10.

2) 1 Joh. 4. 14. 15.

3) Apoſt. Geſch. 2, 36 — 41. Cap. 8, 12. 35. — 37. Cap. 19, 4. 5.

4) Joh. 3, 16 — 18. Matth. 1, 21. 1 Timoth. 1, 15.

bleibet Gott, und er in ihm;[1]) der iſt der göttlichen Gnade und Seligkeit theilhaftig und gewiß. Wer da gläubet, daß Jeſus ſey der Chriſt, der iſt von Gott gebohren.[2]) Und alles, was von Gott gebohren iſt, überwindet die Welt, das iſt, das in der Welt herrſchende Böſe, das nicht von Gott iſt, ſondern von der Welt;[3]) und unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer iſt aber, der die Welt überwindet: ohne der da gläubet, daß Jeſus Gottes Sohn iſt.[4]) Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben: wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht,[5]) der kann die chriſtliche Seligkeit nicht erlangen. Und das iſt das Zeugniß, das Gott gezeuget hat von ſeinem Sohne, daß uns Gott das ewige Leben hat gegeben; und ſolches Leben iſt in ſeinem Sohne.[6]) Und daher erklärt ſich auch Jeſus ſelbſt: das iſt das ewige Leben; daß ſie dich, der du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum erkennen.[7]) Daher preiſet er ſelbſt Petrum über das Bekenntniß: du biſt Chriſtus des lebendigen Gottes Sohn; ſelig.[8]) Deswegen

1) 1 Joh. 4, 15.
2) 1 Joh. 5, 1.
3) 1 Joh. 2, 16.
4) 1 Joh. 5, 4. 5.
5) Cap. 5, 12.
6) Daſ. V. 10. 11.
7) Joh. 17, 3.
8) Matth. 16, 16. 17.

wegen wieſen die Apoſtel alle, die zu wiſſen verlangten, was ſie thun müßten, um ſelig zu werden, an: gläube an den Herrn Jeſum, ſo wirſt du und dein Haus ſelig.[1]) Daher predigten ſie das Evangelium, oder die troſtvolle Lehre Jeſu, damit ſie gläubten an den Namen des Sohnes Gottes, und wüßten, das ſie das ewige Leben hätten, weil ſie an ihn glaubten.[2]) Deswegen hielten ſie ihnen die Beweiſe, daß Jeſus ſey Chriſt, der Sohn Gottes, ſo oft und nachdrücklich vor, damit ſie ihn dafür hielten, erkennten und dafür annähmen, und durch den Glauben das Leben hätten in ſeinem Namen.[3]) Daher bezeugt Jeſus ſelbſt von ſich, er ſey kommen, daß die Menſchen Leben und volle Genüge haben ſollten;[4]) nicht der Menſchen Seelen zu verderben, ſondern zu erhalten.[5])

Doch wird auch nach der Sprache der Schrift, unter der Seligkeit, die ſie an dieſe Wahrheit knüpft, häufig nichts anders, als das Recht und die Fähigkeit, die Hoffnung und die Anwartſchaft auf ſie, eigentlich verſtanden. Ihr ſeyd ſelig, heißt ihr zufolge öfters nichts anders, als ihr ſeyd Chriſten, und habt als ſolche Gelegenheit, die Seligkeit zu erlangen, und die Hoffnung des

1) Apoſt. Geſch. 16, 30. 31.
2) 1 Joh. 5, 13. vergl. Cap. 1, 1 — 4.
3) Joh. 20, 31. vergl. Cap. 1, 14.
4) Joh. 10, 11.
5) Luc. 9, 56.

des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, und sie mit Gewißheit zu fassen. Ob sie aber derselben wirklich theilhaftig werden, und in das zukünftige bessere Leben wirklich eingehen würden, das hängt ihren eigenen Aeußerungen darüber zufolge, nicht bloß von der Annehmung und dem Bekenntniß dieser Wahrheit ab. Dieß beruht vielmehr auf der Anwendung und dem Gebrauch, den sie von ihr in der Absicht machen, auf der Treue und dem Eifer, mit der solches von ihnen geschieht; doch daß sie durch jenes überhaupt erreicht, durch dieses aber mehr erhöhet und vergrößert wird. Je größer und stärker die letztern sind, desto mehr nimmt sie dadurch an Größe und Stärke, Güte und Vollkommenheit zu. Besonders kömmt es dabey auf den Ernst und Eifer an, dasjenige auszuüben und zu vollbringen, was uns Jesus als nothwendig zur Seligkeit gelehrt, vorgeschrieben und geboten hat. Wem es an ihm fehlt, der läuft wohl gar Gefahr, ihrer darüber bey aller Hoffnung, die er außerdem zu ihr gehabt hat, verlustig zu werden. Und je schwächer und unvollkommener er ist, desto mehr nimmt auch sie, wenn man ja noch zu ihr gelangt, an Güte und Vollkommenheit dadurch ab.

In der Absicht bezeugt Jesus ausdrücklich: ihr seyd meine Freunde, Jünger, Schüler und Nachfolger, die zu eben der Seligkeit gelangen sollen, die ich besitze, und zu ihr eingehen werde, so ihr thut, was ich euch gebiete.*) Deswegen weiset er die, die ihn für ihren

*) Joh. 15, 14.

Herrn und Heiland annehmen, ausdrücklich an: lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch, ist in Vergleichung mit demjenigen, das das Gesetz Mosis seinen Jüngern und Schülern auflegte, [1]) sanft, und meine Last ist leicht. [2]) Zu eben dem Ende bezeugt er auch: Nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! die mich für ihren Herrn, Heiland und Christ bekennen, werden in das Himmelreich kommen, das ist, wahre Christen seyn, und der ihnen angebotenen Seligkeit theilhaftig werden; sondern die, die den Willen thun meines Vaters im Himmel. [3]) Dagegen erklärt er sich: daß er die, die dieses unterlassen, wenn sie auch schon in seinem Namen viel Thaten gethan hätten, also selbst mit außerordentlichen Geistesgaben, gleich ihm, und von ihm, und durch ihn, wären ausgerüstet und versehen gewesen, nicht für die Seinigen erkennen, sondern sie an jenem Tage von sich zurückweisen, und ihnen bekennen werde: ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter. [4])

Daher fordert auch Paulus, daß es die Christen ferne von sich müßten seyn lassen, Christum zu einem Sün-

1) Apost. Gesch. 10, 10.
2) Matth. 11, 29. 30.
3) Matth. 7, 21.
4) Das. V. 22. 23.

Sündendiener zu machen, [1]) und daß der Glaube durch die Liebe thätig seyn müsse. [2]) Daher bezeugt Jacobus: daß der Glaube ohne Werke todt, und kein Glaube sey. [3]) Daher spricht auch Johannes, daß wer solche Hoffnung zu ihm hätte, der reinigte sich, gleich wie er auch rein ist. Wer in ihm bleibet, der sündiget nicht: wer aber sündigt, der hat ihn nicht gesehen und erkannt. Wer aus Gott gebohren ist, der thut nicht Sünde, denn sein Saame bleibet bey ihm; und kann nicht sündigen, denn er ist von Gott gebohren. [4]) Wer recht thut, der ist von Gott gebohren. [5]) So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm haben, und wandeln in Finsterniß, thun böses: so lügen wir, und thun nicht die Wahrheit. So wir aber im Lichte wandeln, das Gute lieb haben und thun, wie er im Licht ist: so haben wir Gemeinschaft unter einander, und das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde, die wir etwa noch an uns haben. [6])

Daher werden auch die Christen so häufig ermahnet: immer mehr zu prüfen, was da sey der gute, der

1) Galat. 2, 17. Römer. 6, ganz.

2) Galat. 5, 6.

3) Jacob. 2, 14 — 26.

4) 1 Joh. 3, 3. 6. 9.

5) 1 Joh. 2, 29.

6) 1 Joh. 1, 6 — 8.

wohlgefällige, der vollkommene Gottes Wille; [1]) immerdar zu wachen und zuzunehmen, in allerley Erkenntniß und Erfahrung, daß sie prüfen möchten, was das Beste sey, auf daß sie lauter und unanstößig wandeln möchten, bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen, zur Ehre und Liebe Gottes; [2]) vollkommene Männer zu werden, nach dem Maaße des vollkommenen Mannsalters, Jesu Christi; [3]) die Sünde immer mehr abzulegen, sich im Geiste ihres Gemüths zu erneuern, und den neuen Menschen anzuziehen, der nach Gott geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. [4]) Daher werden sie oft ermuntert, aufzusehen auf Jesum den Anfänger und Vollender ihres Glaubens, [5]) seinem Beyspiel und dem Vorbilde nachzufolgen, das er uns gelassen hat, in seine Fußstapfen zu treten, zu wandeln und gesinnet zu seyn, wie Jesus Christus auch wandelte, und gesinnet war; [6]) Gottes und Christi Nachfolger zu werden. [7]) Daher wird ihnen auch die Versicherung ertheilt: daß wenn sie Got-

1) Röm. 12, 2. Epheſ. 5, 10. 17.

2) Philip. 1, 9 — 11.

3) Epheſ. 4, 13 — 32.

4) Daſ. V. 22 — 32.

5) Ebr. 12, 2.

6) 1 Petr. 2, 21 — 23. Phil. 2, 5.

7) Epheſ. 5, 1. f.

Gottes und Chriſti Geiſt und Sinn hätten, und durch denſelben geleitet und regieret würden, ſie alsdenn Gottes Kinder wären, durch den Glauben an ihn, und mit ihm zu gleicher Herrlichkeit und Seligkeit würden erhaben werden.*)

Freylich wird dieſe Hauptwahrheit des Chriſtenthums, noch auf viele einzelne und beſondere Fälle in der heiligen Schrift angewendet, und ſie faßt daher noch viele einzelne und beſondere Wahrheiten in ſich, an deren Annehmung und Erkenntniß jedem Chriſten eben ſo viel gelegen ſeyn muß, da es auf die durch ſie zu befördernde Seligkeit mit von Einfluß iſt und ſeyn kann. Und ſollte ſie nach ihrem ganzen Umfang erkannt, zur Seligkeit angewandt, und ſo viel Seligkeit durch ſie gewirket werden, als nur immer aus ihr entſtehen kann: ſo war ſolches nicht nur zu erwarten; ſondern es mußte auch nothwendig alſo ſeyn. Wie hätten ſonſt andere, die mit ihr hinlänglich bekannt geweſen wären, und ſie ganz durchſchauet hätten, wiſſen können, was alles zu ihr gehöre, wie ſie dazu müſſe genutzet und angewendet werden? Nehmen nun aber nicht alle Chriſten, dieſe einzelnen und beſondern Wahrheiten, die auf die Art, ſelbſt nach der Schrift in ihr liegen, nach ihrer verſchiedenen Einſicht, in deren Sinn und Verſtand, auf einerley Art und Weiſe an; dächten ſie nicht nur wegen ihrer verſchiedentlich, ſondern ſähen auch ſelbſt manche als ſolche an, die zwar nach

*) Röm. 8, 9. 14—17. Galat. 3, 26. Joh. 1, 12.

nach der Beſchaffenheit der damaligen Zeiten ſchicklich und ihnen angemeſſen waren, für unſere Zeiten aber gleichſam ihre ſchickliche Nutzbarkeit, Deutlichkeit und anziehende Kraft verlohren hätten, und daher in ihnen nicht mehr gleich andern, mit Nutzen könnten gebraucht werden, ſo daß keine wirkliche oder mehrere Seligkeit aus ihnen entſtünde, und ſie alſo auch nicht ſchlechterdings ſo und nicht anders, müßten eingeſehen, erkannt und angenommen werden: ſo iſt dieſes nicht nur ein möglicher Fall, der durch die Verſchiedenheit der Zeiten, Denkungsart und mancherley Bedürfniſſe derſelben, äuſſerſt wahrſcheinlich gemacht wird; ſondern wenn er auch wirklich eintritt, ſo können ſie bey aller daher entſtehenden Verſchiedenheit unter ihnen, dennoch an jenen allgemeinen Haupt- und Grundwahrheiten veſthalten, wenn ſie ſie auch auf noch ſo verſchiedene und ſelbſt von der, in der heiligen Schrift enthaltenen Art ihrer einzelnen Anwendung, abweichende Weiſe, zur Erlangung der Seligkeit anwenden, müſſen daher allezeit für ſolche angeſehen werden, denen chriſtliche Wahrheit und Seligkeit eigen iſt, und daher auch den Namen der Chriſten mit Recht verdienen.

Und ſo verhält es ſich wirklich mit ihnen. Alle Verſchiedenheit unter ihnen entſpringt lediglich daraus, wenn es darauf ankommt, zu beſtimmen: wie Jeſus beydes ſo wohl der Sohn Gottes, als auch der Heiland, Erlöſer, und Seligmacher der Menſchen von jeher geweſen ſey, und noch ſey; in wie ferne die daraus herfließenden einzelnen und beſondern Wahrheiten, ſelbſt in der Schrift beſtimmt,

beſtimmt, und auf die chriſtliche Seligkeit mit von Einfluß ſind; ob die Art, wie ſie in ihr ſind beſtimmt, auf einzelne Fälle angewendet und veſtgeſetzt worden, die einzige wahre, für alle Zeiten nützliche und gültige iſt, daher jederzeit dafür müſſe angenommen werden; oder aber noch eine andere zu ihr hinzukommen, und das erſetzen müſſe, was von ihr nicht auf alle Zeiten zu gehen und zu paſſen ſcheint. So verſchieden ſie aber immer darüber denken mögen: ſo wird doch allezeit ſelbſt das allgemeine dieſer einzelnen und beſondern Wahrheiten, bey ihren von einander abweichenden Vorſtellungen, meiſtentheils noch zum Grunde liegen. Und iſt dieſes: ſo kann ihnen ſelbſt ihr Antheil an ihnen nicht abgeſprochen werden, wenn gleich eine noch ſo große Diſſonanz wegen ihrer, unter ihnen herrſchte. Und daß dem alſo ſey, das wird ſelbſt den Unfähigſten, durch deſſen nähere Entwickelung, einleuchtend und deutlich werden.

Alle Chriſten nehmen es als eine unbezweifelt richtige Wahrheit an: **Jeſus iſt der Sohn Gottes.** Es iſt auch nicht anders möglich. Sie wird in heiliger Schrift viel zu oft wiederholt, und klar und deutlich gelehrt, und ſelbſt chriſtliche Wahrheit und Seligkeit an ſie viel zu veſte geknüpft, als daß es einem in den Sinn kommen könnte, ſie zu leugnen. So bald er ſie als den einigen, oder doch wenigſtens vornehmſten Erkenntnißgrund der chriſtlichen Wahrheit zur Seligkeit annimmt: ſo bald iſt es unmöglich an ihr im mindeſten zu zweifeln. Was ſie indeſſen für einen Verſtand habe, und in was für einem Sinn ſie nothwendig genommen

werden

werden müſſe, wenn ſie eine ſchriftmäßige Quelle der chriſtlichen Seligkeit ſeyn ſoll, das iſt eine Sache, die nach der Einſicht vieler in den Sinn und den Verſtand der heiligen Schrift, nicht mit eben ſo viel Licht, Deutlichkeit und Klarheit in ihr enthalten und veſtgeſetzt iſt, daß ſie alle Verſchiedenheit der Meynungen darüber, gerade zu und ſchlechterdings ausſchlöſſe, und alſo nur dieſe oder jene darüber ſtattfinden müßte. Und daraus entſpringt vornemlich die ganze Verſchiedenheit wegen ihrer, die die Chriſten von je her in viele Secten und Parthenen unglücklicher Weiſe getrennt hat, und zum Theil noch trennt, viel Elend und Unglück unter ſie gebracht hat, und zum Theil noch bringt. Jeder Theil richtet ſich dabey nach ſeiner individuellen Einſicht, in deren ſchriftmäßigen Verſtand und Sinn, den er ihr wenigſtens nach ihr beylegt, und achtet ſich ſelbſt um ſeiner Seligkeit willen dazu verbunden.

Einige, und das ſind vornemlich die Socinianer, die dieſes thun, ſehen den Namen Sohn Gottes, als eine Benennung an, die Jeſu als einem bloßen Menſchen, ſo wohl wegen der hohen Würde und Vortrefflichkeit ſeiner Natur, vermöge welcher er nicht nur wegen ſeines außerordentlichen, unmittelbar göttlichen Urſprungs, ſondern auch wegen der ihm daher anklebenden, ganz allein eigenen, Unſündlichkeit, über alle andere Menſchen hervorrage, als auch wegen der hohen Würde und Vortreflichkeit ſeiner erhabenen Beſtimmung, der Mittler, Erlöſer und Seligmacher der Menſchen zu ſeyn, eigen ſey und zukomme, ohne daß daraus folge, er ſey etwas

mehr

mehr als ein bloßer Mensch. Andere legen zwar dieses bey ihm auch mit zum Grunde, da es in heiliger Schrift ziemlich deutlich gelehret wird, daß er ihn deswegen mitführe; glauben aber doch, daß er noch auf etwas mehreres gehe, und jenes dessen ganzen biblischen Begriff nicht hinlänglich erschöpfe. Doch wird es nicht von allen auf einerley Art und Weise angegeben.

Einige, und das geschieht außer manchen Socinianern und Arminianern hauptsächlich von vielen Lehrern unserer und der reformirten Kirche,*) die auch deswegen von andern, des Socinianismus und Arminia-

*) Unter den neuen Gottesgelehrten in unserer Kirche, gehöret außer dem seeligen Heilmann, Zacharia, Grumer, in seinen Institutionibss theologiae dogmaticae, Halae 1777. u. s. w. besonders in unsern Tagen, der Herr D. Döderlein in Altdorf hieher, der sich in seiner schon angeführten Institutione theologi christiani, in capitibus religionis theoreticis nostris temporibus accommodata, §. 105. f. darüber am ausführlichsten und bestimmtesten erklärt hat. Und aus der reformirten Kirche, Herr Prof. Mursinna in Halle, in seinem Compendio theologiae dogmaticae, Halae 1777. Auch kann damit verglichen werden, was ich ebenfalls darüber, so wohl in meinen Betrachtungen über die große Unwissenheit der heutigen Christen, u. s. w. im zweyten Theil S. 339. f. in der Anm. (*) als auch in meiner kurzen Erklärung auf den vermeintlichen Beweiß eines Ungenannten, daß deren Verfasser kein evangelisch lutherischer Christ sey, S. 261. f. gesagt

minianismus, aber mit Unrecht verdächtig gehalten werden, ziehen ihn zwar mit auf die höhere Würde und Vortreflichkeit seiner menschlichen Natur und seines messianischen Amts, glauben aber doch, daß ihm jene so wohl, als diese, nicht so wohl wegen seines wunderthätigen Ursprungs und seiner erhabenen Bestimmung allein, sondern auch wegen der innigsten und genauesten Vereinigung mit der Gottheit zukomme, so, daß er nicht bloß Mensch, sondern auch Gott geoffenbaret im Fleisch sey; er also ein Prädicat des mit Gott auf das innigste und genaueste vereinigten Menschen Jesus, und seiner daher entspringenden Vorzüglichkeit und Erhabenheit über alle andere Menschen, durch die er eben zu Führung des ihm übertragenen Mittleramts zwischen Gott und den Menschen, die meiste Fähigkeit und Tüchtigkeit erlangt habe, und mit dem Messias Christus u. s. w. einerley wäre. Wieder andere, und das sind vornemlich die alten und neuen Arianer, welchen sich auch manche in unserer und der reformirten Kirche nähern,*) sehen ihn als eine eigenthüm-

gesagt habe. Unter den ältern können auch noch die Sabellianer hieher gerechnet werden. Vielleicht führe ich einmal die Wahrheit: Jesus ist der Sohn Gottes, nach ihrem biblischen Sinn, in einer eigenen Abhandlung besonders aus.

*) Außer einigen Recensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek, gehört besonders Clarke, in seiner Schriftlehre von der Dreyeinigkeit, Frankfurth und Leipzig 1774, außer andern hieher.

genthümliche Benennung, eines übermenschlichen, durch Güte und Vollkommenheit zunächst an die Gottheit angrenzenden Wesens an, das sich mit dem Menschen Jesu vereinigt, und ihm zu Ausführung seines Erlösungswerks beygestanden habe: ob mir dieses gleich, als aus gnostischen Meynungen entspringend, und an sie angrenzend, selbst nach der Schrift, das Unwahrscheinlichste zu seyn scheint.

Noch andere, und das geschieht vornemlich von den Katholiken, und auch von vielen Lehrern unserer und der reformirten Kirche, halten ihn für den Namen eines von dem Vater verschiedenen Subjects in der einigen Gottheit, ohne daß sie doch dadurch vervielfältiget würde, das sich mit Jesu vereiniget hätte; wovon aber andere keinen hinlänglichen Grund in der Schrift zu finden vermeynen, es für eine bloß menschliche Bestimmung, die sich größtentheils auf die Schlüsse der allgemeinen nicänisch-konstantinopolitanischen Kirchenversammlungen, und einige übertriebene Stellen in dem sogenannten athanasianischen Symbolum gründete, da sich doch Athanasius in seinen übrigen Schriften, zum sichtbaren Beweise, daß es eigentlich nicht von ihm herrühre, ganz anders und jenen zweyten mehr zustimmender erklärt habe,*) ansehen und sich überreden, daß die Gottheit wirk-

*) Siehe zu dessen Beweis, nur die Auszüge aus seinen Schriften, in Rösslers Bibliothek der Kirchenväter, im fünften Theil, oder der zweyten Periode erstem Theil, Leipzig 1781. S. 46. f.

wirklich dadurch vervielfältiget werde, man möge es Wort haben wollen oder nicht, und ſich, durch noch ſo viel ängſtliche und künſtliche Beſtimmungen, davor zu verwahren ſuchen.

So mannigfaltige Vorſtellungen ſie ſich aber immer davon machen mögen: ſo iſt doch die daraus entſtehende Verſchiedenheit keinesweges ſo wichtig und erheblich, beträchtlich und groß, daß ein Theil darüber gar aufhören müßte ein Chriſt zu ſeyn, und keine chriſtliche Wahrheit beſäße. Allezeit liegt doch bey allen die Wahrheit: **Jeſus iſt der Sohn Gottes**, dabey zum Grunde. So gar die einzelne Beſtimmung: daß ihm dieſer Name wegen ſeiner meſſianiſchen Beſtimmung eigen ſey, iſt in allen ſichtbar. Und alle leiten ſie aus der heiligen Schrift her, daher es nothwendig das Anſehen hat, daß allen chriſtliche Wahrheit deswegen zukommen müſſe, ob ſie gleich ein Theil reiner, mehr und ſtärker haben kann, als der andere, und es nur darauf ankömmt, welche Vorſtellung die andere an bibliſcher Richtigkeit übertrifft. Selbſt in die aus ihr herrührende Seligkeit iſt an und für ſich, keine, von ſchädlichem und nachtheiligem Einfluſſe, und bringt in ihr keine weſentliche Veränderung hervor. Sie bleibt vielmehr immer eine und eben dieſelbe, man mag die eine oder die andere annehmen.

Die Urſache, warum manche geneigter ſind, zu glauben, daß Jeſus nicht ein bloßer Menſch, ſondern ſelbſt Gott ſey, er ſey es nun auf die zweyte, oder die vierte Art, daß nemlich dadurch das Anſehen, die Wahrheit

heit und Göttlichkeit seiner Lehren, Verheißungen und Vorschriften mehr bekräftigt, und die Gewißheit, die sich selbst auf seinen Tod mit stützt, befestigt würde, daß man wirklich durch ihn der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit theilhaftig sey und werde, wird einmal wie das andremal erreicht, man mag glauben, er sey wirklich wahrer Gott zugleich, oder nur ein bloßer Mensch, oder ein gewisses sehr vortreffliches Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen sey mit ihm vereinigt gewesen.

War nur seine Lehre nicht sein, sondern des Vaters, der ihn gesandt hatte, wie er ausdrücklich versichert; *) stand er nur unter der beständigen, unmittelbaren Aufsicht der Gottheit, die ihn alles lehrte und bekannt machte, was er die Menschen in ihrem Namen lehren sollte; war nur Gott mit ihm, und that durch ihn die Werke, die die Göttlichkeit seiner Sendung bestätigten: so war es eben so gut, als wenn er Gott selbst war. Und stand er nur so unter dem beständigen Einflusse der Gottheit, ihrer Regierung und Leitung, daß er nichts Böses that, noch auch ein Betrug in seinem Munde erfunden wurde, es also nicht das Ansehen gewinnen konnte, daß er um eigener Sünde willen litte: so ist die auf seinem Tode mit beruhende Versicherung der göttlichen Gnade und des ewigen Lebens, eben so vest, unwandelbar und gewiß, als wenn er zugleich selbst Gott gewesen ist. Selbst dadurch geht keine wesentliche Ver-

*) Joh. 7, 16.

Änderung darinnen vor, Gott mag nun dieſes alles bey ihm unmittelbar, oder durch ein anderes ſehr herrliches und edles Geſchöpf gethan haben. Dieß ſteht doch allezeit auch unter ſeiner Aufſicht und Leitung, und ohne ſeinen Willen kann nichts geſchehen. *) Wozu manche chriſtliche Kirchenparthenen es ſonſt vor nöthig achten, daß er zugleich wahrer Gott hätte ſeyn müſſen, deſſen Erörterung und Beurtheilung gehört nicht hieher, und wird erſt in dem folgenden Abſchnitte vorkommen.

Eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch mit dem andern Theil dieſer Haupt- und Grundwahrheit des Chriſtenthums. Alle Chriſten nehmen es einhellig als wahr an: Jeſus iſt der verheißene Meſſias, Heiland, Erlöſer und Seligmacher der Menſchen, der ſie alle ſelig zu machen in die Welt gekommen iſt. Nur in Angebung der Art und Weiſe, wie er ſolches iſt, was er alles deswegen gethan und ausgerichtet habe, was alles zu ſeinem Erlöſungswerk eigentlich gehöre und erfordert werde, wie und wodurch er es ausgeführet und vollendet habe, was er deshalben noch fortgeſetzt thue, die Art und Weiſe, wie es von ihm geſchiehet, und die Menſchen ſeiner Früchte

*) Eine beſondere Abhandlung über den Arianismus, und deſſen Unſchädlichkeit in der Lehre von dem Erlöſungswerke Jeſu Chriſti, und deſſen Einfluß in die aus ihm entſpringende Seligkeit, kann man in des ſel. D. Töllners theologiſchen Unterſuchungen, im erſten Bande Riga 1772. S. 18. f. finden, die nachgeleſen zu werden verdient.

Früchte theilhaftig werden, weichen sie wieder von einander ab. Freylich sind dieses auch lauter wichtige und wissenswürdige Gegenstände für einen jeden Christen, die selbst in die aus ihm herströmende Seligkeit und der Theilnehmung an ihr, von mächtigem und starkem Einflusse sind und seyn können. Es ist auch leicht zu vermuthen, daß die heilige Schrift über sie ausreichende Auskunft und Belehrung ertheilen werde. Unterdessen weichen sie doch wegen ihrer, nach ihrer verschiedenen Einsicht in sie, eben so sehr wieder von einander ab. Und da entsteht nur die Frage: ob dieses nicht etwa von schädlichem Einflusse auf die christliche Wahrheit und Seligkeit sey, die ihnen allen gemein seyn soll? Eine genaue und sorgfältige Aufsuchung der daher rührenden Verschiedenheit unter ihnen, und deren unpartheyische Schätzung und Abwägung, ob die christliche Wahrheit darüber nicht verlohren gehe, und die durch sie zu befördernde Seligkeit keinen Schaden leide? wird dazu abermals der schicklichste Weg seyn.

Alle Christen stimmen zuvörderst darinnen mit einander überein, daß Jesus als der Erlöser und Seligmacher der Menschen, ein von Gott gesandter Lehrer gewesen sey, die Menschen in allem demjenigen zu unterrichten, was ihnen zu ihrer Seligkeit zu wissen nöthig war. Seiner Lehre legen sie also sämmtlich, eine grosse Kraft, zu ihrer Erlösung und Seligkeit bey. Nur darinnen weichen sie von einander ab, ob sie allein dazu hinreichend sey, und alle Erlösung und Seligkeit, nur durch sie allein bewirket werde; oder ob noch mehr dazu erfor-

dert werde, und daher noch zu ihr habe hinzukommen müssen. Einige, und das sind vornemlich die Socinianer, nehmen jenes auf gewisse Weise nur allein an. Andere, und zwar die meisten glauben das letztere. Doch sind sie in Bestimmung dessen, was dieses eigentlich sey, wieder sehr uneins.

Einige rechnen zuförderst das Beyspiel Jesu dahin, der alles das selbst ausgeübt, vollbracht und gethan hat, was er die Menschen als nöthig zu ihrer Seligkeit gelehrt, bekannt gemacht und geboten hat. Und da ist wohl keine Parthey unter den Christen, die ihm ganz allen Werth und Einfluß in ihre Seligkeit absprechen sollte. Doch sehen es wieder manche aus einem ganz verschiedenen Gesichtspuncte an. Einige glauben, daß es nur dazu diene, keine widrige Vorurtheile gegen seine Lehre, Gebote und Vorschriften zu fassen, die alsdann leicht wider sie hätten entstehen können, wenn er das selbst nicht ausgeübt und vollbracht hätte, was er von andern forderte. Manche überreden sich, daß es nur zur Absicht habe, die Art und Weise und die Möglichkeit zu zeigen, wie das von ihm gebotene Gute, müsse ausgeübet, das von ihm untersagte Böse aber unterlassen und vermieden werden. Andere haben die Ueberzeugung, daß es sie zur Nachfolge reizen und verbinden solle. Noch andere meynen, daß es nur dazu nöthig gewesen, ihn aus dem Verdacht zu reißen, daß er als ein Uebelthäter leide, und dadurch die auf seinen Tod sich stützende Versicherung der göttlichen Gnade und der ewigen Seligkeit zu bevestigen, da es doch von uns Menschen nie vollkommen

könnte

konnte erreicht und nachgeahmet werden. Noch andere vermuthen, daß es in der Absicht geschehen, unserer Unvollkommenheit zu statten zu kommen, und das ganze Gesetz an unserer Statt zu erfüllen; so daß uns nun Gott um seinetwillen also ansehe, als wenn wir es völlig gehalten hätten, uns deswegen für vollkommene Gerechte erkläre, und uns als solchen seine Gnade, Leben und Seligkeit zuwende. *)

Nun hat es zwar damit nach dem klaren Inhalt der Schrift, seine Richtigkeit, daß Christus uns zu gut das ganze Gesetz, sogar in der Absicht erfüllet, uns von dem Gehorsam gegen dasselbe zu befreyen. Aber dann entsteht wieder eine neue Uneinigkeit unter ihnen. Einige glauben nach sehr wahrscheinlichen, den damaligen Zeiten sehr entsprechenden, daher fast völlig gewissen und entschiedenen Gründen, daß darunter nur das mosaische Gesetz, nicht bloß der gottesdienstlichen Gebräuche und der bürgerlichen Einrichtungen unter den Juden, sondern das ganze mosaische Gesetz, die ganze gesetzliche Haushaltung Gottes mit den Juden, zu verstehen sey, die in und durch ihn ihre Endschaft erreicht hat, und völlig ist

*) Siehe über diese letztere Meynung, die sehr genaue, vollständige und gründliche Abhandlung des sel. D. Töllners: der thätige Gehorsam Jesu Christi, Breslau 1768. in der sie sehr ausführlich ist untersucht und beurtheilt worden; ob er gleich in ihr, die reine Wahrheit noch nicht in allen Stücken ganz getroffen hat.

aufgehoben worden. *) Andere aber stehen in der Einbildung, daß das sittliche Gesetz, von der Menschen Thun und Lassen, dadurch gemeynt werde; ob sie gleich sehr triftige, dringende und erhebliche Gründe wider sich haben, die billig ihre ganze Aufmerksamkeit, ernsthafte und sorgfältige Prüfung verdienen, damit nicht das, was zu einer desto größern Beruhigung und Seligkeit ausschlagen soll, etwa gar zum Verderben gereiche, und Christus zu einem Sündendiener gemacht werde. Denn häufig genug wird diese Meynung von vielen also gemißbraucht. Und das soll doch jeder, selbst nach der Schrift, ferne von sich seyn lassen, und nicht einmal eine entfernte Veranlassung dazu geben, die bey ihr nie schicklich und ausreichend genug wird vermieden werden können, wenn man auch noch so ängstlich darum besorgt wäre.

Einige finden hiernächst in dem Tode Jesu dasjenige, was zu seiner Lehre und seinem Beyspiele noch hätte hinzukommen müssen, ihre Erlösung und Seligmachung vollkommener und vollendeter zu machen. Und da ist wohl abermals keine Parthey der Christen, die nicht nach den ausdrücklichen und deutlichen Zeugnissen der Schrift darüber, solches willig annehmen sollte. Nur in Bestimmung der Art und Weise, wie der Tod Jesu in sie einwirke, weichen sie wieder gar mannigfaltig von ein-

*) Wegen des letztern kann meine Abhandlung von dem Sabbathe der Juden und dem Sonntage der Christen, Halle 1775. S. 220. f. nachgesehen werden.

einander ab. Einige ſetzen die Abſicht deſſelben, in eine recht augenſcheinliche Beſtätigung der Wahrheit und Göttlichkeit ſeiner Lehre, unter den allergrößten und härteſten Gefahren, Drangſalen und Widerwärtigkeiten. Andere in die Vervollkommnung ſeines uns gegebenen Beyſpiels, in dem Eifer für Wahrheit, Tugend und Gottſeligkeit, um uns zu einem ähnlichen anzureizen. Noch andere finden die Urſache von ihm, in der Benehmung der Ausflucht, daß ſeine Frömmigkeit und Gottſeligkeit ſonſt, nicht ſo harten Proben wäre ausgeſetzt geweſen, als bey andern Menſchen, und die Größe ſeines Gehorſams gegen Gott, zu ſeinem eigenen und der Menſchen Beſten, dadurch zu Tage zu legen. Wieder andere ſehen ihn als das Mittel an, dem moſaiſchen Geſetze und der Verbindlichkeit zu deſſen Gehorſam ein Ende zu machen. Noch andere halten ihn für eine ſinnliche und feyerliche Beſtätigung der Gnade Gottes gegen die Menſchen, und gründen auf ihm vornemlich die Hoffnung eines zukünftigen Lebens. Doch erklären ihn abermals nicht alle auf einerley Art und Weiſe dafür.

Einige ſehen ihn nur als ein theures und ſicheres Unterpfand der Größe der Liebe Gottes und Jeſu Chriſti gegen die Menſchen an, auf die ſich die Hoffnung ſeiner Gnade und des ewigen ſeligen Lebens vornemlich ſtützt. Andere halten ihn für ein der Weisheit und Güte Gottes ſehr gemäßes Mittel, uns die Gnade und die ewige Seligkeit zu erwerben, ihrer theilhaftig zu machen und uns deren Hoffnung zu verſiegeln. Doch den-

ken auch da nicht alle wieder einſtimmig. Einige glauben, daß er die Juden durch ihn nur von den Strafen des moſaiſchen Geſetzes, die es auf ihre Uebertretungen und Sünden geſetzt hatte, befreyt. Andere betrachten ihn auf der Seite, als hätte er durch ihn alle Strafen der Sünden aller Menſchen gebüßt und ausgeſtanden, ſo, daß ſie ihnen nun Gott, ſeiner Heiligkeit und Gerechtigkeit unbeſchadet, erlaſſen, und ihnen ihre Sünden vergeben könne. Wieder andere ſtellen ſich ihn als eine Ausſohnung einer durch die Sünden der Menſchen aufgebrachten und beleidigten Gottheit vor. Noch andere gründen auf ihn nur die Gewißheit der Freyheit von den Strafen der Sünde überhaupt. Doch auch wieder auf verſchiedene Art. Einige erblicken in ihm nur einen ſehr kräftigen Antrieb, der Sünde zu entſagen, und der Gerechtigkeit zu leben, womit alsdenn Freyheit von den Strafen der Sünde nach Gottes Liebe und Erbarmung verbunden wäre. Andere ſetzen ſeine Nothwendigkeit darinn, daß er geſchehen, die Menſchen von der Furcht des Todes zu befreyen, ihn als die eigentliche Strafe der Sünden aufzuheben, und durch ſeine Auferſtehung zu einem herrlichern und beſſern Leben, ihnen deſſen Hoffnung gleichfalls zu verſiegeln. Und was ſonſt noch für einzelne Gedanken, ſelbſt durch dieſe und jene Ausſprüche der Schrift in manchen erzeugt werden, die unmöglich alle können angeführt werden. Alle berufen ſich wegen ihrer Meynung auf die Schrift, und halten ſie für die beſte, ſicherſte und zweckmäßigſte. Manche verbinden auch mehrere mit einander. Auf weſſen Seite ſich aber das meiſte Uebergewicht neige, deſſen Unterſuchung gehört

nicht

nicht hieher, und kann vielleicht bald ein andermal angestellet werden. *)

Eben so verschieden denken hiernächst auch viele wegen der Zeit, in der er dieß sein Erlösungswerk, zu dem Besten der Menschen zu Stande gebracht, ausgeführt und vollendet hat. Manche schränken es nur auf die Tage seines Fleisches hier auf Erden ein. Andere lassen es ihn im Himmel noch fortsetzen. Doch lassen ihn hier wieder manche mehr unmittelbaren, andere aber mehr mittelbaren Antheil daran nehmen. Alle stimmen aber doch größtentheils darinnen mit einander überein, daß es hauptsächlich, durch die Predigt und Bekanntmachung seiner Lehre in der Welt geschehe, in, durch und neben welcher, sie ihm nur wieder mehr unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß in sie, und deren Annehmung und Befolgung zueignen. Manche schränken die Früchte von ihm nur auf die Zeiten ein, die auf seine Erscheinung im Fleische gefolgt sind. Manche dehnen sie aber auch auf die Zeiten aus, die vor ihr hergegangen sind. Manche eignen sie nur denen zu, die mit seiner Lehre bekannt sind. Andere erstrecken aber auch deren Genuß mit auf die, die nichts von ihr wissen, und keine Gelegenheit dazu gehabt haben oder noch haben, sie kennen zu lernen.

Aehn-

*) In der in meiner kurzen Erklärung auf den vermeyntlichen Beweis eines Ungenannten u. s. w. S. 209 bereits angekündigten und versprochenen besondern Abhandlung: über die Absicht des Todes Jesu, die vielleicht nächstens erscheinen wird.

Aehnliche Verſchiedenheit findet ferner noch, in Anſehung der Erlöſung und Seligkeit ſelber ſtatt, die den Menſchen eigentlich von ihm iſt verſchafft worden. Einige ſetzen ſeine Erlöſung in die Befreyung von allen muthwilligen und herrſchenden Sünden, und ſo mit auch von deren Strafen. Andere in die Freyheit von dem Zorne Gottes und den Strafen der Sünden hauptſächlich, nicht nur der bereits ſchon begangenen, ſondern auch der noch zukünftigen. Manche mehr in die Aufhebung der geiſtlichen und ewigen, als leiblichen Strafen. Wieder dagegen manche in dieſe eben ſo wohl und wohl gar noch mehr, als in jene. Manche ſtellen ſie ſich als eine Errettung von der Macht des Teufels, bald auf eine mehr ſinnliche, oder geiſtige Art vor. Manche denken ſich aber unter ihr nichts anders, als eine Freymachung von der vormaligen jüdiſchen und heydniſchen Unwiſſenheit, Finſterniß und Aberglauben.

Selbſt wegen der aus ihr entſpringenden Seligkeit, ſind viele ſehr verſchiedener Meynung. Manche ſetzen ſie ſchon mehr in das gegenwärtige Leben. Manche erwarten ſie erſt und am meiſten in dem zukünftigen. Manche leiten ſie aus der innerlichen Freude, Wonne und Vergnügen ab, die die Ausübung des Guten gewährt. Andere ſtützen ſie dagegen mehr auf die zuverſichtliche Hoffnung der Freyheit, von den gegenwärtigen und zukünftigen Strafen. Einige rechnen zu ihr allerley dunkele Empfindungen und Gefühle. Manche ſetzen ſie dagegen in das ruhige, aufgeklärte, auf vernünftigen und ſichern Gründen beruhende, wonnevolle Bewußtſeyn, der Gnade

Gottes,

Gottes, und die erleuchtete, troſtvolle und unwankbare Hoffnung vermehrter Glückſeligkeit in der Ewigkeit.

So verſchiedentlich ſie aber immer wegen aller dieſer Puncte denken, und von einander abgehen mögen: ſo liegen doch bey ihnen ſämmtlich allezeit, die allgemeinen Haupt- und Grundwahrheiten des Chriſtenthums, ſelbſt nach manchen einzelnen und nähern Beſtimmungen, die ſie durch dieſe oder jene Schriftausſprüche, die ſie mit einander in einerley, oder auch öfters verſchiedenem Sinn annehmen, zum Grunde, und werden nur verſchiedentlich auf dieſe oder jene einzelne Fälle, mehr oder weniger angewendet, nachdem ſie es den vormaligen oder jetzigen Zeiten, Umſtänden und Bedürfniſſen gemäßer, nöthiger und nützlicher zu ſeyn erachten. Freylich können da manche mehr oder weniger chriſtliche Wahrheit haben, je nachdem ſie mehrere oder wenigere einzelne Beſtimmungen derſelben, mit einander oder allein annehmen, ſie in der heiligen Schrift mehrern oder wenigern erweislich richtigen Grund haben, und der unſern Zeiten und Tagen angemeſſene Gebrauch derſelben, ihr mehr oder weniger entſpricht. Aber daraus folgt nicht, daß einige oder andere gar keine chriſtliche Wahrheit hätten, wenn ſie nicht dieſe oder jene einzelne Beſtimmungen, die andere von ihr haben, oder alle zugleich annehmen, oder manche in unſern Tagen zu gebrauchen Bedenken tragen. *) Solche können

*) Hieher gehört zur Erläuterung und Beſtätigung des letztern, eine ſehr ſchöne und treffende Stelle aus Spaldings ſchätzbarer Schrift: über die Nutzbarkeit des Predigtamts,

nen ſo gar noch mehr, nach ihren beſondern Umſtänden eingerichtete, chriſtliche Wahrheit haben, als andere, denen

amts, und deren Beförderung. S. 223. f. heißt es: „Es iſt offenbar, daß in den apoſtoliſchen Briefen, ein „großes Maaß der Glückſeligkeit, welche die Welt Jeſu „zu danken hat, in die Befreyung, theils von dem Joche „der moſaiſchen Gebräuche und der noch ſchwerern väter„lichen Aufſätze, theils von der Blindheit und dem unmo„raliſchen Götzendienſte des Heydenthums geſetzet wird. „Wir werden uns leicht vorſtellen können, wie ſtark der „Eindruck aus der Vergleichung deſſen, was man in der „Abſicht geweſen, und was man jetzt war, in den Gemü„thern ſeyn mußte, und was für lebhafte Empfindungen „des Danks, der Freude, der aufrichtigſten Ergebung an „den göttlichen Wohlthäter und Erlöſer, daher erwartet „werden konnten. Darum ſuchten die Apoſtel mit allem „Rechte die Aufmerkſamkeit der neuen Chriſten hierauf zu „richten. Schwerlich würden aber eben dieſelben Vorſtel„lungen in unſern Zeiten und Gegenden dieſelbe Wirkung „thun. Es iſt da keine ſo nahe Erkenntniß und Erfahrung „von dem Uebel, auf welches ſich jene Errettung bezog. „Die Beſchreibungen, welche wir unſern Zuhörern davon „machen können, werden im Ganzen nie ſo einleuchtend, „und lebendig werden, als bey denen, die dieſe Plage oder „dieſe Erniedrigung der Menſchheit ſelbſt gefühlet hatten, „und es noch gegenwärtig an andern vor ſich ſahen. Es „iſt damit gewiſſermaßen eben ſo, als mit der Glaubens„verbeſſerung vor drittehalb hundert Jahren. Ich bin „überzeugt, daß da manche Predigt mit dem merklichſten „Nutzen über die Befreyung von den Finſterniſſen und La„ſten

denen es bedenklich vorkommt, ihnen solches zuzustehen. Unter allen Christen herrscht christliche Wahrheit! —

Aber

„sten des päbstlichen Aberglaubens gehalten werden, die „jetzo unsere mehresten Gemeinen, sehr kalt und unthätig „lassen würde, weil kein Anblick und keine unmittelbare „Erfahrung mehr den Eindruck von dieser glückseligen Ver„änderung stark genug macht. Was also zu einer Zeit und „unter gewissen Umständen seine große Wichtigkeit und „Kraft hat, daß wird dadurch nicht gleich auf alle andere „Zeiten gleich nothwendig und wesentlich. Am allerwe„nigsten sollte man durch die Erhebung solcher nicht allge„mein wirksamen Bewegungsgründe, diejenigen verdrängen „und herunterſetzen, deren Einfluß so lange dauert, als die „menschliche Natur. Hergegen ein anderer Theil der Er„lösung Jesu Christi, von welchem seine Boten mit eben „so vieler Stärke reden, könnte ohne Zweifel häufiger und „mit einem allgemeinern nützlichern Erfolge gepredigt wer„den, als es wirklich geschiehet; und das ist die von dem „Sohne Gottes abgezielte Errettung der Menschen aus der „wirklichen Dienstbarkeit der Sünde, vermittelst der Kraft „seiner ganzen Lehre; die glückselige Befreyung von dem „elenden Joche böser Leidenschaften und Gewohnheiten, „die uns quälen und verderben, und zu deren Ueberwin„dung er uns durch sein Evangelium so viel Antrieb und „Hülfe gegeben hat. Diese Erlösung gehet noch uns alle „an; von deren Wichtigkeit ist noch ein jeder, mit dem „eine so heilsame Veränderung seiner Gesinnungen und sei„nes Zustandes vorgehet, aus der eigenen Erfahrung aufs „lebhafteste überzeugt, und die würde also unsern christ„lichen Bekennern so viel einleuchtender und wichtiger ge„macht werden können.“

Aber auch ſelbſt chriſtliche Wahrheit zur Seligkeit. Bey aller Verſchiedenheit der Meynungen, ſo wohl über die Wahrheiten aus denen ſie eigentlich entſpringt, als worinnen ſie auch beſteht, bleibt ſie jederzeit dem Weſen nach unveränderlich veſte ſtehen. Allezeit findet ſich bey ihr Verſicherung der göttlichen Gnade, in Vergebung der Sünden und Erlaſſung der durch ſie ſich zugezogenen Strafen, in und durch Jeſum, mehr und ſtärker, veſter und gewiſſer, als ſie in irgend einer andern Religionspartheyen anzutreffen iſt. Selbſt die einzelne Beſtimmung, daß ſie ſich vornemlich auf ſein unſchuldiges Leiden und Sterben mit gründe, liegt bey einer jeden, obgleich auf verſchiedene Art mit zum Grunde. Beſſerung des Herzens und Lebens, wird bey einer jeden, zu ihr als nothwendig erfordert und durch ſie befördert, wenn gleich bey einer immer mehr oder weniger auffallend und deutlich, dringend und anziehend. Bey einer jeden nimmt ſie ſogar ihre meiſte Kraft, aus ſeinem Verſöhnungstode her, oder ſchließt ihn doch wenigſtens nicht ganz, von allem Antriebe und Stärke zu ihr aus. Hoffnung zu einer ſeligen Unſterblichkeit, flößt eine jede veſter und gewiſſer, unumſtößlicher und unwankbarer, augenſcheinlicher und ſichtbarer, als ſie andere Religionspartheyen jemalen faſſen können, unwiderſprechlich ein, und leitet ſie ſelbſt aus ſeinem Tode und deſſen nähern und entferntern Folgen, mit her.

Allen iſt Jeſus, aller Verſchiedenheit ohngeachtet, der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, dem ſie alles Heil, Leben und Seligkeit, alle Sicherheit und

Ge-

Gewißheit davon zu verdanken haben. Alle ſehen ihn als denjenigen an, der ihnen von Gott gemacht iſt, zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. *) Alle rühmen ſich des Herrn, und erkennen ihn einhellig dafür. Alle leiten ihre Ausſöhnung mit der Gottheit von ihm, und ſelbſt von ſeinem Tode, mit ab, wenn ſie auch wegen ihrer noch ſo verſchieden denken. Alle können und müſſen daher auch durch ihn Heil, Leben und Seligkeit haben und erlangen, wenn ſie ſich ihn nur auch wirklich zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung werden laſſen. Keiner wird ihrer alsdenn verluſtig gehen. Er und ſeine Lehre iſt ihnen alle göttliche Kraft und göttliche Weisheit dazu. An das ganze Chriſtenthum zu Boden ſtürzende und ſeelenverderbliche Irrthümer, iſt eigentlich bey keinem zu denken.

Müßten ja manche dieſen Vorwurf tragen, ſo ruhete er nur auf denen, die durch dieſe oder jene beſondere Vorſtellung, wenn ſie ſie gleich aus der Schrift mit herleiteten, Freyheit im ſündigen übrig ließen, zu ihr näher oder entfernter hinführten, wenigſtens Veranlaſſung dazu gäben, und den daher entſtehenden Mißbrauch, nicht hinlänglich und durchgängig genug, verhüten könnten, wenn ſie auch noch ſo ängſtlich darum beſorgt wären. Andere, die zumal auf das Gegentheil ſehen, und die Möglichkeit dazu gänzlich aufzuheben und wegzuſchaffen ſuchen, kann er weit weniger treffen. Sie ſuchen gerade die Hinderniſſe am meiſten aus dem Wege

*) 1 Corinth. 1, 30.

Wege zu räumen, die Ursache daran sind, daß Jesus nicht allen göttliche Kraft und göttliche Weisheit zur Seligkeit wird; bey aller noch so vesten Hoffnung, durch ihn selig zu werden, in einem sehr gefährlichen Selbstbetruge stecken, der sie leicht gar von deren Erfüllung gänzlich entfernen kann.

Aehnliche Verschiedenheit findet daher selbst noch in Bestsetzung der Art und Weise statt, wie man an der durch Jesum Christum verschafften und möglich gemachten Seligkeit Antheil nehme, und davon recht veste und unerschütterlich überzeugt werde. Und wäre selbst diese, auf der unstreitig das meiste beruhet, nicht so ansehnlich und beträchtlich, daß man durch sie schlechterdings aller christlichen Wahrheit und Seligkeit verlustig gienge: so ist es von jener um so viel weniger zu befürchten. Solches verdient daher auch noch, eine unpartheyische und sorgfältige Schätzung und Prüfung.

Da stimmen denn aber alle zuvörderst darinnen wieder mit einander überein, daß die in der heiligen Schrift enthaltene christliche Lehre, deren Annehmung, Bekanntmachung und Predigt, das vornehmste und hauptsächlichste Mittel sey, an der durch Christum dargebotenen Seligkeit Theil zu nehmen. Nur darinnen weichen sie der obigen Verschiedenheit unter ihnen zufolge, wieder von einander ab, was alles, so wohl dem erweislich richtigen Inhalt der heiligen Schrift, als auch den jedesmaligen Umständen und Bedürfnissen der Zeiten und den Fähigkeiten der Menschen gemäß, eigentlich zu ihr gehöre, und zu ihr müsse gerechnet werden; so, daß wenn ein Theil

aus

aus ihr wegbliebe, entweder das ganze Lehrgebäude des Christenthums dadurch zerrüttet, und die durch selbiges bezweckte Seligkeit nicht erreicht werde, oder aber keines von beyden zu befürchten stehe. Und dessen Einsicht und Beurtheilung beruhet hauptsächtlich, auf der eigenen Bekanntschaft eines jeden, mit dem Sinn und dem Verstande der heiligen Schrift, seinen übrigen individuellen Gesinnungen und Denkungsarten, seiner eigenen Empfindung und Erfahrung, und nachdem er sich die Fähigkeiten, Umstände und Bedürfnisse der Menschen und der Zeiten, so oder anders vorstellt, alles nur nach sich abmißt, oder auch auf andere dabey mit Rücksicht nimmt. Und darinnen kann außer den allgemeinen Haupt- und Grundwahrheiten des Christenthums, die allen christlichen Religionsparthеyen gemein sind, auf die es sich vornemlich stützt, sich durch sie eben von allen andern Religionsparthеyen unterscheidet, und über sie hervorragt, nichts allgemeines, zur allgemeinen Beruhigung und Zufriedenheit vestgesetzet werden. Geschiehet es dem ohnerachtet: so wird es nie an solchen fehlen, die dieses oder jenes daran auszusetzen haben, und es nicht mit allgemeinem Beyfalle billigen können. Alles kömmt dießfalls auf die besondern Umstände, Einsichten und Denkungsarten eines jeden an.

Und da ist kein besserer Rath, als der, den der Apostel bey ähnlicher Gelegenheit giebt: Jeder sey in seiner Meynung gewiß,*) und strebe unabläßlich darnach, immer

*) Römer 14, 5.

mer mehr Gewißheit von ihr zu erlangen; ohne doch die andern neben ſich ſtolz zu verachten, ihre Gründe vielmehr zu prüfen, und ihnen da Recht zu geben, wo ſie es augenſcheinlich auf ihrer Seite haben. Jeder wird ſeines Glaubens leben, nach der Ueberzeugung ſelig ſeyn und werden, die er von der chriſtlichen Wahrheit hat, und ſie dazu anwendet. Jeder wird auch für ſich ſelbſt Gott Rechenſchaft geben müſſen. Und noch mehr prüfende Vorſichtigkeit und Bedächtlichkeit hat er noch darauf zu verwenden, wenn er berufen iſt, auch für andere dießfalls zu ſorgen. Doch ſey nur ein jeder ſeiner Meynung gewiß, und ſuche es immer mehr zu werden. Denn was nicht aus den Glauben, das iſt, aus der veſten Gewißheit und Ueberzeugung geht, daß es wahr, recht und gut ſey, das iſt und wird dem, der es thut, Sünde.

Sollte er auch aus guter Meynung, mit redlichem und gewiſſenhaftem Herzen irren: ſo wird ihm ſolcher Irrthum vor Gott nicht zugerechnet, und iſt ihm, bey ſeiner übrigen Redlichkeit und Rechtſchaffenheit, nicht verdammlich. Gott ſieht das Herz, die Abſichten, die ein Menſch hat, und nicht das äuſſerliche der Perſon an, oder wie ſie von dieſem oder jenem etwa gedeutet oder wohl gar nur vermuthet werden. Jeder ſtehet und fället ſeinem Herrn! Wer biſt du, daß du einen andern, einen fremden Knecht, deinen Bruder richteſt? Das richtet vielmehr, daß niemand ſeinem Bruder ein Aergerniß anrichte, ihm zum Verderben und Unglück gereiche, und ſich wohl gar an ihm ſchadenfroh weide und kützele. Laſſet uns

nie-

niemand ein Aergerniß geben, daß unser Amt, unser Schatz, unsere Religion und Seligkeit, nicht verlästert, geschändet und verdächtig gemacht werde. Lasset uns vielmehr dem nachjagen, was zum Frieden und zur Besserung unter einander dient! selig ist, der ihm selbst kein Gewissen macht, in dem, das er annimmt! wenn er nur dadurch nicht andern zum Schaden und Verderben gereicht. Verderbe den nicht, um dessentwillen Christus gestorben ist, und in ihm seine Seligkeit sucht und findet, wenn schon auf verschiedene Art und Weise!*)

Eben so stimmen auch hiernächst darinnen alle mit einander zusammen, daß die Lehre Jesu nach ihrem gesamten, für einen jeden nöthigen Inhalt, müsse erkannt und eingesehen werden, wenn sie ihm wirklich eine Unterweisung zur Seligkeit seyn, und ihm zu ihr verhelfen soll. Nur darinnen weichen sie von einander ab; ob sie allein dazu ausreichend sey; oder noch besondere Wirkungen Gottes, Jesu und seines Geistes, außer und neben ihr, hinzu kommen müssen? Ob sie nun, da sie einmal vorhanden ist, denn vorher konnte sie es freylich nicht, durch ihre eigene Kraft wirke; oder zu ihr noch eine andere hinzu kommen müsse, die ihr wenigstens mehr Richtung und Leitung, Zulänglichkeit und Tendenz gebe? Ob jene ihr eigenthümliche Kraft mehr physischer oder moralischer, oder aus beyden zusammengesetzter Art sey? Ob Christen, die sie einmal durch ganz besonderes und außeror-

*) Röm. 14. ganz.

deutliches Zuthun Gottes haben, — denn für sich würden die Menschen wohl schwerlich jemalen auf sie haben verfallen und sie ausdenken können, — sie durch eigenen Fleiß, Mühe und Arbeit erlernen, sich mit ihr bekannt machen, und Ueberlegen und Nachdenken dabey gebrauchen müssen; oder ob sie ihnen außerdem noch auf eine mehr leidende und fortgesetzte unmittelbare Art und Weise beygebracht werde? Und wenn dieses: ob sie sich dabey leidend, oder auch zugleich thätig und mitwirkend verhalten müssen? Ob dieses oder jenes bey dem Anfange oder bey dem Fortgange nur stattfinden müsse? Ob man sich durch eigenes Wirken auf jenen zubereiten könne, oder ihn in ganz träger Ruhe und Gelassenheit erwarten müsse? Und was sonst noch, für mehr oder minder erhebliche dahin einschlagende Fragen, durch die menschliche Spitzfündigkeit und Neugierigkeit, von jeher sind aufgeworfen worden, und noch ferner können aufgeworfen werden.

So beträchtlich aber immer die daher rührende Verschiedenheit, bey dem ersten Anblicke zu seyn scheint: so verliert sie gar viel von ihrem scheinbaren Gewichte, wenn man bey deren nähern Prüfung und Entwickelung gewahr wird, daß sie am Ende alle auf so viele feine, spitzige, und ins unendlich kleine fallende Untersuchungen hinauslaufen, zu denen unmöglich alle und jede Fähigkeiten aufgelegt sind, und daher für sie nöthig seyn können; die wohl für einige, gelehrte Prediger und Theologen wichtig seyn können, aber nicht für alle; und unter diesen selbst nicht jederzeit alle Fähigkeit und Geschicklichkeit genug haben, sich in sie einzulassen, sie mit Glück zu verfolgen

und

und zu endigen, ohne auf viele rauhe und spitzige Dornen zu stoßen; der Gebrauch des göttlichen Worts auch jederzeit bey und neben ihnen vorausgesetzt und nöthig geachtet wird, und diejenige Beantwortung derselben für gemeine Fähigkeiten, die beste, sicherste, nützlichste und brauchbarste ist, die dessen Gebrauch so viel als möglich erleichtert, befördert und zu ihm antreibt; da man doch nie, weder in allgemeinen noch in besondern Fällen bestimmen kann, wo eine oder die andere Kraft und Wirkung anfange oder wieder aufhöre, oder wohl gar beyde in eins zusammen fließen. Diejenigen verlieren aber offenbar gegen die andern an Güte und Brauchbarkeit, die die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Gebrauchs des göttlichen Worts verringern, erschweren, verhindern, es wohl gar für unnöthig und überflüssig erklären, oder doch wenigstens zu dessen verminderten Gebrauch Veranlassung geben, und dem daher entstehenden Mißbrauch nicht hinlänglich, oder doch nur sehr künstlich, so, daß er nicht allgemein verhütet wird, vorbeugen.

Ueberhaupt hängt auch bey ihr alles von der eigenen Einsicht eines jeden, in den Sinn und Verstand der heiligen Schrift, dasjenige, was uns Gott in ihr darüber gelehrt, und der Art und Weise ab, wie er sich die in ihr enthaltenen, dahin gehörigen Vorstellungen, Ausdrücke und Redensarten, enthüllt, entwickelt, und sich deren Möglichkeit und Nutzbarkeit größer oder geringer vorstellt. Ungemein viel kömmt auch dabey auf die eigene Einsicht eines jeden in die Natur Gottes, der Wege seiner Vorsehung, die natürliche Beschaffenheit der Men-

ſchen, und der Art und Weiſe an, wie ihnen Gott zur Seligkeit verhilft, und ſie zu ihr hindurch führt. Eben ſo viel und vielleicht wohl gar das meiſte, beruht auch dabey auf der eigenen Empfindung und Erfahrung eines jeden, die ſich durch dieſe und jene Umſtände, gar mannigfaltig abändert, viele öfters nicht einmal aufmerkſam genug auf ſie ſind, und ſich wohl gar durch betrüglichen Schein täuſchen und blenden laſſen.

Ertheilt uns gleich die heilige Schrift über alle dieſe Gegenſtände, ungemein viele Aufſchlüſſe: ſo geſchieht es doch nicht allezeit mit ſo entſchiedener Deutlichkeit, Klarheit und Gewißheit, daß alle Verſchiedenheit der Meynungen, dadurch nothwendig wegfallen müßte. Sie begnügt ſich bloß mit den allgemeinen Ausſprüchen, Gott, Jeſus, ſein Geiſt, thut oder wirkt dieſes und jenes, ohne eben genau zu beſtimmen, wie es von ihm geſchehe, mittelbar oder unmittelbar. Alles Gute leitet ſie nur von Gott her, von dem es auch eigentlich, als der urſprünglichen Quelle alles Guten, herkömmt. Die Art wie ſich die Menſchen deſſen Abſtammung von ihm, zumal in einzelnen Fällen, und nachdem er durch die außerordentliche Bekanntmachung der Lehre Jeſu, einmal den Grund dazu gelegt hat, vorſtellen wollen, überläßt ſie ihnen ſelbſt, ohne ihrer Einſicht darein, wie ſie es ſich und andern für nützlich und am dienlichſten achten, aus weiſen Abſichten vorzugreifen. In Anſehung ihrer iſt alſo auch nicht leicht, eine durchgängige Uebereinſtimmung zu erwarten. Und dann gilt das nemliche, was vorhin in ähnlichem Falle iſt erinnert worden. Jeder ſey

in

in ſeiner Meynung gewiß, und prüfe, was für ihn und andere das beſte und zuträglichſte ſey.

Daß die Lehre Jeſu, nach ihrem geſamten zur chriſtlichen Seligkeit nöthigen Inhalt, nicht nur müſſe erkannt, ſondern auch als wahr angenommen und befolget werden, wenn man ihre ſeligmachende Kraft und Wirkung an ſich erfahren will, darüber ſind ferner alle Chriſten wieder unter einander einverſtanden; bis auf einige wenige, die etwa zum Beſten derer, die keine Kenntniß von ihr haben oder haben können, eine Ausnahme davon machen, welches aber auch nach dem in dem vorigen Abſchnitt erwieſenen, nicht nöthig iſt. Nur darinnen weichen ſie wieder von einander ab, worauf ſich ſo wohl die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Göttlichkeit gründen müſſe, als was es auch mit dem Gehorſam gegen ſie, für eine Beſchaffenheit habe.

In Anſehung jenes geben alle abermals einhellig zu, daß es ihr nicht an hinreichenden Beweiſen für deren Wahrheit und Göttlichkeit fehle. Nur darüber ſind ſie wieder verſchiedener Meynung welche es nicht nur überhaupt ſind, ſondern welche auch beſonders für alle und jede die meiſte anziehende Kraft und Deutlichkeit haben. Einige gründen ſie vornemlich auf die Unmöglichkeit, daß ſie bloß von Menſchen herrühre, von ihnen hätte können erfunden und erdacht werden, indem ſie Lehren in ſich enthielte, die alles menſchliche Vermuthen und Denken um vieles überſtiegen, und ſich außer den Chriſten nicht ähnliche Beyſpiele von Weisheit und Vernunft fänden. An-

dere ſtützen ſie auf ihre hohe Würde und Vortreflichkeit, ihre Uebereinſtimmung mit der menſchlichen Natur und deren mannigfaltigem Beſten, und ihre Hinlänglichkeit zur Abhelfung der menſchlichen Bedürfniſſe. Noch andere finden ſie in den Thatſachen des Chriſtenthums, den eclatanten und herrlichen Wirkungen, die durch ſie in die Welt ſind gebracht worden, deſſen Ausbreitung und Erhaltung unter den vielen Bedrückungen und Verfolgungen, die ſie von ihren Freunden und Feinden öfters hat ausſtehen müſſen. Wieder andere gründen ſie auf allerley einzelne Umſtände, auf die Weißagungen Chriſti und der Propheten, auf die wundervollen Thaten Jeſu und ſeiner Apoſtel, und unter dieſen beſonders auf ſeine Auferſtehung von den Todten; und deren Gewißheit wieder, auf das unverdächtige, höchſtglaubwürdige Zeugniß ſeiner Apoſtel von ihr. u. ſ. w. Alle haben für ihre Behauptungen hinreichenden Grund; obgleich wider jede Bedenklichkeiten ſtattfinden können, und nicht alle jederzeit für alle ſind. Und aus ihnen zuſammengenommen, entſteht der höchſte Grad von überwiegender Wahrſcheinlichkeit, die in dergleichen Sachen die Stelle vollkommener Gewißheit vertritt. Und läßt man ſich durch dieſe äuſſerlichen Beweiſe für ihre Wahrheit, zum Gehorſam gegen ſie antreiben: ſo wird man deren Wahrheit und Göttlichkeit, aus eigener Erfahrung einſehen, innerliche Gewißheit zu jener alſo noch hinzukommen, und ſie auf den höchſten Gipfel erheben. Doch iſt dieſer Beweis nur für den gültig, der ihn hat, ob ihn gleich manche nach ihrer Empfindung, über alle andere erheben. Am kürzeſten kommt man freylich weg, wenn man ſagt: komm und

ſiehe

ſiehe es!*) So Jemand will des Willen thun der mich geſandt hat, der wird innen werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede.**)

In Anſehung dieſes, ſind wieder alle darüber mit einander einig, daß der Gehorſam gegen ſie von unumgänglicher Nothwendigkeit ſey, wenn man durch ſie wollte ſelig werden. Nur in Anſehung der Art und Weiſe, wie er müſſe geleiſtet werden, der Möglichkeit oder Unmöglichkeit die bey ihm ſtattfände, des Einfluſſes, den er eigentlich in die chriſtliche Seligkeit habe, den Quellen, aus denen er herrühren müſſe, gehen ſie wieder mannigfaltig von einander ab. Einige glauben, daß ſich jeder beeifern müſſe, Jeſu den durchgängigſten und vollkommenſten Gehorſam zu beweiſen. Andere überreden ſich, daß es genug ſey, wenn jeder nur ſo viel thäte, als er könnte. Einige halten dafür, daß ein durchgängiger und vollkommener Gehorſam gegen ihn, in dieſem Leben nicht möglich ſey, und man ſich daher ſchon mit einem unvollkommenern und mangelhaftern begnügen könnte. Andere urtheilen dagegen, daß er durch den Beyſtand, den uns Gott durch die Lehre Jeſu dazu ertheilt, ganz wohl möglich ſey, wenn man ſich ihrer nur treulich und ſorgfältig dazu bediente, ob man gleich mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen hätte, die es bisweilen verhinderten, daß er nicht den in dieſem Leben

*) Joh. 1, 46.

**) Joh. 7, 16. 17.

Leben möglichſt vollkommenen Grad erreichte. Noch andere ſchränken ihn wohl gar auf die äußerlichen Religionshandlungen ein, die Jeſus ſeinen Bekennern befohlen hat, oder ſehen ſie doch als dasjenige an, woran ſie ſich vornemlich üben müſſe. Wieder andere, ſind mit dieſen nicht einmal zufrieden; ſondern ſetzen noch andere zu ihnen hinzu, von denen ſie vorgeben, daß ſie eben ſo heilig müſſen beobachtet werden, als wenn ſie von Jeſu ſelbſt wären angeordnet worden. Und manche ſuchen ſich wohl gar nach ihrer individuellen Denkungsart, unter mancherley Vorwänden, aller Verbindlichkeit zum Gehorſam gegen ihn, ſo wohl überhaupt, als auch in Beobachtung der von ihm angeordneten äußerlichen Religionshandlungen zu entladen.

Eben ſo verſchieden denken ſie auch von dem Einfluß, den der Gehorſam gegen Jeſum in die chriſtliche Seligkeit hat. Einige ſehen ihn als die vornehmſte Quelle an, aus dem die meiſte Ruhe und Zufriedenheit der menſchlichen Seele, in gar mannigfaltiger Hinſicht entſprünge. Und je vollkommener er daher wäre, deſto mehr nehme ſie dadurch an Güte, Stärke und Vollkommenheit zu; an der es dagegen ſo viel fehlte, als er ſich von ihr entfernte. Andere geben zwar dieſes zu, behaupten aber, daß er nicht ſo wohl deswegen zu ihr nöthig wäre, ſondern vielmehr als eine nothwendige Bedingung zu der aus Jeſu Leiden und Tod zu ſchöpfenden Beruhigung der Seele gefordert würde, ein hinreichendes Kennzeichen und Merkmal abgäbe, daß man an der durch Jeſum verſchafften göttlichen Gnade

Antheil

Antheil habe, und sich der zukünftigen Seligkeit mit Gewißheit trösten könne, die nach dessen mehrern oder mindern Vollkommenheit, alsdenn verschiedene Grade hätte; unterscheiden sich aber dadurch im Grunde betrachtet nur wenig von jenem, außer, daß sie nur die aus ihm herströmende Seligkeit, nicht so stark in das gegenwärtige Leben setzen, sondern sie allermeist erst in dem zukünftigen erwarten. Noch andere reden aus Mißverstand verschiedener Stellen der Schrift und Verwechselung der Werke des mosaischen Gesetzes, mit den Werken des Gesetzes des Geistes oder des Glaubens, das ist, mit den Gesinnungen und Handlungen der christlichen Rechtschaffenheit und Gottseligkeit, von ihm sehr verächtlich und nachtheilig, und sehen ihn als eine Schmälerung und Minderung des Verdienstes Jesu, um die Seligkeit der Menschen, besonders durch sein Leiden und Sterben an. Und hegen einige gefährliche und seelenverderbliche Irrthümer: so sind es gewiß die, die dieses thun. Sie begünstigen die, den Menschen so angenehme Freyheit im sündigen über alle Maaßen, können ihr durch alle noch so künstliche Einschränkungen nicht sattsam vorbeugen, und den Schaden wieder gut machen, den sie dadurch stiften, oder doch wenigstens, selbst wider ihren Willen, und aus guter Meynung, zumal bey Unwissenden veranlassen, die dergleichen nur allzu gerne ergreifen, sich bey ihrer Sündenlust zu beruhigen, und sich für selig zu halten.

Aehnliche Verschiedenheit herrscht auch noch unter ihnen, wegen der Gründe, durch die der Gehorsam gegen

gen die Befehle Jeſu angefacht und belebt, und der Eifer in ihm gemehrt und geſtärkt wird. Einige glauben, daß ſie vornemlich nur, aus dem Erlöſungswerke Jeſu Chriſti, ſeinem blutigen Leiden und Sterben, der durch ſelbiges geſtifteten Ausſöhnung unſerer Sünden, und der für ſie geleiſteten Genugthuung, müßten hergenommen werden, wenn er rechter Art ſeyn, Gott in Chriſto wohlgefallen, und der chriſtlichen Seligkeit theilhaftig machen, und von ihr alle mögliche Gewißheit ertheilen ſollte. Andere geben zwar dieſes auf gewiſſe Weiſe mit zu, glauben aber doch, daß nach dem Beyſpiel Jeſu und ſeiner Apoſtel, auch andere damit könnten verbunden werden, ohne daß er dadurch aufhörte, ein wahrer chriſtlicher und Gott wohlgefälliger Gehorſam zu ſeyn: werden aber darüber von jenen zur Ungebühr als ſolche verſchrieen, die eine ſchöne artige heydniſche Moral predigten, die Lehre Jeſu als eine ſolche, und die chriſtliche Rechtſchaffenheit und Gottſeligkeit in eine bloß natürliche Tugend verwandelten: obgleich eigentlich daran keinesweges kann gedacht werden, und dieſes höchſtens nur der Fall ſeyn würde, wenn jene gänzlich darüber bey Seite geſetzt und vernachläßigt würden, welches jedoch von ſolchen keinesweges geſchiehet, wenigſtens nicht von allen.*) Und auf

*) Ueberhaupt verdienten die Bewegungsgründe des Chriſtenthums zu Beförderung der chriſtlichen Frömmigkeit und Gottſeligkeit, einmal in einer eigenen Abhandlung, nach dem Sinn und Inhalt der Schrift, nach ihrer Mannigfaltigkeit

auf dieſe Verſchiedenheit gründet ſich vornemlich der Gedanke jener, daß die Tugenden der Heyden und anderer, die keine Chriſten wären, vor Gott keinen Werth hätten, ihnen nicht zur Seligkeit behülflich wären, und eigentlich den Namen glänzender Laſter nur verdienten, den ſie vornemlich auf die unrecht verſtandenen Worte: Was nicht aus dem Glauben gehe, das wäre Sünde, und daß der Menſchen eigene Gerechtigkeit, vor Gott nichts anders, als ein unfläthig Kleid ſey, ſtützen, der der allgemeinen Toleranz gerade zu im Wege ſteht.

Daß man bey Annehmung und Befolgung der Lehre Jeſu, zu Gott und Jeſu die Zuverſicht und das Vertrauen hegen müſſe, daß man bey, in und durch ſie, der chriſtlichen Seligkeit in Zeit und Ewigkeit, unausbleiblich werde theilhaftig werden, das iſt eine Sache, wegen der endlich auch noch alle Chriſten ziemlich übereinſtimmig denken. Nur darinnen weichen ſie wieder von einander ab, worauf ſich dieſe freudige Zuverſicht zu Gott um Chriſti willen, hauptſächlich ſtämmen müſſe; ob auf die gläubige Annehmung und Befolgung der Lehre Jeſu, nach allen ihren einzelnen Theilen, Lehren, Verheißungen und Vorſchriften? oder aber nur auf die durch Jeſum ertheilte, und durch ſeinen Tod beſtätigte und ver-

keit, Gröſſe und Stärke, und nach ihrem beſondern Einfluß in die chriſtliche Seligkeit, recht genau und umſtändlich unterſucht und erwogen zu werden. Vielleicht entſchließe mich einmal zu einer ſolchen.

ſiegelte Verſicherungen der Gnade Gottes in Vergebung der Sünden, und der ewigen Seligkeit. Und aus dieſer Verſchiedenheit entſpringen vornemlich, die von einander abweichenden Lehrbeſchreibungen des ſeligmachenden Glaubens an Jeſum, den manche, in die gläubige Annehmung und Befolgung ſeiner geſammten Lehre, oder in die Zueignung und Anwendung ſeines geſammten Verdienſtes um die Seligkeit der Menſchen, andere aber nur in das Vertrauen oder Zuverſicht auf Jeſu Leiden und Tod, und die ihnen durch Leiden und Thun verſchaffte Hoffnung von Vergebung der Sünden, oder Aufhebung der durch ſie ſich zugezogenen Strafübel, und Erlangung der göttlichen Mittlersgerechtigkeit ſetzen, und jenen den allgemeinen, dieſen aber den rechtfertigenden und ſeligmachenden Glauben nennen; da doch dieſer in jenem mit begriffen iſt, jener das Ganze, dieſer aber nur einen Theil ſeines Verdienſtes um die Menſchheit und Religion in ſich faſſt, und alſo bey dieſem nur zerſtückelt wird.

Wäre aber auch die über dieſe Puncte ſich hervorthuende Verſchiedenheit noch mannigfaltiger, größer und beträchtlicher, als ſie wirklich iſt: ſo gilt doch von ihr das nemliche, was bereits vorhin von den anderweitigen Arten derſelben iſt erinnert worden. Bey jeder liegt chriſtliche Wahrheit zum Grunde, und wird bey ihr vorausgeſetzt, die nur verſchieden angewendet und entwickelt wird. Mit jeder iſt aber auch daher chriſtliche Seligkeit verbunden, da ſie ſich auf die Wahrheiten des Chriſtenthums ſtützt, die zu ihr das meiſte beytragen, und ſie

im eigentlichſten Verſtande befördert. Freylich kann bey mancher mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit anzutreffen ſeyn, je nachdem ſie noch mit anderweitigen unleugbaren Schriftwahrheiten übereinſtimmt, und aus ihnen herfließt, die chriſtliche Seligkeit dadurch mehr oder weniger gemehret und gemindert, und die Gewißheit von ihr veſter und unumſtößlicher oder aber zweifelhafter und wankender gemacht wird. Aber dieß betrift mehr das Eigenthum einer jeden einzelnen Kirchenparthey, als daß es in die Seligkeit der Chriſten überhaupt, von Einfluß wäre. Und deſſen Erörterung iſt nicht hier, ſondern erſt in dem folgenden Abſchnitt zu erwarten. Würde die chriſtliche Seligkeit ja durch eine oder die andere gemindert: ſo iſt es mehr von denen zu befürchten, die den Eifer in der Heiligung, oder den guten und rechtſchaffenen chriſtlichen Geſinnungen und Handlungen ſchwächen, oder doch wenigſtens Gelegenheit dazu geben, als daß den übrigen ein ſolcher Vorwurf könnte gemacht werden. Durch ſie wird gerade die meiſte chriſtliche Seligkeit und Gewißheit von ihr befördert.

Hieraus iſt denn leicht abzunehmen, welches außer den allgemeinen Religionswahrheiten, die allen Religionsparthеyen gemein ſind, in die jedoch auch durch Jeſum, mehr Licht, Klarheit, Deutlichkeit und Gewißheit iſt gebracht worden, die vornehmſten Haupt- und Grundwahrheiten des Chriſtenthums ſind, durch die es ſich eben von jenen unterſcheidet, die von allen chriſtlichen Kirchengemeinheiten, bey aller Verſchiedenheit unter ihnen, gemeinſchaftlich angenommen werden, von denen haupt-

sächlich die christliche Seligkeit abhängt. Da sie aber ein jeder aus dem bisherigen leicht auffinden kann: so halte ich es für überflüssig, meine Leser noch mit einer weitläuftigen, wiederholten Enumeration derselben zu ermüden. Eines Umstandes kann jedoch zu erwähnen, keinen Umgang nehmen. Damit aber der Zusammenhang durch ihn nicht unterbrochen werde, will ich es lieber in der unterliegenden Anmerkung thun. *)

Ist

*) Insgemein, wird die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, von den meisten für eine der vornehmsten Haupt- und Grundlehren des Christenthums gehalten, die ein jeder Christ, wenn er selig werden wollte, annehmen müßte. Es könnte daher manchen befremdlich scheinen, daß ihrer bisher noch mit keinem Worte ist gedacht worden, und wohl gar manches vorgekommen ist, das mehr wider als für sie zu seyn scheint. Erklären sie auch nicht alle nach den sämmtlichen gewöhnlichen und gelehrten Bestimmungen derselben dafür: Siehe Spaldingen über die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung. S. 124. f. und besonders die Stellen, die er daselbst aus Mosheims und Melanchthons Schriften anführt; so glauben doch viele, daß sie wenigstens nach der allgemeinen Vorstellung, daß in Gott Vater, Sohn und Geist wäre, dafür müßte angenommen werden, da zumal alle Christen zum Bekenntniß und zur Verehrung derselben, durch die Taufe verpflichtet und angewiesen wären. Der geheime Kirchenrath Seiler in Erlang, rechnet sie daher nicht nur an dem oben angeführten Orte, ausdrücklich unter sie: sondern sucht es auch selbst gegen den D. Döderlein

Iſt aber auf die Weiſe unter allen Chriſten, der beträchtlichen Verſchiedenheit ihrer Meynungen und Vorſtellungen ohnerachtet, chriſtliche Wahrheit und Seligkeit anzutreffen, ob ſie gleich mit einer öfters mehr verbunden

lein in Altdorf, der ihn doch ſehr an Scharfſichtigkeit und Stärke in der bibliſchen Exegeſe übertrifft, zu behaupten. Siehe deswegen die Beylage zu deſſen gemeinnützigen Betrachtungen der neueſten Schriften auf 1780. S. 358. f. Wie aber aus dem bisherigen erhellet, iſt ſie ſelbſt nach dieſer allgemeinern Beſtimmung, eigentlich nicht unter ſie zu rechnen, und daher mehr für das Eigenthum dieſer oder jener einzelnen Kirche, zu halten, obgleich der Glaube an Vater, Sohn und Geiſt, jedoch ohne den Beyſatz Gott, der auch Matth. 28. nicht dabey ſteht, zu dem allgemeinen chriſtlichen Glauben gehört, woraus jedoch keinesweges folgt, daß man ſie ſich als drey verſchiedene Subjecte in Gott nothwendig denken müſſe. Von dem Sohne Gottes, mag das, was oben bereits von ihm iſt geſagt worden, und vielleicht noch in dem folgenden vorkommen wird, einſtweilen dazu ausreichen, bis meine von ihm verſprochene beſondere Abhandlung erſcheinen wird. Und mit dem heiligen Geiſte, oder dem Geiſte Gottes, hat es faſt die nemliche Beſchaffenheit. So oft auch von ihm in heiliger Schrift geredet wird: ſo iſt es doch wegen der Vieldeutigkeit dieſes Worts, noch ſehr ungewiß, ob unter ihm, nach menſchlicher Art zu reden, da unter dem Geiſte des Menſchen, der Menſch ſelbſt, oder doch das ihn belebende, vernünftige und thätige Weſen verſtanden wird, Gott ſelbſt, nach einer beſondern Wirkungsart, oder aber die von ihm mitgetheilte außerordentliche Gei-

den iſt, als mit andern: ſo können ſie ſich ſolches ſämmtlich unter einander, nicht nur willig und gerne zugeſtehen; ſondern es muß auch ſolches ſelbſt geſchehen. Sie würden ſich ſonſt mehr Anſehen anmaaßen, als ihnen eigentlich

ſtesgaben, oder auch die Gott und Jeſu ähnliche Geſinnungen der Chriſten, die gleichfalls urſprünglich von ihm herrühren, eigentlich zu verſtehen ſind. Wird er auch in manchen Stellen der Schrift, als ein für ſich wirkendes und thätiges Weſen dargeſtellt; ſo folgt doch ſelbſt daraus noch nicht, daß er ein in Gott verſchiedenes Subject nothwendig ſeyn müſſe. Die von ſeiner toleranten und gutchriſtlichen Einſicht und Denkungsart zeugenden Aeußerungen des Herrn Superintendent Langs im Oettinglichen, haben mir daher ungemein wohlgefallen, wenn er ſich in dem zweyten Theil ſeiner Beyträge, zur Beförderung des nützlichen Gebrauchs des W. A. Tellerischen Wörterbuchs des N. T. Anſpach 1780. S. 53. darüber alſo vernehmen läßt. „Evidenz hat weder die Perſönlichkeit noch Unperſönlichkeit des heiligen Geiſtes. Alſo „laßt uns unter einander weder wegen dieſer, noch wegen „jener verlachen, und noch vielweniger feindſelig behandeln und verdammen. Keine laßt uns jemals ſo geradezu „für Irrthum, ſondern höchſtens nur für Irrthum in „unſern Augen — nie für einen ſeelenverderblichen ausſchreyen. Der Sabellianer erkennt den heiligen Geiſt für „keine beſondere Perſon der Gottheit, aus Verehrung der „einigen Gottheit. Der Trinitarier ſpricht ihm die Perſönlichkeit zu, und verehrt auch nur die einige Gottheit. „Kann dieſe einige Gottheit auf einen von beyden zürnen, „wenn er nach beſtmöglichſter Unterſuchung einer nicht ganz

„evi-

lich zukommt, ſich ſchwer an einander verſündigen, und dadurch veranlaſſet werden, die größten Ungerechtigkeiten gegen einander auszuüben. Sie würden ſelbſt wider die Liebe verſtoßen, die ſie alle zu einem geſellſchaftlichen

„evidenten Wahrheit, mit gutem Herzen irrt? Und wenn „Gott nicht zürnt, ſollten wir uns unſers kleinen ungöttlichen Zorns, der in verſteckte oder ſichtbare Verachtung „und in ſcheinheilige Verdammungsſentenzen ausbricht, „nicht von ganzem Herzen ſchämen?“ Der geheime Kirchenrath Seiler in Erlang hätte daher nicht nöthig gehabt, ihn deswegen meiſtern, und in den Beylagen zu ſeinen gemeinnützigen Betrachtungen, auf 1780. belehren zu wollen, wie er ſich hätte ausdrücken ſollen, wenn er nach Anführung jener Worte, daſelbſt S. 426. alſo ſpricht: „Wie? wenn der Herr Verfaſſer vielmehr alſo „ſpräche: „Nicht alle, die mit uns Chriſtum als ihren „Erlöſer anſehen, können es in der Erkenntniß der Wahrheit ſo weit bringen, daß ſie von der Perſönlichkeit des „heiligen Geiſtes, mit ganz evidenten Gründen überzeugt „würden. Ob dann alſo gleich dieſe Chriſten, unſerer Einſicht und Ueberzeugung nach, einen Irrthum in einer ſehr „wichtigen Grundlehre des Glaubens bey ſich unterhalten: „ſo dürfen wir ſie doch deswegen weder feindſelig behandeln „noch verdammen. Denn Gott kann auch ſolche Menſchen „um Chriſti willen ſelig machen, welche ſich in einem Religionsirrthume befinden, den ſie ohne vorſetzliche, freywillige Schuld empfangen haben.“ Denn durch dieſe ſeyn ſollende Verbeſſerung geſchiehet gerade das, was jener, als mit der chriſtlichen Toleranz nicht vertragbar, zu verhüten ſuchte. Die Meynung der Sabellianer und Unita-

lichen Ganzen vereinigen ſoll, und von der Lauterkeit des Sinnes und der Liebe abweichen, die da iſt in Chriſto Jeſu, ihrem Herrn. Alle machen eigentlich unter einander, eine groſſe kirchliche Gemeinſchaft aus, deren gemeinſames Oberhaupt Jeſus Chriſtus iſt. Alle haben von ihm einerley Gaben, Vortheile und Wohlthaten empfangen, und ſollen ihrer immer mehr theilhaftig werden. Und was das Beſte eines befördert, gereicht auch zu dem Wohl anderer. Alle haben ſich daher unter einander als Glieder eines Leibes, des Leibes Jeſu, anzuſehen, und eben die Geſinnungen anzunehmen, die dieſe gegen einander hegen, und einander eben die Handreichung zu thun, die ſich dieſe leiſten. Eines Wohl ſoll des andern Wohl, eines Luſt, des andern Luſt, eines Freude des andern Freude ſeyn. Alle ſollen zu einerley Sinn und Liebe unter einander vereinigt ſeyn. Jeder ſoll nicht bloß auf das ſeine, ſondern auch auf das, was des andern iſt, ſehen; nicht bloß auf ſeinen Wohlſtand, Ehre und Anſehen achten, ſondern auch auf das, was dem andern nützet und fron-

rier wird dadurch geradezu, als ein wichtiger und erheblicher Irrthum, in einer Grundlehre des Chriſtenthums, die nur von einigen dafür gehalten wird, verworfen, das ſie doch, ihrer Einſicht nach, wenigſtens nicht iſt. Und allezeit liegt der Gedanke dabey zum Grunde: nur der Trinitarier habe die chriſtliche Wahrheit auf ſeiner Seite, nicht aber jene. Was aber dieſem Irrthum zu ſeyn ſcheint, iſt jenen Wahrheit. Und was jenen Irrthum zu ſeyn ſcheint, iſt dieſem Wahrheit. Und wer ſoll nun entſcheiden, wer recht hat? Zwar äußert er auch bey der Gelegenheit, ſehr mäßige

frommet; damit der Leib Christi erbauet werde zu seiner Selbstbesserung, und das alles in der Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. *)

Es ist aber nicht bloß Pflicht für sie. Sie erndten auch selbst den reichsten Gewinn davon ein. Jeder genießt alsdenn ungestöhrt, die Rechte, Vortheile und Wohlthaten, die ihm als einem Christen zukommen. Keiner sucht den andern an ihnen zu beeinträchtigen, und sie ihm streitig zu machen. Alle sehen sich unter einander als solche an, die Theil und Erbe haben an dem Reiche Gottes und Christi. Keiner spricht den andern christliche Wahrheit und Seligkeit ab. Kein Seiler wird alsdenn mehr auftreten, und Steinbarten, Tellern und die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek, unrichtiger und schriftwidriger Sätze und Irrthümer anklagen, und die jungen Theologen ermuntern, sich zu deren männlichen Bestreitung unter einander zu verbinden. **) Es würde ihm immer der Gedanke beygehen, daß

mäßige und tolerante Gesinnungen, die seinem moralischen Charakter Ehre machen. Nur contrastiren sie mit seinen anderweitigen Aeußerungen und Handlungen, auf eine gar seltsame Art. Vielleicht entschließe ich mich einmal bey mehrerer Zeit und Muße, die Lehre der Schrift von Gott, Vater, Sohn und Geist, oder der sogenannten göttlichen Dreyeinigkeit, besonders abzuhandeln.

*) 1 Corinth. 12, 12—27. Cap. 10, 23. 24. Phil. 2, 4. Ephes. 4, 15. 16.

**) Siehe deswegen, das im 40sten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek, S. 622. bekannt gemachte Schreiben,

daß was ihm nach seiner individuellen Einsicht in den Verstand der Schrift Irrthum zu seyn scheint, jenem nach der ihrigen, Wahrheit, christliche Wahrheit, und wohl gar noch mehr ist, als was er dafür hält. Er würde sich immer daran erinnern, daß das, was ihm Wahrheit der Schrift zu seyn scheint, andern eben so wohl als schriftwidrig vorkommen könne, und sie ihm leicht gleiches mit gleichem vergelten könnten. Wirklich verräth er auch öfters, bey dem vielen Guten, das er an sich hat, und es auch unter denen, die es nicht besitzen, in reichem Maaße befördern kann, manche Schwachheit und Unvollkommenheit, seiner theologischen Einsichten, besonders in den Verstand der heiligen Schrift, *) die sie um so mehr dazu berechtigten. Aber dieß

den, nebst seiner Verantwortung auf selbiges, die er, wie in andern öffentlichen Blättern, also auch in seine gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften, auf 1780. S. 527. f. hat einrücken lassen, und dasjenige, was in dem 47sten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek, S. 303. f. auf sie erwiedert wird.

*) So gründet er z. E. in den Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften auf 1780. S. 362. f. und was das meiste ist, selbst gegen einen Döderlein, die Meynung, daß der Name Sohn Gottes, nicht ein bloßer Amtsname sey, sondern im neuen Testamente noch eine höhere Bedeutung erhalten habe, und in vielen Stellen die göttliche Natur Christi besonders bedeute, unter andern mit darauf, daß von dem Sohne Gottes gesagt werde, er sey in des Vaters Schooß gewesen. „Nie,

„spricht

dieß wird alsdenn weder von diesen, noch von ihm geschehen. Alle werden sich unter einander in Liebe und Sanftmuth ertragen, und einer den andern zurecht zu helfen suchen, mit sanftmüthigem Geiste, wo er finden sollte, daß er der biblischen Wahrheit noch nicht recht auf den Grund sähe. Und jeder würde es sich auch alsdenn ganz gerne gefallen lassen.

Alle unselige Verketzerungs- und Verdammungssucht, durch die schon so viel Unheil in der christlichen Welt ist angerichtet worden, würde alsdenn für sich wegfallen. Sähen sich alle unter einander als solche an, die christliche Wahrheit und Seligkeit gemeinschaftlich besäßen: so würde keine christliche Kirchenpartey, so ver-

 wegen

„spricht er daselbst, wird von Jesu gesagt: er habe alles „geschaffen. Nie wird gesagt, Jesus, stets der Sohn Gottes, sey Mensch geworden. Nicht der Mensch Jesus war „bey Gott, ehe die Welt war, sondern der λογος oder wort, „welcher hernach Fleisch geworden ist, oder die menschliche „Natur angenommen hat. Nicht der Mensch Jesus ist „in des Vaters Schooß stets gewesen, sondern nur „allein der eingebohrne Sohn. Joh. 1, 18. u. s. w.“ Freylich ist Jesus und Sohn Gottes zweyerley, und kann nicht auf solche Art mit einander vermischt werden. Jenes ist der Name, den er bloß als Mensch führte. Dieses aber der Name, der ihm zukommt, weil in ihm die Gottheit und die Menschheit mit einander auf das genauste vereinigt, Gott mit ihm war Apost. Gesch. 10, 38. sich durch ihn den Menschen gleichsam sichtbar darstellte,

Ehe

wesen mehr seyn, sie andern ungerechter und liebloser Weise völlig abzusprechen. Kein tridentinisches Concilium würde es sich alsdenn mehr herausnehmen, die Protestanten

Ebr. 1, 2. und er also zugleich selbst Gott war, geoffenbahret im Fleisch. 1 Timoth. 3, 16. (die verschiedene Lesart verschlägt hier nichts, da es aus andern Stellen erhellet, Jesus ist zugleich Gott.) Freylich wird nie von Jesu gesagt, er habe alles geschaffen. Er war selbst geschaffen und konnte also nicht alles geschaffen haben. Wohl konnte dieses aber von dem Sohne Gottes gesagt werden, weil es der Name desjenigen ist, mit dem der Schöpfer aller Dinge vereinigt ist. Freylich wird nie gesagt, Jesus, sondern der Sohn Gottes sey Mensch worden. Jesus war dieß schon, und brauchte es nicht erst zu werden. Der Sohn Gottes entstand aber durch die Vereinigung Gottes mit dem Menschen Jesu. Uebrigens heißt es auch nicht, der Sohn Gottes sey Mensch oder Fleisch geworden, sondern der λογος; wenn gleich gesagt wird, Gott hätte seinen Sohn gesandt in die Welt, und sey von einem Weibe gebohren worden, indem da Sohn Gottes nichts anders heißt, als: Messias, der freylich von Gott in die Welt ist gesandt und von einem Weibe gebohren worden. λογος und υιος ist nicht einerley, sondern gar sehr von einander unterschieden, wie ich schon in meiner kurzen Erklärung auf den vermeyntlichen Beweis eines Ungenannten, ꝛc. S. 265. f. mit wenigem bemerkt habe. Eben daher kann auch nicht von Jesu, und selbst nicht von dem υιος, sondern nur von dem λογος gesagt werden, er sey im Anfang bey Gott gewesen. Und warum besteht man denn nur, um den λογος für den υιος zu halten, auf dem: bey Gott, und nicht

teſtanten mit dem Anathema zu belegen. Keine dortrechtiſche Synode würde ſich ein gleiches gegen die Arminianer

nicht eben ſo wohl, oder noch weit mehr auf dem: Gott war das Wort? da doch jenes nur nach gnoſtiſchen Meynungen geſagt wurde, die Johannes eben dadurch zu berichtigen ſucht, daß er ſagt: καὶ ὁ θεὸς ἦν ὁ λογος. Gott ſelbſt war das Wort. Dieſer λογος war recht im eigentlichſten Verſtande, im Anfange bey Gott, weil er Gott ſelbſt war. Eben ſo wenig wird daher auch von dem Menſchen Jeſu geſagt, er ſey in des Vaters Schooß geweſen. Dieß gilt nur von dem Sohne Gottes, dem Meſſias. Was für ſinnliche und unvollkommene Vorſtellungen würden überdieſes von Gott, und dem Sohne Gottes, als einem beſondern Subjecte in der einigen Gottheit entſtehen, wenn man dieſe ſinnbildliche Redensart, im eigentlichen Verſtande nehmen, und wohl gar die ſogenannte, ewige Zeugung des Sohnes Gottes aus ihr herleiten wollte, wie es offenbar das Anſehen gewinnt, daß er ſie auf die Weiſe nimmt, und ſie deswegen anführet? Hiernächſt heißt es auch eigentlich nicht: der in des Vaters Schooß geweſen, ſondern: der in des Vaters Schooß iſt. ὁ ὢν εἰς τὸν κολπον τοῦ πατρος. Und da heißt endlich dieſe Redensart, nach morgenländiſcher Art ſich auszudrücken, da der, der nach dem Hausvater, in einem Hauſe der vornehmſte, und ihm der liebſte war, bey Tiſche in deſſen Schooße, oder an ſeiner Bruſt lag, Joh. 13, 23. Cap. 21, 20. nichts anders, als: der nach Gott der vornehmſte iſt, und von ihm am meiſten geliebt wird, und iſt alſo mit dem, wenn er de. eingebohrne, innigſt geliebte Sohn des Vaters genannt wird, ein und eben daſſelbe. Große Leute fehlen auch! —

nianer und Lutheraner mehr erlauben. Keine wittenbergische theologische Facultät würde es mehr für nöthig halten, durch einen Calow, einen sogenannten gründlichen Beweis schreiben zu lassen, daß die calvinische Irrthümer den Grund des Glaubens betreffen und der Seligkeit nachtheilig seyn. Alle würden sich unter einander Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die schändlichen Kunstgriffe einer streitsüchtigen Polemik, die nur Verbitterung anrichten, würden nicht mehr angewandt, und gänzlich der Vergessenheit überlassen werden. Die rostigen Waffen mancher ungeistlichen Klopffechter unter den Alten, würden in der theologischen Rüstkammer aufgehängt, und nie wieder hervorgesucht werden. Und wie viel Gutes würde allein schon dadurch in die Welt kommen? Wie viel Elend, unter dem öfters viele verzweifelungsvoll haben seufzen müssen, würde von je her aus ihr seyn weggescheucht worden, wenn alle Christen jederzeit so gedacht hätten?

Selbst die christliche Einigkeit würde dadurch gar merklich befördert, und es mancher kirchlichen Parthey erleichtert werden, nach mehr christlicher Wahrheit und Seligkeit zu streben und sie zu erlangen, als außerdem in ihr anzutreffen ist. Sie würden alsdenn darauf hingewiesen, sie nicht sowohl in die Uebereinstimmung in allen besondern Meynungen und Lehrsätzen, als vielmehr nur in den allgemeinen Grundwahrheiten des Christenthums zu setzen. Alle sähen alsdenn ein, was dieses eigentlich für welche wären. Und selbst die Uebereinkunft in jenen würde ehender zu erwarten seyn, und dadurch

der

der Weg zu ihr mitgebahnet werden. Aller Sectenhaß und Partheygeiſt hörte auf. Die Unterſuchung der Wahrheit wäre ungehinderter und freyer. Sie würde nicht ſo oft durch allerley bedenkliche Seitenblicke mißgeleitet werden. Es entſtünde nicht ſo viel gefährliches Aufheben über ſie. Die Gemüther würden ruhiger und ehender zu ihr aufgelegt. Keine würde ſich ſcheuen, das von der andern anzunehmen, wo ſie ſähe, daß ſie mehr Recht dazu auf ihrer Seite hätte. Mehrere, die Proteſtanten wenigſtens, die ſchon durch ein gemeinſchaftliches, bürgerliches und kirchliches Intereſſe, zumahl in Deutſchland, vereinigt ſind, würden ohne Bedenken in eine kirchliche Gemeinſchaft wieder zuſammentreten, und einander da nachgeben, wo ſie ja noch verſchieden dächten, da alle Verſchiedenheit unter ihnen, doch nicht den Hauptgrund des chriſtlichen Glaubens betrifft. Kein Cyprian würde ſich alsdenn mehr genöthigt ſehen, zu deren Widerrathung, einen abgedrungenen Unterricht von der kirchlichen Vereinigung der Proteſtanten, aus Liebe zur nothleidenden Wahrheit herauszugeben. Keine Concordienformul und kein Conſenſus Helveticus würden ihr mehr im Wege ſtehen. Sie würden einſehen, daß die Verſchiedenheit unter ihnen nicht größer und ſtärker ſey, als diejenige, die unter den eigenen kirchlichen Mitgliedern beyder Confeſſionen ſtatt findet. Und wäre es Luthern nachgegangen: ſo wäre ihre unglückliche Trennung entweder nie entſtanden, oder doch gleich im Anfange wieder aufgehoben worden. Vielleicht ſind aber nunmehr die Gemüther kaltblütiger und gelaſſener dazu. Vielleicht iſt ſie

auch,

auch, in Deutſchland wenigſtens näher, als manche glauben.

Auch die Ausübung des Chriſtenthums würde dadurch befördert, und alſo auch mehr Seligkeit und Gewißheit von ihr, unter mehrere gebracht werden. Viele würden einſehen, was ihnen öfters zu erkennen und zu zugeſtehen ſo ſchwer eingeht, daß die Hauptſache des Chriſtenthums in dem Gehorſam gegen die Gebote Jeſu beſtehe, und es zur Erlangung der Seligkeit mehr auf ihn, als auf die Annehmung dieſer oder jener Lehrmeynungen ankomme. Manche würden geneigter werden, ſolche Meynungen fahren zu laſſen, die den Eifer in der Heiligung ſchwächen, und ſie mit ſolchen zu vertauſchen, die ihn mehr anfachen und beleben, ohne ſich durch allerley Bedenklichkeiten daran hindern zu laſſen. Die vielen künſtlichen Umzäunungen, durch die manche den Mißbrauch von jenen zu verhüten ſuchen, würden als unnütze wegfallen, und die Erkenntniß des Chriſtenthums dadurch um vieles erleichtert und gemehret werden.

So gar die gute Sache des Chriſtenthums würde dadurch gewinnen, und ſich mehr Freunde und Verehrer verſchaffen. Die Beweiſe für deſſen Wahrheit und Göttlichkeit, würden noch einmal ſo anziehend und deutlich, kräftig und gewiß werden. Viele würden bey ihnen nicht zugleich auf dieſe und jene beſondere Lehrmeynungen ihr Augenmerk mit richten, ſondern nur bey der Hauptſache ſtehen bleiben. Und wie viele Anſtöße und Bedenklichkeiten würden noch außerdem gegen ſelbiges wegfallen?

Nichts

Nichts empört öfters viele mehr wider ſelbiges, als wenn ſie ſehen, daß Dinge zu ihm gerechnet werden, die ihrer Einſicht und Ueberzeugung nach, nicht zu ihm gehören. Nichts ſchreckt aber auch öfters mehrere von deſſen Annehmung ab, als wenn ſie ſehen, daß ſich ſeine Bekenner unter einander, alle Wahrheit und Seligkeit unbarmherzig abſprechen, und das königliche Geſetz der Liebe ſo wenig ausüben. Und das laſterhafte Leben vieler Chriſten, hat ſchon mehr Ungläubige gemacht, als der funkelnde und ſpottende Witz eines Hume oder Voltaire. Sie ſind es ſchon in der That, und dürfen es nur noch dem Namen nach werden.

Wären endlich alle geneigter, ſich unter einander chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zuzugeſtehen: ſo würden ſie auch williger ſeyn, ſich gleiche bürgerliche Rechte und Vorzüge genießen zu laſſen. Und würde jenes durchgängig in Acht genommen: ſo würde es nicht ſo ſchwer halten, auch gleiche Geſinnungen gegen alle Mitglieder einer kirchlichen Parthey zu hegen, wenn ſie auch nicht mit einander in allen Stücken übereinſtimmig denken ſollten. Bürgerliche und kirchliche Toleranz, würde alſo gleichfalls weniger ſelten ſeyn.

Vierter Abschnitt.

Von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der kirchlichen Toleranz.

Kirchliche Wahrheit und Seligkeit, das ist solche christliche Wahrheit und Seligkeit, wie sie den vornehmsten Hauptgrundsätzen und Unterscheidungslehren, einer jeden christlichen Kirchenparthey gemäß, eigen ist, seyn kann und soll, sind die beyden Vorzüge, die sich alle einzelne Mitglieder einer jeden, bey der kirchlichen Toleranz zugestehen müssen. Wird die, aller Verschiedenheit der Meynungen ohnerachtet, durch die sie von einander abgehen, nicht aufgehoben; wird sie gar durch einige noch mehr erhöhet und deren Beförderung erleichtert: so können sie sich nicht nur ohne Bedenken, für Mitglieder ein und eben derselben kirchlichen Gemeinschaft unter einander ansehen; sondern diejenigen haben selbst auf die kirchliche Toleranz, die meisten und gegründetesten Ansprüche, die beydes so wohl mehr kirchliche Wahrheit, als auch kirchliche Seligkeit in sie zu bringen suchen. Deren Möglichkeit, Nothwendigkeit und Vortheilhaftigkeit liegt also sogleich am Tage, so bald jenes ausgemacht ist, und sich dieses außer Streit befindet. Mit dessen Untersuchung und Bestimmung muß sich also hauptsächlich der gegenwärtige Abschnitt beschäftigen.

Doch kommt es auch dabey nicht bloß auf kirchliche Wahrheit zur christlichen Seligkeit überhaupt an. Ist

jene

jene auf dieſe von keinem nahen oder entferntern Einfluſſe, bringt ſie in ihr keine weſentliche Veränderung hervor, wird ſelbſt die Gewißheit von ihr, durch ſie nicht vermehret, wird ſie wohl gar durch ſie gemindert, oder doch die Gewißheit von ihr geſchwächt: ſo hat es mit jener ſo gar viel nicht auf ſich. Sie mag angenommen werden, oder nicht: ſo hat es nicht viel zu bedeuten. Und Verſchiedenheit der Meynungen in ihr, kann nicht nur um ſo mehr ſtattfinden, ſondern muß auch einem jeden vergönnet und an ihm geduldet werden, wenn ſie ſich nicht ſelbſt ſchaden, und wohl gar ihren Hauptgrundſätzen und Unterſcheidungslehren von andern, zuwider handeln will. Und findet gar der letztere Fall ſtatt: ſo muß es nicht nur um ſo mehr einem jeden frey ſtehen, was und wie viel er ſeiner Einſicht und Ueberzeugung nach von ihr, für wahr halten will oder nicht; ſondern es iſt auch ſo gar Pflicht für ſie, durch Ertheilung dieſer Freyheit dafür zu ſorgen, daß ihre etwanige Mängel, Fehler und Gebrechen erkannt und eingeſehen, und ihre Mitglieder dadurch veranlaſſet werden, darauf zu ſehen, daß mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit in ſie komme, als außerdem in ihr wirklich anzutreffen iſt. Sie würde ſich ſonſt ſelbſt den Weg dazu verſperren, und nicht einmal den Namen der beſten, geſchweige denn der einzigen wahren und allein, oder doch wenigſtens am meiſten ſeligmachenden chriſtlichen Kirchenparthey verdienen. In andern könnte eben ſo viel, und wohl gar noch mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit herrſchen.

Kirchliche Wahrheit zur kirchlichen Seligkeit, das iſt, zu einer ſolchen, wie ſich dieſelbe eine chriſtliche Kirchenparthey, nach ihren vornehmſten Hauptgrundſätzen und Unterſcheidungslehren zueignet, ſie ein jeder, der ſich in ihr befindet, erlangen kann und ſoll, macht alſo eigentlich das charakteriſtiſche bey ihr aus. Trägt jene zu ihr nichts bey, kann ſie durch allgemeine und chriſtliche Wahrheit eben ſo wohl erreicht werden, und bey ihr in eben dem Maaße ſtattfinden, wird ſie wohl gar durch ſie geſchwächt, erſchwert und verhindert: ſo gilt alsdenn das nemliche, was vorhin bereits deswegen iſt erinnert worden. Verſchiedenheit der Meynungen in ihr, kann und darf alsdenn nicht nur ſtattfinden, ſondern muß ſchlechterdings geduldet werden, wenn es zumal ihren eigenen Hauptgrundſätzen gemäß iſt, und durch ſie nothwendig gemacht wird.

Eben ſo wenig ſind auch alle einer jeden Kirche eigenthümliche Lehren, ſie mag ſie nun mit andern kirchlichen Partheyen gemein haben, oder ſie mögen ihr nur allein zukommen, gleich für kirchliche Wahrheiten zur kirchlichen Seligkeit anzuſehen. Unterſcheidet ſie ſich durch ſie nicht von andern kirchlichen Partheyen; oder fließen ſie, wenn jenes auch wäre, nicht nothwendig aus ihren vornehmſten Hauptgrundſätzen und Unterſcheidungslehren von andern her, wären ſie ihnen wohl gar zuwider, und könnten mit ihnen auf andere Art nicht beſtehen; oder erwarteten ſie von ihnen nicht mehr Seligkeit, als in andern kirchlichen Partheyen auch herrſcht, wären ſie auf die kirchliche Seligkeit nicht mit von Einfluſſe, und

hin-

ſinderten wohl gar die allgemeine chriſtliche Seligkeit, auf die ſie ſich doch nothwendig ſtützen, und ſie bey ihr ſchlechterdings vorausſetzen muß: ſo verdienen ſie jenen Namen eigentlich nicht. Und Verſchiedenheit der Meynungen und Vorſtellungen von ihr, kann und muß einem jeden um ſo mehr eingeräumt werden; je mehr ſich bey ihnen, das eine oder das andere ſo verhält.

Alles kömmt alſo bey der vorhabenden Unterſuchung, auf folgende Puncte an. Welches ſind die vornehmſten Hauptgrundſätze und Unterſcheidungslehren einer jeden Kirche, auf die ſich ihre kirchliche Wahrheit und Seligkeit vornemlich gründet, und ſich durch beyde von andern unterſcheidet? Was für Hauptgrundſätze und Unterſcheidungslehren ſind in einer jeden, auf die allgemeine chriſtliche Seligkeit von ſo beſondern Einfluſſe, daß durch ſie ein höherer Grad derſelben bewirket wird, als in andern chriſtlichen Kirchenpartheyen, die ſie nicht annehmen, außerdem gewöhnlich und möglich iſt? Was und wie viel trägt eine jede dazu bey? Muß allen und jeden kirchlichen Lehren einer jeden einzelnen chriſtlichen Kirchenparthey, ein ſolcher wichtiger Einfluß auf ſie zugeeignet werden; oder kömmt er nur einigen zu? Haben ſie die mit andern gemein; oder ſind ſie ihr allein eigen? Hat es auch Grund, daß ſie einen ſolchen Einfluß auf ſie haben? Wird nicht durch manche, die allgemeine chriſtliche Seligkeit wohl gar gemindert, erſchwert, und der Grad wenigſtens unmöglich gemacht, den ſie ſich in ihr durch ſie zu erreichen ſetzt, daß ſie ihr alſo nicht in eben dem Maaße kann beygelegt werden, als

ſie in andern zu erreichen möglich iſt, oder ſie ihrer doch wenigſtens nicht in dem Grade theilhaftig wird, als es ihren übrigen Hauptgrundſätzen und Unterſcheidungslehren zufolge, außerdem wohl geſchehen könnte? Und was für Lehren inſonderheit ſind es, von denen dieſes mit Grunde kann geſagt werden?

Bey einer jeden kirchlichen Lehre, die dieſe oder jene einzelne Kirchenparthey, entweder wirklich dafür erkennt, eine ſolche Wirkung von ihr erwartet, und das Gegentheil von ihr nicht befürchtet; oder doch von manchen, in und außer ihr, für eine ſolche gehalten und angeſehen wird, ob mit Recht oder Unrecht, das verſchlägt hier nichts, und muß erſt unterſucht werden, — müſſen alſo dieſe Unterſuchungen angeſtellt, und ſo viel als möglich ins reine gebracht werden. Es würde aber mehr als eine herkuliſche Arbeit ſeyn, wenn man alle und jede einzelne Lehren, aller und jeder chriſtlicher Kirchenpartheyen auf die Art durchgehen, und ſie einer ſolchen unpartheyiſchen Prüfung und Richtung würdigen wollte. Dieß kann und muß nicht nur einer jeden ſelbſt überlaſſen werden: ſondern ſteht auch mit dem gegenwärtigen Vorhaben, eigentlich nicht im Zuſammenhange. Dieſe Unterſuchung würde alsdenn nöthig ſeyn, wenn es darauf ankäme zu beſtimmen, in welcher chriſtlichen Kirchenparthey, die meiſte chriſtliche Wahrheit und Seligkeit anzutreffen wäre.

Dieß hat aber mit der chriſtlichen Toleranz eigentlich keine Verwandſchaft, als in ſo ferne es ſich etwa

eine

eine Kirche zueignet, daß dieſes von ihr gelte, und es alsdenn nur darauf ankömmt zu beſtimmen, ob dieſes von allen ihren Mitgliedern überhaupt, bey aller Verſchiedenheit der Meynungen und Vorſtellungen von ihr gelte, oder nur von denen könne geſagt werden, die dieſe oder jene einzelne und beſondere Vorſtellungsart annehmen, von der es ihrer Meynung zufolge, nur allein, oder doch hauptſächlich abhängen ſoll. Und auch dieß iſt eben eine ſo weitläuftige, mühſame und beſchwerliche Unterſuchung, daß ich meiner Abſicht hinlänglich ein Genüge gethan zu haben glaube, wenn ich ſie nicht auf alle kirchliche Lehrmeynungen, ein und eben derſelben kirchlichen Parthey erſtrecke, ſondern nur bey einigen der erheblichſten und wichtigſten ſtehen bleibe. Jeder kann alsdenn das Geſagte, leicht auf die übrigen anwenden, dieſe Unterſuchung für ſich fortſetzen und zu Ende bringen. Und jeder ſieht auch leicht ein, daß ich dießfalls meine Bemühungen nur auf das Lehrgebäude unſerer Kirche werde richten müſſen, da es mir vornemlich bey ihr, um die Beförderung der kirchlichen Toleranz, nur kann zu thun ſeyn.

Die erſte Unterſuchung, die alſo hier vorkommen muß, iſt die: welches ſind die vornehmſten Hauptgrundſätze und Unterſcheidungslehren unſerer Kirche, durch die ſie ſich nicht nur von andern abſondert; ſondern denen ſie auch auf die kirchliche Wahrheit und Seligkeit einen ſolchen Einfluß zueignet, daß ſie ſichs beymißt, die meiſte chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zu beſitzen, und in wie ferne ſich ſolches mit der Verſchiedenheit der

Meynungen über sie vertrage? Die übrigen Unterſuchungen können alsdenn bey jedem einzelnen Falle, bewandten Umſtänden nach, mit ihr verbunden, und also dadurch verhütet werden, daß sie nicht zu sehr ins weitläuftige und geoehnte verfallen.

Da entsteht denn aber abermals, die gewiß nicht unerhebliche Frage: woher eigentlich die Erkenntniß dieſer Hauptgrundſätze und Unterſcheidungslehren, denen eine jede Kirche einen ſo großen Werth beygelegt, eigentlich müſſe genommen, und wornach ſie müſſen beurtheilt werden? Aus der heiligen Schrift, die alle Chriſten, als die vornehmſte Erkenntnißquelle der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit, deſſen, was ſo wohl zu ihr gehört, als wodurch ſie auch befördert wird, ehren, kann ſie unmöglich allein hinlänglich beantwortet werden. Die iſt allen und jeden gemein. Und doch überreden ſich alle chriſtliche Kirchenpartheyen nach ihr, die meiſte chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zu beſitzen. Zu ihr müſſen noch andere und beſondere Erkenntnißquellen und Beurtheilungsgründe hinzu kommen. Und da entsteht abermals die beſondere Nebenfrage: welche die eigentlich ſind, und ob ſie auch mit Recht dafür können gehalten werden?

Da kommt es denn aber ſo wenig darauf an, was für welche nur nach der beſondern Meynung, dieſer oder jener einzelnen Mitglieder von ihr, oder auch ſelbſt der meiſten, dafür zu halten ſind. Dazu werden viel dauerhaftere und veſtere Gründe erfordert, wenn man auf etwas gewiſ-

gewisses kommen, und nicht unter tausenderley ungewiſſen und ſchwankenden Meynungen umher irren will, von denen wohl gar die eine der andern entgegen ſteht, und ſie aufhebt. Da müſſen alſo zuvörderſt die Veranlaſſungen und Gelegenheiten erwogen werden, die eine jede chriſtliche Parthey gehabt hat, ſich von der andern abzuſondern; warum ſolches geſchehen; warum ſie ihr nicht ſo viel chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zugeſtund und zugeſtehen konnte, daß ſie ruhig in ihrem Schooße hätte bleiben, oder auch in ihm hätte können erhalten werden; wodurch ſie alſo iſt bewogen worden, ſich entweder freywillig von ihr zu trennen, oder gar von ihr mit Gewalt iſt ausgeſtoßen worden.

Und da iſt denn zuvörderſt in Abſicht auf unſere Kirche, nach der Geſchichte ihres Urſprungs gewiß, daß außer den Mißbräuchen, deren Beſtreitung zu ihrer Entſtehung die erſte Veranlaſſung gegeben hat, der freye und ungehinderte Gebrauch der heiligen Schrift, als der einzigen und vornehmſten Erkenntnißquelle deſſen, was man eigentlich als chriſtliche Wahrheit und Seligkeit anzuſehen habe, worinnen ſie beſtehe, was alles zu ihr erfordert werde, und wie und wodurch man ſich ihrer zu erfreuen habe, die eigentliche Urſache geweſen, warum ſie ſich nicht nur von der katholiſchen Kirchencommun abgeſondert, und eine eigene kirchliche Gemeinſchaft aufgerichtet hat, ſondern auch von jener nicht mehr für würdig hat gehalten werden wollen, Mitglieder von ihr abzugeben, zu ſeyn und zu bleiben. Und die Urſache, warum ihn jene verlangte, und ihr dieſe denſelben nicht verſtatten wollte,

war, daß sie sie nicht nur in dem Verdacht hatte, in ihr werde vieles gelehrt, das nicht christliche Wahrheit wäre, und christliche Seligkeit wirkte, und beyden wohl gar im Wege stünde; sondern es diese auch gewissermaaßen selbst nicht leugnen konnte, da in ihr gar vieles enthalten war, das in heiliger Schrift, wenigstens nach allgemeiner Uebereinstimmung, keinen hinlänglichen und deutlichen Grund hatte, bey dessen Beurtheilung sich jene lediglich an sie, als der einigen, vornehmsten und bewährtesten Erkenntnißquelle dessen, was eigentlich zu ihr gehört und sie ausmacht, nach ihrer Einsicht in ihren Verstand und Sinn, halten wollten, welches ihr diese aber, aus furchtsamer Besorglichkeit, darüber manches von dem, worein sie bisher die christliche Wahrheit und Seligkeit gesetzt, und sich mit deren reinen und unverfälschten Besitz geschmeichelt hatte, zu verlieren, nicht vergönnen wollte, und daher annahm und behauptete, daß sie weder der einige noch vornehmste Erkenntnißgrund der christlichen Wahrheit und Seligkeit wäre, sondern zu ihm noch andere hinzu kommen müßten, die mit jenem gleiches Ansehen hätten, die sie denn in den Ausprüchen der im heiligen Geiste versammleten, und durch ihn mit gleicher Infallibilität, als jene den Schriftverfassern nur zueigneten, ausgerüsteten Kirchenversammlungen und der angemaaßten sichtbaren Statthalter und Stellvertreter Gottes und Jesu Christi hier auf Erden, fanden, welche Vorzüge ihnen aber jene weder einräumen wollten, noch auch konnten, da sie eben so gut bloße Menschen wären, wie sie, und nicht mehr Gaben und Vorzüge von Gott deswegen erhal-

erhalten hätten, als ihnen auch zukämen, sie ihnen daher, außer den in der heiligen Schrift enthaltenen Bestimmungen derselben, keine Ueberlegenheit der Einsichten in sie zugestehen könnten, zu der sie nach ihrer Einsicht in deren Verstand und Sinn, nicht eben so gut aufgelegt wären. In wie ferne nun diese oder jene recht haben, dessen Entscheidung und Beurtheilung gehört eigentlich nicht hieher. Doch kann sie ein jeder selbst nach den Aussprüchen der Schrift leicht anstellen, da sich diese hauptsächlich auf die Verheißungen Jesu von seinem Geiste, der die Christen in alle Wahrheit leiten sollte, die aber jene eben so wohl auf sich anwenden, beziehen, und es alsdenn nur darauf ankommt, ob die durch ihn zu erlangende Erleuchtung mittelbar oder unmittelbar sey, jenen nicht eben so wohl zu Theil werde, als diesen, und diese deswegen einen Vorzug von jenen aufzuweisen haben; ob sie bey ihnen unmittelbar, bey jenen aber nur mittelbar sey; oder sich beyde einander darinnen in allen Stücken gleich seyn?

Dem sey aber wie ihm wolle: so ist doch daraus ersichtlich, daß es der vornehmste Hauptgrundsatz unserer Kirche, auf den sich ihre ganze Entstehung, Einrichtung und Verfassung gründet, und ihre hauptsächlichste Unterscheidungslehre, von dem zahlreichsten Theil der Christen ist: daß die heilige Schrift die einige und vornehmste Erkenntnißquelle der christlichen Wahrheit und Seligkeit sey, was so wohl zu ihr erfordert, als wie man ihrer theilhaftig werde; jeder nach seiner Einsicht, in deren Verstand und Sinn berechtigt sey, sie aus ihr

aufzufinden, und ſich nach ihr zu richten; keinem Menſchen das Recht zukomme, andere dießfalls einem Zwange zu unterwerfen, und ſie zu verbinden, ſie nicht nur eben ſo zu verſtehen, als es von ihm geſchieht, ſondern auch noch außer den in ihr enthaltenen Beſtimmungen, dasjenige mit zu ihr zu rechnen, und zu deren Erlangung für nöthig zu achten, was Menſchen zu ihnen noch hinzuzuthun für dienlich befunden haben. Und hat es ſelbſt nach den Ausſprüchen der Schrift damit ſeine Richtigkeit, daß, obgleich in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, die Lehrer deſſelben und außer ihnen noch viele andere, mit außerordentlichen Geiſtesgaben, zur Erkenntniß, Bekanntmachung und Anwendung der chriſtlichen Lehre, auf die beſondern Umſtände, Geſinnungen und Handlungen der Menſchen ſind ausgerüſtet geweſen, ſolches doch eigentlich nicht länger dauern ſollte, als bis die chriſtliche Kirche in ſo weit gegründet wäre, daß ſie durch ihre eigene Kraft beſtehen könnte, und ſo viel chriſtliche Erkenntniß in ihr vorhanden wäre, daß ihre Lehrer ohne ſie, durch eigenen Fleiß, Mühe und Nachdenken, und Aufſuchung der in ihr enthaltenen Wahrheit, ähnlichen Gebrauch von ihr machen, und ſich ſelbſt nach den in ihr enthaltenen Beyſpielen damit richten könnten, wenn ſie ſich nur angelegen ſeyn ließen, deren Sinn und Inhalt, durch die erforderlichen Hülfsmittel gehörig zu erforſchen, und geübte Sinne genug haben würden, die in ihr enthaltenen allgemeinen Wahrheiten, von deren ſpeciellen Anwendung auf dieſe oder jene Fälle zu unterſcheiden, und vornemlich an ihnen zu lernen, wie ſolches noch fernerweit geſchehen

ſchehen könne und müſſe:*) ſo iſt jener Grundſatz nicht nur ein allgemein wahrer, wichtiger und höchſtchriſtlicher Grundſatz; ſondern die heilige Schrift iſt auch wirklich der einige wahre und unumſtößliche Erkenntnißgrund aller chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit, wenn auch alle einzelne Anwendungen derſelben in ihr, ſich nicht für alle Zeiten und Gegenden ſchickten. Und keiner hat alsdenn das Recht, dem andern vorzuſchreiben, ſich entweder nur nach ihnen, oder auch andern zu manchen Zeiten für nöthig geachteten, zu richten, ſich unter ihnen nur allein chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zu denken, und ſie in ihnen zu finden. Wie ſich jene ändern, ändert ſich das Bedürfniß zu ihnen auch: Und wie dieſes eintritt, werden jene auch nothwendig. Alle haben alsdenn, ſelbſt durch ſie, Gottes Geiſt, der ſie alle in alle Wahrheit leitet. Und keiner hat den andern deshalben verbindliche Vorſchriften aufzulegen.

Wie man alſo ſieht: ſo wird eigentlich unſerer Kirche, durch dieſen Grundſatz, der Weg zu der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit gebahnt. Alles kommt hiernächſt nur auf den Gebrauch an, den ſie von ihm vom Anfange an, gemacht hat oder noch macht. Je treuer ſie ihn nicht nur auf einzelne Fälle anwendet, und in je mehrern es von ihr mit gleicher Aufrichtigkeit geſchieht, ohne ſich durch dieſe oder jene Umſtände daran hindern zu laſſen, oder falls es etwa geſchehen wäre, dieſe Hinderniſſe wieder wegzuſchaffen, und nach beſtem Vermögen

vol-

*) 1 Corinth. 13, 8 — 12. Epheſ. 4, 7. 8. 11 — 14.

vollends aufzuheben ſucht, wenn es ihr nicht gleich Anfangs möglich geweſen wäre: deſto mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit wird alsdenn in ihr herrſchen. Je unvorſichtiger ſie aber dabey zu Werke gegangen iſt oder noch geht, je mehr ſie ſich durch dieſe und jene Umſtände davon hat zurück halten laſſen, je weniger es ihr gleich Anfangs möglich geweſen iſt, alle im Wege liegende Hinderniſſe glücklich zu überwältigen und zu überſteigen, oder es ſich nicht angelegen ſeyn läßt, es noch zu thun: deſto weniger wird ſie auch dieſes Ruhms würdig ſeyn und bleiben. Und ſollten ſie ſich durch dieſe oder jene Umſtände und Vorfälle gar haben bewegen und antreiben laſſen, ihm entweder völlig, oder doch wenigſtens in dieſen oder jenen Fällen, untreu zu werden, von ihm abzuweichen, und ihm wohl gar zuwider zu handeln: ſo wird er ihr nach deſſen Verhältniß, alsdenn auch um ſo weniger gebühren. Deſſen treueſter und ſorgfältigſter Gebrauch muß ihr alſo vor allen Dingen jederzeit am Herzen liegen. Und je mehr ſie darum beſorgt iſt: mit deſto mehr Recht, kann ſie ſich ihn auch alsdenn, mit einhelliger Einſtimmung aller ihrer Mitglieder, oder doch wenigſtens der einſichtlichſten, beſten, gelehrteſten und vernünftigſten beylegen. Und hätte es mit ihr durchaus dieſe Beſchaffenheit: ſo würde entweder alle Verſchiedenheit der Meynungen in ihr gänzlich wegfallen, oder die ja noch übrig bliebe, und nach der Verſchiedenheit der menſchlichen Einſichten und Denkungsarten, nothwendig übrig bleiben müßte, würde für niemanden eine Veranlaſſung werden, anders denkenden, die kirchliche Toleranz zu verſagen.

Alles

Alles hängt alſo nunmehr von der einzelnen und beſondern Unterſuchung ab, in wie ferne ſie dieſes oder jenes in einzelnen Fällen, mehr oder weniger bisher gethan hat, oder noch thut; ihn alſo mehr oder weniger vollkommen oder unvollkommen befolgt und ausgeübt hat, oder noch ausübt. Und da kommt es denn nun hiernächſt, in Beſtimmung der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit, wie ſie ſich ihm zufolge, entweder wirklich in ihr befindet, oder doch wenigſtens befunden könnte, auf einzelne Thatſachen und deren aufrichtige, unpartheyiſche und unverfälſchte Prüfung nach ihm an. Doch entſteht hier wieder eine neue Schwierigkeit. Bey der großen Verſchiedenheit in deren Annehmung und Beſtimmung, die heutiges Tages unter einem großen Theil ihrer Lehrer herrſcht, wegen der manche bisweilen gar ſo weit gehen, ſie nicht mehr für deren Mitglieder erkennen zu wollen, würde es abermals eine unendlich ſchwierige Arbeit ſeyn, alle einzelne und beſondere Meynungen ihrer verſchieden denkenden Lehrer und Mitglieder durchzugehen, und ſie nach dieſem Probierſtein zu prüfen. Es wäre alsdenn leicht möglich, auf ſolche mit zu ſtoßen, die ihm weniger entſprächen, und liefe darüber Gefahr, ihr gar ſehr unrecht zu thun, weniger Wahrheit und Seligkeit in ihr zu finden, und ihr weniger treue Befolgung jenes Hauptgrundſatzes beyzumeſſen, als ſich unter vielen oder wohl gar den meiſten Mitgliedern derſelben findet. Eben ſo könnte es aber auch alsdenn leicht geſchehen, daß man unter andern auf ſolche mitſtieße, die durch deſſen treuere Anwendung mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit in ſich faßten, als

außer-

außerdem unter dem gröſsten Theil ihrer Mitglieder gewöhnlich iſt. Und würde es eben ſo unrecht, bedenklich und gefährlich ſeyn, wenn man ihren Antheil an ihr, nur nach ihnen berechnen wollte. Man könnte ihn alsdenn leicht für gröſser halten, als er wirklich iſt, und ſich dadurch veranlaſſen, vortheilhafter von ihr zu denken, als es ſich in der That verhielte. Eben ſo könnte ſie ſich auch ſelbſt an deſſen immer mehrern Anwendung und Befolgung hindern laſſen, und ſich dadurch den Weg zu immer mehrerer chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit verriegeln und verſperren.

Um alſo auch darinnen auf etwas gewiſſes zu kommen, muß dazu ein anderer Weg eingeſchlagen, und etwas veſtes und gewiſſes gewählt werden, worauf man ſicher fuſſen kann. Und da bieten ſich zuvörderſt die ſymboliſchen Schriften unſerer Kirche an, die in ihrem gemeinſamen Namen, ſelbſt in der Abſicht ſind gemacht worden, davon Rede und Antwort zu geben, was in ihr eigentlich als chriſtliche Wahrheit und Seligkeit gelehrt, zu ihr gerechnet und gefordert werde. Die ſind eigentlich als ein Eigenthum der ganzen Kirche anzuſehen. Und da ſie ſelbſt von denen gröſstentheils ſind verfaſst worden, die durch deſſen Annahme und Befolgung zu ihrer Entſtehung die erſte Veranlaſſung gegeben haben, und von ihr ſelbſt als diejenigen angeſehen und verehret werden, die nächſt Gott und der heiligen Schrift, die Urheber der mehrern chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit ſind, die ſie ſich eigentlich zueignet: ſo iſt es nicht nur zu erwarten, daſs ſie etwa von ihm den meiſten Gebrauch werden gemacht haben; ſondern in deſſen Prüfung

fung und Bestimmung, kann man sich auch um so mehr nach ihnen richten, da sie die mehresten selbst noch in unsern Tagen, für gültige Zeugnisse ansehen, was in ihr als solche gelehrt oder nicht gelehrt wird, alle Lehrer derselben fast durchgängig verpflichtet werden, sich in ihrem Lehrvortrage des christlichen Glaubens, nach ihnen zu richten, und es bey der kirchlichen Toleranz vornemlich darauf ankömmt, in wie ferne die von ihnen abweichenden verschiedenen Meynungen, des Rechts verlustig machen, für eins ihrer Mitglieder gehalten zu werden, oder nicht.

Doch muß auch hier wieder ein merkwürdiger Unterschied in Acht genommen werden. Einige werden von unserer ganzen Kirche, dafür erkannt und angenommen. Andern wird dieses Ansehen nur von einem großen und angesehenen Theile derselben zugestanden. Diese stehen nothwendig jenen nach, und werden dadurch schon gewissermaaßen davon ausgeschlossen, auf sie dießfalls sein Augenmerk zu richten; ob es gleich gelegentlich mit geschehen kann. Wären sie auch nur als eine Erklärung anzusehen, wie viele ihrer Mitglieder jene verstehen, erklären und angenommen wissen wollen: so könnte es doch leicht seyn, daß jener Hauptgrundsatz bey ihnen, nicht genau genug wäre angewendet und befolgt, oder wohl gar wieder auf gewisse Weise, aus den Augen gesetzet worden, daher sie auch nicht von allen als solche wären gebilligt, und wenn es auch Anfangs geschehen, doch nachgehends wieder wären verworfen worden. Und so verhält es sich, wie aus dem folgenden erhellen wird, wirklich mit ihnen. Viele glauben es wenigstens, daß ihm

deren

deren Inhalt mehr zuwider, als gemäß wäre. Und dann kommt es nur darauf an, ob ſolche Recht haben, oder nicht, daher auch gelegentlich auf ſie mit Rückſicht wird genommen werden müſſen.

Eben ſo muß auch ſelbſt in Anſehung jener, noch ein erheblicher Unterſchied gemacht werden. Da ſich auf einige derſelben, die bürgerlichen Rechte und Freyheiten unſerer Kirche, in Deutſchland wenigſtens gründen, und viele öfters glauben, daß ſie ihrer durch die mindeſten Abweichungen von ihnen, wieder verluſtig würde: ſo verdienen ſie den übrigen nicht nur in der Abſicht ſchon vorgezogen zu werden; ſondern wenn es nun auch darauf ankommt zu beſtimmen, ob dieſer Fall wirklich eintrete, oder nicht, daß ſie durch dieſe oder jene Entfernungen von ihnen Gefahr laufe, derſelben verluſtig zu werden: ſo läuft deſſen Erörterung lediglich dahin aus, ob ſie jenem Hauptgrundſatz gemäß ſind, oder nicht. Iſt jenes; wird er gar bey ihnen noch mehr angewendet und befolgt: ſo iſt ſolches keinesweges zu befürchten. Deſſen ungeſcheute und ungehinderte Annehmung und Befolgung, hat ja eben die Hauptveranlaſſung zu ihrer Entſtehung gegeben, iſt ihr durch feyerliche Reichsverträge, Friedensſchlüſſe, und die kayſerliche Wahlcapitulationen, zugeſichert und endlich erhärtet worden. Deſſen mehrere Anwendung und Befolgung, kann ihr alſo auch durch ſie nicht unterſagt und verwehret werden. Dieß würde wider ihren klaren Inhalt ſtreiten. Und ein ſolches unabweichliches Veſthalten an ihnen, das dergleichen nicht vergönnete, wäre nicht nur dem vornehm-

ſten

sten Hauptgrundsatze unserer Kirche, auf den sich ihre ganze Verfassung und alle ihre erworbenen und zugesicherten bürgerlichen Rechte und Freyheiten stützen, völlig zuwider; sondern könnte auch mit ihm, schlechterdings nicht bestehen. Wären sie demselben zuwider: so verhielte es sich freylich anders. Von einem ächten Protestanten, der das Wesen und den Geist seiner Kirche kennt, ist solches aber keinesweges zu befürchten. Und die in unserer Kirche jetzt mehr als jemals, darüber entstandenen Bewegungen, zielen gerade darauf ab, ihn immer vollkommener und sorgfältiger auszuüben. Eher müßten also die den Vorwurf tragen, die unter allerley, ohne Grund vorgespiegelten, Bedenklichkeiten, andern dergleichen Abweichungen von ihnen verwehren wollen.

Die augspurgische Confession, auf die der Reichs- Religions- und der westphälische Friede ist geschlossen worden, ist es also vornemlich, die einer solchen Prüfung muß ausgesetzt und zugesehen werden, ob die mancherley Abweichungen von ihr, die heut zu Tage vielen Schuld gegeben worden, demselben gemäß oder zuwider sind; woraus alsdenn erhellen wird, in wie ferne dieser Hauptgrundsatz in ihr glücklich ist angewendet und befolgt worden, oder nicht, in wie fern es noch geschehen kann oder nicht, und also Abweichungen von ihr, nicht nur erlaubt, sondern auch so gar pflicht- und gesetzmäßig sind, ohne befürchten zu dürfen, daß sie ihrer hergebrachten bürgerlichen Rechte und Freyheiten verlustig gehe, die von ihr auf solche Art abweichenden Lehrer unserer Kirche aufhörten, des Reichs- und Religionsfrie-

dens würdig zu seyn und zu bleiben, und für ächte Mitglieder unserer Kirche gehalten zu werden.

Doch können auch die übrigen damit verglichen, und dabey mit zu Hülfe genommen werden. Da sie von eben den Verfassern herrühren, die jene verfertigt haben, oder die doch wenigstens unter ihrer Aufsicht und mit ihrer Genehmigung sind verfasset worden: so können sie mit mehrerm Rechte, als die Concordienformul, für weitere Erklärungen der augspurgischen Confession angesehen werden, da sie zumal alle Mitglieder unserer Kirche, dafür erkennen und aufnehmen. Und da kommen besonders außer der Apologie der augspurgischen Confession, die schmalkaldischen Artikel in Betrachtung, in denen jene Haupt- und Unterscheidungslehre unserer Kirche vornemlich ist bestimmt und vestgesetzt, und alles menschliche Ansehen in Glaubenssachen völlig verworfen worden. Da aber auf sie der Reichs- und Religionsfriede eigentlich nicht ist geschlossen worden: so sind Abweichungen von ihnen, die durch deren genauere Anwendung und Befolgung erzeugt worden, noch weit weniger Unrecht, bedenklich und gefährlich, als sie es selbst in dem angegebenen Falle, bey jener nicht sind.

Ist aber auf die Weise ausgemacht, was eigentlich unter uns kirchliche Wahrheit sey: so ist auch alsdenn deren Einfluß in die christliche Seligkeit noch zu berechnen, und zuzusehen, ob sie durch sie gemehrt oder gemindert werde. In jenem Falle ist es kirchliche Wahrheit zur kirchlichen Seligkeit, und in ihr kann entweder gar keine

Ver-

Verſchiedenheit der Meynungen und Vorſtellungen ſtattfinden; oder wo ſie ja in ihr nicht ganz könnte vermieden werden: ſo verdienen doch diejenigen den andern vorgezogen zu werden, durch die die meiſte kirchliche Seligkeit befördert wird. In dieſem Falle aber, kann es zwar kirchliche Wahrheit, aber weder zur Seligkeit überhaupt, noch beſonders zur kirchlichen Seligkeit ſeyn. Iſt ſie aber dieſes, ſo kann nicht nur Verſchiedenheit der Meynungen wegen ihrer, ohne alles Bedenken ſtattfinden; ſondern wo gar die chriſtliche Seligkeit dadurch gemindert, oder doch nicht in dem Maaße erreicht würde, als es ohne ſie geſchehen würde, würde es ſo wohl beſſer, als auch ſelbſt Pflicht ſeyn, ſie entweder lieber gar fallen zu laſſen und nicht auf ihr zu beſtehen, oder doch wenigſtens unter den verſchiedenen Meynungen über ſie, die zu wählen und den andern vorzuziehen, die es am meiſten, ſchicklichſten und kräftigſten verhüteten.

Und da mögen denn, dieß vorausgeſetzt, außer jener Hauptgrund- und Unterſcheidungslehre unſerer Kirche ſelbſt, noch einige andere Lehren derſelben, die ſie entweder mit andern gemeinſchaftlich, oder zur Unterſcheidung von ihnen annimmt, nach dem Sinne des augſpurgiſchen Glaubensbekenntniſſes, über die in unſern Tagen die meiſte Verſchiedenheit und vermeyntliche Abweichung von ihm gewöhnlich iſt, und deswegen das meiſte Aufſehen über ſie erregt wird, zur Erläuterung und Beſtätigung des geſagten dienen.

Die vornehmſte Hauptgrund- und Unterſcheidungslehre unſerer Kirche, durch die ſie ſich hauptſächlich von

der römiſchen unterſcheidet, und ſie wider dieſelbe, ſelbſt in ihren ſymboliſchen Büchern aufgeſtellt, ſtabilirt und veſtgeſetzt hat, iſt alſo: daß die heilige Schrift, der vornehmſte, und außer den natürlich bekannten Vernunftwahrheiten, der einzige, richtige und untrügliche Erkenntnißgrund der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit ſey. Und gründet ſie ſich obberührtermaaßen, ſelbſt mit auf die Ausſprüche der Schrift: ſo iſt ſie nicht nur chriſtliche Wahrheit, ſondern auch noch mehr und reiner, als ſie in andern Kirchenpartheyen, in der wenigſtens, gegen die ſie dieſelbe veſtgeſetzt hat, anzutreffen iſt. Und wird durch ſie, wie es augenſcheinlich iſt, noch überdieſes der Weg gebahnt, mehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zu erlangen, als bey dem Gegentheil möglich iſt: ſo verdient ſie nicht nur dieſen Namen um ſo mehr; ſondern durch ſie iſt auch ein höherer Grad der chriſtlichen Seligkeit möglich, als außerdem könnte erreicht werden. Durch ſie wird man verwahrt wie zu jener, alſo auch zu dieſer nichts zu rechnen, was nicht nach den Ausſprüchen der Schrift zu ihr gehört, ſie alſo auch nicht in Dinge zu ſetzen und von ihnen zu erwarten, die entweder nichts zu ihr beytragen, oder ſie wohl gar verhindern und erſchweren, oder doch wenigſtens mehrere und ſicherere Gewißheit von ihr rauben und unmöglich machen.

Und darauf gründet ſich inſonderheit, der ſehr gemeine Ruhm unſerer Kirche, daß in ihr mehr Wahrheit und Seligkeit herrſche, als in allen kirchlichen Partheyen der Chriſten; mehr wenigſtens als in der römiſchen Kirchengemeinſchaft. Darauf gründet ſich aber auch vornemlich

nemlich der Vorwurf, den ſie der leztern nicht ohne Grund macht, daß in ihr Dinge zur chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit gerechnet würden, die eigentlich nicht zu ihr gehörten, durch die ſie und die Gewißheit von ihr wohl gar erſchwert und verhindert würde, ob ſie gleich dieſen Mangel auf andere, aber ſehr unzulängliche, unſichere und falſche Art zu erſetzen ſuche. Und darauf laufen eigentlich am Ende alle Streitigkeiten zwiſchen unſerer und der römiſchen Kirche hinaus. Fiele daher deren Urſache in ihr weg: ſo könnten ſie ohne Bedenken wieder in eine kirchliche Gemeinſchaft zuſammentreten. Aber dann müßte ſie völlig aufhören, das zu ſeyn, was ſie von je her geweſen iſt, und zum Theil noch iſt. Ihre vornehmſten Hauptgrundſätze, auf die ſich ihr kirchliches Intereſſe vornemlich ſtützt, müßte ſie gänzlich aufgeben. Von unſerer Seite iſt dießfalls keine Nachgiebigkeit zu erwarten. Die Rechte der mehrern chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit müſſen von uns aufrichtig geſchätzt und nicht leichtſinnig verachtet werden. *) Und ob ſolches in Zukunft geſchehen werde, muß die Zeit lehren. Geſchähe es nicht: ſo kann ihr zwar chriſtliche Wahrheit und Seligkeit, mehr oder weniger eingeräumt werden. Aber nur nicht in dem Maaße, als ſie dieſer Unterſcheidungslehre gegen ſie zufolge, in unſerer Kirche möglich iſt.

*) Siehe des Herrn Abts Jeruſalems Bedenken von der Kirchenvereinigung 1772.

Ob sie aber in unserer Kirche selbst schon in dem Grade herrsche, der ihr eigentlich durch sie zu erlangen möglich ist: oder ob solches noch nicht stattfinde, und sie sie also noch in einem vollkommenern Maaße erreichen könne? das ist eine andere Frage, die daraus nicht nothwendig folgt, daß ihr durch sie die Gelegenheit zu ihr ist verschafft worden, und sie sich dessen auch wohl mit vielem Scheine rühmt. Da kommt es darauf an, wie sie vom Anfange an bis jetzt dieser Hauptunterscheidungslehre gemäß gehandelt hat? Ob es bereits auf das vollkommenste geschehen sey; oder auf eine noch vollkommenere und ausgebreitetere Art geschehen könne. Und da müssen, wie gesagt, Thatsachen das meiste beweisen, die angeführtermaaßen hauptsächlich aus der **augspurgischen Confession** müssen hergenommen werden.

Deren Verfasser haben zwar alle Vermuthung für sich, daß sie sich werden haben angelegen seyn lassen, bey deren Abfassung nach bestem Vermögen auf sie zu sehen, und sie ihr gemäß einzurichten; da sie es hauptsächlich waren, die so muthvoll, nach ihrer Einsicht und Ueberzeugung, auf ihr bestunden, und sich durch nichts von ihr abbringen ließen. Sie war auch selbst kein Werk der Uebereilung, so geschwind es auch mit deren endlichen Abfassung hergieng. Ihr war schon lange zuvor, durch allerley vorläufige Entwürfe, Unterredungen und Versuche vorgearbeitet worden. An ihr selbst nahmen mehrere Theil. Sie gieng durch gar viele Hände, und wurde von den Häuptern der Reformation durchgängig gebilligt. Aber doch folgt daraus nicht nothwendig, daß es eben

mit

mit ihr durchaus dieſe Beſchaffenheit haben müſſe, und nicht noch ein höherer Grad der Vollkommenheit in deren Anwendung und Gebrauch, möglich ſeyn könnte. Bey allem guten Willen, und dem beſten Vermögen, das ſie ihrer Einſicht und Ueberzeugung nach dabey anwendeten, war es doch leicht möglich, daß ſie durch mancherley Umſtände und Hinderniſſe, deren Vermeidung und Ueberwältigung, ihnen ſelbſt durch ſie, äußerſt ſchwer, ja wohl gar unmöglich war, ſelbſt wider ihren Willen und Meynung, davon zurückgehalten wurden. Und betrachtet man die Lage der Umſtände, in denen ſie ſich befunden: ſo wird es mehr als wahrſcheinlich. Genug, ſie thaten alles, was nur in ihrem Vermögen ſtand. Und mehr kann der Billigkeit nach, von ihnen nicht gefordert werden. Ehre genug für ſie, die erſte rauhe Bahn dazu gebrochen und wohl gar auf ihr ſchon in ziemlicher Vollkommenheit gewandelt zu haben, wenn ſie gleich unter andern Umſtänden, noch größer und vollendeter hätte ſeyn können!

Daraus folgt alſo auch keinesweges, daß das Maaß ihrer Anwendung und Befolgung, nun auch die Richtſchnur für alle folgende Zeiten ſeyn müßte, an ihr nicht immer mehr dürfte gebeſſert, und ſie einer größern Vollkommenheit näher gebracht werden. Dieß würde ſelbſt ihrem ausdrücklichen Sinn und Aeußerungen widerſtreiten. Sie fühlten es mehrmalen mehr als zu wohl, daß ſie ſelbſt ihrer eigenen Einſicht und Ueberzeugung nach, nur einen kleinen und unvollkommenen Anfang damit gemacht hätten, durch die Umſtände, in

denen sie sich befänden, mit daran verhindert würden; forderten ihre Nachkommen auf, auf den von ihnen gelegten Grund immer weiter fortzubauen, und weiter zu gehen, als ihnen vorjetzt möglich war, thaten dieß selbst schon an ihrem Theil, und besserten immer mehr, waren froh darüber, es schon so weit gebracht zu haben, und trösteten sich mit einer bessern Aussicht auf die Zukunft, unter günstigern Umständen, die nothwendig auf die ihrigen folgen mußten. Und hätte man nur immer auf dem von ihnen betretenen Wege muthig fortgewandelt, hätte auf ihm nicht stille gestanden, und sich wohl gar auf allerley verführerische Nebenwege ableiten lassen: das von ihnen angefangene Werk würde schon längstens der gänzlichen Vollkommenheit entgegengereift seyn. Es würde nicht bis in unsere Tage seyn verschoben worden, oder doch wenigstens in ihnen nicht so viel gefährliches Aufsehen darüber erregt werden, wenn sich manche angelegen seyn lassen, sich und andere wieder von ihnen ab- und in sie einzuleiten, und mit mehrerer Vollkommenheit in ihren Fußstapfen zu wandeln.

Denn unrecht kann es doch auch nicht seyn, das zu thun, was sie öfters so dringend forderten und verlangten. Und eben so wenig kann es dafür gehalten werden, ihre Unvollkommenheiten und Mängel, die sie selbst nicht leugneten, einzusehen und zu verbessern suchen. Selbst bey der Abfassung der augspurgischen Confession konnten sie es unmöglich zur Absicht haben, durch sie eine beständigbleibende, untriegliche Norm und Richtschnur festzusetzen, daß man nicht mehr christliche Wahrheit und Seligkeit suchen sollte, als in ihr eigentlich

lich enthalten wäre. Sie sollte nur ein kurzes, feyerliches Bekenntniß seyn, was sie, ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, sowohl für christliche Wahrheit und Seligkeit, als was sie auch ihr zufolge, derselben für nachtheilig hielten. Ausdrücklich erwähnen sie auch in ihm, daß sie noch viel mehreres hätten sagen und anführen können, solches aber Kürze wegen vermieden hätten, sich jedoch das Recht und die Freyheit dazu mit deutlichen Worten vorbehielten, und sich ihrer auch nach ihrer steigenden Einsicht, und mehrern Gelegenheiten und Hülfsmitteln, ohne Bedenken bedienten. Und das, was ihnen frey stand, und sich desselben auch mit so vielem unerschrockenen Muthe bedienten, sollte nicht auch ihren Nachkommen erlaubt seyn? Sollte nur auf sie einzuschränken seyn? Sollten sie sich nur allein vorbehalten haben? — So hätten sie selbst ihrem vornehmsten Grundsatz zuwider gehandelt, und ihnen das mit der einen Hand wieder geraubt, was sie ihnen mit der andern so mühsam und gefahrvoll errungen hatten! — Dieß kann unmöglich seyn! Darauf kann niemalen ihre Absicht gerichtet gewesen seyn! Sie hätten sich selbst mit den Waffen bekämpft, durch die sie ihre Widerwärtige zu überwältigen und zu demüthigen suchten; und ihnen selbst das Schwerdt wider sich in die Hände gegeben, das sie ihnen doch zu entreißen suchten! So unweise und thöricht waren unsere Reformatoren nicht! Und wer ihnen so etwas beymißt, der schändet sie in der That, durch das, auf das schrecklichste, wodurch er sie am meisten zu ehren, und sie selbst über alle ihre Nachkommen zu erheben glaubt!

Zugleich hatten ſie bey ihm die Abſicht, manche gehäſſigen Beſchuldigungen, Anklagen und Verläumdungen von ſich abzulehnen, die ihnen eben ſo, wie heute zu Tage noch ihren muthvollen Nachfolgern gleichfalls begegnet, zur Ungebühr, aufgebürdet wurden. Da konnten ſie denn manches, deswegen leicht mit einfließen laſſen, daß ſie außerdem würden weggelaſſen haben. Handelten ſie aber dabey nur nach ihrer beſten Einſicht und Vermögen: ſo verſchlug ſolches nichts. Aber deswegen verbindet es ihre Nachfolger nicht, es eben ſo zu halten, und noch eben ſo deswegen zu denken. Was ſie nach den Bedürfniſſen ihrer Zeiten für nöthig hielten, kann in andern Zeiten, und unter andern Umſtänden, in denen ſie nicht mehr ſtattfinden, unnöthig, unnützlich, überflüſſig und wohl gar ſchädlich ſeyn. Und wollten ſich ihre Nachfolger dadurch davon zurückhalten laſſen, es dafür zu erkennen, weil es von ihnen nicht dafür wäre gehalten worden, ſo würde gar nicht der Geiſt in ihnen weben, der ihnen eigen war. Sie wären ſehr ausgeartete Nachkömmlinge von ihnen. Die Bedürfniſſe und Umſtände der Zeiten ändern ſich. Und es iſt wahre chriſtliche und ächt proteſtantiſche Klugheit, ſich mit ſeinem Verhalten nach ihnen zu richten, worinnen man ſelbſt Jeſum und die Apoſtel zu weiſen und glücklichen Vorgängern hat. Es würde daher eine wahre Verlaſſung jenes Hauptſatzes und der vornehmſten Unterſcheidungslehre unſerer Kirche ſeyn, wenn man dieſes nicht zugeben wollte. Und mit deſſen Beyſeiteſetzung würde man dem Verdacht unmöglich entrinnen können, daß ſelbſt weniger chriſtliche Wahrheit und Seligkeit,

jetzt

jetzt in ihr herrsche, als zu den Zeiten unserer ruhmvollen Reformatoren, in ihr anzutreffen war. Und wie nachtheilig würde diese Besorglichkeit für sie seyn, und sie selbst auf das stärkste antreiben müssen, das aus allen Kräften zu thun, was manche ihrer Mitglieder, andern verwehren, und es als etwas höchststräfliches und nachtheiliges ansehen?

Es ist also keinesweges unrecht, sondern vielmehr höchst pflicht- und rechtmäßig, selbst von den in der **augspurgischen Confession**, enthaltenen Aeußerungen, abzugehen, wenn man sie als solche finden sollte, die jenem Hauptgrundsatz unserer Kirche, entweder nicht sattsam entsprächen, oder ihm wohl gar zuwider wären. Ihr eigenes Bestes erforderte es nicht nur, das sonst darüber großen Schaden leiden würde: sondern ihrer vornehmsten Hauptunterscheidungslehre gemäß, muß es auch geschehen. Sie würde ihr sonst nicht in dem Grade gemäß leben, als es eigentlich geschehen könnte, und darüber Gefahr laufen, weniger christliche Wahrheit und Seligkeit zu besitzen, und sich ihrer rühmen zu können, als ihm zufolge wirklich in ihr seyn, und in ihr immer mehr entstehen könnte. Und ob nun solches wirklich der Fall sey, oder nicht, das ist lediglich durch deren Anwendung auf die in der **augspurgischen Confession** enthaltenen Wahrheiten, und deren Prüfung nach ihm, mit beständiger Rücksicht, auf den in unsern Tagen erweislich richtigen Sinn und Verstand der heiligen Schrift, der Geschichte des christlichen Lehrvortrags und der täglichen Erfahrung, auszumachen. Sollte er auch

nicht

nicht der ſeyn, der ſonſt gewöhnlich mit ihr verbunden und ihr wohl ſelbſt in ihr mit beygelegt wurde: ſo verſchlägt ſolches nichts. Iſt er nur erweislich richtig: ſo hat alles andere nichts zu ſagen. Je weiter man in ihm rückt, deſtomehr chriſtliche Wahrheit und Seligkeit kann alsdenn durch die Anwendung jener Hauptunterſcheidungslehre, in unſere Kirche gebracht werden. Und verlangen unſere ſymboliſchen Bücher ſelbſt nur, nach deren erweislich richtigen Sinn und Verſtand, geprüft, verſtanden und erkläret zu werden: ſo kann es nicht nur ohne Bedenken geſchehen; ſondern es iſt auch ſo gar Pflicht für einen jeden, der dazu aufgelegt iſt. Dieß thut aber ſelbſt die Concordienformul, und will ihnen durchaus kein höheres Anſehen zugeſtehen, die doch ſelbſt das Anſehen hat, daß ſie ſich ein mehreres Recht beylegen wollte, oder doch wenigſtens von vielen alſo angeſehen wird, daß ſie die mehrere Anwendung und Befolgung dieſer Hauptunterſcheidungslehre in engere Gränzen einſchränke, und wegen ihrer Bedenken tragen, die Freyheit dazu einem jeden zu bewilligen. Die heilige Schrift iſt ihr alles in allen. Sie erklärt alle ſymboliſche Schriften für nichts weiter, als öffentliche Zeugniſſe, wie deren Verfaſſer ſie eingeſehen, erklärt und verſtanden hätten, ohne der Einſicht anderer in ſie, dadurch Eintrag zu thun.*) Wohlen denn!

Die

*) In dem ihr vorgeſetzten ſummariſchen Begriff, Regel und Richtſchnur, nach welcher alle Lehren geurtheilet, und die eingefallenen Irrthümer, chriſtlich ſollen entſchieden

und

Die augſpurgiſche Confeſſion beſteht eigentlich aus zwey Theilen: aus Artikeln oder Lehrſätzen, von denen ſie

und erklärt werden, heißt es gleich Anfangs, S. 543. der Walchiſchen Ausgabe des chriſtlichen Concordienbuchs: „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß die „einige Regel und Richtſchnur, nach welcher zugleich alle „Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilet werden ſollen, „ſeynd allein, die prophetiſchen und apoſtoliſchen Schrif„ten, altes und neues Teſtaments, wie geſchrieben ſteht: „dein Wort iſt meines Fußes Leuchte, und ein „Licht auf meinem Wege. Pſ. 119. Und S. Paulus: „wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte „anders, der ſoll verflucht ſeyn. Galat. 1."

„Andere Schriften aber der alten oder neuen Lehrer, „wie ſie Nahmen haben, ſollen der heiligen Schrift nicht „gleich gehalten, ſondern allzumal mit einander derſelben „unterworfen, und anders oder weiter nicht angenommen „werden, denn als Zeugen, welchergeſtalt nach der Apoſtel „Zeit und an welchen Orten ſolche Lehre der Propheten „und Apoſtel erhalten worden."

Und auf der folgenden Seite, heißt es gleich wieder: „Solchergeſtalt wird der Unterſchied zwiſchen der heiligen „Schrift altes und neues Teſtaments, und allen andern „Schriften erhalten, und bleibt allein die heilige Schrift „der einige Richter, Regel und Richtſchnur, nach welcher „als dem einigen Probierſtein, ſollen und müſſen alle Leh„ren erkannt und geurtheilet werden, ob ſie gut, oder bös; „recht oder unrecht ſind."

„Die andere Symbola aber und angezogene Schrif„ten, ſind nicht Richter wie die heilige Schrift; ſondern „allein

sie behaupten, daß unter ihnen und denen von der römischen Kirchengemeinschaft kein Zwiespalt wäre, und ihre Widersacher mit ihnen deshalb zufrieden seyn würden: obgleich in ihnen manches mit vorkömmt, das ihnen ausdrücklich entgegengesetzt ist, weswegen sie eben von ihnen in ihrer sogenannten Refutation mit angegriffen wurden, und es deswegen für nöthig achteten, sich in deren Apologie dawider zu vertheidigen, es weiter zu erklären, und zu zeigen, daß es nach ihrer Einsicht in den Verstand und Sinn der heiligen Schrift, wahre seligmachende Religionslehre sey; und aus Artikeln oder Lehrsätzen, von welchen wirklich Zwiespalt unter ihnen war, über die eben das meiste Aufsehen erregt wurde, und man am ungeneigtesten war, sich deswegen mit ihnen zu vereinigen, oder es ihnen zuzugestehen, daß sie deswegen die meiste christliche Wahrheit und Seligkeit besäßen und unverfälscht lehrten. Da ist denn aber aus jenem schon ersichtlich, daß sie die Sache offenbar zu weit trieben, und mehr Uebereinstimmung in manchen Lehren vorgaben, als wirklich unter ihnen stattfand. Und ob sie gleich dabey nach ihrer besten Einsicht und Vermögen handelten, und selbst in dem Sinne behaupten konnten, daß sie mit der römischen Kirche übereinstimmten, in welchem sie dieselben annahmen,

„allein Zeugniß und Erklärung des Glaubens, wie jederzeit „die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirchen „Gottes, von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselbigen widerwärtige Lehre verworfen und „verdammt worden."

nahmen, und ihn selbst in ihr anzeigten: so war es doch nicht allezeit gerade eben derjenige, den diese mit ihnen verband, und wie sie von ihr angenommen wurden.

Es könnte daher leicht seyn, daß sie selbst aus Liebe zur Einigkeit und zum Frieden, nach dem Beyspiel der Apostel, gegen die jüdischgesinnten Christen, um ihre Widersacher desto ehender zu gewinnen, und sie sich geneigt zu machen, ihnen in ihnen mehr nachgegeben hätten, als eigentlich sonst von ihnen würde geschehen seyn. Und ob dieses nicht wirklich von ihnen geschehen sey, mehr als eigentlich ihrem vornehmsten Hauptgrundsatze, und der hauptsächlichsten Unterscheidungslehre zufolge, hätte geschehen können und sollen, und also der Zwiespalt unter ihnen, alsdenn noch größer hätte seyn müssen, wenn sie sie auf mehrere einzelne Fälle gleich glücklich angewendet, und in ihnen mit ähnlicher Vollkommenheit als in andern, wohl gar minder erheblichen, befolgt hätten, als sie ihn selbst abschildern? Das ist eine Frage, deren Untersuchung keinesweges für unnöthig, unnütze, überflüßig, oder wohl gar gefährlich könnte gehalten werden. Das Beste unserer Kirche und ihre dermalige Bedürfnisse erfordern sie augenscheinlich. Ihre göttlichen und menschlichen Privilegia können ihr darüber unmöglich entzogen werden. Sie werden ihr vielmehr dadurch immer mehr zugesichert und bevestigt. Und das folgende wird sie ungemein erleichtern. Dem sey aber wie ihm wolle! Wir wollen sie dafür lieber vor jetzt, nach einigen der vornehmsten Artikel der augspurgischen Confession, über die in unsern Tagen der meiste

meiſte Streit entſtanden iſt, ſogleich ſelbſt anſtellen, und ſehen, wie er, ſelbſt nach der Forderung der Concordienformul, durch genauere und vollſtändigere Anwendung, jener Hauptgrund- und Unterſcheidungslehre, chriſtlich zu entſcheiden und beyzulegen iſt. Und das übrige wird ſich alsdann in dem folgenden fünften Hauptſtücke von ſelbſt geben.

Der erſte Artikel handelt eigentlich von Gott, und gehört alſo in ſo ferne nicht hieher. Doch bekennen ſie ſich auch in ihm zu der Lehre: „daß ein einig göttlich „Weſen, ſey, welches genannt wird und wahrhaftig iſt „Gott, und ſeynd doch drey Perſonen in demſelben einigen göttlichen Weſen, gleich gewaltig: gleich ewig: „Gott Vater: Gott Sohn: Gott heiliger Geiſt: alle „drey ein göttlich Weſen; ewig: ohne Stück: ohne „Ende: unermeßlicher Macht, Weisheit und Güte: „ein Schöpfer und Erhalter aller ſichtbaren und unſichtbaren Dinge.“ Und erklären darauf noch, was ſie durch das Wort Perſon verſtehen: „nicht ein Stück, „nicht eine Eigenſchaft in einem andern, ſondern das „ſelbſt beſtehet.“ Und da gewinnt es denn freylich das Anſehen, daß die Lehre von der Dreyeinigkeit, welches Ausdrucks ſie ſich jedoch nicht einmal bedienen, eine Lehre unſerer Kirche ſey. Aber daraus folgt keinesweges, daß ſie es nothwendig in dem Sinne ſey, wie ſie von jeher in der römiſchen Kirche iſt angenommen, und ihr zufolge auch, nach allen bey ihr gewöhnlichen gelehrten Beſtimmungen, Diſtinktionen und Spitzfündigkeiten, in vielen theologiſchen Compendien und Syſtemen unſerer Kirche, bisher

bisher ist gelehrt und vorgetragen worden. Sie gedenken derselben mit keinem Worte, und geben es also frey, ob man sich ihrer bedienen will oder nicht. Sie tragen in ihr das rein biblisch vor, was sie ihrer Einsicht in den Verstand der heiligen Schrift zufolge, in ihr für wahr halten. Und darüber würden wohl die meisten Protestanten in unsern Tagen noch immer einig seyn und eben so denken, wenn nicht viele in den Vortrag dieser Lehre Dinge mit eingemischt hätten, die sie hier nicht mit zu ihr rechneten, und sie alsdenn für die einige wahre und seligmachende Lehre unserer Kirche ausgäben. Selbst die Socinianer würden geneigter seyn, sie auf die in ihr angegebene Art, anzunehmen, wenn dieses nicht geschehen wäre.

Aller Streit über die Dreyeinigkeitslehre, wie er in unsern Tagen geführt wird, über welchem viele des Socinismus und Naturalismus verdächtig gemacht werden, die sich eben so ausdrücken, wie unsere erste Reformatoren, liegt also eigentlich außer dem Gebiete der augspurgischen Confession, und hat auf sie gar keine Beziehung. Er betrifft bloß die theologischen Floskeln, Theorien und Redensarten, die viele nachher zu den in ihr enthaltenen Bestimmungen, der verketzerten Socinianer wegen, hinzugethan haben, von denen viele in unsern Tagen bey veränderter Einsicht und Denkungsart glauben, daß sie weder in der heiligen Schrift, noch sonst hinlänglichen Grund hätten, nicht einmal symbolisches Ansehen aufweisen könnten, nur Verwirrung anrichteten, menschliches Ansehen in Glaubenssachen einführten,

führten, und einen unerträglichen Gewissenszwang auflegten. Und hat es damit seine Richtigkeit, läßt es sich nach der Schrift und der Geschichte der christlichen Glaubenslehre erweisen: so haben solche recht. Ihre Lehre ist gerade die in der augspurgischen Confession enthaltene, und dem Hauptgrundsatz unserer Kirche gemäß. Sie sind also wahre und ächte Mitglieder unserer Kirche. Nicht aber die andern, die sie deswegen nicht dafür erkennen wollen. Und stände gar zu erweisen, daß selbst die Socinianer die Lehre von der Dreyeinigkeit auf die einfache biblische Art annähmen, wie sie in ihr vorgetragen wird, wenn sie auch gleich Bedenken trügen, sich dieses unschriftmäßigen und Nebenideen erweckenden Worts zu bedienen, wie es auch in ihr nicht geschieht: so könnten und müßten sie, in dieser Lehre wenigstens, für rechte ächte, lautere und unverfälschte Mitglieder unserer Kirche erkannt und gehalten werden.

Zwar bedienen sie sich auch bey der Gelegenheit des Worts Person, und erklären sich, wie sie es verstehen. Da könnte es aber leicht seyn, daß sie solches nur aus Nachgiebigkeit gegen die römische Kirche gethan hätten, gewisse Misdeutungen zu verhüten, die Mißhelligkeiten zwischen ihr und ihnen, nicht noch mehr zu vermehren, und sich ihrer Uebereinstimmung mit ihr desto getroster rühmen zu können; sie also auch in der Absicht wenigstens, jenen Hauptgrundsatz nicht genau genug befolgt, und auf die Weise noch eine menschliche Bestimmung angenommen und für nöthig gehalten hätten. Und ihre Berufung auf den Beschluß des Concilii Nicäni in dieser

Lehre,

lehre, und wie die Väter dieß Wort gebraucht haben, macht das letztere mehr als wahrscheinlich. Aber daraus folgt nicht, daß man es nun deswegen unveränderlich annehmen und gebrauchen müßte. Wird es durch eine genauere und ausgebreitetere Befolgung jenes Hauptsatzes, als unnöthig, verwerflich und tadelhaft befunden: so kann es gänzlich verworfen werden. Und da behauptet schon Zanchius:*) „es sey nicht nöthig, daß ein „jeder Christ von drey Personen sich eine Vorstellung „machen müsse, er glaube als Christ an Gott Vater, „Sohn und heiligen Geist, und habe jenen Terminus „nicht nöthig". Verführte dieser Ausdruck, zumal so bald man ihn erklären will, entweder zum Tritheismus, oder zum Sabellianismus, wie schon verschiedene andere Gottesgelehrte unserer Kirche ausdrücklich bezeugt haben**) so kann und darf er um so weniger gebraucht

 werden,

*) In Epitome credendorum. Siehe deswegen die Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen auf 1777. S. 245.

**) Mosheim, J. C. in den *elementis theologiae dogmaticae*, der ersten Ausgabe, Nürnberg, 1758. wo er sagt: S. 283. Sapientissime illi faciunt, qui a definiendis vocabulis *personae*, *essentiae*, *consubstantialis* abstinent. Statim enim illi, qui haec vocabula definiri volunt, vel Sabellianismi vel Tritheismi accusari possunt. Nemo nostrum plenam notionem horum vocabulorum habet; si enim hanc haberemus, profecto nulla esset obscuritas in hoc dogmate, nullum mysterium. Und gleich wieder S. 284. sagt er! Brevibus: qui-

werden, wenn man nicht ſelbſt jenem Grundſatz zuwider handeln, und wohl gar von der augſpurgiſchen Confeſſion abweichen will. Verwirft ſie den Dyotheiſmus der Manichäer, ſo gilt dieſes eben ſo wohl von den Tritheiſmus, als ſie auch ein gleiches mit dem Sabellianiſmus thut. Am beſten iſt es, ſich deſſelben gar nicht zu gebrauchen.

Wollte

quicunque determinationes methaphyſicas ad dogma de trinitate applicant, illi in difficultates ſeſe immittunt inſuperabiles, quae vel ad Tritheiſmum, vel ad Sabellianismum deflectunt. Quamobrem qui ſapit, is haec vocabula, *eſſentia*, *perſona*, *conſubſtantialis* non definiet et omnes determinationes methaphyſicas ſeponet. Nulla adhuc definitio deprehenſa eſt, quae non vel Tritheiſmi vel Sabellianiſmi accuſari poterit. Ego in me recipio, me ſemper hoc alicui oſtenſurum eſſe. Si haec vocabula in divinis libris legerentur, opera nobis eſſet danda, ut ſenſum eorum perſcrutaremur. Und S. 237. f. ſpricht er ſchon wieder: Noſtri Theologi perſonas divinas dicunt plerumque ſubſtantias: at Reformati omnes fere tres modos eſſe perhibent: Ex utraque explicatione adverſarii periculoſa trahunt confeſtaria. Hinc noſtri tidologi diſtinguunt inter ſubſtantias abſolutas et relativas. Nempe ſubſtantiae relativae vocabulum, cujus definitionem dare non poſſumus, ideo invenerunt, ne Tritheiſtae vocaremur. Pari modo Reformati diſtinctione uſi ſunt, et modos ſuos non ideales ſed ſubſtantiales et reales dicunt, ne Sabelliani exiſtimarentur. Sed reſpondent adverſarii, quid quaeſo eſt modus realis? Eſt in hac notione, dicunt, contradictio. Ex his concludimus, ſa-

pien-

Wollte man ſich auch an deſſen ſtatt der Redensarten bedienen, daß in Gott dabey verſchiedene Subjecte wären, wie einige neuere zu thun verſucht haben: ſo würde zwar der Name, aber nicht die Sache verändert. Und die Schwierigkeiten bleiben immer ein und eben dieſelben. Am beſten iſt es, bloß bey den Worten der Schrift ſtehen zu bleiben, wie auch gröſtentheils in der augſpurgiſchen Confeſſion geſchieht, in der nur die verſchiedenen Prädicate der Gottheit, die in der heiligen Schrift vom Vater, vom Sohne und vom heiligen Geiſte, einzeln vorkommen, gewiſſermaaßen geſammlet, und auf alle drey, auf gleiche Art angewendet werden. Man nehme Perſonen, oder verſchiedene Subjecte in der einigen Gottheit an: ſo wird die Gottheit allezeit zerſtückelt. Und das iſt ſelbſt wider ſie, dem ſie durch das: ohne Stück, und daß die Perſonen nicht ein Stück wären, vorzubeugen ſucht.

pientiſſime facere, qui ab omni definitione perſonae abſtinent, et hanc diſputationem ſeponunt. Zwar meynt er: Poſſumus vocabulum perſonae retinere, ut ſignificemus, tres perſonas in trinitate ita vere eſſe diſtinctas, ut tres homines certo modo diſtincti ſunt, at non definire illud. Aber wozu dieſes nöthig ſey, iſt warlich nicht einzuſehen. So bald man ſich deſſen bedient: ſo entſteht auch die Frage, was unter ihm zu verſtehen ſey. Und wo ſteht in der Schrift, daß unter den dreyen in Gott ſo ein Unterſchied ſey, wie unter drey Menſchen? Mehr Dey, fall verdient, womit er ſchließt. Prudentius eſt libere profiteri, nos neſcire modum differentiae.

Selbſt über die Art und Weiſe, wie der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt eigentlich Gott iſt, worauf ſich ihr gemeinſamer Antheil an der einigen wahren und unzertrennlichen Gottheit gründet, woraus er müſſe bewieſen und hergeleitet werden, erklärt ſie ſich nicht genauer und beſtimmter. Dieß überläßt ſie einem jeden, wie er es ſich nach ſeiner Einſicht in den Verſtand der heiligen Schrift denken, und es damit halten will. Sie verſtattet alſo nicht nur Verſchiedenheit der Einſichten und Meynungen: ſondern ſo bald man auch weiter gehen und mehr beſtimmen will, als der heiligen Schrift zufolge in ihr geſchehen iſt: ſo iſt ſie unvermeidlich, und wird durch ſie eben ſo wenig, als durch die Apologie der augſpurgiſchen Confeſſion und die ſchmalkaldiſchen Artikel verhütet. In jener wird es größtentheils faſt mit eben denſelben Worten wiederholt, die in ihr enthalten ſind. Und in dieſen wird es faſt noch ſimpeler und einfacher ausgedrückt. „Daß Vater, Sohn „und heiliger Geiſt, in einem göttlichen Weſen und Na„tur, drey unterſchiedliche Perſonen, ein einiger Gott „iſt, der Himmel und Erde geſchaffen hat," heißt es gleich im erſten Theil, im erſten Artikel. Wer jenes daher unternimmt, und andere wohl gar nöthigen will, es eben ſo zu halten, als es von ihm geſchieht, handelt daher wider jenen Hauptgrundſatz unſerer Kirche, führt menſchliches Anſehen in Glaubensſachen ein, und maaßt ſich mehr Autorität an, als ſich ſelbſt unſere Reformatoren zueigneten. Ihrer Einſicht in den Verſtand der Schrift zufolge war es genug zu ſagen und zu gläuben: daß Vater Sohn und Geiſt wahrer Gott ſeyn. Wer

dieß annahme, mit dem waren sie zufrieden, und hielten ihn für ein Mitglied ihrer Kirche.

So sagen sie z. E. in der augspurgischen Confession, nicht ein Wort, von der so genannten Zeugung des Sohns Gottes, und von dem Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohn. Diese bestimmte Art der Vorstellungen, und daß diesen beyden um deswillen die einige wahre Gottheit zukomme, ist nicht in ihr enthalten. Sie überlassen es vielmehr der Einsicht eines jeden, wie er sich diese Redensarten der Schrift erklären, und was er ihnen für einen Verstand beylegen wolle. Und hätten sie auch aus ihnen außerdem so etwas hergeleitet, so hielten sie es doch nur für eine ihrer Privateinsichten in deren Verstand, trugen daher Bedenken, sie in ein feyerliches Bekenntniß im Namen der ganzen Kirche einzurücken, und suchten sie niemand aufzudringen. Und ob sie dessen zwar in den schmalkadischen Artikeln, im ersten Theil unter 2. ausdrücklich gedenken, in dem sie da sagen: „daß der Vater von niemand; der Sohn vom „Vater gebohren: der heilige Geist vom Vater und Sohn „ausgehend:“ so drücken sie sich doch da wieder so allgemein aus, daß die Verschiedenheit der Meynungen darüber, dadurch nicht schlechterdings aufgehoben würde. Sie kann vielmehr in aller Absicht damit bestehen. Sie sagen nichts davon, daß sich die Gottheit des Sohnes Gottes auf seine Geburt vom Vater, und die Gottheit des heiligen Geistes auf sein Ausgehen vom Vater und Sohn gründe. Dieß ist späterer Zusatz der theologischen Compendien und Systemen, die doch unmöglich unsere

ſymboliſche Bücher ſind. Wollte man ſie auch als deren Erklärungen anſehen: ſo hat doch jeder mit deren Verfaſſern einerley Recht dazu. Sie ſagen nicht einmal, worinnen die Geburt des Sohns vom Vater, und das Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Vater und Sohn beſtehe. Deſſen Beſtimmung überlaſſen ſie gleichfalls einem jeden. Nicht einmal der Ausdruck von der ewigen Zeugung iſt ihnen eigen. Und die Geburt des Sohns vom Vater, von der ſie hier reden, kann eben ſo wohl auf ſeine Geburt von der Maria, von der ſie außerdem deutlich genug reden, gezogen werden, als auf jene; je nachdem man ſich den Begriff von dem Namen Sohn Gottes bildet.

Eben ſo wenig ſuchen ſie die Vorſtellungen von dem Sohne Gottes ſelbſt einzuſchränken. Sie beſtimmen nicht, daß ihm dieſer Name einer ewigen Zeugung wegen zukomme, und man ſich unter ihm alſo eine ſolche göttliche Perſon vorzuſtellen habe, die gleichſam vom Vater ihren Urſprung genommen, und durch ihn ihre Wirklichkeit habe. Dieß ſtünde ſelbſt mit einer ewigen Zeugung im Widerſpruche, man möchte ſie ſich auch noch ſo abſtract, rein und geiſtig denken. Und eine ewige Zeugung, welcher Unſinn liegt darinnen? Gezeugt werden, ſetzt wirklich werden, und beydes zuſammen genommen eine Zeit voraus, in der man nicht geweſen. Und doch auch gleiche Ewigkeit mit dem Vater! Daß es ein Geheimniß ſey, entſchuldigt nicht. Auch bey Geheimniſſen müſſen denkbare Begriffe zum Grunde liegen, wenn ſie auch nicht ganz können erforſchet werden,

den. Auch davon bestimmen sie nichts, ob der Name Sohn Gottes ihm seiner Gottheit wegen zukomme, oder ein Prädicat, der mit der Gottheit vereinigten Menschheit in Jesu und also nur ein Amtsname von ihm sey. Zwar könnte ihre Aeußerung im dritten Artikel: „daß „Gott der Sohn sey Mensch worden" oder wie es im lateinischen, noch mehr dahin neigend, heißt: quod verbum, hoc est filius Dei, assumserit humanam naturam, dahin gezogen werden. Und aus dem letztern besonders wird höchstwahrscheinlich, daß sie dahin mit gerichtet gewesen. Wäre es aber auch; so hätte es dem ohnerachtet nichts zu sagen. Sie hätten dieses ihrer damaligen Einsicht in den Verstand der Schrift zufolge für wahr gehalten. Wie er aber stiege, und es nicht mehr für eine richtig erwiesene Schriftwahrheit könnte gehalten werden, müßte es jenem Hauptgrundsatz zufolge auch nicht mehr dafür erkannt werden. Ihr Ansehen kann wider dessen klaren Inhalt nichts ausrichten, und der Auslegung der heiligen Schrift keine Grenzen setzen. Bleibt mir die Wahrheit, daß der Sohn Gottes, wahrer Gott ist, auf der sie vornemlich bestehen, veste stehen: so hat solches nichts zu bedeuten. Und die bleibt allezeit nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Schrift hinlänglich gewiß, und kann selbst alsdenn noch nachdrücklicher und deutlicher erhärtet werden.

Das nemliche gilt auch von dem heiligen Geiste, und den verschiedenen Meynungen über ihn, wie dem bisherigen zufolge, ein jeder leicht selbst einsehen kann, ohne daß er nöthig hätte, durch mich noch besonders darauf

hingewieſen zu werden. Alle Vorſtellungen, die ſie von dem Sohne und Geiſte ausſchließen, ſind die: „Wort „bedeute leiblich Wort, oder Stimme und der hei„lige Geiſt ſey erſchaffene Regung in den Creaturen.“ Aber auf die wird ein guter Schriftverſtändiger unter den Proteſtanten nicht leicht fallen. Und ſollten ſie auf dieſe oder jene Art, höchſtens nur bey dem letzten möglich ſeyn, wären ſie nur in der heiligen Schrift gegründet: ſo verſchlüge es nichts, ſie möchten ſie angenommen oder verworfen haben. Chriſtliche Wahrheit entſteht nicht daraus, daß ſie dieſes oder jenes gethan haben; ſondern das iſt dafür zu halten, was in der heiligen Schrift hinreichenden Grund hat. Die allgemeine Wahrheit unſerer Kirche in dieſem Stücke iſt die: der Vater, der Sohn, der heilige Geiſt, iſt wahrer Gott.*) Wer die an-

*) Das allgemeine dieſer Wahrheit, das unſere Kirche nur überhaupt annimmt, hat Herr D. Döderlein in Altdorf, in ſeiner Inſtitutione theologi chriſtiani, §. 100. ziemlich gut zuſammen gefaßt, wenn er ſich alſo ausdrückt: naturam ac majeſtatem divinam tribus ita eſſe communem, ut indiviſa ſocietate et pari dignitate ornati in unam ſubſtantiam divinam coëant et Dei unius nomine jungantur. Hanc doctrinam *Trinitatis myſterium* dicimus. Und wenn es nun darauf ankömmt zu beſtimmen, wie die einige göttliche Subſtanz, allen dreyen gemein ſey, ſo erklärt er ſich darüber, in der beygefügten Obſervation folgendermaaßen: Trinitatis fides, ſi rem curatius diſcutiamus, ad tria capita recurrit: *primum* exiſtere *unam* tantum *ſubſtantiam* divinam, vel Deum: *alterum*: *tres ſubſiſtere* in hac

nimmt, der iſt ein wahrer ächter Lutheraner, wenn er auch außerdem nach ſeiner verſchiedenen Einſicht in den Verſtand der heiligen Schrift noch ſo verſchieden dächte, und ſelbſt in manchen Stücken von der Meynung unſerer erſten Reformatoren abgienge. Der beſitzt kirchliche Wahrheit.

Ob aber auch Wahrheit zur Seligkeit? Deſſen Beurtheilung hängt vornemlich von ihrem Einfluſſe in an-

hac una individuaque ſubſtantia, atque, quod *tertium* eſt, communem inter ſe habere naturam infinitam. Wenn nun aber da beſonders wegen des zweyten Puncts die Frage entſteht: ob denn nun dieſe drey Subſiſtenzen in der einigen ungetheilten göttlichen Subſtanz wirklich von einander unterſchieden ſind, oder nur nach menſchlicher Vorſtellungsart ſo müſſen als verſchieden gedacht werden? und wenn jenes; ob ſie durch innere, ihr Weſen ſelbſt betreffende, oder nur durch äuſſerliche, auf die von Gott geſchaffene Welt, ſich beziehende Verhältniſſe, von einander unterſchieden ſind? ſo iſt es nicht nur ſchwer einzuſehen, wie jenes, wenn ihnen doch, wie es nicht anders möglich iſt, die einige, wahre und höchſte Gottheit, auf einerley Art und Weiſe zukommen ſoll, ſtattfinden könne, ſondern es iſt mir auch daher wo nicht vollkommen gewiß, doch wenigſtens überwiegend wahrſcheinlich, daß alle Verſchiedenheit unter ihnen, nur in dieſe zu ſetzen ſey, und daher eine ſolche unter ihnen, nur nach menſchlicher Vorſtellungsart denkbar ſey, ohne daß ſie ſich auf das göttliche Weſen ſelbſt erſtrecke, das ohnedieß keiner Verän-

derung

andere, zu ihr ausschlagende und hinführende Lehren, ab, und kann also hier eigentlich noch nicht erwartet werden. Daß sie unsere Reformatoren für eine solche gehalten haben, ist daraus höchst wahrscheinlich, daß sie auf ihr so sehr

derung fähig ist. Und nimmt man vollends an, wie viele thun, daß in dem Namen Sohn Gottes noch eine höhere Idee liege, als daß es nur ein bloßer Amtsname sey: so glaube ich, daß nach meiner Einsicht in den Verstand der heiligen Schrift, in dieser Lehre alles darauf hinausläuft, daß Gott, in so fern er die Welt, und also auch die Menschheit Jesu Christi erschaffen, der Vater, in so ferne er mit Jesu zur Vollführung seines Erlösungswerks vereinigt war, der Sohn, und in so ferne er den Menschen außerordentliche Geistes- und ordentliche Heiligungsgaben ertheilt, der heilige Geist genennt werde. So ist die Gottheit allen dreyen auf einerley Art eigen, wird nicht zertheilt und zerstückt, kommt jedem ganz zu, und ist selbst alsdenn einzusehen, wie allen dreyen auch diese göttliche Werke gemeinschaftlich zukommen. Die ganze Lehre von der Dreyeinigkeit löset sich also nur in drey Actus oder merkwürdige Handlungen der einigen Gottheit auf. Und so verschwinden alle Schwierigkeiten, die bey einer jeden andern Vorstellungsart jederzeit übrig bleiben. Und darinn stimmt der selige D. Gruner in seinen Institutionibus theologiae dogmaticae, mit mir auf das vollkommenste überein. Siehe auch, was ich deswegen schon in meiner kurzen Erklärung auf den vermeyntlichen Beweis eines Ungenannten. S. 155. f. mit wenigem gesagt habe.

ſehr verſtanden, ſie zum Grunde aller übrigen chriſtlichen Lehren gelegt, und ſich ſelbſt in der Apologie der augſpurgiſchen Confeſſion dahin erklärt haben: „Darum „ſchließen wir frey, daß alle diejenigen abgöttiſch, Got„teslästerer und außerhalb der Kirche Chriſti ſeyn, die da „anders halten oder lehren;*)“ ob ſie gleich dabey wohl in ihrem frommen Eifer für die chriſtliche Wahrheit ein wenig zu gegangen ſind, und diejenigen wohl gar darinnen ihre Verdammung mit zu finden haben, die zu dieſer Lehre mehr rechnen, und in ihr mehr veſtſetzen und beſtimmen wollen, als von ihnen geſchehen iſt. Wenn Lumnius obangeführtermaaßen behauptet; es ſey nicht nöthig, daß ein jeder Chriſt von drey Perſonen ſich eine Vorſtellung machen müſſe: ſo hat er wenigſtens die beſtimmte Vorſtellung von ihr, nicht dazu für nöthig gehalten. Und Melanchthon hat ſich ihm wegen ihrer überhaupt, ſehr zuſtimmig erklärt.**) Findet ſichs gar

*) S. 70. der Walchiſchen Ausgabe des chriſtlichen Concordienbuchs.

**) Siehe deswegen die bereits von Spaldingen, über die Nutzbarkeit des Predigtamts. S. 130. f. aus Herrmann von der Hardts Hiſtoria litteraria Reformationis Part. IV. p. 31. mitgetheilte Stelle, aus der erſten Ausgabe der locorum communium des Melanchthons. Denen zum Beſten, die eins oder das andere dieſer beyden Bücher, nicht gleich bey der Hand haben, will ich ſie lieber gleich ſelbſt noch abſchreiben. Non eſt cur multum operae ponamus in locis illis ſupremis de Deo, de unitate,

gar, wie mir und vielen andern, dergleichen Fälle ſchon häufig genug aufgeſtoßen ſind, daß viele gemeine Chriſten, die mit den künſtlichen Beſtimmungen der gelehrten Theologie völlig unbekannt ſind, ſich unter den drey göttlichen Perſonen, drey Götter denken: ſo wird durch dieſe Beſtimmung derſelben, ein kirchlicher Irrthum erzeugt, der, wenn ſie zur Beförderung der kirchlichen Seligkeit dienlich wäre, derſelben leicht nachtheilig werden, und ſie vermindern könnte.

In Anſehung der Gottheit des heiligen Geiſtes, kann ich jedoch, da ſich in dem folgenden nicht leicht wieder

unitate, de trinitate Dei, de myſterio creationis, de modo incarnationis. — Jam ſi libeat ingenioſo mihi eſſe *in re non neceſſaria*, facile queam evertere, quaecunque pro fidei dogmatis argumenta produxerunt, et in his quam multa rectius pro haereſibus quibusdam facere videntur, quam pro catholicis dogmatis. Reliquos vero locos, peccati vim, legem, gratiam, qui ignorarit, non video, quomodo Chriſtianum vocem. Nam *ex his proprie Chriſtus cognoſcitur*. Siquidem *hoc eſt, Chriſtum cognoſcere*; non quod iſti docent, ejus naturas, modos incarnationis contueri. Ni ſcias in quem uſum carnem induerit et cruci adfixus ſit Chriſtus: quid proderit ejus hiſtoriam noviſſe? An vero medico ſatis eſt, noviſſe herbarum figuras, colores, lineamenta. Vim ſcire nativam nihil refert! Ita Chriſtum qui nobis remedii, et ut ſcripturae verbo utar, ſalutaris vice donatus eſt, oportet alio quodam modo cognoſcamus, quam exhibent ſcholaſtici. *Haec demum chriſtiana cognitio eſt*, ſcire,

wieder Gelegenheit dazu finden wird, hier nicht unbemerkt laſſen, daß ſie auf unſere kirchliche Seligkeit mit von ſtarkem Einfluſſe iſt. Den eigenen Ausſprüchen der heiligen Schrift zufolge, haben nicht nur die heiligen Männer Gottes, deren Reden in den altteſtamentlichen Schriften aufgezeichnet ſtehen, geredet, getrieben durch den heiligen Geiſt, ſondern Jeſus hat auch ſeinen Apoſteln verheißen, ihnen den heiligen Geiſt mitzutheilen, der ſie bey Führung ihres apoſtoliſchen Berufs, in alle Wahrheit leiten ſollte. Iſt er nun wahrer Gott, ſo rührt alſo auch die heilige Schrift von ihm her, und iſt wirklich als eine göttliche Belehrung zur Seligkeit anzuſehen, auf die man ſich mit aller möglichen Zuverläſſigkeit

ſcire, quid lex poſcat, unde faciendae legis vim, unde peccati gratiam petas, quomodo labeſcentem animum adverſus daemonem, carnem et mundum erigas, quomodo afflictam conſcientiam conſoleris. Scilicet iſta docent Scholaſtici? *Paulus* in epiſtola, quam Romanis dicavit, cum doctrinae chriſtianae compendium conſcriberet, num de myſteriis trinitatis, de modo incarnationis, de creatione activa et creatione paſſiva philoſophabatur? At quid agit? Certe de lege, peccato, gratia, *e quibus locis ſolis Chriſti cognitio pendet.* Dergleichen Stellen ſind merkwürdig, und können nicht oft genug angeführet werden. Sie entdecken die wahre Geſinnungen unſerer erſten Reformatoren, die Grundſätze, nach denen ſie ſich bey der Verfertigung der augſpurgiſchen Confeſſion gerichtet, und wie ganz verſchieden die öfters denken, die ihre treueſten Nachfolger zu ſeyn glauben.

keit verlaſſen kann, man mag ſich auch von der Art, wie ſie eigentlich von ihm herkomme, noch ſo verſchiedene Vorſtellungen machen. Und wird ſie nun ſelbſt deswegen von unſerer Kirche, als die einige und vornehmſte Erkenntnißquelle aller chriſtlichen Wahrheit zur Seligkeit angenommen: ſo hat alles das, was in ihr, ihrem erweislich richtigen Sinn und Inhalt gemäß gelehrt wird, göttliches Anſehen für ſich. Es verſchafft uns alſo nicht nur alle mögliche Gewißheit, daß alles das, was wir aus ihr annehmen, wirkliche Wahrheit zur Seligkeit ſey, die denen ganz oder doch wenigſtens zum Theil mangeln muß, die ſie nicht gleichfalls dafür erkennen, oder ihr andere unſichere Quellen der chriſtlichen Erkenntniß beyfügen; ſondern daß wir ihrer auch, bey deren treuen Anwendung und Befolgung, unausbleiblich werden theilhaftig werden. Durch ſie kommt alſo wirklich mehr chriſtliche Seligkeit in unſere Kirche, oder kann doch in ihr ehender erreicht werden, als ohne deren Annehmung geſchehen könnte und möglich wäre. Und je weniger wir ihr nun menſchliche Beſtimmungen, als nöthig zur Seligkeit, an die Seite ſetzen, deſto ehender können wir uns ihrer mit Gewißheit getröſten; die dagegen ſo viel abnehmen muß, je mehr wir uns noch außer und neben ihr an dergleichen halten. Doch gilt auch dieſes nur von ſeiner Göttlichkeit, nach allen Bedeutungen, die das Wort Geiſt, in der heiligen Schrift hat; ohne daß man eben nöthig hätte, ihn deswegen als eine beſondere Perſon in der Gottheit zu denken.

Der andere Artikel handelt von der Erbſünde. Von ihr wird auch in unſern Tagen viel geredet, geſchrieben

und

und gestritten. Er gehört also vorzüglich hieher. Bey dem ersten Anblick, und wenn man ihn so nimmt, wie er öfters von vielen gedeutet, erkläret und angenommen wird, die Dinge in ihn hineintragen, die nimmermehr in ihm liegen, scheint er sehr widersinnig zu lauten, sich nicht auf genugsame Kenntniß der menschlichen Natur zu stützen, und den sogenannten Neuern gar nicht günstig zu seyn. Wie? in Sünden empfangen und geboren seyn? Von Mutterleibe an voller bösen Lust und Neigung seyn? Was soll das heißen? Ist es möglich? Gott anständig? der Erfahrung gemäß? Vergißt man aber die übertriebenen Anwendungen, die von diesen zum Theil biblischen Redensarten gemacht werden, und dringt in ihren wahren Sinn und Verstand ein: so findet es sich ganz anders. „Weiter heißt es: wird bey uns gelehrt, „daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich gebohren werden, in Sünden empfangen und gebohren werden.“ Und was nun dieses letztere heiße, das setzen sie gleich hinzu. „Das ist, sprechen sie: von Mutterleibe an, voller bösen Lust und Neigung sind, und keine „wahre Gottesfurcht; keinen wahren Glauben an Gott, „von Natur haben können.“ Und was wird nun damit anders gesagt, als was vollkommen wahr und richtig gegründet, und der Erfahrung aller Zeiten und Gegenden gemäß ist.

Von Mutterleibe, das ist, von seiner Geburt an, also nicht gleich von seiner Empfängniß her, ist jeder natürlicher Weise gebohrne Mensch, voller bösen Lust und Neigung. Und das ist wahr. Bey jedem Kinde, so

bald es nur anfängt, ſich ſeiner bewußt zu werden, regen ſich unordentliche und böſe Lüſte und Neigungen. Aber deswegen iſt es nicht aller böſen Lüſte und Begierden voll. Es iſt nur voller böſen Luſt und Neigung. Bey jeder Gelegenheit legt ſie ſich zu Tage. Und je größer es wird, deſto mehr nimmt ſie zu. Sie vermehrt ſich ſelbſt der Zahl, oder mancherley Richtung nach, auf verſchiedene Gegenſtände. Noch weniger folgt aber daraus, daß nun an ihm lauter Böſes, und gar nichts Gutes anzutreffen ſey. Wie iſt jenes möglich? Ein neugebohrnes, und auch ſchon etwas erwachſenes Kind, kann unmöglich gleich alles Böſe wollen und thun. Insgemein iſt ſeine Luſt und Neigung, nur auf einzelne und wenige Gegenſtände gerichtet. Mit der Zeit vermehren ſie ſich und ſie nimmt dabey mit zu. Von erwachſenen Menſchen, die ihrer böſen Luſt und Neigung nicht Einhalt zu thun ſuchen, oder bey denen ſie nicht durch andere gebrochen wird, kann es ehender geſagt werden, daß ſie voller böſen Lüſte, Neigungen und Begierden ſind. Und je mehr ſie ihnen den Zügel ſchießen laſſen, deſto mehr gilt es von ihnen. Doch erſtrecken ſie ſich auch insgemein nicht auf alle Gegenſtände, gegen die böſe Lüſte und Neigungen möglich ſind, und können ſich nicht auf ſie erſtrecken; da eine Art derſelben öfters der andern gerade entgegenſteht. Eben ſo wie bey Kindern, ſind ſie nicht nur öfters, ſondern faſt allezeit, auf einzelne, aber mehrere mit einander verwandte Gegenſtände gerichtet, wie es die Miſchung der Säfte ihres Körpers, oder ihr Temperament mit ſich bringt, woraus mit der Zeit, wenn es nicht gehörig gemäßigt, in Ordnung gebracht, und ihm

eine

eine beſſere Richtung ertheilt wird, die ſogenannten Temperaments- Schooß- und Lieblingsſünden eines jeden entſtehen, die daher viele, da zumal die Menſchen durch ſie zu allerley, einander öfters gar entgegenſtehenden Sünden, Laſtern und Unordnungen verführt werden, für die eigentliche Erbſünde, das malum hereditarium, das ſie ſelbſt mit von ihren Eltern erhalten haben, und auf ſie von ihnen mit fortgeerbt iſt, angeſehen haben.

Eben ſo wenig iſt es aber auch möglich, daß gleich von ſeiner Geburt an, gar nichts Gutes an ihm ſeyn könnte. Daß es iſt, iſt doch ſchon etwas Gutes. Und ſelbſt die böſe Luſt und Neigung, die ſich vom Anfange an in ihm regt, und bey aller Gelegenheit öfters ſehr lebhaft ausbricht, verdient gewiſſermaaßen dieſen Namen mit, da ſie ihm den Weg zum Guten bahnt, ihm ſelbſt deſſen Betretung angelegentlich macht, ihn witzigt, ſich ſelbſt öfters begränzt und einſchränkt, und noch auf andere Art den Genuß allerley Gutes befördert und möglich macht. Kann ſelbſt von einem erwachſenen Menſchen, in dem alle böſe Lüſte und Begierden herrſchen, ſo viel deren nur bey und neben einander beſtehen können, und der ihnen ungehindert den Zügel ſchießen läßt; kann ſelbſt von dem ärgſten Böſewicht nicht geſagt werden, daß an ihm gar nichts Gutes anzutreffen ſey: ſo kann ſo etwas noch weniger von Kindern geſagt werden, bey denen ſich die böſe Luſt und Neigung allezeit im geringerm Maaße findet.

Freylich iſt das Gute bey ihnen, das ſie neben der böſen Luſt und Neigung an ſich haben, noch nicht in der

That vorhanden. Es beſteht bloß in der Anlage zu ihm; in der Möglichkeit gut zu werden, die böſe Luſt und Neigung zu überwinden, und ſich ihrer ſelbſt zu einem Mittel zum Guten zu bedienen. Wirkliche gute Handlungen, Ausübung des Guten, kann ihnen freylich nicht gleich zukommen. Die entſtehen alsdenn erſt wenn jenes geſchieht, und in wie ferne es geſchieht. Die Anlage zum Guten, die Möglichkeit gut zu werden, iſt bey dem Kinde ſo gut da, als wie die Anlage zum Böſen, die Möglichkeit böſe zu werden, und zeigt ſich öfters neben dieſer eben ſo ſtark. Nur kommt es darauf an, wie ſie entwickelt, entfaltet, in Uebung verwandelt und geſtärkt wird. Und je mehr dieſes geſchieht, deſto ſichtbarer zeigt ſie ſich, deſto ſtärker wird das Gute, und gewinnet endlich wohl gar, über die böſe Luſt und Neigung die Oberhand. Geſchieht ſolches nicht: ſo verliegt ſie ſich, roſtet ein. So werden die Merkmaale von ihr immer unſichtbarer. Und erlangt nun gar die böſe Luſt und Neigung über ſie die Oberhand, wird ſie nicht durch jene Bemühungen gezähmt, gedämpft, überwältigt, beſiegt: ſo findet ſich an einem Menſchen, je nachdem dieſes nicht geſchieht, von ihm und andern vernachläßigt und verſäumt wird, immer weniger Gutes, und immer mehr Böſes. Er wird alsdenn ſehr verderbt und böſe, öfters ſo ſtark, daß man an ſeiner Zurechtbringung und Beſſerung wohl gar verzweifelt. Und enthielten nicht manche böſe Lüſte, Neigungen und Begierden, ihre Einſchränkung in ſich ſelbſt, und hätten nicht andere öfters ähnlichen Einfluß auf ſie: ſo würden manche ſo in die Irre gerathene Menſchen noch weit ſchlimmer, böſer und gefährlicher ſeyn, als ſie

es bey dem vielen Böſen, das ſie an ſich haben, wirklich ſind; da ſelbſt durch ſie öfters manches Gute noch in ſie gebracht und ſie zu ihm angetrieben werden, wenn es ſich gleich unter der Menge des Böſen faſt völlig zu verlieren und unſichtbar zu werden ſcheint. Kein Menſch iſt ſo im Grunde verderbt, daß ſich gar nichts Gutes mehr an ihm finden ſollte.

An allen Menſchen findet ſich alſo von Natur und von ihrer Kindheit an, die Anlage gut oder böſe zu werden. Und ob er dieſes oder jenes werde, das kommt darauf an, ob jene angebaut und geübt, oder er aber dieſer überlaſſen wird, und ſie über jene endlich die Oberhand gewinnt. Und darinnen ſind alle kleine Kinder, ihrem Urvater **Adam** durchaus gleich. Er hatte auch die Anlage an ſich, gut oder böſe zu werden, je nachdem er ſich an dieſes oder jenes halten, und ſolches alsdenn den Ausſchlag über ihm geben würde. Und was jenen ihre Eltern und Lehrer ſind, die ihre Anlage zum Guten enthüllen, in Thätigkeit ſetzen, in Handlungen und Fertigkeiten verwandeln ſollen, das that Gott bey ihm, durch ſeine unmittelbaren Belehrungen und Anweiſungen. Und hätte er auf ſie geachtet und ſie befolgt, ſo hätte er gut bleiben, ſeyn und werden können, ſo wie er böſe wurde, da er ſolches unterließ, wie ſich ſolches mit Kindern, noch bis auf den heutigen Tag, eben alſo verhält. Nur darinnen ſtehen ſie ihm nach, und behauptete er den Vorzug vor ihnen, daß in ihm noch gar keine böſe Luſt und Neigung war, dahingegen ſie ſich in ihnen gleich von ihrer Geburt an befindet; daß ſich alſo in ihm keine in-

nerliche Reizung zum Böſen fand, die mit ihnen gleichſam gebohren wird; daß er gleich den völligen Gebrauch ſeiner Vernunft hatte, und ſie nur anwenden durfte, ſie aber ſolche erſt durch Uebung, Fleiß und Erfahrung, ſelbſt vermittelſt ihrer ſinnlichen Empfindungen, Lüſte und Triebe erlangen müſſen, und alſo dadurch in mehr Schwierigkeiten verwickelt ſind, gut zu werden, mit denen er nicht zu kämpfen hatte.

Und in dieſem vollkommenen Gleichgewichte der Anlage, beydes ſo wohl gut, als auch böſe zu werden, in der Möglichkeit, ſich ſeiner Vernunft, nach den Belehrungen die er von Gott deswegen erhalten hatte, ſogleich zu bedienen, und über den bloß durch äußerliche Gegenſtände veranlaßten Reiz ſeiner, in ſeiner Natur liegenden ſinnlichen Triebe, zu ſiegen, beſtand eigentlich die Unſchuld, in der er war erſchaffen worden, und das göttliche Ebenbild, das er von ſeiner Schöpfung an, an ſich trug, aber es nicht gleich in ſeiner ganzen Vollkommenheit beſaß, ſondern erſt zu ihr durch Uebung und Fleiß, ſich hindurch ringen ſollte; es aber verlohr, da er dieſes nicht ſorgfältig genug in Acht nahm, und es nun ſeine Nachkommen gleich ihm, auf ähnliche Art müſſen zu erlangen ſuchen, wozu ihnen beſonders die Lehre Jeſu, bey deren treuen Anwendung und Gebrauch, am meiſten und beſten behülflich iſt.

So wahr iſt es alſo, was in ihm von der Erbſünde gelehrt wird; daß nemlich die Menſchen in Sünden empfangen und gebohren, das iſt, von Mutterleibe an, voller

voller böſen Luſt und Neigung ſind. Und daß ſich davon ſelbſt etwas von den Eltern auf die Kinder mit fortpflanze, und fortpflanzen kann, das alsdenn durch ſie, öfters noch mehr begünſtigt, genährt und geſtärkt wird, das iſt bereits vorhin mit bemerkt worden: ſo, daß ſie alſo auf die Weiſe auch mit Recht dieſen Namen führt. Aber daraus folgt nicht, daß um ihrentwillen von Natur an den Menſchen gar nichts Gutes, ſondern lauter Böſes wäre, und ſie ſchon bey ihrer Geburt, ſo verfluchungs- und verabſcheuungswürdige Sünder wären, daß ſie voll aller Gräuel, Sünden und Laſter wären, aus denen ſie ſich nicht für ſich herausreißen könnten, wenn ihnen nicht von Gott unmittelbar dazu geholfen würde. Auch dieſes hat gewiſſermaaßen ſeine Richtigkeit. Für ſich würden es die Menſchen niemals ſo können, wie es ihnen möglich iſt, wenn ihnen Gott dazu behülflich iſt. Dieß braucht aber auch Gott bey einem jeden nicht unmittelbarer Weiſe zu thun, da er einmal durch ſein außerordentliches und unmittelbares Zuthun, die Lehre Jeſu in die Welt gebracht, und ſie zu dem beſten und kräftigſten Mittel dazu gemacht hat, das nun durch ſeine eigene, ihm urſprünglich unmittelbar mitgetheilte Kraft, bey deren treuen Anwendung und Gebrauch zu dieſer Abſicht, dazu vollkommen ausreichend iſt. Daß es außer Jeſu gar nicht möglich ſey, iſt eine gutgemeynte Ueberſpannung, die die Erfahrung aller Zeiten und Völker wider ſich hat. Auf eine ſo vollkommene Art iſt es außer ihm freylich nicht möglich, als durch ihn eigentlich die Gelegenheit dazu iſt verſchafft worden. Aber deswegen ohne ihn völlig unmöglich? — Kann nicht daneben

neben noch ein drittes, in gar mancherley Graden ſtatt finden? —

Aber weder von jenem, noch auch von dieſem, ſteht in ihm ein Wort. Zwar könnte das darauf folgende einigermaaßen dahin gezogen werden, wenn es heißt: „daß auch dieſelbige angebohrne Seuche und Erbſünde „wahrhaftiglich Sünde ſey, und verdamme alle, die um „kerm ewigen Gotteszorn, ſo nicht durch die Taufe und „heiligen Geiſt wiedergebohren werden.“ Aber dieß geht offenbar nur auf die, die die Taufe und den heiligen Geiſt haben können, aber nicht gebrauchen und annehmen wollen. Von andern kann hier unmöglich die Rede ſeyn. Und dann, muß nur auch alles ihrer eigenen Beſchreibung der Erbſünde gemäß, genommen werden. Die fürchterlichen, abſcheulichen und gotteslästerlichen Uebertreibungen müſſen wegfallen, daß ein gebohrnes Chriſtenkind vor ſeiner Taufe, ein kleiner Teufel ſey, und durch ſie faſt durch eine magiſche Kraft, von der ſich an ihm öfters nicht die mindeſte Spur findet, in einen Chriſten und vollkommenen Engel des Lichts verwandelt würde; man einen kleinen Heyden zu ihr bringe, und einen vollkommenen Chriſten aus ihr mit wegnehme: als wozu ſich in ihr nicht die mindeſte Veranlaſſung findet, mit dem höchſtvernünftigen Evangelio Jeſu Chriſti nicht beſtehen kann, und geradezu eine völlige Unmöglichkeit in ſich ſchließt; was man ſich auch für Mühe gegeben hat, und geben mag, allerley Mittel und Wege ausfündig zu machen, es mit jenem in Uebereinſtimmung zu ſetzen, und deſſen Möglichkeit zu zeigen.

Alle Creatur Gottes, ist an und für sich gut, die mit Danksagung genossen wird Und der Mensch, dieses vorzüglichste Geschöpf Gottes auf dem ganzen Erdboden, dem er so viele Rechte und Vorzüge ertheilt hat, und ihn in Christo mit so viel Heil, Leben und Seligkeit zu begnadigen sucht, ein unschuldiges Kind, das noch nicht weiß, was recht und link ist, sollte gleich von seiner Geburt an, in den Augen Gottes ein solcher Abschaum seyn, daß es für den gröſsten, verfluchungs- und verdammungswürdigsten Sünder müßte gehalten werden! So würde es Gott gewiß nicht mit so viel Liebe und Gnade bedacht, so viel an selbiges gewendet, und ihm selbst nicht so viele kräftige und hinreichende Mittel zu seiner Seligkeit verschafft haben! Es stünde leicht zu befürchten, daß sie an ihm umsonst möchten verschwendet seyn. Ein so schlimmes und arges Geschöpf, ist nicht leicht zu bessern. Es hätte verdient, gar nicht geschaffen worden zu seyn. Und was können die armen Heyden- Juden- und Türkenkinder dazu, daß sie dieser Mittel beraubt sind? Und findet sich ein merklicher Unterschied unter ihnen und unter getauften Christenkindern? Sie sind allzumal Sünder, voller bösen Lust und Neigung, mag auch hier gelten! Bey allen muß sie auf einerley Art überwunden, bezwungen und abgelegt werden.

Eben so wahr ist daher, richtig erklärt und verstanden, auch das andere Stück, worinnen ihr zufolge die Erbsünde besteht; „daß nemlich natürlich gebohrne „Menschen von Mutterleibe an, keine wahre Gottes„furcht, keinen wahren Glauben an Gott haben kön-

„nen.“ So wenig ein Menſch gleich vom Mutterleibe an, alles Böſe an ſich haben kann, eben ſo wenig kann er auch dieſes und alles andere Gute gleich mit auf die Welt bringen. Wie geſagt, muß das erſt durch Mühe, Arbeit und Fleiß, und Anwendung der dazu vorhandenen, dienlichen Mittel erreicht, erworben und erlangt werden. Und ſo verhält es ſich ſelbſt mit dem Leibe des Menſchen, und andern Fertigkeiten, die durch Mühe, Arbeit und Fleiß müſſen errungen werden. Der Menſch iſt bey ſeiner Geburt nicht gleich ſo groß, als ein erwachſener Mann. Nach und nach wächſet er erſt, durch viel Mühe und Sorgfalt, Wartung und Pflege zur männlichen Größe heran. Das Kind kann bey ſeiner Geburt nicht gleich laufen, liegt erſt in der Wiege, lernt es darauf an dem Gängelbande und der Hand ſeiner Mutter, und durch viel Mühe und Fleiß, Anſtrengung ſeiner eigenen und fremden Kräfte, wird es nach und nach geſchickt, auf ſeinen Knöcheln veſte zu ſtehen und ſicher zu laufen. Ein A. B. C. Schüler weiß, noch nicht das, was der Knabe weiß, der die Schule verläßt; der Student, der auf Univerſitäten zieht, noch nicht das, was der weiß, der von ihnen heimkehrt. Der Mann von Erfahrung weiß mehr, als der Anfänger. Ein Knabe von zehn Jahren, hat nicht die Stärke und Geſchicklichkeit im Arbeiten, die der dreyßigjährige Mann beſitzt. Und eben ſo verhält es ſich auch mit der Erlangung und Ausübung des Guten. Von ſeiner Geburt an iſt es freylich keinem eigen. Er muß es erſt durch eigenen und fremden Fleiß zu erlangen ſuchen.

Aber daraus folgt nicht, daß den Menschen von Natur gar nichts Gutes eigen sey. Anlage und Fertigkeit, ist wohl von einander zu unterscheiden. Jene bringen alle Kinder mit auf die Welt. Sonst könnte keins gut werden. Diese müssen sie nach und nach, durch Uebung und Fleiß zu erlangen suchen. Und je sorgfältiger dabey von ihnen und andern, die gehörigen Mittel gebraucht werden, desto glücklicher geht es von statten. Und je mehr Stärke man einmal darinnen hat, zu desto mehrerer ist man aufgelegt. Und darinnen sind sich selbst wieder alle Kinder und Adam einander gleich. Nur daß es diesem leichter fiel sie zu erlangen, wenn jene dießfalls mit mehrern und größern Schwierigkeiten umgeben sind. Es ist wahre Uebertreibung, und in der Hitze des Streits vergessene Beobachtung jener Hauptgrundlehre unserer Kirche, wenn selbst in der Apologie der augspurgischen Confession,*) das dem Adam anerschaffene göttliche Ebenbild, in die vollkommenste Erkenntniß und Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit gesetzt, und ihm in dem Maaße beygelegt wird, wie es sich nach Pauli Forderung an den Christen finden soll; die uns nicht verbindet, es bey veränderter und verbesserter Einsicht ihr unbedachtsam nachzusagen, wenn wir nicht jener Hauptgrund- und Unterscheidungslehre entsagen, und ihr untreu werden wollen. Eine solche Vollkommenheit ist keiner endlichen Creatur, vom Menschen an, bis zum vollkommensten Seraph, gleich bey ihrer Entstehung eigen.

*) S. 74. der Walchischen Ausgabe des christlichen Concordienbuche.

eigen. Die iſt nur das Theil Gottes. Bey jenen muß ſie durch Uebung und Fleiß errungen werden.

Und deswegen hatte Gott auch dem Adam Gelegenheit verſchafft, und konnte, durfte und mußte ſie ihm ſelbſt nicht entziehen, dieſen Fleiß anzuwenden und dieſe Uebung zu erlangen. Und ob Gott gleich voraus wußte, daß ſie für ihn und ſeine Nachkommen unglücklich ablaufen würde: ſo war es doch ſchlechterdings nicht anders möglich. Entweder müßte er ihn gar nicht zur Seligkeit geſchaffen und zu ihr zu erziehen geſucht haben, oder es mußte ſo ſeyn, und Gott ſelbſt konnte es nicht gewaltſam verhindern, da er zumal dem daher entſtehenden Verderben, auf andere Art wieder abzuhelfen wußte. Hätte er es auch auf eine ſo vollkommene Art bereits beſeſſen: ſo wäre ſein Fall ein vollkommenes Räthſel. Es wäre ſchlechterdings nicht zu begreifen, wie er bey ihm ſorglos und nachläſſig hätte ſeyn können. Es hätte ſich ſchon wirkliche Beſtätigung im Guten alsdenn bey ihm befunden, wie ſie den ſeligen Bewohnern des Himmels eigen iſt, zu der die Menſchen hier in dieſer Zeit ſchon, vornemlich durch die Lehre Jeſu Chriſti ſollen angeführet und angewöhnet werden, um ihrer einmal in der Ewigkeit um ſo mehr theilhaftig zu werden. Dieſe konnte er aber unmöglich ſchon haben, und ſollte ihr erſt entgegen arbeiten und reifen. Die Zeit zwiſchen ſeiner Schöpfung und erſten Verſündigung, war dazu zu kurz. Es fehlte ihm auch, obgleich nicht an zulänglichen Mitteln dazu, doch wenigſtens an denjenigen, die den Chriſten durch Jeſum ſind verſchafft, und dazu in die Hände gegeben worden.

Und

Und heißt es ſelbſt von Jeſu, dem vollkommenſten unter allen Menſchen, dem Urbilde aller menſchlichen Tugend und Glückſeligkeit, dem vortreflichſten Gegenbilde des erſten Menſchen, von dem ſelbſt in der Schrift geſagt wird; daß, wie durch dieſen, Tod und Verdammniß, das iſt Strafwürdigkeit über alle Menſchen gekommen iſt, alſo auch durch ihn, Leben und Seligkeit über ſie alle kommen ſoll, *) daß er zugenommen habe, an Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und den Menſchen: **) ſo muß ſolches noch mehr von jenem gelten. Und darinnen ſind ihm alſo wieder alle Adamskinder gleich; nur daß ſie ſelbſt in und durch ihn, ſich in mehrere Schwierigkeiten verwickelt ſehen, von denen er nichts wußte, zu deren gänzlichen Hebung und Tilgung, eben die Lehre Jeſu nöthig iſt, ſich zu ihnen als das ausreichendeſte und kräftigſte Mittel verhält, und es für den in der That und Wahrheit wird, der ſich aus allen Kräften, die ihm ſelbſt durch ſie mitgetheilt werden, angelegen ſeyn läßt, ſie auf das ſorgfältigſte dazu zu nützen und anzuwenden. Ihre Befreyung von ihnen, und deſſen immer vollkommenere Erlangung, nimmt alsdenn ſchon hier in der Zeit, in dem Maaße, als ſolches von ihnen geſchiehet, ihren Anfang, wird in ihr immer mehr fortgeſetzt, und ihnen deſſen ungehindertere Fortſetzung und Wachsthum an ihm, ſelbſt in der Ewigkeit mit verſichert.

Daraus

*) Römer 5, 12 — 21.

**) Luc. 2, 40. 52.

Daraus folgt alſo auch keinesweges, daß die dem Menſchen anerſchaffene Güte und Vollkommenheit, durch die erſte Sünde Adams gänzlich verlohren gegangen, das Werk Gottes verunſtaltet und verdorben worden, und nun nichts als Finſterniß, Unwiſſenheit und Blindheit, Sünde und Gottloſigkeit allerley Art, und noch dazu in ſolchem Maaße, daß ſich ſchon um der Erbſünde willen allein, ein Menſch aller möglichen Sünden und Laſter ſchuldig halten müßte, wie ſie öfters ganz zur Ungebühr und wider die Schrift übertrieben vorgeſtellt wird, an deren Statt in den Menſchen gekommen, und ihm von Kindesbeinen an, gleich ſo eigen ſey, daß zwiſchen ihm, und einem erwachſenen, in Sünden alt und grau gewordenen Menſchen gar kein Unterſchied wäre. Jenes involvirt einen wahren Widerſpruch in ſich. Und dieſes iſt, wie vorhin ſchon erwieſen worden, eben ſo wenig möglich, hat die Erfahrung aller Gegenden und Zeiten, und ſelbſt die Schrift wider ſich. In ihr wird noch immer, nach der Sünde Adams, dem Menſchen das göttliche Ebenbild eben ſo zugeſchrieben,*) und er ermuntert, immer mehr und vollommener nach deſſen Erlangung, durch den Gebrauch, der ihm dazu dargebotenen Hülfsmittel, unabläßlich zu ſtreben. Nur das bey ſeiner Schöpfung in ihn gelegte Gleichgewicht ſeiner Anlagen zum Guten und zum Böſen, und die mehrere Leichtigkeit, ſich ehender zu jenem, als zu dieſem zu neigen; die gleiche Möglichkeit, ſeinen Willen ſo wohl auf jenes, als auf dieſes

*) 1 B. Moſ. 9, 6. Jak. 3, 9.

dieſes zu lenken, und die Anlage zu dieſem und zu jenem, in wirkliche That und Fertigkeit zu verwandeln, und dabey mit wenigern Schwierigkeiten zu kämpfen zu haben, gieng eigentlich in Adam durch ſeine erſte Sünde verlohren, und der Ausſchlag neigte ſich bey ihm auf das letztere. Und in und durch ihn befinden ſich ſeine Nachkommen, durch die dadurch veranlaßten und gewirkten Umſtände der Menſchen, ſelbſt durch ihre Eltern mit, in mißlichern und bedenklichern Umſtänden, in denen ihnen die Lehre Jeſu die meiſte und ſtärkſte Hülfe angedeihen läßt, denen ſie durch ſie gänzlich ſollen entriſſen und entzogen werden; ob ſie gleich öfters in dieſer Zeit wenigſtens, nicht an allen, auf eine gleich glückliche und vollkommene Art, die ſich nach den beſondern Umſtänden eines jeden, verſchieden abändert, und vornemlich von dem Gebrauch abhängt, den er ſelbſt von ihr deswegen macht und machen läßt, erreicht und durchgeſetzt wird, und ihnen die Hoffnung dazu allermeiſt erſt in der Ewigkeit, doch auch nach dem Verhältniß, wie ſie hiezu ihr reif geworden ſind, bevorſteht, in der ſie ſelbſt durch die Aufhebung, der auf die erſte Sünde Adams, und auf alle Sünde überhaupt, geſetzten Strafe, die ſie ihrer Verſchaffung und gewiſſen Verſicherung nach, Jeſu einig und allein zu verdanken haben, jener Schwierigkeiten mehr und völliger werden entladen und überhoben ſeyn.

Und vergleicht man nun hiermit, was im fünften Artikel, vom Predigtamt gelehrt wird, da es heißt: „ſolchen Glauben zu erlangen," von dem nemlich im vorhergehenden war geſagt worden, daß wir durch ihn dieſer

Hoff-

Hoffnung in und durch Jesum, den Anfang, der Vollendung und veſten Verſicherung nach, wirklich theilhaftig würden: „hat Gott das Predigtamt eingeſetzt; Evangelium und Sacrament gegeben, dadurch er als durch „Mittel, den heiligen Geiſt giebt, welcher den Glauben, wo und wenn er will, in denen ſo das Evangelium hören, wirket, welches da lehret, daß wir durch „Chriſtus Verdienſt, nicht durch unſer Verdienſt, einen „gnädigen Gott haben, ſo wir ſolches gläuben:“ ſo wird man nicht nur das Geſagte darinnen beſtätigt, ſondern auch über die ganze Oekonomie des Chriſtenthums, und wie wir inſonderheit durch Jeſum, eigentlich vor Gott gerecht und ewig ſelig werden, ungemein viel Licht verbreitet finden. Man wird alsdenn einſehen, was durch den heiligen Geiſt, der ſolchen Glauben durch das Evangelium wirket, eigentlich zu verſtehen iſt, und wie er von ihm hervorgebracht wird. Man wird einſehen, warum alle Wirkungen deſſelben, nur allein an das Wort Gottes, und die heiligen Sacramente angebunden werden, und alſo an keine übernatürlichen und außerordentlichen Wirkungen deſſelben, noch auſſer und neben ihm, eigentlich zu denken iſt. Man wird einſehen, daß dieſe Wirkungen nur auf die eingeſchränkt werden, die es hören und ſie gebrauchen. Man wird an keine Widerſtehlichkeit denken, als die von dem eigenen Verhalten der Menſchen herrühret, zu der jedoch die Umſtände, in denen ſie ſich befinden, öfters viel beytragen, beſonders der Mangel an hinlänglicher Bekanntſchaft mit der ſeligmachenden Lehre Jeſu. Man wird einſehen, in was für einem ausgebreiteten Sinn, das Verdienſt Jeſu um die Seligkeit

ſigkeit der Menſchen, bey deſſen Ergreifung und Zueignung durch den Glauben an ihn, müſſe genommen werden. Man wird einſehen, wie, warum, und gegen wen ſie alles eigene Verdienſt der Menſchen, einen gnädigen Gott zu haben, ausſchlieſſen, und deſſen Bewußtſeyn und Verſicherung, nur auf das Verdienſt Chriſti ſtützen. In was für ausgebreitetem und möglichſt fruchtbarem Sinn, alſo auch der Glaube an ihn, der eine ſolche Kraft hat, müſſe genommen werden.

Man wird alsdenn nicht daraus ſchlieſſen: daß, da in dem folgenden geſagt wird: „Und werden verdammt „die Wiedertäufer und andere, ſo lehren, daß wir ohne „das leibliche Wort des Evangelii den heiligen Geiſt durch „eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen," dadurch alles eigene Bemühen, mit der Lehre Jeſu Chriſti möglichſt bekannt zu werden, um alsdenn den heiligen Geiſt durch ſie zu empfahen, der ſolchen Glauben in uns wirket, und eben ſo wenig vermehrte Sorgfalt und Anſtrengung anderer, ihnen dazu mit behülflich zu ſeyn, ausgeſchloſſen werde, und die darauf ſehen, Wünſche und Vorſchläge dazu ertheilen, und das Gewöhnliche verbeſſert zu ſehen wünſchen, darüber von der reinen Lehre abweichen, deswegen als ſchädliche Neuerer müſten verworfen und aus unſerer Kirche ausgeſtoſſen werden. Man wird einſehen, daß dieſes gerade eine der allerheiligſten und unverletzlichſten Pflichten eines jeden ſey und ſeyn müſſe. Man wird einſehen, wie, warum und gegen wen, und in was für Abſicht dieſes alles nur geſagt werde, und ſelbſt die Verdammung derer darinnen mit

finden, die vermeynen, daß außer und neben dem Worte Gottes, und besonders ohne dessen sorgfältigsten und zweckmäßigsten Gebrauch, noch besondere unmittelbare und außerordentliche Wirkungen Gottes und seines Geistes hinzu kommen müßten, wenn es zur Seligkeit der Menschen kräftig seyn, oder dessen unfruchtbarer und todter Buchstabe, für sie in Kraft und Leben soll verwandelt werden. Man wird einsehen, wie, warum, und auf was für Art und Weise, und in welcherley Absicht es unsere Reformatoren meynen, wenn sie in den schmalkaldischen Artikeln, *) in denen sie sogar die Lehre von der Erbsünde unter diejenigen Puncte zählen, wegen welcher mit Gelehrten, Vernünftigen, oder unter uns selbst zu handeln wäre, dem vollkommen gemäß sagen: „Summa, der Enthusiasmus stecket in Adam „und seinen Kindern, vom Anfang bis zum Ende der „Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet, und ist „aller Ketzerey, auch des Pabstthums und Mahomeds „Ursprung, Kraft und Macht. Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns „Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und „Sacrament. Alles aber was ohne solch Wort und Sa„crament vom Geist gerühmet wird, das ist der Teufel, „u. s. w.“ und nicht Meynungen und Lehren annehmen, die dem gerade entgegen stehen, sie für die reine Lehre unserer Kirche halten, die darüber gefährlicher Irrthümer bezüch-

*) S. 117. der Walchischen Ausgabe des Concordienbuchs.

bezüchtigen, und ſie gar aus ihr ausgeſchmiſſen haben wollen, die ſich ihnen der Schrift und ihren ſymboliſchen Büchern gemäß, widerſetzen, und ſie aus ihr zu verdrängen ſuchen.

Man wird auch alsdenn von dem, was ſie in dem obigen zweyten Artikel der augſpurgiſchen Confeſſion hinzuſetzen: „Hieneben werden verworfen die Pelagianer „und andere, ſo die Erbſünde nicht für Sünde halten, „damit ſie die Natur fromm machen, durch natürliche „Kräfte, zu Schmach dem Leiden und Verdienſt Chriſti,“ nicht einen ſo gehäſſigen, abſcheulichen, gotteslästerlichen, und aller geſunden Vernunft und dem theuren Evangelio Jeſu Chriſti entgegenlaufenden, und ihm gerade zu widerſprechenden Mißbrauch machen, daß man denen, die deſſen heilſamen Inhalt zufolge, darauf beſtehen und darauf dringen, daß Rechtſchaffenheit, Tugend und Gottſeligkeit unter den Chriſten von Tage zu Tage müſſe gemehret werden, aufbürdet, ſie ſuchten eine eigene menſchliche Gerechtigkeit vor Gott, zur Schmach dem Leiden und Verdienſt Chriſti aufzurichten, die der Glaubensgerechtigkeit entgegen ſtünde, in der uns die erworbene Mittlersgerechtigkeit Jeſu nur zugerechnet würde, mit Ausſchlieſſung aller eigenen heiligen und guten Geſinnungen, die nichts dazu beytragen, vor Gott nur ein unflächig Kleid wären, der Erlangung der Seligkeit wohl gar im Wege ſtünden, und ihr ſchädlich und nachtheilig wären. Man würde einſehen, daß dieſes alles auf bloſſe Mißverſtändniſſe und Logomachien hinausliefe, die man leicht vermeiden könnte, wenn man nur wollte, ſich gewöhnte,

wöhnte, ordentlich und richtig zu denken, und nicht Dinge mit einander vermiſchen, die nicht zuſammen gehören; alſo auch dadurch verwahret werden, rechtſchaffenen Männern, die auf die Ausübung des rechtſchaffenen Weſens in Chriſto dringen, ſo offenbar und ungeſcheut unrecht zu thun, ſie mit den Pelagianern in eine Klaſſe zu ſetzen, und durch dergleichen gehäſſige Anſchwärzungen und Verleumdungen, daß Gute zu verhindern, das ſie ſich durch Amt und Stand, Pflicht und Gewiſſen, dem Willen Gottes, der heiligen Schrift, und den ſymboliſchen Büchern unſerer Kirche gemäß, zu befördern gedrungen ſehen, der guten Sache des Chriſtenthums dadurch ſelbſt zu ſchaden, und gemeine Chriſten, in ungegründeten Meynungen und Vorurtheilen zu beſtärken und zu erhalten, die der Beförderung und chriſtlichen Gottſeligkeit, ohne dieß mehr als zu ſehr im Wege ſtehen, den ihnen gebührenden Fleiß in der Heiligung ſchwächen, unterdrücken und erſticken, und dadurch verhindern, daß nicht ſo viel chriſtliche Wahrheit und Seligkeit unter die Menſchen, und inſonderheit unter die Mitglieder unſerer Kirche kommen kann, als ihrem Hauptgrundſatze und Unterſcheidungslehre zufolge, in ihr unter ihnen herrſchen könnte, auf deren Begränzung, Unterdrückung und Wegſchaffung vielmehr ein jeder mit allem Fleiß bedacht ſeyn ſollte. Man würde einſehen, wie die Bemühungen ſolcher, der heiligen Schrift, und ſelbſt dem ſechſten Artikel der augſpurgiſchen Confeſſion, vollkommen entſprechen, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſich an ſie anſchließen, und mit ihnen gemeine Sache machen. Man würde verwahret werden, nicht Sätze anzuneh-

zunehmen, die mit denenjenigen vollkommen übereinstimmen, die sonst in den symbolischen Büchern unserer Kirche verworfen werden.

Hätten auch unsere ersten Reformatoren, in ihren übrigen Schriften, und selbst zum Theil mit in den übrigen symbolischen Büchern unserer Kirche, Ausdrücke fallen lassen, die ihnen günstig zu seyn scheinen: so verbindet uns doch solches keinesweges, sie beyzubehalten, weiter zu verfolgen, und sie ihren anderweitigen offenbaren Absichten ganz zuwider, unrecht anzuwenden und zu gebrauchen. So etwas kann mit dem Hauptgrundsatze unserer Kirche, wie schon öfters ist erinnert worden, nicht bestehen. Es ist Pflicht, ihre Fehler einzusehen und zu verbessern zu suchen. Und das ist ein recht kluger protestantischer Theolog, und ein treuer und ächter Nachfolger von ihnen, der es mit allem Muth, Herzhaftigkeit und Entschlossenheit thut, ohne sich durch diese oder jene Seitenblicke davon hindern zu lassen. Prüfet alles, und das Beste behaltet, ist die Regel, die sie nach bester Einsicht und Vermögen zu befolgen, und selbst bey Verfertigung der symbolischen Schriften unserer Kirche, anzuwenden suchten. Und wer gleich ihnen auf ihr hält, und sie sich durch nichts will rauben lassen, ist ihr würdigster Schüler und Nachfolger. Nicht aber die, die anders denken, und solches wohl gar andern verwehren wollen. Ich kann mich jetzt nicht weiter in die Entwickelung und Enthüllung dieser Mißverständnisse und Wortstreite einlassen. Vielleicht kommt in dem folgenden, manches dahin gehörige noch mit vor.

Vielleicht kann es auch bey einer andern Gelegenheit einmal ausführlicher geschehen, als es hier selbst möglich seyn würde.

Eben so wenig folgt endlich hieraus noch, daß nun wegen der Erbsünde, unter den andern Völkern gar nichts Gutes, keine Wahrheit und Seligkeit anzutreffen wäre, als wovon schon in dem vorigen zweyten Abschnitte dieses Hauptstücks, das Gegentheil kurz ist erwiesen worden, daß auch diesen und den anderweitigen Aeußerungen der augspurgischen Confession über sie, im geringsten nicht entgegen steht; wie gleichfalls ausführlich könnte gezeigt werden, wenn ich nicht befürchten müßte, zu weitläuftig zu werden, und die Geduld meiner aufgeklärten Leser zumal, zu sehr zu ermüden. Und in dem bisherigen sind die Winke dazu schon hinlänglich enthalten.

Dieß ist also kürzlich das, was eigentlich in der augspurgischen Confession über die Erbsünde gelehrt oder nicht gelehrt wird. Und nun in ihr nicht ein Wort darüber, woher die Erbsünde überhaupt nicht nur entstanden sey, sondern wie sie sich auch von Adam auf alle seine Nachkommen fortpflanze. Nicht ein Wort darüber, in wie ferne sie in unserer Natur gegründet, und unauflöslich mit ihr verknüpft, oder aus einem in unserer Natur erst durch die erste Sünde Adams entstandenen Mangel oder Verlust entsprungen sey. Nicht ein Wort davon, wie viel Adam, an dem durch ihn, unter seine Nachkommen gebrachten Verderben, An-

theil

theil habe, wie groß seine Schuld und Versündigung sey, was er oder sie dadurch verlohren, oder auch wohl gar gewonnen haben. Eben so wenig aber auch ein Wort darüber, wie viel jederzeit die nächsten Eltern und Vorfahren der Menschen, an dem unter ihnen herrschenden Verderben Antheil haben, wie und auf was für Art, es durch sie erzeugt, veranlasset, von ihnen auf sie mit fortgepflanzet werde, und was für Schuld deswegen auf ihnen ruhe. Und eben so wenig darüber etwas, was ein jeder Mensch selbst zur Vermehrung oder Verminderung der ihm anklebenden bösen Lust und Neigung beytrage oder beytragen könne, was und wie viel dabey von ihm abhängt, wozu und in wie ferne seine natürlichen, oder durch die Lehre Jesu erlangten Kräfte, zu dem einen oder dem andern schicklich und ausreichend sind oder nicht. Bey anderer Gelegenheit und insonderheit in den übrigen symbolischen Schriften, kommt manches vor, was sich auf diese Stücke mit beziehe, oder doch dahin kann gedeutet werden. Aber doch nicht hier, an dem eigentlichen Orte, wo man den Sitz dieser Lehre sucht; und auch das übrige nicht in ihr. Und was folgt daraus?

Zwar gedenckt sie ausdrücklich des Falls Adams, und leitet sie daher von ihm mit ab. Aber dieß geschieht so allgemein, daß man nicht siehet, in was für einem Verstande sie solches nimmt: ob sie ihn nur als die Veranlassung zu ihr ansehe? oder ihn für die wirkende Ursache von ihr halte? Ob wegen dieser einigen und ersten Sünde Adams, Schuld und Verdammniß nur

auf ihn, oder auch durch ihn auf alle seine Nachkommen gekommen sey, oder nicht. In wie ferne das eine oder das andere könne oder müsse gesagt und angenommen werden, oder nicht? Ob sie ihnen zugerechnet werde oder nicht? Und wie wollen sich nun die helfen, die es für nöthig halten, bey der Erbsünde eine Zurechnung der Sünde Adams anzunehmen, sie nicht eigentlich aus der menschlichen Natur herleiten, und sie noch über dieses in einen durch fremde Sünde erst entstandenen Mangel unserer Natur, in eine um ihrentwillen aufgelegte Last und gerechte Strafe setzen, und diejenigen, die anders denken, nicht für würdige Glieder unserer Kirche halten wollen? wenn es unter den Ursachen, warum sich Melanchthon in der augspurgischen Confession also ausgedrückt hat, in deren Apologie*) unter andern also heißt: „Denn etliche reden „also davon, daß Erbsünde an der menschlichen Natur „nicht sey eine angebohrne böse Art, sondern allein ein „Gebrechen und aufgelegte Last; oder Bürde, „die alle Adamskinder um fremder Sünde halben, tragen müssen und darum alle sterblich „seyn; nicht daß sie selbst alle von Art und aus Mutterleibe Sünde ererbeten. Darüber sagen sie dazu, daß „kein Mensch ewig verdammt werde, allein um der Erb- „oder Erbjammers willen; sondern gleich wie von einer „leibeigenen Magd leibeigene Leute und Erbknechte gebohren

*) S. 72. der Walchischen Ausgabe des christlichen Concordienbuchs.

„bohren werden, nicht ihrer eigenen Schuld halben, son„dern daß ſie der Mutter Unglücks und Elends entgel„ten und tragen müſſen: ſo ſie doch an ihm ſelbſt wie an„dere Menſchen ohne Wandel gebohren werden. So ſey die „Erbſünde auch nicht ein angebohren Uebel, ſondern al„lein ein Gebrechen und Laſt, die wir von Adam tragen, „aber vor uns ſelbſt darum nicht in Sünden und Erb„ungnaden ſtecken. Damit ich nun anzeigete, daß uns „ſolche unchriſtliche Meynung nicht gefiele, habe „ich dieſer Worte gebraucht: alle Menſchen von „Mutterleibe an, ſind alle voll böſer Lüſte „und Neigung, und nenne die Erbſünde auch darum „Seuche, anzuzeigen, daß nicht ein Stück; ſondern „der ganze Menſch mit ſeiner ganzen Natur, mit ei„ner Erbſeuche von Art in Sünden gebohren wird.“ Sie nehmen alſo das gerade an, was hier als eine unchriſtliche Meynung verworfen wird, und verfehlen ganz des Zwecks, warum ſich Melanchthon in ihr ſo bedächtlich und vorſichtig ausgedrückt hat. Und ob ſie gleich das, was hier bejahet oder verneinet, oder angenommen und verworfen wird, mit einander zu vereinigen und zu verbinden ſuchen: ſo kann doch ſolches ſelbſt der Meynung und dem Sinn unſerer Reformatoren und der Natur der Sache nach, keinesweges mit einander beſtehen. Eins hebt das andere auf! Wie wahr iſt es doch, was ſchon öfters von manchen iſt bemerkt worden, daß ſich viele nicht ſelten für rechte treue und eifrige Schüler, Anhänger und Nachfolger von ihnen halten, die nichts weniger ſind, als dieß, ihren Geiſt und Sinn gar nicht kennen, ihrer Abſicht nicht kundig ſind, ihr darüber

über gar zuwider handeln, und doch denen diesem Ruhm abzusprechen sich unterstehen, die auf ihn gegründetere Ansprüche haben, als ihnen bey der glimpflichsten Beurtheilung können beygemessen werden!

Und nun auch ferner selbst über die in ihr enthaltene Bestimmung: „daß die Erbsünde wahrhaftiglich „Sünde sey, und verdamme alle die unterm ewigen Got„tes Zorn, so nicht durch die Taufe und heiligen Geist „wiederum neu gebohren werden;“ die bey dem ersten Anblick so fürchterlich und schrecklich zu seyn scheint, auf die sich vornemlich alle unchristliche und liebloſe Verdammungssucht aller derjenigen gründet, die keine Christen sind, oder wenn sie auch dieses sind, nicht zu unserer Kirche gehören: nicht ein Wort weiter, wie sie es verstehen? Auf wen sie es ausdehnen oder einschränken? Ob die Erbsünde an sich, oder erst durch ihre ungezähmten und ungehinderten Folgen, Sünde sey, und dem Zorne Gottes unterwerfe? aus dem man abnehmen könnte, ob sie die Sache gehörig gefaßt und vorgestellt, oder aber übertrieben haben? das uns nöthigte, uns eben der Ausdrücke davon zu bedienen, als ihnen nach ihrer Einsicht und Ueberzeugung, für die Bedürfnisse ihrer Zeiten, die besten, nützlichsten und brauchbarsten zu seyn scheinen? Ob die in unsern Tagen auch noch stattfinden, und uns eine solche Verbindlichkeit auflegen, oder nicht? Denn das ist die Hauptsache, auf die hier alles ankömmt. Und die Freyheit, uns damit nach ihnen zu richten, muß einem jeden, nach jenem Hauptgrundsatz unserer Kirche, und der Anwendung die sie

selbst

ſelbſt auf ſie von ihm machten, unverweigerlich zukommen. Alſo auch nichts darüber, ob unſere Zeitbedürfniſſe nicht etwa ein anderes, oder wohl gar das Gegentheil von jenem forderten! Der iſt ein kluger proteſtantiſcher Theolge, und ihr ächter Nachfolger, der ſich in allen Vorfallenheiten der Religion, nach ihnen richtet, und ſich angelegen ſeyn läßt, auf das vollkommenſte dem Beyſpiel nachzufolgen, daß ſie ihm gegeben haben, ſich mit ihnen gleicher Freyheit zu bedienen, ſich damit in alle Zeitumſtände zu ſchicken weiß, und das Beſte des Chriſtenthums immer vor Augen und zur Abſicht hat.

Verſchiedenheit der Meynungen über die Lehre unſerer Kirche, von der Erbſünde, wie ſie in der augſpurgiſchen Confeſſion iſt vorgetragen worden, kann alſo in gar mancherley Abſicht ſtattfinden, und wird durch ſie nicht ausgeſchloſſen. Es kann alſo auch nicht unrecht, unerlaubt, ſündlich und gefährlich ſeyn, ſie einem jeden nach ſeiner beſondern Einſicht und Ueberzeugung zu geſtatten, ohne daß er deswegen aufhören müßte, ein Mitglied derſelben zu ſeyn und zu bleiben, wenn er auch nicht in allen Stücken, mit den in ihr bisher gewöhnlich geweſenen Vorſtellungen von ſelbiger zufrieden wäre, mit ihnen übereinſtimmig dächte, und wohl gar das Gegentheil behauptete und annähme. Stehen ſie zumal, und zwar nicht ohne Grund, in dem Verdacht, daß ſie der eigentlichen Lehre unſerer Kirche von ihr, nicht in allen Stücken gemäß, ihr wohl gar zuwider, und aus allerley falſchen Nebenabſichten, gegen den klaren Sinn unſerer Reformatoren und der augſpurgiſchen

giſchen Confeſſion wieder wären eingeführet worden, und ſelbſt den vernehmſten Grundſatz unſerer Kirche wider ſich hätten; ſo ſind ſie ſo gar gerecht, pflicht- und geſetzmäßig. Und diejenigen ſind die beſten, müſſen den andern vorgezogen werden, und ſie gänzlich verdrängen, die die jenen entgegen geſetzten Eigenſchaften am meiſten an ſich haben. Und daß dieſes gerade diejenigen ſind, über die viele in unſern Tagen das meiſte Aufſehen erregen, und ſie als völlig unſtatthaft verwerfen wollen, weil ſie den bisher gewöhnlich geweſenen Meynungen widerſprechen: das iſt nicht nur aus dem bisherigen ſchon mit erſichtlich; ſondern könnte auch, wenn es die Noth erforderte, und es eigentlich hieher gehörte, noch umſtändlich und deutlicher erwieſen werden. Vielleicht kann es aber benöthigten Falls, ein andermal geſchehen.*) Zu meiner gegenwärtigen Abſicht kann das angeführte genug ſeyn.

Daß die Menſchen nicht ſind, wie ſie ſeyn könnten, und ſelbſt nach Gottes Willen ſeyn ſollten; daß unter ihnen viel Böſes herrſche; daß die Urſache davon in ihrer eigenen Natur liege, und ſich von ihrer Geburt an

*) Vielleicht entſchließe mich einmal, die Lehre von der Erbſünde, nach dem eigentlichen Sinn unſerer Kirche, mit beſtändiger Rückſicht auf das, was uns Schrift, Vernunft und Erfahrung von ihr in aller Abſicht, als unwiderſprechlich wahr und richtig lehrt, nach ihrem ganzen Umfange ausführlich abzuhandeln, wo alsdenn dieſe Unter-

an ſichtbar zeige; daß die erſte Sünde Adams die Veranlaſſung dazu mit gegeben habe, daß unter allen auf die gewöhnliche Art gebohrnen Menſchen, kein einiger ſey, von dem dieſes nicht müſſe geſagt werden: das iſt alſo eigentlich die Lehre unſerer Kirche von der Erbſünde. Und die nähern Beſtimmungen überläßt ſie der Einſicht, der Ueberzeugung und dem Gutbefinden eines jeden, wie er es ſich und andern am nützlichſten und zuträglichſten erachtet.

Aber auch zugleich Wahrheit zur Seligkeit, wie ſie ſich außer ihr, in keiner andern Kirche findet, die es nicht mit ihr gleich alſo hält. Soll ein Menſch, der nicht gut und ſelig iſt, beydes werden: ſo muß er es nothwendig einſehen, daß er es noch nicht iſt. Sonſt wird kein Bemühen und Streben darnach in ihm rege werden. Und ob ihm dieſes möglich ſey, was er deswegen anzuwenden habe, und wie ſolches von ihm geſchehen müſſe, deſſen Erkenntniß und Beobachtung wird ihm dadurch ungemein erleichtert, wenn er ſelbſt die Art des unter ihm herrſchenden Böſen kennt, mit der Quelle nicht unbekannt iſt, aus der es entſpringt, und daraus ſelbſt abnimmt, wie ihm vorzubeugen, es zu zähmen, und wohl

terſuchungen weiter können fortgeſetzt werden. Wegen einiger Punkte, die hier nicht mit haben können berühret werden, kann man unterdeſſen einſtweilen dasjenige nachſehen, was ich von ihnen ſchon in meinen Betrachtungen über die groſſe Unwiſſenheit der heutigen Chriſten, Th. 2. S. 577. f. geſagt habe.

wohl gar zu überwältigen ist. Selbst der Gebrauch der dazu dienlichen Mittel wird dadurch befördert. Er wird gereizet, sich nach ihnen umzusehen, sie zu probiren und zu versuchen. Sein eigenes Beste drängt ihn dazu. Er wird begierig, der Art und Weise nachzudenken, wie sie darauf hinwirken, vergleicht ihre Wirkungen mit seinen Bedürfnissen, merkt auf den Erfolg, wird zu deren immer treuern Anwendung erweckt und selbst durch die auf die Weise, und durch vernünftiges Nachdenken erlangte Bekanntschaft mit ihrer Wirkungsart, zu diesem allen noch mehr in den Stand gesetzt. Er wird immer sorgfältiger, ihren Gebrauch nur so einzurichten, wie er ihrer Natur und seinen Bedürfnissen am meisten entspricht, um seines Endzwecks um so viel ehender theilhaftig zu werden und sich des göttlichen Wohlgefallens in Christo Jesu versichert zu halten. Er wird der Gefahr entrissen, durch ungegründete Vorstellungen von beyden, seiner Absicht verlustig zu werden, dem göttlichen Willen entgegen, alle Mittel zu seiner Zurechtbringung an sich zu erstumpfen, und sie dadurch wohl gar unmöglich zu machen. Und je mehr nun dieses alles durch sie bewirkt und veranlasset wird, desto mehr Seligkeit wird nicht nur dadurch überhaupt in unsere Kirche gebracht, sondern an je mehr einzelnen Mitgliedern in ihr, solches nun auch geschiehet, desto mehr nimmt auch bey einem jeden sein Glück und seine Seligkeit zu.

Und dieß hängt nun besonders von den einzelnen Vorstellungen ab, die sich ein jeder weiter von ihr macht.

Und

Und darum drücken ſich unſere Reformatoren von ihr ſo allgemein aus, um niemand dießfalls einem Zwange zu unterwerfen, die mehreſte Seligkeit in unſere Kirche zu bringen, und ſie durch nichts bey einem jeden zu hindern. Und da ſind die beſondern Meynungen, die von vielen als heterodox verſchrieen werden, von den bisher gewöhnlich geweſenen, die geſchickteſten dazu. Da ruhet auf dieſen nicht nur der Verdacht, daß ſie dem allen mehr entgegen ſtreben, oder doch wenigſtens nicht genug Veranlaſſung und Reiz dazu ertheilen, und daher ſelbſt von unſern Reformatoren, zum Theil ſchon ausdrücklich ſind verworfen worden; ſondern ſolches wird auch ſelbſt durch die tägliche Erfahrung noch mehr beſtätigt, und müſſen daher noch mehr und durchgängiger nach ihrem Beyſpiel verworfen werden, als es ſelbſt von ihnen geſchehen ſeyn möchte. Durch jene wird mehr allgemeine und einzelne Seligkeit in unſere Kirche gebracht, wenn ſie durch dieſe aus ihr weggeſcheucht, oder doch wenigſtens gemindert, unterdrückt, erſchwert und geſchwächt wird. Jene behaupten alſo den Vorzug vor ihnen, und müſſen ihnen vorgezogen werden.

Und die Bedürfniſſe unſerer Zeiten, die in ihnen und durch ſie erlangte Erfahrung, das Beſte unſerer Kirche erfordern es dringend. Sie müßte ſonſt auf den Vorzug Verzicht thun, den ſie ſich anmaaßt, diejenige Kirche zu ſeyn, in der die meiſte chriſtliche Wahrheit und Seligkeit herrſche, wegen deſſen Erlangung ſie ſich vormals von der römiſchen Kirche abſonderte, wenn ſie anders handelte, Vorſtellungen, Meynungen oder Grundſätze,

ſähe, wieder von ihr annähme oder ſich gar aufdringen ließe, die unſere Vorfahren an ihr verwarfen, ihrem Geiſte nicht gemäß wären, bey denen die vornehmſte Hauptunterſcheidungslehre, die ſie in ihren öffentlichen Bekenntnißbüchern wider ſie aufgeſtellt hat, aus den Augen verlohren, ihr deren Ausübung und Befolgung geraubt und ſtreitig gemacht würde. Ihre Grundverfaſſung würde alsdenn angegriffen, und litte wohl gar Gefahr durch Freunde und Feinde, über den Haufen geworfen zu werden. Und die muß aufrecht erhalten werden, es koſte was es wolle. Wir wären ſonſt nicht würdig für ächte Nachkömmlinge unſerer erſten Reformatoren gehalten zu werden. Unſere Kirche wäre die nicht mehr, die ſie vormals war. Ihre Feinde hätten recht, daß ihr die ihr ſauer erworbene göttlichen und menſchlichen Privilegia, nicht mehr zukämen. Wohin verfallen doch vermeyntliche Eiferer, für die Orthodoxie unſerer Kirche, die ſie gar nicht recht inne haben! Sie ſtoßen ſich ſelbſt das Schwerdt unvorſichtig in den Leib, während daß ſie andern den Dolch heimlich und öffentlich in den Wanſt drehen wollen. Doch dieß ſey vor jetzt, als in einem Beyſpiel genug davon! Wenn alſo der Lehre von der Erbſünde der Vorwurf gemacht wird, daß ſie Schaden anrichte, den Fleiß in der Gottſeligkeit erſchlaffe und tödte: ſo gilt dieß eigentlich nicht von ihr überhaupt und nach deren Vortrage in der A. C. ſondern nur von manchen einzelnen unſatthaften, übertriebenen und ihr ſelbſt zuwider laufenden Meynungen und Vorſtellungen, vieler Mitglieder unſerer Kirche.

Der dritte Artikel der augſpurgiſchen Confeſſion handelt von dem Sohne Gottes. „Item, heißt „es in ihm: es wird gelehret, daß Gott der Sohn ſey „Menſch worden, gebohren aus der reinen Jungfrau „Maria, und daß die zwo Naturen, göttliche und „menſchliche, in einer Perſon alſo unzertrennlich verei„nigt, ein Chriſtus ſind, welcher wahrer Gott und „Menſch iſt.“ Auch hier wird es, wie oben bereits iſt bemerkt worden, nicht näher beſtimmt, was eigentlich unter dem Sohne Gottes zu verſtehen ſey. Sie drücken ſich nur mit allgemeinen Schriftworten aus, und thun alſo deren richtigen Erklärung dadurch keinen Eintrag. Wird es auf der einen Seite wahrſcheinlich, daß ſie durch das: Gott der Sohn, unter dem Sohne Gottes ein beſonderes Subject, oder eine beſondere Exiſtenz in der einigen wahren Gottheit verſtünden: ſo wird es auf der andern wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, daß ſie es nicht ſo genommen haben, da es nicht nothwendig aus dem obigen erſten Artikel folgt, und daſelbſt ſchon mit iſt beurtheilt worden. Selbſt daraus nicht, daß es in ihm heißt, Gott der Sohn ſey Menſch worden. Da λογος und υιος του θεου eigentlich zweyerley iſt, wie oben bereits iſt bemerkt worden: ſo kann es eben ſo wohl heißen, der Sohn Gottes oder Meſſias iſt in die Welt kommen, wie es auch in heiliger Schrift öfters ſo vorkömmt; als, der Sohn Gottes, als ein beſonderes Subject in Gott gedacht, der λογος, der Gott ſelbſt iſt, iſt in die Welt kommen, hat menſchliche Natur angenommen, ſich mit dem Menſchen Jeſu vereinigt. So gar dadurch wird es wahrſcheinlich, daß ſie es nicht anders

haben verſtanden wiſſen wollen, als der Sinn der Schrift nach deren richtigen Erklärung es erfordert, da ſie eben ſo, wie es in ihr geſchiehet, ſagen: **Gott der Sohn**, oder der Sohn Gottes, **ſey gebohren worden von der reinen Jungfrau Maria.** Iſt da unter dem Sohn Gottes, nach deren richtigen Erklärung, nur die Perſon des Meſſias zu verſtehen: ſo müſſen ſie es auch ſo genommen, wenigſtens können ſie dieſe Erklärung davon, nicht ausgeſchloſſen haben. Und da iſt dieſes daraus ſchon mehr als überwiegend wahrſcheinlich, daß doch der Sohn Gottes, als ein beſonderes Subject in Gott genommen, eigentlich nicht von der Jungfrau **Maria** iſt gebohren worden, und ſelbſt als ein ſolches von ihr nicht hat können gebohren werden; ſondern ſolches nur von der Perſon des Meſſias zu verſtehen iſt.

Was aus der **Concordienformul**, und den ihr zufolge eingerichteten theologiſchen Compendien und Syſtemen, dawider könnte eingewendet werden, gehört nicht hieher, da ſie oben ſchon mit ihnen davon iſt ausgeſchloſſen worden, eine Erkenntnißquelle deſſen zu ſeyn, was eigentlich in unſerer Kirche gelehret werde, oder vielmehr gelehret werden müſſe. Wirklich kann ſie auch um ſo weniger dafür erkannt und gehalten werden, da in ihr viel zu viel willkührliche und menſchliche Beſtimmungen, die deren Verfaſſer zum Theil wieder aus der römiſchen Kirche und der in ihr üblichen, unfruchtbaren Scholaſtik, nach deren Beyſpiel aufgenommen haben, in ihr vorkommen, als daß ihr nach jenem vornehmſten Hauptgrundſatz unſerer Kirche, ein ſolches Recht, gleich der augſpur-

giſchen

giſchen Confeſſion, könnte zugeſtanden werden, von dem ſie ſich, ob wohl aus guter Meynung, wider alle ihr Meynen, Wiſſen und Denken, und ſelbſt wider die deswegen eingelegte feyerliche Proteſtation, in gar vielerley Abſicht entfernt, und ihm gar zuwider gehandelt haben; daher es auch nicht zu verwundern iſt, daß ſie nicht allgemein angenommen, ſelbſt von denen, die ſie anfangs mit unterſchrieben hatten, wieder verworfen, ihr immer häufig widerſprochen, und ſchon in manchen Ländern das ſymboliſche Anſehen wieder iſt entzogen worden, in denen man es ihr lange Zeit zugeſtanden hatte. Und ſoll unſere Kirche von den Zerrüttungen geheilet werden, die vornemlich durch ſie und um ihrentwillen, in ihr immer angefacht, belebt und erneuert werden; ſoll ſie zu ihrer urſprünglichen Reinigkeit und Seligkeit zurückgeführet werden: ſo iſt es auch nicht anders möglich, als daß ſolches durchgängig mit ihr geſchehen müßte. Möchten doch alle Fürſten unſerer Kirche, dem ruhmwürdigen Beyſpiel des **groſſen Friedrichs** nachfolgen, mit dem er ihnen ſchon vor vielen Jahren vorgeleuchtet hat! *)

*) Die in ſeinen weitläuftigen Staaten, deswegen ſchon vor vielen Jahren bekanntgemachte Verordnung, iſt in des Herrn Oberconſiſtorialrath Büſchings Anmerkungen über die ſymboliſchen Schriften. S. 163. der zweyten Ausgabe zu finden, in der alle Verpflichtung der Ordinandorum, lediglich nur auf die heilige Schrift und die augſpurgiſche Confeſſion eingeſchränkt wird, wie man daſelbſt weiter nachſehen kann.

Wenn es ferner in ihm heißt: „daß die zwo Na„turen, göttliche und menſchliche in einer Perſon alſo „unzertrennlich vereinigt, ein Chriſtus ſind, welcher „wahrer Gott und Menſch iſt:“ ſo erklären ſie ſich dadurch nicht nur auch dem vorhergeſagten zuſtimmend, und ſolches kann ganz wohl damit beſtehen, wenn auch der Name Sohn Gottes, nur für einen bloßen Amtsnamen der ganzen Perſon des Meſſias genommen wird; ſondern es wird auch wohl nicht leicht ein Mitglied unſerer Kirche ſeyn, der ihnen nicht dieſes aus wahrer Einſicht und Ueberzeugung nachſpräche, wenn er auch gleich die Gottheit Jeſu, nicht allezeit auf die Art erweiſet, wie es von andern geſchiehet, andere Beweisſtellen und Gründe dazu wählt, und manche der alten und gewöhnlichen gar für unſchicklich und unzureichend erklärt. Und das thun auch ſelbſt die Socinianer auf gewiſſe Weiſe, als deren vergötterter Chriſtus nur eine falſche Conſequenz iſt, die man aus ihrem nicht hinlänglich verſtandenen und genugſam durchdrungenen Lehrſyſtem, zur Ungebühr hergeleitet hat. Nur daß alle die menſchlichen Beſtimmungen nicht hinzugedacht werden, die die Concordienformul, in dieſer Lehre vorſchreibt. Und daß jedem die Freyheit übrig bleibt, ſich dieſe unzertrennliche Vereinigung der Gottheit und Menſchheit in Chriſto, ſo zu denken, wie er es ſeiner Einſicht und Ueberzeugung nach in den Sinn und Verſtand der heiligen Schrift, für nöthig, nützlich und dienlich befindet, und dießfalls keinem Zwange unterworfen wird, den auch die augſpurgiſche Confeſſion eigentlich nicht einführt und veranlaſſet. Und das übrige in dieſem Artikel braucht alsdenn keiner Erläuterung mehr,

wenn

wenn auch gleich noch manche Ausdrücke in ihm vorkommen, die von manchen unrecht gedeutet und angewendet worden. Zu meiner jetzigen Absicht, ist das gegenwärtige hinreichend.

Daß der Sohn Gottes, Christus Jesus, nicht ein bloßer Mensch, sondern Gott und Mensch in einer Person sey, das ist also eine Lehre unserer Kirche. Aber auch zur Seligkeit? Und zur Vermehrung der allgemeinen christlichen Seligkeit? Oder doch einer solchen, die diejenigen nicht haben, die ihn für einen bloßen Menschen halten? — Diese Fragen müssen auch noch mit wenigem beantwortet werden. Da ist mir denn aber zuvörderst keine christliche Religionsparthey bekannt, die in dem angezeigten Verstande, die Gottheit Christi ganz leugnete. Selbst die Socinianer geben sie auf gewisse Weise zu. Es bliebe also bey ihr nur bey der allgemeinen christlichen Seligkeit. Oder wenn man sie sich ja als eine kirchliche denken wollte: so müßte es nur gegen die geschehen, die durch so viele menschliche Bestimmungen in ihr, die sie für nothwendig zur christlichen Seligkeit achten, Wahres und Falsches mit einander vermischen, denn menschliche Bestimmungen können so wohl dieses als jenes seyn, dadurch selbst in der Lehre von der Gottheit Jesu so viele Ungewißheit verursachen, und dadurch machen, daß manche nicht viel von ihr halten, daher wohl gar zu deren Verwerfung und Bestreitung, und dadurch auch gelegentlich zur Verachtung aller Religion veranlasset werden, sich der schwachen Seite solcher listig dazu zu bedienen wissen, und auch bey andern solchen Schaden mit an-

anrichten. Nun wenn dieſes iſt, ſo iſt alsdenn dieſe reine Lehre von der Gottheit Chriſti freylich auch eine Quelle kirchlicher Seligkeit, die unſere Kirche alsdenn um ſo viel reiner und unvermiſchter genießt, je mehr ſie durch Aufhebung und Freygebung aller menſchlichen Beſtimmungen in ihr, dieſen Schaden und dieſe Anſtöße verhütet und vermindert, und alſo ſelbſt mehrere bibliſche Gewißheit, daß, und wie Chriſtus wahrer Gott ſey, allen und jeden nicht nur verſchafft, ſondern ihnen auch nach ihrer Einſicht willig überläßt.

Doch es giebt auch noch andere Gründe, wegen der öfters die Lehre von der Gottheit Jeſu für die kirchliche Seligkeit für nöthig geachtet wird, über die auch noch ein Wort hinzuzuſetzen nöthig iſt. Manche überreden ſich bisweilen, daß es mehr zur Verherrlichung Jeſu gereiche, ihn nicht für einen bloßen Menſchen, ſondern auch für Gott zu halten, und daß es nicht nur das ſicherſte wäre, dieſes zu thun, wenn man auch davon keine gewiſſe Ueberzeugung hätte, ſondern daß es ihn auch deſto geneigter machen würde, uns in die Seligkeit einmal aufzunehmen. So richtig jenes iſt, wenn es Grund hat, und aus ſicherer Ueberzeugung geſchiehet, ſo wenig iſt doch das letztere anzunehmen. Es würde für uns und andere eben ſo gefährlich ſeyn, ihm einen Vorzug beyzulegen, der ihm nicht, wenigſtens nicht in dem Maaße zukäme, als gefährlich es viele halten, ihm denſelben zu verſagen, da er ihm doch wirklich gebührte. Man erwieſe ihm alsdenn eine Ehre, deren er nicht würdig wäre, machte ſich der Vielgötterey verdächtig und müßte beſor-

gen,

gen, die Ehre, die Gott nur allein gebührte, zu theilen, und sie andern mit zu erweisen, die ihrer nicht fähig wären; obgleich dieses in Ansehung Jesu weniger zu befürchten stünde, da wir ausdrücklich durch ihn angewiesen sind, den Sohn eben so zu ehren, als den Vater. *) Unterdessen könnten doch manche durch dergleichen unruhige Gedanken gequälet werden. Und der letztere Theil dieser Meynung, gründet sich auf sehr unrichtige und falsche Gedanken von der Seligkeit, die durch Jesum soll mitgetheilet werden, als richtete er sich damit nach seiner Willkühr, und nicht nach den Umständen und Beschaffenheiten eines jeden, wie er ihrer nemlich empfänglich und würdig ist, und sich durch Hülfe seiner Lehre, selbst den Weg dazu gebahnt hat.

Eben so glauben auch manche, daß sie noch auf manche kirchliche Lehren zur Seligkeit, von starkem Einflusse sey. So überreden sich öfters viele, daß sie nöthig sey, einzusehen, wie so wohl sein thuender, als leidender Gehorsam ausreichend sey, also angesehen zu werden, daß er für alle mögliche Sünden aller Menschen genug gethan, ihre sämmtliche Strafe auf sich genommen, gebüßet und ihre Schuld bezahlt habe; seine Erfüllung des Gesetzes an ihrer Statt und zu ihrem Besten, so einen unendlichen Werth und eine solche Gültigkeit habe, daß sie alle vor Gott als solche angesehen würden, und sich selbst als solche ansehen könnten, die alle Gerechtigkeit vom Gesetz erfordert, erfüllt hätten, die ihnen wegen

*) Joh. 5, 23.

der Schwachheit ihres Fleiſches und der Unvollkommenheit ihrer Natur nicht möglich wäre, und doch wegen der kurzen Dauer ſeiner für die Sünden der Menſchen erlittenen Strafen, und ſeines Lebens in dieſer Welt überhaupt, unmöglich könne geſagt werden, daß er jene alle übernommen und gebüßet, und dieſe auf eine für alle Menſchen erkleckliche Art, intenſive und extenſive geleiſtet habe, wenn nicht beyde durch die Theilnehmung der Gottheit an ihnen, unendlich geworden wären. Wenn aber, wie leicht könnte gezeigt werden, wenn hier der Ort dazu wäre, dieſe von vielen zur Beförderung und Vermehrung der chriſtlichen Seligkeit für nöthig geachteten, vermeyntlichen kirchlichen Lehren, zu deren Vermehrung und Verſicherung gar nichts beträgen, ſich auf bloße Uebertreibungen und Mißverſtändniſſe mancher Ausdrücke und Redensarten der Schrift gründeten, daher bloß menſchliche Beſtimmungen wären, und noch dazu, in Anſehung deſſen wenigſtens, wie die unleidbare Gottheit, an Leiden und Schmerzen Antheil nehmen könnte, wahre Widerſprüche involvirten, die Unbegreiflichkeit alſo ohne Noth erhöheten und vermehrten, und dadurch zu Schaden und Mißbräuchen Gelegenheit gäben: ſo iſt nicht einzuſehen, warum es deswegen vonnöthen ſeyn ſollte, ſie ſchlechterdings zu behaupten, wenn man auch von ihr keine vollſtändige Gewißheit hätte, oder wie ſolches alsdenn für die kirchliche Seligkeit von Nutzen ſeyn könnte.

Alles was in der Abſicht noch angeführt werden kann, beſteht ohngefähr darinnen: daß wenn man ſie annimmt und behauptet, alsdenn manche Ausdrücke und

Redens-

Redensarten, die in der Schrift von Jesu vorkommen, besser können eingesehen und verstanden, und dadurch die Ueberzeugung befördert werden, daß in ihr nichts gesagt werde, was nicht mit der Wahrheit auf das vollkommenste übereinstimmte, und mit ziemlicher Deutlichkeit könnte verstanden und eingesehen werden; welches in gar mancherley Absicht für die christliche Seligkeit überhaupt und wie sie in unserer Kirche insönderheit, ihrem Hauptgrundsatz zufolge, kann erwartet werden, von reichem Vortheil und Gewinn seyn würde.

Der folgende vierte Artikel, handelt von der Rechtfertigung. — So gerne ich über ihn, und eben so auch noch über einige andere Artikel, besonders den sechsten, zehnten, achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten die bisherigen Untersuchungen fortsetzte, und so viele Vortheile es so wohl für mich, als meine Leser, zur Beförderung einer mehrern Einsicht in die vernünftigen und lautern Wahrheiten des Christenthums, der Vorzüge unserer Kirche, in deren wahren und schriftmäßigen Vortrag, und einer größern Geistesstärke in der Ueberzeugung von deren Wahrheit und Vestigkeit haben könnte, die selbst einen so großen Einfluß in mein Gemüth hat, daß mir diese Erde gleichsam schon in einen Himmel darüber verwandelt wird: so sehe mich doch genöthigt hier abzubrechen, um die Geduld meiner einsichtsvollen Leser nicht zu mißbrauchen, und diese Abhandlung dadurch zu sehr anzuschwellen.*) Das Gesagte kann auch zur Erreichung

*) Einiges kann man darüber, in meiner kurzen Erklärung auf den vermeyntlichen Beweis eines Ungenannten u. s. w.

meiner Absicht, durch einige Beyspiele, genug seyn, da ich zumal meinen Lesern, die sich auf dergleichen Untersuchungen noch nicht eingelassen haben, auf Treue und Glauben versichern kann, daß es sich mit allen übrigen Artikeln der augspurgischen Confession auf die nemliche Art verhält. Vielleicht findet sich auch bey den bereits angekündigten und noch andern Abhandlungen, mehrere und nähere Gelegenheit, die hier angefangenen Untersuchungen fortzusetzen. Und schenkt mir Gott Leben und Gesundheit, lenkt meine Umstände fernerweit so, daß es mir nicht an Zeit dazu gebricht, und erwerbe ich mir dadurch den Beyfall und den Dank des Publikums, so halte ich, zum Besten derer, die andern nicht allezeit in dergleichen Untersuchungen nachfolgen, und sie noch weniger für sich, glücklich anstellen können, mein Wort gewiß.

Eins kann ich jedoch hier noch anzumerken nicht unterlassen. Von der Freyheit, selbst von den in der heiligen Schrift, enthaltenen Vorstellungen, und einzelnen Anwendungen der christlichen Wahrheit auf besondere Fälle, nur die zu nutzen und zu brauchen, die auf unsere Zeiten passen, die aber selbst ruhen und liegen zu lassen, und sie wohl gar bey Seite zu legen, die aus ihr nicht schicklich auf sie können angewendet und mit allgemeinem Vortheil gebraucht werden, geben uns die Verfasser der augspurgischen Confession, gar viele schöne, lehrreiche und treffende Beyspiele, die uns nicht nur leh-

ren,

u. s. w. finden, das ich hier einstweilen nachzulesen empfehlen will, ob es gleich noch nichts ausreichendes ist.

ren, wie wir uns in Anſehung deſſen gleichfalls zu verhalten haben, ſondern uns auch verpflichten, ſelbſt in Anſehung ihrer ein gleiches zu beobachten. Dahin gehört in Abſicht auf jenes, der ſehr treffende Gebrauch, den ſie von der Lehre der Schrift: daß die Beobachtung der Werke des moſaiſchen Geſetzes, nicht zum Chriſtenthum nöthig ſey, und vor Gott gerecht und ſelig mache, auf die Umſtände ihrer Zeit machen, in der auch eine ſolche äußerliche, bloß ceremonieuſe Werkheiligkeit, und wie ſie ſich in der Abſicht ganz wohl und richtig ausdrücken, **zum Schaden und Verdrieß des Verdienſtes Jeſu um die Seligkeit der Menſchen und die Religion**, war aufgerichtet worden, und als nöthig zur Seligkeit geachtet wurde, dem zufolge ſie beſonders in den ſieben letzten Artikeln, die auf die Weiſe eingeriſſenen päbſtlichen Mißbräuche mit allem Muthe und unerſchrockener Herzhaftigkeit bekämpften, und uns dadurch lehrten, was unſere Pflicht ſey, wenn ſich ein ähnliches Uebel wieder in unſere Kirche eingeſchlichen hätte, oder in ihr einreißen wollte.

Und in Abſicht auf dieſes kann nicht nur hieher gerechnet werden, daß ſie bey allem Gebrauch der Wörter und Redensarten, die ſelbſt in der heiligen Schrift, aus dem jüdiſchen und heidniſchen Opferdienſt entlehnt, auf Jeſum und beſonders auf ſein Leiden und Sterben ſind angewandt worden, ſie doch nicht in dem eingeſchränkten und nationellen Sinn nahmen, wie ſelbſt jetzt wieder von vielen in unſerer Kirche, zur Einſchränkung und Schmälerung des ganzes Verdienſtes Jeſu um die Menſchheit

und

und Religion geſchieht, ſondern ihnen einen viel ausgebreitetern und chriſtlichern Verſtand beylegten, der ſich auf das geſammte Erlöſungswerk Chriſti, nicht bloß einen Theil deſſelben erſtreckte, und uns dadurch zeigen, was alſo unſere Pflicht in dem nemlichen Falle von uns heiſche und fordere; ſondern auch das, was ſie nicht nur in den Artikeln von den Mißbräuchen überhaupt, von der Aufhebung des jüdiſchen Geſetzes, der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel gemäß, ſondern auch in dem acht und zwanzigſten Artikel und ſonſt von dem jüdiſchen Sabbath und der chriſtlichen Sonntagsfeyer inſonderheit ſagen. Dieſe gründen ſie gar nicht, auf das Geſetz vom jüdiſchen Sabbath, als der ſich gar nicht für Chriſten ſchicke, wie demohnerachtet ihrem klaren Sinn und Inhalt zuwider, immer noch von vielen in unſerer Kirche geſchiehet. Sie leiten ſie vielmehr aus ganz andern Gründen her, und ſetzen ſogar die Aufhebung des Sabbaths und die Anrichtung der chriſtlichen Sonntagsfeyer, bloß in die chriſtliche Freyheit, in ſo ferne nemlich der zu jener gewidmete Tag, dazu für unſchicklich gehalten wurde, und dieſe ſelbſt auf einen gewiſſen und beſtimmten Tag feſtzuſetzen war. *)

Was

*) Siehe deswegen mit mehrern, meine Abhandlung von dem Sabbath der Juden und dem Sonntag der Chriſten, Halle 1775, die es ſchon mit zur Abſicht hat, den apoſtoliſchen Sinn und Geiſt, und die Meynung unſerer Reformatoren, in unſerer Kirche wieder zurückzubringen, und ſtatt der bisher geherrſchten, gewöhnlich zu machen.

Was alſo vielen, nach der Unvollkommenheit ihrer Einſichten, bey dem erſten Anblicke, ſchädliche und gefährliche Neuerung, und treuloſe Abweichung von den feyerlich beſchwornen ſymboliſchen Büchern zu ſeyn ſcheint, wegen der man nicht mehr würdig ſey, ein Glied unſerer Kirche zu ſeyn und zu heißen, das iſt vielmehr höchſt billig, gerecht, pflicht- und geſetzmäßig, ſtimmt mit ihnen und der Verpflichtung auf ſie, der heiligen Schrift, und der Grundverfaſſung unſerer Kirche auf das vollkommenſte überein, wird ſelbſt durch ſie als nöthig gefordert, und die ſo jenes denken, ſtürzen dagegen in die Grube hinein, die ſie andern zu graben ſuchten. Wenn es hoch kommt, ſo ſind es nichts weiter, als weitere Anwendungen und Befolgungen jenes vornehmſten Hauptgrundſatzes unſerer Kirche, der von vielen gänzlich aus den Augen verlohren, und an deſſen Statt ein neues Pabſtthum in unſere Kirche eingeführt wird. Auf ihn ſich ſtützende Erörterungen und Erklärungen des Sinns unſerer Reformatoren, und der augſpurgiſchen Confeſſion, und deſſen ſpeciellere Anwendungen auf die Bedürfniſſe unſerer Zeiten. Jene hat ſich aber unſere Kirche, ſelbſt am Schluſſe der augſpurgiſchen Confeſſion vorbehalten, ſich jederzeit darnach gerichtet, und ſelbſt wirkliche Abweichungen von ihr, dafür angeſehen. Wären es aber auch wirkliche Veränderungen derſelben: ſo kommt ihr doch auch dieſes Recht, wie aus dem folgenden Hauptſtücke erhellen wird, nicht nur zu, ſondern diejenigen, die am meiſten über ihr zu halten, und ſich vor ihnen zu verwahren meynen, machen ſich ihrer am unbeſorgteſten ſchuldig.

Zwar

Zwar meynt man insgemein, daß die Freyheit dazu, keinem einzelnen Lehrer unserer Kirche zukäme, sondern jederzeit von der ganzen Kirche müsse ausgeübt werden. Aber würde wohl jemalen die Reformation angefangen worden und zu Stande gekommen seyn; wenn man damalen so gedacht hätte? Einer oder mehrere müssen allezeit den Anfang machen. Von allen zugleich ist es nie zu erwarten; wie man selbst aus den gegenwärtigen Bewegungen in unserer Kirche ersehen kann. Wer sich dazu berufen achtet, der thue es seiner Einsicht und Ueberzeugung gemäß. Keiner darf sich durch menschliches Ansehen, Furcht und Zaghaftigkeit davon zurückhalten lassen. In unserer Kirche, und überhaupt in der ganzen protestantischen Kirche, zu der selbst, wie aus dem folgenden sechsten Hauptstück erhellen wird, die Socinianer gewissermaaßen mit gehören, kömmt es gar nicht darauf an, was Luther oder Melanchthon, Zwingli oder Calvin, Chemnitz oder Gerhard, Bucer oder Beza, Osiander oder Calixtus, Piscator oder Rivetus, Socin oder Crell, Episcopius oder Limborch, Grotius oder Clericus, Clarke oder Whiston gesagt haben. Alle sind Menschen, die einander durchaus gleich sind, von denen keiner mehr Recht hat als der andere. Alles kommt darauf an, was ist Wahrheit der Schrift, nach deren erweislich richtigen Erklärung. Und wer die hat und solches erweisen kann, darf mit ihr ungescheut hervorgehen. An alles andere braucht er sich nicht zu kehren.

Zwar ist „dieses Recht, Zusätze, neue Erläu„terungen, glücklichere Anwendung der ausspür„gischen

„giſchen Confeſſion für die evangeliſchen Kirchen von Zeit „zu Zeit zu machen, von alten Jeſuiten und hämiſchen „Schriftſtellern aus der römiſchen Kirche, zuweilen ſo „gar unſern Landesherrn ſtreitig gemacht worden. Und „gegen den ſeligen Spener erhoben manche unpatrio„tiſche Eiferer das unwürdige Geſchrey, daß die ganze „lutheriſche Kirche von der Reinigkeit der augſpurgiſchen „Confeſſion werde abgeleitet werden, wenn er in ſeiner „ihm anbefohlnen Kirche mehr Eifer und Treue beweiſen dürfte, als andere Theologi anzuwenden geſonnen „waren.“ *) Daß jenes aber nicht mit Recht geſchehen könne, und dieſes gar nicht zu befürchten ſtehe, iſt nicht nur aus dem bisherigen ſchon erſichtlich; ſondern jenes inſonderheit, wird aus dem folgenden fünften Hauptſtück noch deutlicher werden. Und ſieht man denn nicht, wem man ſich durch ſolche Geſinnungen eigentlich gleich ſtellt? —

Verſchiedenheit der Meynungen und Vorſtellungen iſt alſo in unſerer Kirche nicht bloß möglich, ſondern auch gar nothwendig, ohne daß die kirchliche Wahrheit und Seligkeit darüber leide, man an ihr keinen Antheil mehr habe, und dadurch aufhöre ein Mitglied von ihr zu ſeyn und zu bleiben. Und wie gut wäre es, wenn dieſes von je her wäre erkannt worden, und man ſich in allen vorkommenden Fällen, in ſeinem Verhalten darnach gerichtet hätte?

*) Heißt es in den Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen auf 1777. S. 245.

hätte? Wie viel Gutes würde von jeher dadurch in unſerer Kirche gekommen, in ihr ſeyn erhalten und befördert worden, und ſelbſt noch ihr befördert werden, wenn es von nun an, nur noch in Acht genommen würde? Wie viel Böſes würde alsdenn von je her aus ihr ſeyn weggeſcheucht worden, und in Zukunft immer mehr werden, das zum offenbaren Schaden und Nachtheil unſerer Kirche, und ſelbſt der guten Sache des Chriſtenthums ausgeſchlagen iſt, und noch mehr ausſchlagen muß, wenn ihm nicht auf ſolche Art vorgebeugt wird; von Freunden und Feinden wenigſtens, zu deren Verderben gemißbraucht und angewendet wird?

In ihr würde weit mehr Wahrheit und Seligkeit, überhaupt und unter ihren einzelnen Mitgliedern inſonderheit anzutreffen ſeyn, als ſo mit Recht von ihr kann geſagt werden. Sie würde den Namen der einzigen oder am meiſten wahren und ſeligmachenden Kirche, mit mehrerm Rechte, und in mehrerer Vollkommenheit verdienen, als es ihr ſo zukommt. Alle ihre einzelne Mitglieder, würden an beyden mehr Antheil haben. Die Unterſuchung der Wahrheit wäre freyer und ungehinderter, könnte eher und ruhiger erforſcht, gefunden und angenommen werden. Sie würde nicht durch menſchliches Anſehen gehemmt, durch allerley bedenkliche Seitenblicke gemißleitet, und ſo viel gefährliches Aufſehen darüber erregt. Ihr Eingang in die Herzen der Menſchen, würde vielen weniger bedenklich und gefährlich ſcheinen. Wider die Verſchiedenheit der Meynungen und Vorſtellungen würde man weniger eingenommen ſeyn, und ſie

für

für unzuläſſig und nachtheilig halten. Man würde einſehen, daß ſie gerade das rechte Mittel ſey, die Wahrheit zu erforſchen, ausfündig zu machen und ihr recht auf den Grund zu ſehen; daß ihr Gott ſelbſt deswegen, weder in Anſehung der Religion überhaupt, noch auch ſelbſt durch die heilige Schrift, ſo ausreichend vorgebeugt hätte, daß ſie ſchlechterdings wegfallen müßte; und ſich von der Zeit an, Unwiſſenheit und Barbarey, Verfall der Religion und der Sitten, unter den Chriſten einſchlichen und ſich immer mehr ausbreiteten, als Sectenhaß und Verfolgungsgeiſt anfiengen unter ihnen zu wüthen und ſie aus der Kirche zu verdrängen; Daß dieſe Uebel immer größer wurden, je mehr er wuchſe und überhand nahm, dagegen aber wieder abnahmen, und ſich ſelbſt in der römiſchen Kirche immer mehr zu verringern anfiengen, als unſere Reformatoren herzhaft auf ihr beſtunden, ſolches alſo auch unter ihren Nachkommen ſtatt finden werde, wenn ſie ſich nach ihrem Beyſpiel richten, und immer treuer und ſorgfältiger in ihren Fußſtapfen zu wandeln ſuchen.

Wie viele ungegründete Meynungen und Vorurtheile, die ſie aus menſchlicher Schwachheit, nach den Umſtänden und Beſchaffenheiten ihrer Zeiten und Denkungsarten, noch an ſich hatten, würden ſchon längſtens aus ihr ſeyn verdrängt worden, wenn man ihnen muthvoller, weiſer und bedächtlicher jederzeit nachgefolgt wäre? Man würde es nicht für ſeine Schuldigkeit geachtet haben, auf jedem Worte, auf jeder Sylbe, das ſie geredet und geſchrieben haben, hartnäckig zu beſtehen, es für

Wahrheit, für Wahrheit zur Seligkeit, für kirchliche Wahrheit zur Seligkeit anzusehen. Nichts verdient diesen Namen, als die unleugbare Schriftwahrheit, die allen Zeiten, Gegenden und Völkern angemessen ist. Man würde darüber nicht so viel schädlichen Gewissenszwang und menschliches Ansehen in Glaubenssachen, in unsere Kirche wieder eingeführt haben, wider das sie sich so muthig auflehnten und sträubten, und es aus der Kirche Jesu hier auf Erden zu verbannen suchten. Es würden sich nicht so viele ungegründete, dem Christenthum und der Gottseligkeit schädliche und nachtheilige Vorurtheile und Meynungen, in ihr wieder eingeschlichen haben, die sie so muthvoll zu bekämpfen und zu vertilgen suchten. Sie würden sich in ihr nicht so lange aufrecht erhalten können. Sie würden nicht von vielen aus guter aber irrigen Meynung, wider den klaren Augenschein und die tägliche Erfahrung, für wahr, nützlich und seligmachend, zur reinen christlichen Lehre gehörig, angesehen werden. Sie würden den großen Verfall der Sitten in unserer Kirche nicht so augenscheinlich begünstigen, unterhalten, nähren; die dringenden Gründe des Christenthums zu Beförderung der Gottseligkeit und eines steten Eifers in ihr, nicht so entnerven und schwächen. Sie würden den Menschen nicht so viele Vorwände und Entschuldigungen, ihrer Sünden und Laster, Unordnungen und Ausschweifungen, Unachtsamkeiten und Nachlässigkeiten in Ausübung, Beförderung und Vermehrung des Guten, darbieten und leihen, nicht so viele Sicherheit in Sünden, herrschenden Leichtsinn im Christenthum, und vernachlässigten Gebrauch der Mittel, die es uns

zu

zu unſerer Seligkeit in Zeit und Ewigkeit dargelegt hat, erzeugen und unbezwinglich machen. Sie würden ſchon längſtens den andern, die auf deſſen zweckmäſſige Verdrängung abzielen, ungehindert Platz gemacht haben. Viele würden nicht allerley ungegründeten Wahn gegen ſie hegen. Durch ſie würde mehr chriſtliche Wahrheit und was das meiſte iſt, mehr chriſtliche Seligkeit in unſere Kirche gekommen ſeyn. Die Ausübung des Chriſtenthums würde gröſſer, ſtärker, ausgebreiteter und allgemeiner ſeyn und ſelbſt von jetzo an immer ſichtbarer werden.

Die vielen Anſtöſſe und Bedenklichkeiten die das laſterhafte Leben vieler Chriſten wider die gute Sache des Chriſtenthums erzeugen, würden wegfallen. Die Klage und der Vorwurf würde aufhören, daß die Chriſten in unſern Tagen, den erſten Chriſten nicht mehr ähnlich, dagegen aber den heydniſchen Römern zu den Zeiten des Marcus und Sylla, ihrem Verhalten und Geſinnungen nach, in allen Stücken gleich wären, und öfters durch fromme Heyden, durch einen Sokrates gar ſehr übertroffen würden. Mehrere würden mehr Achtung gegen das Chriſtenthum beweiſen, beſſer und billiger von ihm denken. Die traurigen Zerrüttungen und Verwüſtungen in dem menſchlichen Beſten, in dem Wohl ganzer Länder und Völker, zu denen es durch den Eigenſinn, die Kurzſichtigkeit, Thorheit und Bosheit der Menſchen, die Veranlaſſung, oder doch wenigſtens den Vorwand hergegeben hat, würden nicht auf deſſen Rechnung geſetzt werden. Der Deismus, Naturalismus und Atheiſ-

mus, hätte sich aus der römischen Kirche, nicht in unsere ausbreiten, in ihr für das Heil vieler Seelen, so verderblich werden, so weit haben um sich greifen und fressen können. Ihm wären die scheinbaren Vorspiegelungen zur Berückung der Unwissenden und Lasterhaften geraubt worden. Er würde in der eigenen Unwissenheit und Lasterhaftigkeit vieler Christen nicht so viele Nahrung und Neigung zu ihm angetroffen haben. Viele würden aber auch alsdenn nicht mit Unrecht für Deisten, Naturalisten und Atheisten seyn angesehen worden, und fernerweit dafür ausgeschrieen werden, die nichts weniger als das, vielmehr rechte aufrichtige Freunde und Verehrer des wahren Christenthums sind.

Es würden alsdenn noch mehr gute Anstalten zu Beförderung und Ausbreitung des Christenthums und einer vernünftigen Einsicht in selbiges getroffen werden, als bisher schon geschehen ist. Die Fürsten und Consistoria würden noch geneigter dazu seyn, als sie es ohnedieß schon an vielen Orten sind; keine Mühe, Kosten und Aufwand zur Beförderung des wahren Wohls ihrer Unterthanen, dabey sparen, und sich dadurch noch mehr als wahre Säugammen und Pflegväter unserer Kirche, als wohlthätige Menschenfreunde gegen ihre Unterthanen beweisen, als sie es so schon zu seyn pflegen. Auf allen Schulen und Universitäten würde mehr als bisher darauf gesehen werden, rechte gute und brauchbare Lehrer in Kirchen und Schulen zu erziehen. Und in keinem Lande würde es an Anstalten fehlen, das auf ihnen angefangene fortzusetzen, oder deren Mängel auszufüllen.

Jeder

Jeder würde ſich beiſern, das ſeinige aus allen Kräften dazu mit beyzutragen. Milde Gaben und Stiftungen dazu, würden, wie in den vorigen Zeiten, wieder gewöhnlicher werden, da zumal alsdenn der Luxus weniger ſtark, Geſchäftigkeit und Thätigkeit aber dagegen, deſto gröſſer ſeyn würden. Viele würden aber auch weniger Aufſehen darüber erregen, wenn dieſes alles geſchähe, und es nicht öfters auf allerley unchriſtliche und pflichtvergeſſene Art zu verhindern ſuchen. Die öffentliche und Privaterziehung würden der Religion mehr angemeſſen ſeyn und für ſie ergiebiger werden. Alle Eltern, Educationsräthe, Hofmeiſter und andere Lehrer und Erzieher der Kinder, könnten und würden alsdenn ihrer Pflicht mehr nachkommen, und ſich ſelbſt die Einflöſſung der Religion zu ihrem vornehmſten Geſchäfte machen.

Selbſt die Einigkeit unſerer Kirche, würde dadurch anſehnlich vermehret werden. Von den vielen Spaltungen und Streitigkeiten würde man in ihr nichts wiſſen und in Zukunft mehr von ihnen hören die öfters in ihr ſind entſtanden und geführt worden, noch entſtehen und geführt werden. Alle ſähen ſich untereinander als ſolche an, die aller Verſchiedenheit der Meynungen ohngeachtet, im Grunde des Glaubens übereinſtimmen, und ſie als das Mittel anſehen, ihm immer näher zu kommen. Vielen Vorſtellungen würde nicht ſo viel bedenkliches, gefährliches und abſchreckendes zugeignet werden. Die Gemüther würden ruhiger und beſänftigter, zur Unterſuchung der Wahrheit aufgelegter, und der Vereinigung näher gebracht werden. Es würde nicht ſo viel nach

hämischen Vorurtheilen gehandelt, nicht so auf das Herkommen gesehen, und alles nur nach menschlichem Ansehen entschieden werden. Untersuchen und nachdenken würden gewöhnlicher, Gelehrsamkeit und Fleiß stärker werden. Jeder lernte sich bestimmter und genauer auszudrücken, könnte andere gleich verstehen und wissen was sie haben wollten; ersetzte das, was ihrer Bestimmtheit nach abgeht, durch Liebe, freundschaftliches und thätiges Wohlwollen. Jeder hülfe dem andern, wo er ihn straucheln sähe, zurecht mit sanftmüthigem Geiste. Liebe, Friede und Einigkeit würde unter allen herrschen, ehender zu erreichen und zu befördern seyn. Die Verbindung in der Lehre und in den Gesinnungen würde die gröste seyn, und nicht durch so viele Umstände erschwert und verhindert werden. Güte und Treue würden einander überall begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen.

So gar die Anzahl der Glieder unserer Kirche an deren Vermehrung doch einer jeden Kirche so viel gelegen ist, würde darüber zunehmen. Alle Protestanten, zu denen, wie aus dem folgenden sechsten Hauptstücke erhellen wird, selbst die **Socinianer** gewissermaßen mit gehören, könnten von heute an, ohne Bedencken, in eine kirchliche Gemeinschaft zusammen treten. Alle Zwiespalt und Trennung unter ihnen, die schon so viel Unheil in der protestantischen Kirche angerichtet hat, fiele weg. Sie sähen alsdenn ein, daß alle Verschiedenheit unter ihnen, nicht gröser und stärcker sey und mehr auf sich habe, als diejenige, die ohnedieß schon unter den Mit-

Mitgliedern einer jeden Parthey statt findet, und würden sich untereinander in Liebe und Sanftmuth ertragen. Sie würden sogar einander näher rücken, und gleich den Mitgliedern einer jeden Kirchenparthey, sich über die Puncte ehender vereinigen, wegen welcher bisher die gröste Disharmonie unter ihnen geherrscht hat. Die Arminianer, und übrigen gelinden Reformirten, in Deutschland und Engelland wenigstens, kommen uns so schon näher, als die strengern in der Schweitz und in den Niederlanden. Und selbst diese würden alsdann, wenn sie sich nach ähnlichen Grundsätzen richteten, nicht ungeneigt dazu seyn. Der Name eines Socinianers würde das [illegible]chterliche verliehren, das ihm anklebt, vor dem jed[illegible]fgläubige Seele, bey dessen Ertönung unmuthsv[illegible]zittern pflegt. Man würde einsehen, daß sie, e[illegible]nige Uebertreibungen weggerechnet, recht aufr[illegible]reine und lautere Protestanten wären und die [illegible]nungssentenzen der römischen Kirche, die sie gr[illegible]ie gegen alle andere Protestanten, ausgesprochen hat, und ihren Grundsätzen zufolge, gegen sie aussprechen muß, so lange sie ihnen getreu bleiben, und ihren Geist und Sinn nicht auch noch mehr ändern und bessern lassen will, als es bisher schon geschehen ist, nicht aus ihrem Munde auffangen, ihr unbedachtsam nachsprechen, und ihnen so viel und noch mehr Unrecht dadurch zufügen, als uns von ihr dadurch selbst angethan wird.

Alle Protestanten könnten auch alsdenn ohne Bedenken, in eine einige Kirche, zur Anhörung des göttlichen

chen Worts, dem Gebrauch der Sacramente und gemeinschaftlicher Erbauung, gehen. Darüber würden viele Streitigkeiten unter ihnen wegfallen, ob ihnen hier oder da eine freye Religionsübung zukomme und zu verstatten sey oder nicht. Viel besonderer Aufwand dazu, könnte darüber erspahret und zu andern guten Anstalten mit verwendet werden. Sie würden sich untereinander eben so erbaut finden als jetzt, und vielleicht noch mehr. Wird doch selbst in dem siebenden Artickel der Augspurgischen Confession zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, nichts weiter gerechnet, als: „Daß da „einträchtiglich nach reinem Verstand, das Evangelium „gepredigt, und die Sacramente dem göttlichen Worte „gemäß gereicht werden." Und das geschieht ja alsdenn gerade am meisten, jemehr dem bisherigen zufolge, aller Menschentand, und alle Ueberbleibsel des Pabstthums vollends aus unserer, der reformirten und jeder andern Kirche hinausgeschafft, und also diese christliche Einigkeit befördert wird. An die Verschiedenheit der äußerlichen Gebräuche hat sich alsdenn niemand zu stossen. Wegen ihrer heißt es in dem angeführten Artickel der Augspurgischen Confession gleichfalls: „und ist „nicht noth zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, „daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von Men„schen eingesetzt gehalten werden." Die können hier und da, so oder so seyn, wie man es an jedem Orte, am nützlichsten, dienlichsten und zuträglichsten achtet. Sie können auch ohne Bedenken geändert und gebessert, und selbst dadurch, wenn man nur dabey auf die öffentliche Erbauung sieht, einförmiger eingerichtet werden.

Was

Was aus den Zeiten des Interims dawider pflegt eingewendet zu werden gehört gar nicht hieher, und ist dem keinesweges zuwider. Und vielleicht ist dieser glückliche Zeitpunct unter den Protestanten in den Preußischen Staaten näher, als mancher glaubt, und wartet nur noch darauf, daß die letzte Hand daran gelegt und er vollends vollendet werde. Und dann kommen unter den Protestanten wenigstens, die glücklichen Zeiten, die dem Christenthum verheißen sind. Möchten sie doch eilen, noch in unsern Tagen zu kommen, damit wir auch an ihnen Antheil nehmen könnten!

Hielte man aber auch dieses alles, da es bloß äusserliche Dinge betrifft, die so und anders seyn können, wie es jedesmal das Beste ist, nicht für nöthig, oder glaubte man, daß unsere Zeiten noch nicht genug darauf zubereitet wären: so ist es doch Pflicht auf das letztere zu sehen, dafür zu sorgen, daß sie immer reifer dazu werden, und jeder seine Bemühungen dahin verwendet. Und dazu wird durch die vollkommenste Toleranz unter den Protestanten überhaupt, und unter den Mitgliedern einer jeden besondern Kirche derselben, der Weg gebahnt. Das erste, das dazu nöthig ist, ist, daß alle Verketzerungs- und Verdammungssucht unter ihnen völlig wegfalle, und jeder den andern in Liebe und Freundschaft trage. Sonst wird das Werk Gottes in Beförderung der Seligkeit der Menschen gehindert, dieser glückliche Zeitpunct der Kirche Jesu hier auf Erden immer weiter von uns entfernt, und wohl gar unsern Augen entrückt, so daß wir unmuthsvoll fragen: wo bleibt die

Verheißung der glücklichen Zeiten, die durch das Chriſtenthum auf die Erde ſollen gebracht werden? Die vollkommene Erkenntniß und Verehrung Gottes, und deſſen, den er geſandt hat, unſers Herrn und Heylandes Jeſu Chriſti? Das vollkommene Mannsalter der Chriſten, in dem Maaße des vollkommenen Alters Jeſu Chriſti? Trage doch jeder aus allen Kräften das ſeinige dazu mit bey! Und deren Erfüllung wird alsdenn gewiß nicht ferne ſeyn! Hilf Herr! deinen Knechten, und ſegne dein Erbtheil; errette ſie, die du dir veſtiglich erwehlet haſt! Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern! Fördere das Werk unſerer Hände! Ja! das Werk unſerer Hände wolleſt du fördern! Es geſchehe alſo!

Und hätte man in unſerer Kirche, gleich unſern erſten Reformatoren, immer darauf hingeſehen, und den von ihnen aufgeſtellten, vornehmſten Hauptgrundſatz derſelben, dem wir alles zu verdanken haben, auf eine ſo vollkommene Art gemäß zu handeln ſich beeifert, als ſie den Anfang damit gemacht hatten, nach ihren Zeitumſtänden aber das Werck unmöglich gleich vollenden konnten: was für Uebel würden dadurch aus ihr von jeher ſeyn weggeſcheuchet worden, die ſie öfters jämmerlich verwüſtet, ihre allgemeine und die beſondere Seligkeit einzelner Mitglieder derſelben, unter die Füße getreten, und wohl gar zu deren Zernichtung Gelegenheit gegeben haben; Und wie ſicher würden ſie dadurch, wenigſtens auf die Zukunft noch, vor ihnen werden, wenn es von nun an, immer treuer und ſorgfältiger geſchähe?

Die

Die Spaltungen unter den Protestanten würden nimmermehr ausgebrochen seyn, so weit um sich gegriffen haben, und wie für ihre gute Sache überhaupt, also auch für viele einzelne Mitglieder derselben, unter und gegeneinander selbst, nicht von so vielen bedenklichen, nachtheiligen und nur Verbitterung erregenden Folgen gewesen seyn. Von den antinomistischen, synergistischen, flacianischen, majoristischen, stankaristischen und kryptocalvinistischen Streitigkeiten, würde man in unserer Kirche nie etwas gehört haben, durch die so viel Verwirrung in ihr ist angerichtet worden. Man würde zu deren Beylegung nicht nöthig gefunden haben, die Concordienformul zu verfertigen, in sie so viel unfruchtbare Scholastik mit aufzunehmen, und darüber von der rechten Bahn nicht wenig auszugleiten. Sie und andere Umstände würden keine Veranlassung gegeben haben, daß ganze Länder, von unserer Kirche, zu der reformirten übergetreten wären. Durch sie würde man nicht selbst mit Gelegenheit dazu gegeben haben, daß es nöthig wurde, eine nothwendige Vertheidigung des heiligen römischen Reichs evangelischer Churfürsten und Stände Augapfels zu schreiben, und eine nochmalige, unvermeidliche und gründliche Hauptvertheidigung desselben, auf sie folgen zu lassen*). Der gute Peucer würde nicht so schrecklich

*) Siehe die Veranlassungen dazu, und die vornehmsten Schriften die bey der Gelegenheit zum Vorschein gekommen sind, in Walchii Introductione in libros symbolicos eccl. luth. p. 214. sq.

lich seyn gemißhandelt worden. Der rechtschaffene Calixtus würde nicht von Deutschmannen, Wellern und andern ihres Gleichen, so unchristlich seyn, verunglimpft und verläumdet werden, daß man sogar damit umgieng, ihn selbst auf dem Reichstage von dem Religionsfrieden ausschließen zu lassen, welches unbedachtsame Unternehmen aber nachmals, zu großem Glücke unserer Kirche, von selbst zunicht wurde. Der fromme Spener würde nicht von manchen unchristlichen Theologen seiner Zeit, so verdächtig seyn gemacht worden, und sie nicht selbst nach seinem Tode noch, die Frage: ob man sagen könne, der seelige Spener: aufgeworfen und sie mit einen kecken Nein! geradezu beantwortet haben. Selbst Servet würde nicht, gleich einem Johann Huß, den Scheiterhaufen haben besteigen müssen. Und in unsern Tagen, würden seit zehn und zwanzig Jahren, diese alten Trauerspiele nicht wieder aus dem Schutte hervorgezogen, zum großen Schaden und Verderben vieler Mitglieder unserer Kirche, und zum Hohngelächter ihrer Feinde erneuert, und ähnliche Zerrüttungen durch sie in ihr angerichtet worden seyn. Der unwissenden und unberichteten Menge, würden nicht so oft, ganz unrichtige und falsche Vorstellungen von ihren angesehensten, besten und treuesten Lehrern beygebracht und ihnen alles Zutrauen zu ihnen, dadurch geraubet werden.

Kein Lavater würde alsdenn aufgetreten seyn und Semlern und Steinbarten öffentlich des Naturalismus und Socianismus bezüchtigt haben. Er und andere

dere würden eingesehen haben, daß sie und Spalding, Teller und Büsching, Diterich und Jerusalem, Nösselt und Eberhard, Leß und Koppe, Döderlein in Altdorf, und Rosenmüller in Erlangen, Danov und Griesbach, der Generalsuperintendent Jacobi in Halberstadt und der Consistorialrath Cosners in Essens, Junkheim und Hermes, Lüdke und die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek, und wie die würdigen Männer, alle sonst noch heißen, die hier könnten genennt werden, die würdigsten ächtesten und lautersten Lehrer unserer Kirche sind, und gleich einem Sack, Pauli, Zollikofer, Tobler, Heß, und andern aus seiner Kirche, an unserm jetzigen Kirchenhimmel, als Sterne der ersten Größe prangen. Kein Götze in Hamburg würde sich erfrecht haben, unter den Heyden, über die Gott in Hamburgischen Zion seinen Zorn ausschütten soll, die Reformirten zu verstehen, dieß Gebet, für christlich, recht und gut, erwecklich und erbaulich zu halten, und die Frage aufzuwerfen und sie ganzen theologischen Facultäten, die sie denn mit einem gefälligen Kopfschütteln erwiedern, zur Beantwortung vorzulegen: ob der Verfasser des Buchs vom falschen Religionseifer, und ein Prediger, der es seinen Zuhörern von der Kanzel zum lesen empföhle, wahre evangelischlutherische Prediger wären und in ihrem Amte könnten gelassen werden? Kein Piderit würde seine ächtprotestantische Obrigkeit genöthigt haben, ihn wegen seines unbesonnenen Eifers und unbefugten Unternehmens, gegen Semlern, seines Amts eine zeitlang zu entsetzen. Und kein M. Hankel würde sich unterwun-

den

den haben, einen sogenannten **Beweis** zu schreiben, daß der **Verfasser** des Buchs **Betrachtungen über die große Unwissenheit der heutigen Christen, u. s. w. kein evangelischlutherischer Christ sey***) und sich gar so weit zu vergehen, dessen ächtprotestantisch gesinnte Obern öffentlich aufzufordern, daß sie ihn seines Amts entsetzen sollten. Er würde sich beschieden haben, daß derselbe ein viel ächterer und aufrichtigerer Lutheraner wäre, als er sich solches nur mit einigem Scheine zueignen kann.

Der unschuldige D. Bahrdt würde nicht seine Aemter haben verlassen, und in einem andern Lande Schutz und Sicherheit suchen müssen; das für die Gerechtsame unserer Kirche und der protestantischen Reichsfürsten so nachtheilige Verhalten, würde gegen ihn nicht statt gefunden haben, wenn er nicht schon vorher, durch ähnliche unprotestantische Eiferer wäre verketzert und verfolget worden. Und was das meiste ist; selbst ein **Semler** würde zur Befremdung aller Rechtschaffenen, nicht auf ihn mit losgeschlagen, und in seiner Antwort auf dessen Glaubensbekenntniß, indem er doch die Lehren des Christenthums auf eine solche Art vorstellt, daß **Bahrdt** gewiß damit zufrieden ist, und es nicht so gemeynt hat, keine Grundsätze und Aeußerungen mit haben einfließen lassen, die aller christlichen und kirchlichen Toleranz zuwider sind, und dem Verfolgungsgeist das Wort zu-

*) Frankfurt und Leipzig, oder vielmehr Frankenhausen 1779.

zu reden ſcheinen. Aechtlutheriſche Univerſitäten, würden nicht als heterodox verſchrieen, und das ſelbſt durch landesherrliche Befehle, dafür erklärt werden, was im eigentlichſten und höchſten Verſtande, die wahre Orthodoxie unſerer Kirche eigentlich ausmacht. Jener ſchale Kopf in Gießen, dieſer Pfla[illegible]hätte mehr ähnlicher fader Brochüren, hätte nicht nöthig gehabt, den unſchicklichen Einfall, **von Anlegung einer heterodoxen Univerſität in Deutſchland**, auszubrüten. Jede proteſtantiſche Univerſität, muß dieſes, wenn ſie dieſen Namen mit Recht führen will, nach der Bedeutung, wie er das Wort nimmt, ſchon für ſich ſeyn. Je weniger ſie es iſt, deſto weniger hat ſie gegründete Anſprüche auf ihn.

Doch auch auf der andern Seite; wie viele Vortheile ſelbſt aus der Intoleranz? — Durch ſie wurden ſchon im Anfange des Chriſtenthums, allerley Meynungen und Vorſtellungen, die ſchlechterdings mit ihm nicht beſtehen konnten, und ihm durchaus zuwider waren, aus der Kirche Jeſu verbannt. Durch ſie wurde eine große Anzahl Heyden nachmals gewaltſam zum Chriſtenthum gedrungen, und dem äußerlichen Schein nach zu Chriſten gemacht, ihnen aber doch dadurch wenigſtens Gelegenheit verſchafft, es nach und nach, immer mehr zu werden. Ohne ſie würde die Reformation nimmermehr zu Stande gekommen ſeyn, und ſo viele große, herrliche und ausgebreitete Folgen gewirkt haben, die noch bis auf den heutigen Tag fortdauren, und immer mehr können und müſſen fortgeſetzet und vermehret werden.

Und

Und selbst die Intoleranz unserer Tage, was für herrliche Vortheile zur Erforschung und Bestätigung der Wahrheit und deren mehrern Ausbreitung, hat sie schon gebracht, die auf das Beste des ganzen, oder doch mehrerer, und einzelner in gar mannigfaltiger Absicht, mit von Einfluß sind? Hermes wäre vielleicht nicht in Quedlinburg, wenn ihn nicht der Verfolgungsgeist von Wahren weggetrieben hätte. Ich würde vielleicht nimmermehr der Wahrheit so tief auf den Grund gesehen haben, und sie in Zeiten, die durch den Bahrdtischen Vorfall, sehr bedenklich sind gemacht worden, mit so vielem unerschrockenem Muthe und unerschütterlicher Herzhaftigkeit, und wie ich hoffe und wünsche, wozu Gott seine Gnade geben wolle! auch zum bleibenden und wahren Nutzen, vieler Mitglieder unserer Kirche, vortragen und vertheidigen, wenn kein M. Hankel gewesen wäre. Aber deswegen haben die Intoleranten unserer Tage nichts, das sie vorwenden könnten, ihre Sünden zu entschuldigen. Lasset uns nicht Böses thun, damit Gutes heraus komme, müssen sie sich gesagt seyn lassen.

Die wahre christliche und göttliche Intoleranz, die nichts als die unpartheyische Beförderung der Wahrheit zur Absicht hat, sich nicht durch menschliches Ansehen binden und blenden läßt, und nicht ungerecht handelt, erzeugt auch nur jene Vortheile. Freylich grenzt sie an jene an, und wird daher auch selbst vielfältig mit ihr vermischt, und jene dafür angesehen. Aber so bald sie über menschliche Formuln und Redensarten eifert und hadert,

und ſich unerlaubter und ſündlicher Mittel zu deren Erhaltung bedient, verräth ſie gleich ihre Unlauterkeit. Die wahre chriſtliche Intoleranz iſt nur auf die Aufrechterhaltung der Wahrheit der Schrift, wie ſie in ihr ſteht, gerichtet, läßt ſie nicht durch menſchliche Zuſätze, oder unerweisliche und wohl gar ſchädliche Meynungen, verunſtalten und beſchmutzen, und bahnt ſich ſonſt durch nichts, als durch deren unpartheyiſche Prüfung und Erforſchung den Weg dazu. Und das iſt gerade diejenige, die die Intoleranten unſerer Tage, den Tolerantgeſinnten vorwerfen, ſie für die falſche, die ihrige aber für die rechte anſehen. Es ergiebt ſich aber gar bald das Gegentheil. Zu jener wahren führt uns der Hauptgrundſatz unſerer Kirche hin. Durch ſie erkennt man die lautere Schriftwahrheit, und lernt ſie von allen menſchlichen Zuſätzen, unrichtigen Deutungen und Erklärungen unterſcheiden. Der falſchen aber ſteht er gerade entgegen, und wird durch ſie angefochten. Und jene müſſen die Toleranten unſerer Tage haben. Sie würden ſonſt gegen Wahrheit und Irrthum gleichgültig ſeyn, und nicht Eifer genug haben, dieſen gleich einem Luther wieder aus ihr zu vertreiben. Und das muß ſeyn! Gott, Pflicht und ihr Gewiſſen fordert ſolches von ihnen. Der Streit wider den Irrthum muß fortgeſetzt werden, ſo lange die Welt ſteht, er finde ſich wo er wolle.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Uebereinſtimmung der mancherley Arten der Toleranz, mit den Geſetzen des Staats und der Kirche.

Eine der erheblichſten Bedenklichkeiten, wider die Möglichkeit der ſo nothwendigen und vortheilhaften Toleranz überhaupt, und der politiſchen und kirchlichen inſonderheit, wird insgemein daher genommen, daß ſie ſich mit den politiſchen und kirchlichen Einrichtungen und Verfaſſungen der Länder und Kirchenpartheyen nicht vertrage, ſie völlig über den Haufen ſtoße, und daher weder thunlich noch möglich ſey, ohne eben ſo große Zerrüttungen in dem Staate der Kirche anzurichten, als man insgemein der Intoleranz Schuld giebt, daß ſie durch ſie veranlaſſet und erzeugt würden. Es iſt auch wohl gewiß, daß es öfters das Anſehen gewinnet, als müßten gar viele politiſche und kirchliche Einrichtungen und Geſetze aufgehoben und andere an deren Stelle geſetzet werden. Und manche Toleranten ſind zum Theil ſelbſt mit daran Schuld, daß man ihr einen ſolchen Vorwurf macht, und ihre Möglichkeit dadurch beſtreitet. Sie reden von ihr ſo, als wenn um ihrentwillen alle bürgerliche und kirchliche Anordnungen müßten aufgehoben und geändert werden. Und vielleicht habe ich ſelbſt ſchon bey manchen Leſern, durch die frohe Entzückung über das durch ſie zu befördernde Glück der Menſchheit und Religion, das

wohl

wohl viele gar als eine Chimäre verlachen, einen ſolchen Verdacht, ſelbſt wider meinen Willen erzeugt.

Wäre es aber auch, daß dieſer Gedanke Grund hätte: ſo folgt doch daraus nicht, daß ſie weder unthunlich noch unmöglich ſey, und daher aller aus ihr entſpringenden Vortheile ohnerachtet, nicht Platz finden könne. Alle politiſche und kirchliche Verfaſſungen, Anordnungen und Befehle zielen doch nur auf das Beſte des Landes und der Kirche ab, in der ſie ſich befinden, der zu gut ſie ſind ertheilet und aufgerichtet worden. Wären ſie nun entweder dazu nicht ſchicklich und ausreichend, oder wären wegen veränderter Zeitbedürfniſſe mangelhaft geworden, oder ſtünden gar dem mehrern Beſten eines Landes und einer Kirche entgegen, oder hielten beyde das aus Irrthum für gut, was ihnen wirklich ſchädlich und nachtheilig iſt, und das für böſe, was ihnen in der That ſehr nützlich und zuträglich iſt, gründeten ſich alſo auf unrichtigen Vorſtellungen, oder würde durch deren Aufhebung, Veränderung und Verbeſſerung noch mehr Gutes befördert, als durch ſie bisher iſt ausgerichtet worden: ſo hat ſolches nichts zu ſagen. Alle andere Bedenklichkeiten müſſen dabey gänzlich bey Seite geſetzt werden. Der Beförderung des Guten, darf nichts im Wege ſtehen. Irrthum und Unrecht dürfen durch nichts geſchützet und erhalten werden. Und wäre bey der ſo ſehnlich verlangten Aufhebung der Unterſchrift der 39 Artikel in der ſogenannten hohen biſchöflichen Kirche in Engelland, *)

*) Eine kurze Geſchichte deſſen, was deswegen in Engelland vorgefallen iſt, ſteht in Walchs neueſter Religionsgeſchichte,

nur nach ſolchen Gründen gehandelt worden, hätte man ſich nicht durch unlautere, intereſſirte und falſche Nebenabſichten dabey leiten laſſen, hätte man gewiſſen äußerlichen kirchlichen Verfaſſungen nicht mehr Werth und Würde beygelegt, als ihnen eigentlich zukommen kann: ſie würde gewiß zu Stande gekommen ſeyn. Und wenn nun die, die in jedem Lande und in jeder Kirche die geſetzgebende Gewalt in Händen haben, dazu geneigt ſind, ſoll es alsdenn von andern, aus eben dergleichen Abſichten hintertrieben und gehindert werden? Und wenn ſie es noch nicht wären, iſt es unrecht, ihnen durch gegründete Vorſtellungen, Willigkeit dazu einzuflößen?

Freylich ſteht es nicht allezeit in der Macht eines jeden Regenten, dergleichen Veränderungen und Verbeſſerungen, für ſich allein vorzunehmen. Andere können öfters das Recht haben, an ihnen mit Antheil zu nehmen, und müſſen daher wenigſtens mit zu Rathe gezogen werden. Durch allgemeine und beſondere feyerliche Verträge, können ihm die Hände gebunden ſeyn; und die Einwilligung des andern Theils wird alsdenn auch dazu erfordert. Allgemeine Landesgeſetze, denen ſie ſelbſt mit unterworfen ſind, können wohl auch dawider zu ſeyn ſcheinen. Aber ſind ſie nur geneigt, dergleichen zu thun, ſo werden alle dergleichen Schwierigkeiten leicht überwunden werden. Kämen in dem letzten Falle ſelbſt die Fürſten und Stände eines Reichs deswegen wenn es nöthig ſeyn

ſchichte, im 3ten Theil S. 405. f. und im 4ten Theil S. 493. f.

seyn sollte, mit einander überein, was könnte es auf sich haben? Eine solche Uebereinkunft derselben, erlangte alsdenn auch das Ansehen eines Reichsgesetzes, und wäre den andern gleich zu halten. Und erfordert es das Beste der Menschen, der Religion und des Christenthums, so kann und darf es nicht nur geschehen, sondern es muß selbst geschehen. Dieser wichtigen Angelegenheit darf nichts im Wege stehen, sie einigem Zwange und Schaden unterwerfen. Ihr muß alles weichen. Oefters ist auch nur stillschweigende Genehmigung und Billigung dazu nöthig. Und das übrige giebt sich hernach von selbst.

Aufsehen, Bewegung und selbst Unruhen könnten freylich darüber entstehen, und würden auch bisweilen nicht außenbleiben. Aber selbst dieß hätte nichts zu sagen. Der Schade, den sie anrichteten, würde durch den nachfolgenden Nutzen reichlich überwogen werden, und alsdenn auf die Zukunft desto weniger Gelegenheit zu ihnen entstehen. Die Menschen würden es nach und nach gewohnter, wenn es zumal öfter geschähe. Sie könnten auch leicht verhütet werden. Würden nur die Gemüther im voraus darauf zubereitet, würden sie nicht durch solche aufgewiegelt, denen selbst daran gelegen seyn sollte, daß es geschähe, würden nicht öfters andere, bloß politische, und nicht selten fälschlich vorgespiegelte Absichten mit ins Spiel gemischt: Es würde mit mehr Ruhe, Gelassenheit, und allgemeiner Zufriedenheit geschehen können. In dem sonst toleranten Engelland, würde die unter den Katholiken verwilligte mehrere bür-

gerliche und kirchliche Freyheit, unter dem Pöbel zu London, keinen so fürchterlichen Aufstand veranlasset haben, wenn er eines bessern wäre bedeutet worden, wenn ihn nicht unruhige Köpfe angezettelt hätten, wenn man ihm nicht immer aus falschen Staatsabsichten, die Idee in den Kopf gesetzt hätte, die Katholiken wären geschworne Feinde der engelländischen Constitution.

Doch sind auch dergleichen förmliche Aufhebungen, Veränderungen und Verbesserungen, der politischen und kirchlichen Einrichtungen und Verfassungen nicht allezeit nöthig. Die mannigfaltigen Arten der Toleranz, können öfters mit ihnen gar wohl bestehen, ihren Grund in ihnen haben, selbst durch sie gut geheißen, genehmigt, gerecht und pflichtmäßig gemacht werden, und etwa höchstens nur sehr wenige Veränderungen nöthig machen. Und mit dessen Erweis und Bestätigung wird sich eigentlich das gegenwärtige Hauptstück beschäftigen. Die Toleranten lassen sich öfters nicht genug auf diesen Punct ein, und suchen die daher entstehenden Schwierigkeiten gehörig zu zerstreuen. Und daher glauben immer viele, daß sie gänzlich mit ihnen stritten. Mehrerer Ordnung und Bestimmtheit wegen wird es aber dienlich seyn, die dahin einschlagenden Untersuchungen von einander zu trennen, und deren Uebereinstimmung mit den politischen und kirchlichen Verfassungen und Gesetzen, in zwey besondern Abschnitten zu erhärten.

Erſter Abſchnitt.

Von der Uebereinſtimmung der Toleranz mit den Geſetzen des Staats.

Lebte ich nicht in **Deutſchland**, oder ſchriebe ich für ein anderes Land, deſſen politiſche Verfaſſung, nicht gleich dem deutſchen Reich, ſo viel eigenes an ſich hätte: ſo könnte ich ſogleich von der Ueberſtimmung der Toleranz mit den beſondern Landesgeſetzen handeln, und ohne Bedenken bloß bey einem einzelnen Lande ſtehen bleiben, deſſen politiſche Verfaſſung mir am meiſten bekannt wäre, oder ihr am meiſten entgegen zu ſeyn ſchiene. Da dieſes aber nicht iſt: ſo ſehe ich mich genöthigt, die dahin einſchlagenden Unterſuchungen abermals zu theilen.

Die Fürſten und Stände des heiligen römiſchen Reichs, können und müſſen eigentlich nach einem doppelten Verhältniß betrachtet werden. Sie ſind Mitglieder eines gemeinſamen großen Staatskörpers, ſtehen als ſolche unter einem, aus ihrem Mittel gewählten, glorwürdigſten Oberhaupte, haben nicht nur als ſolche gewiſſe Verbindlichkeiten unter ſich, und gegen daſſelbe auf ſich; ſondern haben auch durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft, unter ihnen ſelbſt und mit andern, gewiſſe Verträge aufgerichtet und Schlüſſe verabfaßt, zu deren unverbrüchlichen Beobachtung, ſie ſich unter einander anheiſchig und verbindlich gemacht haben, über deren Aufrechterhaltung außer einem jeden, das allerhöchſte Reichs-

überhaupt besonders zu wachen hat, aber sich selbst deswegen gewissen gemeinschaftlich verabredeten Einschränkungen und Vorschriften unterworfen sieht, nach denen es sich auf das strecklichste zu richten, bey seiner Erwählung auf das feyerlichste verpflichtet hat, und ihm selbst nur unter dessen Bedingung die kayserliche Krone ist aufgesetzt worden; jeder also auch das Recht hat, darauf zu sehen, daß das versprochene gehalten und geleistet werde, und ihm besonders an den ihm zustehenden Rechten kein Eintrag geschehe: welche ganze Verbindung derselben unter einander, durch gewisse auswärtige Mächte mit ist bekräftigt und bestätigt, und deren Gewährleistung von ihnen übernommen worden. Und wegen der häufigen Bewegungen und Unruhen, die besonders in den letztern Jahrhunderten über die Religion in Deutschland entstanden sind, ist vieles, das sich auf sie bezieht, in jene Verträge, Schlüsse und Gesetze, Stipulationen und Pflichtleistungen mit eingeschlossen, nach denen sich so wohl das allerhöchste Reichsoberhaupt, als auch dessen gesammte Stände unter sich, und in ihren Landen richten müssen. Und manche sind selbst bloß deswegen nur unter ihnen errichtet und eingegangen worden, über die sich die Assecuration fremder Potenzen hauptsächlich mit erstreckt. Und deswegen sind ihnen in Ansehung der Religion die Hände ziemlich gebunden, daß sie nicht thun können, was sie wollen, obgleich diese Freyheit immer noch sehr groß ist.

Hiernächst sind sie auch als besondere Landesherrn, in den ihnen zukommenden Ländern zu betrachten, in denen

denen ſie alle die Majeſtätsrechte genießen, die aus der Landeshoheit herfließen, und deswegen auch in Anſehung der Religion, die geſetzgebende Gewalt mit in Händen haben, wenn ſie ſich zumal ſelbſt zu der Religionspartey mit bekennen, die in ihrem Lande die herrſchende iſt. Als ſolche haben ſie nun zwar alle, ihnen ſelbſt nach jenen zukommende, landesherrliche Rechte, in Anſehung der Religion auszuüben. Doch ſehen ſie ſich auch dießfalls öfters durch allerley von ihren Vorfahren oder ihnen ſelbſt, freywillig ertheilte und beſtätigte Landesgeſetze, eingegangene Verträge, ausgeſtellte Reverſalien und Sicherheitsbriefe, mancher Einſchränkung unterworfen, die nicht allezeit ſogleich und ohne Bedenken kann durchbrochen werden. Und jeder, der in ihrem Lande lebt, muß ſich auch nach den Geſetzen richten, die ſie ihren Unterthanen, nicht nur überhaupt in Anſehung der Religion, ſondern auch in Anſehung dieſer und jener beſondern, ſie betreffenden Stücke ertheilet haben. Es kömmt alſo auch dießfalls nicht auf einen jeden an, wie er es mit ihr halten will. Als ein Unterthan von ihnen iſt er gehalten, ſich nach ihrem Willen zu richten. Selbſt die Religion ſchärft ihm dieſe Obliegenheit ein. Und befehlen ſie ihm nur nichts, das wider Pflicht und Gewiſſen geht: ſo iſt er verbunden, ihr zu gehorchen. Oefters kommt ihm nicht einmal das Recht zu, zu unterſuchen, ob ſie, nach ſeiner Meynung, recht handele oder nicht. Er iſt Unterthan, und muß alſo gehorſamen.

Es iſt daher auszumachen, wie ſich in aller dieſer Abſicht, die Toleranz nicht nur mit der allgemeinen

Reichs- ſondern auch beſondern Landesverfaſſung und den Geſetzen und Verträgen eines jeden Landes vertrage, auf die ſie ſich ſtützt, um zu ſehen, ob und wie fern die ihr gemachten Vorwürfe gegründet ſind. Und damit nichts durch einander gemenget werde, was nicht zuſammen gehört, wird es in zwey beſondern Abtheilungen geſchehen.

Erſte

Erſte Abtheilung.

Von der Uebereinſtimmung der Toleranz mit den allgemeinen Reichsgeſetzen.

Unter den allgemeinen Reichsgeſetzen, von denen hier die Rede iſt, ſind keinesweges die einzelnen Anordnungen, Verfügungen, Vorſchriften und Befehle zu verſtehen, die von den höchſten Reichsgerichten im Namen Seiner kayſerlichen Majeſtät, aus oberſter reichsrichterlicher Macht und Gewalt, in beſondern, die Religion betreffenden Angelegenheiten, ertheilet werden. Die müſſen ſelbſt nach jenen eingerichtet ſeyn. Und jedem deutſchen Reichsſtande und jedem Mitgliede der im heiligen römiſchen Reiche privilegirten Religionspartheyen, kömmt es zu, zuzuſehen, ob ſie mit ihnen übereinſtimmen, oder nicht, damit ſie durch ſie, weder an ihren landesherrlichen Rechten, noch an den ihnen theuer erworbenen Gerechtſamen und Freyheiten beeinträchtiget werden. Könnte das letztere erwieſen werden: ſo müßten ſie als reichs- und geſetzwidrig verworfen, als unbefugte Eingriffe in die landesherrlichen und kirchlichen Rechte angeſehen, und auf deren Abſtellung gedrungen werden. Wollte man ſich auch zu deren Rechtfertigung auf mehr ähnliche Fälle berufen, die bereits ohne Widerrede ſtattgefunden hätten: ſo kann daraus kein nachtheiliges Präjudiz entſtehen. Sie ſind alsdenn eben ſo gut, dieſer Unterſuchung noch zu unterwerfen, wenn man auch bey ihnen, aus gar mancherley Urſachen ſtille geſeſſen hätte.

Und

Und würden sie als solche befunden, die mit ihnen stritten: so darf dieß niemand zurückhalten, sie dafür zu erklären. Jeder hat nach unserer deutschen Reichs- und Religionsverfassung das Recht dazu, um sich und andere dadurch auf die Zukunft vor ihnen in Sicherheit zu setzen.

Zu den allgemeinen Reichsgesetzen gehören nur die allgemeinen und besondern Verträge, Verbindungen, Stipulationen und Pflichtleistungen, die unter dem Reichsoberhaupte und dessen Gliedern, und diesen selbst unter einander, gegenseitig sind errichtet, eingegangen, verheißen und zugesagt worden, auf die sich besonders die politische und religieuse Verfassung Deutschlands gründet, deren Aufrechterhaltung und Beschützung andere, daran mit theilnehmende und compaciscirende Mächte, versichert und zugesagt haben. Und dahin sind außer den allgemeinen Reichsabschieden und gewöhnlichen Reichstagsschlüssen, besonders der passauische Vertrag, nebst dem auf ihm gefolgten Religionsfrieden, das westphälische Friedensinstrument und die kayserliche Wahlcapitulation zu rechnen. Jene beyden Verträge und Friedensschlüsse sind vornemlich der Religion wegen errichtet worden, werden in jeder kayserlichen Wahlcapitulation bestätigt und deren unverbrüchliche Beobachtung angelobt. Können daher die mancherley Arten der Toleranz mit ihnen bestehen, wären sie ihnen gar gemäß: so würde jene Bedenklichkeit wider sie als völlig unstatthaft, wegfallen. Dessen Untersuchung und Bestätigung ist daher in dieser Abtheilung zu erwarten.

Könnten

Könnten auch bey ihr manche Schwierigkeiten nicht gänzlich weggeräumet werden, gewönne es daher gar das Ansehen, als müßten ihr zu Gunsten einige Veränderungen vorgenommen werden: so würde selbst dieß, wider ihre Möglichkeit noch nichts beweisen. Kämen nur die Stände des Reichs, unter Concurrirung der bey ihnen mit interessirten Mächte deswegen mit einander überein; würde dergleichen neuerlich errichteten Verträgen, eben das Ansehen ertheilt, und deren Vesthaltung eben so vest geknüpft: so hätte alles andere nichts zu sagen An und für sich kann es doch nicht unrecht seyn, deren mehrere hinzu zu thun, wenn es die Noth erforderte. Wurde doch selbst der Religionsfriede durch das westphälische Friedensinstrument, gewissermaaßen verändert, oder doch wenigstens näher bestimmt, ob er gleich bey ihm eigentlich zum Grunde liegt. Und durch manche spätere Friedensschlüsse ist auch schon manches in dem westphälischen Frieden, wieder abgeändert, näher bestimmt und vestgesetzt worden. Aehnliches könnte daher auch in der Absicht leicht geschehen. Dieß wäre selbst dem westphälischen Friedensschluß gemäß. In dem kayserlich-schwedischen Friedensinstrument, wird deswegen, im fünften Artikel, §. 50. XVII. ausdrücklich vestgesetzt: „da aber etwas zweifelhaftes hin und wieder einfiele, oder „aus dem Religionsfrieden oder dieser Transaction ent„stünde, soll solches auf Reichsconventen zwischen bey„derseits Religionsständen, anders nicht, denn auf güt„liche Weise verglichen werden.“ Wäre es unterdessen nicht nöthig: so wäre es desto besser. Und wegen der ungemeinen Weisheit und Vorsichtigkeit, die bey dessen

Ver-

Verfertigung angewendet wurde, ist ehender das letztere zu erwarten. Hätte auch bey ihr nicht auf alle zukünftige Fälle, ausdrücklicher Bedacht können genommen werden: so können sie doch leicht, nach deren Aehnlichkeit mit andern, die in ihm vorkommen, entschieden werden.

Mit der bürgerlichen Toleranz überhaupt, streitet weder der Religions- noch auch der westphälische Friede. Jener hat es nach §. 13. ausdrücklich zur Absicht, „einen „gemeinen beharrlichen und beständigen Frieden, zwischen „des heiligen Reichs Ständen, der streitigen Religion „halben aufzurichten," und verbindet beyde Theile, nach §. 13. „daß: ein jeder den andern mit rechter Freund„schaft und christlicher Liebe meynen soll;" worauf nach §. 15. ausgemacht wird, daß: „die Kayserl. und Rö„misch Königl. Maj. Maj. auch Churfürsten, Fürsten „und Stände des heiligen Reichs, keinen Stand des „Reichs, von wegen der augspurgischen Confession, und „derselben Lehr, Religion und Glaubens halb, mit der „That gewaltiger Weiß überziehen, beschädigen, ver„gewaltigen, oder in andere Wege wider sein Conscienz, „Wissen und Willen, von dieser augspurgischen Con„fessionsreligion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ord„nungen und Ceremonien, so sie aufgericht, oder „nochmals aufrichten möchten, in ihren Fürsten„thumen, Landen und Herrschaften, dringen, oder „durch Mandat, oder in einiger anderer Gestalt be„schweren oder verachten, sondern bey solcher Religion, „Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Cere„monien,

„monien, auch ihren Haab, Gütern, liegend und fah-
„rend, Land, Leuthen, Herrſchaften, Obrigkeiten,
„Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten, ruhiglich und fried-
„lich bleiben ſollen, und ſoll die ſtreitige Religion nicht
„anders, denn durch chriſtliche, freundliche, friedliche
„Mittel und Wege zu einhelligem chriſtlichen Verſtand
„und Vergleichung gebracht werden, alles bey Kayſerl.
„und Königl. Würden, Fürſtl. Ehren, wahren Wor-
„ten und Pön des Landfriedens.

„Dagegen ſollen die Stände, ſo der augſpurgi-
„ſchen Confeſſion verwandt, nach §. 16. die Röm.
„Kayſerl. und Königl. Maj. Maj. und Churfürſten,
„Fürſten und andere des heiligen Reichs Stände der
„alten Religion anhängig, geiſtlich und weltlich, ſamt
„und mit ihren Capituln, und andern geiſtlichen Stan-
„des, — gleichergeſtalt bey ihrer Religion, Glauben,
„Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, auch
„ihren Haab, Gütern, liegend und fahrend, Landen,
„Leuthen, Herrſchaften, Obrigkeiten, Herrlichkeiten
„und Gerechtigkeiten, Renthen, Zinſen, Zehenden,
„unbeſchwert bleiben, und ſie derſelben friedlich und
„ruhiglich gebrauchen, genießen, unweigerlich folgen
„laſſen, und getreulichen dazu verholfen ſeyn, auch mit
„der That oder ſonſt in Unguten gegen denſelbigen
„nichts fürnehmen, ſondern in alle Wege nach Laut
„und Ausweiſung des heiligen Reichs Rechten, Ord-
„nungen, Abſchieden und aufgerichten Landfrieden, jeder
„ſich gegen den andern angebührenden ordentlichen Rech-
„ten begnügen laſſen, alles bey Fürſtlichen Ehren, wah-

„ren

„ren Worten, und Vermeidung der Pön, in den auf„gerichteten Landfrieden begriffen.“

Sie machen ſich alſo unter einander ausdrücklich anheiſchig, ſich der entſtandenen Verſchiedenheit in der Religion ohnerachtet, unter einander als Stände und Mitglieder des heiligen römiſchen Reichs anzuſehen, denen allen in Anſehung deſſen ſo wohl, als auch in Anſehung der Religion, einerley Rechte, Privilegia, Freyheiten zukämen, und ſich dieſelben unter einander, wie ſie ſie ehedem beſeſſen hätten und noch beſäſſen, ruhiglich wollten genießen laſſen. Und in dem osnabrücker Friedensinſtrument, heißt es Art. 5. §. 1. l. gleichfalls: „In allen „andern übrigen Fällen aber, ſoll zwiſchen beyder Reli„gionen Churfürſten, Fürſten und Ständen, allen und „jeden, eine richtige, durchgehende und beyden Seiten „zu gebrauchende Gleichheit ſeyn, in ſo weit dieſelbe der „formae reipublicae, denen Reichsgeſetzen und gegen„wärtigem Vergleiche gemäß iſt, dergeſtalt, daß alles, „was einem Theil recht und billig iſt, dem andern eben„mäßig recht ſey; wobey denn alle Gewaltthätigkeit, „und der Weg der That, wie ſonſten, alſo auch hier, „zwiſchen beyden Theilen, auf ewig verbothen ſeyn ſoll.“

Zwar geht dieſes alles nur auf die der augſpurgiſchen Confeſſion, und der alten Religion Verwandte. „Doch „ſollen, heißt es in jenem §. 17. alle andere, ſo obge„meldten beeden Religionen nicht anhängig, in dieſem „Frieden nicht gemeynt, ſondern gänzlich ausgeſchloſſen „ſeyn.“ Und in letzterm wird, im ſiebenden Artikel

§. 2.

§. 2. am Schluſſe, deswegen gleichfalls veſtgeſetzt: „Aber „auſſer den obbenannten Religionen ſoll keine andere im „heiligen römiſchen Reich angenommen oder geduldet „werden.“ Aber dazu wird ſich auſſer den Juden, die ohnerachtet ſie nicht in beyden begriffen ſind, doch in ihm faſt allgemein geduldet werden, nicht leicht eine Gelegenheit finden. Kein Mitglied des Reichs wird je in die Verſuchung gerathen, die jüdiſche, türkiſche oder heydniſche Religion anzunehmen und in ſeinen Ländern, ſtatt der chriſtlichen einzuführen. Und wer ſich nur zu der **Augſpurgiſchen Confeſſion**, oder der alten Religion hält, und einer von beyden anhängig iſt, der iſt alſo auch unter beyden mit begriffen.

Da wird ſich denn aber aus dem folgenden ſechſten Hauptſtücke ergeben, daß alle chriſtliche Religionsparthеyen, ſie haben Namen wie ſie immer wollen, ſelbſt die Socinianer, Mennoniten oder Taufgeſinnte, die auch nach der allgemeinen Reichspraxis, nebſt den böhmiſchen und mähriſchen **Brüdern**, oder den ſogenannten Herrnhutern, die beſondere Anſprüche darauf machen, für Bekenner der Augſpurgiſchen Confeſſion angeſehen zu werden, denen auch wirklich in gewiſſer Abſicht, eben ſo viel Recht dazu zukömmt, als vielen eigentlich ſogenannten Augſpurgiſchen **Confeſſionsverwandten**, und allen andern Enthuſiaſten und Fanatickern, die es ſich eben ſo wohl, als jene zueignen, in ihm bereits wirklich geduldet werden, unirte und nicht unirte Griechen, ſchlechterdings nicht davon ausgeſchloſſen, entweder zu den Proteſtanten oder Katholicken, auf eine mehr oder weni-

aer vollkommene Art gehören. Im eigentlichsten Verſtande, ſind ſie alſo ſämtlich unter ihm mit begriffen, und können und müſſen in ihm eben ſo wohl, als die eigentlich, insgemein ſo genannte Proteſtanten oder Katholicken geduldet werden und mit ihnen einerley bürgerliche und gottesdienſtliche Rechte genießen, wo ſich jene nicht ſelbſten darüber, an ihren gemeinſamen, völlig gleichen Rechten beeinträchtigen, und dadurch einander Gelegenheit geben wollen, ſie unter und gegen einander, auf allerley Art und unter allerley ſcheinbaren Vorwänden, widerrechtlich einzuſchränken, zu begrenzen, und ſie einander wohl gar zu verſagen, oder doch wenigſtens gefährliche Eingriffe in ſie zu wagen. Und die Reformirten, die eben ſo wenig, als alle dieſe genannte Religionsparthenen, zu den eigentlichen Augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten, nach der ſtrengſten Bedeutung dieſes Worts, anfangs gehört haben, werden ſelbſt in dem ſiebenden Artikel des weſtphäliſchen Friedensinſtruments, §. 1. daher mit unter diejenigen ausdrücklich gerechnet, die mit jenen und den übrigen Mitgliedern der alten Religion, im heiligen römiſchen Reich, gleiche bürgerliche Rechte, Privilegia und Freyheiten genießen ſollen. Mit jenen, werden ſie daher unter dem allgemeinen Namen der Proteſtanten oder Augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten begriffen; ſo, daß was von jenen gilt, von dieſen auch gilt, und ſich nun jene genannte proteſtantiſche Religionsparthenen, mit ihnen, durch ſtillſchweigende Bewilligung, wenn ſie ſich nur zur Augſpurgiſchen Confeſſion halten, eben die Rechte zueignen können, die den Reformirten in ihm ausdrücklich ſind bedungen und bewilliget worden.

Alles

Alles kommt darauf an, wen die Proteſtanten ſelbſt untereinander, für Mitglieder der proteſtantiſchen Religion und Bekenner des Augſpurgiſchen Glaubensbekenntniſſes halten, ohne daß ſich der andere Theil in deſſen Beſtimmung eigentlich mit miſchen könnte. Wem ſie unter einander gleiche bürgerliche und kirchliche Rechte zugeſtehen, dem können ſie auch von den Katholicken nicht verweigert und verſagt werden. In dergleichen Unterſuchungen und Beſtſetzungen haben ſie ſich gar nicht einzulaſſen. Und ſo wenig ſie es gut aufnehmen und geſtatten würden, wenn wir uns etwas dergleichen gegen ſie anmaaßten, einen ſolchen, den ſie für ein Mitglied ihrer Kirchencommun anerkennen, nicht dafür halten, und ihm deswegen alle bürgerliche Reichsduldung verſagen wollten: eben ſo wenig kann und darf ſolches von ihnen geſchehen, und ihnen von unſerer Seite zugeſtanden werden. Das ſind Sachen, die bey uns, wie bey ihnen, von der Unterſuchung, Beſtimmung und Beſtſetzung, der ganzen kirchlichen Gemeinſchaft abhängen, die unter ihnen, der Pabſt, die Biſchöfe und die übrige Geiſtlichkeit, in oder auſſer gemeinſchaftlichen kirchlichen Verſammlungen; unter uns aber, im Namen der proteſtantiſchen Reichsfürſten, die in unſerer Kirche, vermöge der ihnen ſelbſt im weſtphäliſchen Friedensinſtrument, Art. 5. §. 30. XII. zugeſicherten, und darauf mit ausgedehnten, Territorial- und Landeshoheit, die geſetzgebende Gewalt in Händen haben, durch das hochpreisliche Corpus evangelicorum repräſentirt wird. Wen ſie daher einzeln oder in Corpore, für ein Mitglied, der geſammten proteſtantiſchen, oder auch nur

unſerer einzelnen evangeliſch-lutheriſchen, oder reformirten Kirche erkennen und halten, der muß auch von den Katholicken unweigerlich dafür erkannt und angenommen, aller davon abhangenden Rechte, Privilegien und Freyheiten würdig gehalten, und ihm deren Genuß auf keinerley Weiſe verſagt oder geraubet werden.

Maaßen ſichs aber dem ohnerachtet einzelne, oder die geſammten katholiſchen Stände Deutſchlands, oder gar das allerhöchſte Reichsoberhaupt, aus oberſtreichsrichterlicher Gewalt, und die in deſſen Namen handelnden höchſten Reichsgerichte an; ſo werden dadurch die feyerlichſt aufgerichteten und beſtätigten Religions- und Reichsverträge und Friedensſchlüſſe verletzt; ſo entſtehen daraus Eingriffe in die Rechte der Landeshoheit der proteſtantiſchen deutſchen Reichsſtände, in die Gerechtſame und die Grundverfaſſung, der geſammten evangeliſchen und proteſtantiſchen Kirche, und veranlaſſen Religionsgravamina, die in den vorigen Zeiten ſo viel Unruhen und Zerrüttungen, in unſerm lieben Vaterlande, deutſcher Nation, veranlaſſet haben, daß es faſt ſeinem gänzlichen Untergange und Zertrennung nahe gekommen iſt, denen eben durch dieſe allgemeine Reichs- und Religionsverträge und Friedensſchlüſſe, ſelbſt nach dem klaren Inhalt des ſo hoch verpönten Religionsfriedens, §. 7 bis 13. auf die Zukunft hat ſollen vorgebeugt werden, „damit „die Stände des Reichs nicht immer für und für, in „Widerwillen und Mistrauen gegen einander ſtehen blie„ben, alle Gelegenheit dazu vermieden, und der Stände „und Unterthanen Gemüther wiederum in Ruhe und

„Ver-

„Vertrauen gegen einander geſtellet würden.“ Und da kömmt es denn, zumal in Anſehung des letztern Puncts nur darauf an, ob nicht das allerhöchſte Oberhaupt des heiligen römiſchen Reichs, und die in deſſen Namen handelnden allerhöchſten Reichsgerichte, aus oberſtreichsrichterlicher Gewalt, in dergleichen Sachen mitzureden, und ſich als ſolche, die über die Beobachtung und Veſthaltung der allgemeinen Reichsgeſetze wachen müſſen, in deſſen Unterſuchung und Beſtimmung mit einzulaſſen haben, damit ſelbſt in den innern Angelegenheiten der Proteſtanten untereinander, nichts derſelben, nach ihrer Meynung zuwiderlaufendes, vorfalle. Und da könnte denn leicht manches, ſelbſt mit vielem Scheine vorgewendet werden, etwas dergleichen zu begünſtigen und zu rechtfertigen.

Vor allen Dingen muß daher mit wenigem unterſucht und ausgemacht werden, ob ſolches Grund habe oder nicht, und ſelbſt dieſen allgemeinen Reichsgeſetzen gemäß geſchehen könne, oder wider ſie ſtreite. Wobey es denn nicht darauf ankommt, was dieſer oder jener einzelne, geiſt- oder weltlicher Schriftſteller, ſelbſt unter den Proteſtanten deswegen denkt und ſagt, ſondern was der Wahrheit, nach deren klaren Sinn und Inhalt gemäß iſt. Eben ſo wenig kommt es darauf an, ob dergleichen Unternehmungen ſchon mehrmalen, mit oder ohne Widerrede vorgefallen ſind. Wäre auch dieſes, wären ſie ſelbſt gar durch manche Proteſtanten mit veranlaſſet, oder ſtillſchweigend genehmigt und gebilligt worden: ſo verſchlüge es nichts. Es könnte aus Unwiſ-

senheit oder Mißverständniß geschehen seyn. Und so bald sie zu dessen Erkenntniß gelangten, hörten sie auf ihre Rechtskraft zu verlieren. Tausendmal unrecht, wird nicht einmal recht. Hätten sie sich aus Irrthum ihres Rechts beraubet, und sich dasselbe durch List entziehen lassen, so können sie es allemal jure postliminii wieder suchen und restitutionem in integrum verlangen. Hat es nur in jenen allmeinen Reichsgesetzen Grund: so muß es ihnen gemäß geschehen. Es kann ihnen ohne Ungerechtigkeit nicht vorenthalten werden; wenn zumal dadurch eine Art von förmlichem Gewissenszwang, ihrem vornehmsten Hauptgrundsatz nach, unter ihnen eingeführt würde, der doch durch sie, völlig ist aufgehoben und ihnen alle mögliche Gewissensfreyheit verschafft und zugesichert worden, die sie ihrer Grundverfassung nach, nur fordern und verlangen können.

Gegenwärtige Untersuchung, ist also, zumal für unsere Zeiten, ungemein wichtig, und muß daher mit aller möglichen Vorsichtigkeit und Bedächtlichkeit angestellet werden. Und dabey will ich ohne Rücksicht auf das, was andere protestantische und katholische Schriftsteller, darüber schon gesagt haben, nach meiner eigenen Einsicht und Ueberzeugung verfahren, und meine Gedanken darüber, wie diese Sache eigentlich nach ihnen muß angesehen und beurtheilt werden, allen Mitgliedern der protestantischen Kirche, zur unpartheyischen Prüfung und Beherzigung, freymüthig und unverholen vorlegen, die sie alsdenn mit den Meynungen anderer vergleichen und einsehen können, welche, der Wahrheit am gemäßesten seyn.

In

In dem Religions- und Weſtphäliſchen Friedensinſtrument, iſt nichts enthalten, das auf einen ſolchen Fall unmittelbar hingienge. In den vor ihnen hergehenden Zeiten, hatten ſich entweder noch keine hinreichenden Veranlaſſungen dazu gefunden, daß er hätte eintreten können; oder wenn auch jenes war; ſo war doch von ihnen, noch nie ein ſolcher Gebrauch gemacht worden. Vielleicht hielte man es bey deren Abfaſſung nicht einmal für möglich und nöthig, daß er ſich jemalen, nach demjenigen, was in ihnen war veſtgeſetzt worden, ereignen würde, man alſo auf ihn Rückſicht nehmen und ihm durch ausdrückliche Einſchaltungen vorbeugen müßte. Und vielleicht würde man ihn ſelbſt jetzt noch nicht für möglich halten, wenn er nicht durch mehrmalige Beyſpiele, bereits aller Welt vor Augen läge. Was würde geſchehen ſeyn, wenn er vorher bereits ſtattgefunden hätte, und wie er alsdenn würde ſeyn entſchieden und behandelt worden, muß daher nur aus ihren allgemeinen und beſondern Aeußerungen, die auf ihn können gezogen und angewendet werden, hergeleitet, und von demjenigen, was in ihnen, bey ähnlichen Fällen iſt ausgemacht und beſchloſſen worden, per Analogiam auf ihn hingeſchloſſen werden. Dieß iſt das einige Mittel, hierinnen auf etwas gewiſſes zu kommen. Und da will ich denn mit dem letztern zuvörderſt, gleich den Anfang machen.

Mit den geſammten Ständen des heiligen römiſchen Reichs, hat es in Anſehung der, dem obigen zufolge, unter ihnen eingeführten vollkommenſten Gleichheit, wegen der ihnen zukommenden bürgerlichen und

religiösen oder gottesdienstlichen Rechte, eben die Beschaffenheit, wie mit den Ständen und Unterthanen, Bürgern und Einwohnern eines einzelnen deutschen Landes, oder einer einzelnen deutschen Stadt, in dem Katholiken und Protestanten untereinander wohnen, und in ihm, wie aus dem folgenden erhellen wird, selbst nach dem westphälischen Friedensinstrument, gleicher bürgerlichen Rechte und Vorzüge, auf ähnlich vollkommene Art genießen. Was von diesen in ihm bestimmt und festgesetzt wird, muß daher von jenen auch gelten. Beyde Fälle sind sich einander so durchaus gleich, daß von einem auf den andern kann und muß geschlossen werden.

Da heißt es denn aber in dem fünften Artikel des westphälischen Friedensinstruments, §. 16. IV. „gleichwie „auch in denen Bischümern und Kirchen, in welchen „die Katholischen und Augspurgischen Confessionsverwandten vereinigte und gleiche Rechte haben, nichts neues „zu deren alten Etatuts soll gesetzet werden, welches „der Katholiken und derer Augspurgischen Confessionsverwandten, Gewissen und Sache, in einige Wege „berühre und derselben Recht vermindern könne.“ Wird aber dieses von ihnen beyderseits in ihm angeordnet: so muß es auch um so mehr von jenen gelten, da es bey dessen Aufrichtung und Schließung hauptsächlich darum zu thun war, die ihnen bereits durch den Religionsfrieden zugesicherten bürgerlichen Rechte und die der Gewissensfreyheit, noch vollkommener zu befestigen, als es in ihm bereits geschehen war. Kein Theil darf also gegen den andern, sollte es auch, wie in jenen Bischümern,

mern, und Kirchen, Städten und Ländern, durch die, so die weltliche Macht in ihnen in Händen haben, also auch in dem ganzen Reich, durch das allerhöchste Oberhaupt desselben, und die von ihm abhangenden höchsten Reichsgerichte selbst geschehen, etwas neues aufbringen, das zur Beschwerung der einem jeden Theil zustehenden vollkommensten Gewissensfreyheit gereicht, oder wodurch ihm seine anderweitigen, selbst auf selbiges sich gründenden und ihm zugesicherten Rechte gemindert werden könnten. Ist daher zu erweisen, daß dergleichen Anmaßungen dieses oder jenes thun, welches wie aus dem folgenden erhellen wird, bey ihnen so gar leicht kann dargethan werden: so sind sie dadurch zugleich für solche erklärt, die den allgemeinen Reichsgesetzen zuwider laufen, und müssen daher als schädliche Neuerungen, die zu vielen weitaussehenden Verdrießlichkeiten, leicht wieder Gelegenheit geben können, verworfen werden.

Ließen sich auch allerley scheinbare Vorwände erfinden, die ihnen den Mantel der Rechtmäßigkeit überhängen könnten, und wohl gar zum Theil selbst aus den allgemeinen Reichsgesetzen entnommen würden: so ist es noch eine große Frage; ob sie auch eigentlich Grund haben oder nicht? Und ließe sich auch daselbst manches aus ihnen mit Grund dahin deuten und anziehen: so entsteht auch da wieder die Frage: ob es mit Recht geschehen könne, ihrer Absicht, Sinn und Geist gemäß sey, oder ihm widerspreche? Und sobald der vollkommensten Gewissensfreyheit des einen oder des andern Theils dadurch zu nahe getreten wird, oder andere durch sie gesichert

ſicherte Rechte angetaſtet werden: ſo liegt ſo gleich am Tage, daß ſie ihnen unmöglich entſprechen können, ſondern völlig zuwider ſeyn müſſen, da die Rechte der Gewiſſensfreyheit es vornemlich ſind, die durch ſie in vollkommene Sicherheit ſind geſtellet worden. Und iſt auf den Fall, wenn einer ſelbſt aus dem weſtphäliſchen Friedensinſtrument, oder dem Paſſauiſchen Vertrag und Religionsfrieden, dergleichen dem einen oder dem andern Theil nachtheilige Folgerungen herleitete, und ſie dadurch beſtritte und zweifelhaft machte, ſelbſt in jenem im fünften Artikel §. 50. XVII. verſehen worden: „daß beyder Religionen Obrigkeiten es ernſtlich und mit Strenge „verbieten ſollen, daß ſie niemand öffentlich, oder heimlich, in Predigten, Lehren, Diſputiren, Schriften oder „Rathſchlägen irgendwo beſtreite, in Zweifel ziehe, oder „widrige Sätze und Behauptungen daraus zu erzwingen „ſich unterſtehe:“ und kommt es daher ſelbſt dem allerhöchſten Oberhaupt des deutſchen Reichs und den von ihm abhangenden höchſten Reichsgerichten zu, aus oberſtrichterlicher Gewalt mit darüber zu wachen, daß es von allen Ortsobrigkeiten in Acht genommen werde, dürfen ſie es auch nicht geſtatten und müſſen vielmehr zuſehen und darüber halten, daß es nicht geſchehe: ſo muß um ſo weniger ein gleiches von ihnen geſchehen, oder auch nur der Schein davon gegeben werden. Dergleichen Beyſpiele könnten ſonſt von ihnen und andern leicht gemißbraucht, nachgeahmet, weiter ausgedehnet, und zu allerley gefährlichen Folgen auf beyden Theilen, durch ſie Veranlaſſung gegeben werden.

Wür-

Würden sie auch durch andere zu dergleichen Verlesungen, unter allerley scheinbaren Vorwänden veranlasset und gereizet: so sollten sie gar nicht auf solche hören, und ihr Verlangen als reichs- und gesetzwidrig sogleich verwerfen. Noch weniger aber sollten sie sich das Ansehen zu geben suchen, als wären sie aus oberstrichterlicher Gewalt, dazu berechtigt. Dieß könnte leicht von allerley schlimmen und nachtheiligen Folgen seyn, wenn zumal die Gemüther der Katholicken und Protestanten, noch so gegen einander entbrannt wären, wie vormals, gegenwärtig nicht mehr Gelassenheit unter ihnen in solchen Fällen herrschte, und ihnen nicht auf andere Art könnte vorgebeugt und abgeholfen werden. Und zwar sollte es um so weniger geschehen, da es nicht nur in dem ersten Artickel der kayserlichen Wahlcapitulation heißt: „Und wollen nicht gestatten, daß denen Ständen „ihren Territoriis in Religion- politischen und Justitz-„Sachen, sub quocunque Pretextu, wider den Frie„dens-Schluß, oder aufgerichtete, rechtmäßige und ver„bindliche Pacta, vor- oder eingegriffen werde," sondern auch im zweyten Artickel in den Worten: zumalen auch diejenige u. s. w. die strengste Aufsicht darüber versprechen wird, daß jenes alles nicht geschehe.

Entstünden ja einige Fälle, die bey dem ersten Anblick dem Religions- und westphälischen Frieden zuwider zu seyn schienen, oder doch wenigstens von vielen oder wenigen dafür gehalten werden: so kömmt es nicht darauf an, was dieser oder jener davon urtheilt. Noch weniger kann sich ein Theil allein anmaaßen, sie sogleich wirk-

wirklich dafür zu erklären, ohne den andern, den es vornemlich angeht, deſſen Rechte und Gewiſſensfreyheit dadurch würden verletzet werden, erſt darum zu befragen, und ſich mit ihm deswegen zu vereinſtändigen. Dergleichen Fälle gehören nach den oben bereits angeführten Worten des weſtphäliſchen Friedensinſtruments, §. 50. vor die allgemeine Reichsverſammlung wo ſie gütlich müſſen verglichen oder erſt ausgemacht werden, was es eigentlich für eine Beſchaffenheit damit habe. Als daher in dem vorigen Jahrhundert einige Theologen damit umgiengen, **Calixtum** von dem Reichs- und Religionsfrieden ausſchließen zu laſſen, ſuchten ſie dieſes unbeſonnene Unternehmen, zuvörderſt vor den Reichstag zu bringen. Und ſelbſt in Anſehung ſeiner kayſerlichen Majeſtät heißt es dießfalls in der kayſerlichen Wahlcapitulation im zweyten Artickel: „viel weniger neue Ordnungen und Geſetze „im Reich machen, noch allein die Interpretation „der Reichsſatzungen und Friedens-Schluſſes vorneh„men, ſondern mit geſammten Ständen Rath und Ver„gleichung auf Reichstägen damit verfahren, zuvor „aber darinnen nichts verfügen noch ergehen „laſſen.“ Und Se. kayſerliche Majeſtät haben zum Theil ſelbſt die Wahrheit des Geſagten anerkannt und beſtätigt, in dem Sie den Bayreuthiſchen Fall, wiewohl erſt nach geſchehener That, an den Reichstag gebracht, um mit dem Corpore Evangelicorum darüber zu tractiren, wie in Zukunft den Veranlaſſungen zu dergleichen Fällen vorzubauen wäre. Wie ich aber nunmehr zuverläſſig weiß, ſo ſind die geſammten proteſtantiſchen Reichsſtände, dahin mit einander überein gekommen, ſich gar nicht

dar-

darauf einzulaſſen. Wirklich iſt es auch nicht nöthig. Durch die in dem Religions- und weſtphäliſchen Frieden den proteſtantiſchen Reichsſtänden zugeſicherte vollkommenſte Gewiſſensfreyheit und landesherrliche Befugniſſe, iſt ihnen ſchon hinlänglich vorgebeugt, wenn man ſie ihnen nur ruhig will genieſſen laſſen.

Eben ſo wird in Anſehung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, die ſonſten in den Händen der Biſchöfe war, im fünften Art. §. 48. XVI. verordnet: „Es ſoll auch „das Jus dioeceſanum und alle geiſtliche Jurisdiction mit „allen ihren Gattungen wider die augſpurgiſche Confeſ„ſionsverwandte Churfürſten, Fürſten und Stände die „freye Reichs-Ritterſchaft mit eingeſchloſſen, und der„ſelben Unterthanen, ſowohl zwiſchen katholiſchen und „augſpurgiſchen Confeſſions Zugethanen, als unter denen „augſpurgiſcher Confeſſionsverwandten allein, bis zu des „Religions-Streits chriſtlichem Vergleich, ſuſpendirt „ſeyn, und ſoll das Jus dioeceſanum und die geiſtliche „Jurisdiction, ſich innerhalb denen Gränzen eines jeden „territorii halten.“ Und ſchon in dem Religionsfrieden wurde §. 20. ausgemacht: „Daß die geiſtliche Juris„diction wider der augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten „Religion, Glauben, Beſtellung der Miniſterien, „Kirchengebräuche, Ordnungen und Ceremonien, ſo ſie „uffgericht und oder uffrichten möchten, bis zu „endlicher Vergleichung der Religion, nicht exerzirt, ge„braucht und geübt werden, ſondern derſelben Religion, „Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen Ceremonien, „und Beſtellung der Miniſterien, — ihren Gang laſſen,

„lassen, und kein Hinderniß oder Eintrag dadurch be„schehen, und also hierauf wie obgemeldt, bis zu endli„cher christlicher Vergleichung der Religion, die geistli„che Jurisdiction ruhen, eingestellt und suspendirt seyn „und bleiben.“

Ist aber auf die Weise alle geistliche Jurisdiction über und gegen die Protestanten gänzlich aufgehoben, und festgesetzt, daß sie innerhalb der Grenzen eines jeden Territorii, und also von denen, die unter ihnen die Territorial- und Landeshoheit besitzen, soll ausgeübt werden: so kann sich niemand, wer der auch sey, dieselbe über sie anmaaßen. Und selbst von des Kayſers Majestät kann es um so weniger geschehen, da demselben eigentlich nach den Grundsätzen seiner Kirche, keine geistliche Gerichtsbarkeit zukömmt, und sie Katholicken über Protestanten nicht ausüben können, so bald es zumal, ihren Glauben Religion und Gottesdienst selbst betrifft und was sie alles dazu eigentlich zu rechnen haben. Und wie alsdenn der Reichshofrath dazu kommen könne, ist noch weniger einzusehen. Er repräsentirt doch nicht die gesammten Reichsstände, sondern schlichtet bloß die unter ihren obwaltenden Streitigkeiten nach den allgemeinen Reichsgesetzen, wenn er darum angerufen wird. Dieß wird aber von Protestanten in dergleichen Angelegenheiten nicht geschehen. Geschähe es auch von einzelnen, oder richtete er sich dabey nach deren Gesinnungen: so kommt es darauf an, ob die andern damit zufrieden sind und sie durchgängig für die ihrige erkennen. Es kommt also lediglich den protestantischen Reichsfürsten zu, zu be-

urtheilen, wen sie eigentlich für ein Mitglied der protestantischen Kirche halten, und als ein solches in ihren Landen dulden wollen. Werden nur die Verträge, Vergleichungen und Bewilligungen so unter solchen unmittelbaren Reichsständen und ihren Landständen und Unterthanen über des öffentlichen oder privat Religions-Exercitii, Einführung, Verstattung und Erhaltung getroffen worden seyn, dabey in acht genommen, wie in Ansehung der Protestanten und Katholicken untereinander Art. 5. §. 33. und der Protestanten untereinander selbst, Art. 7. §. 1. vestgesetzt ist, oder wird wenigstens nicht anders, als mit beyderseits Einwilligung von ihnen abgegangen: so hat alles übrige nichts zu bedeuten.

Zwar könnte man einwenden, daß durch die bekannte Clausel: Art. 7. §. 2. „Es soll aber ausser obbenannten Religionen keine andere im heil. Röm. Reich angenommen und geduldet werden," alle andere Religionspartheyen davon ausgeschlossen wären, da in ihr offenbar nur von den Katholicken, Lutheranern und Reformirten geredet würde, und also das allerhöchste Oberhaupt und die höchsten Reichsgerichte darauf sehen müßten, daß dem nachgelebet würde. Aber dann kommt es doch allezeit auf die protestantischen Reichsstände an, wen sie überhaupt, oder in ihren Landen besonders, für ein Mitglied dieser beyden protestantischen Confessionen halten. Ueber dieses geht sie auch eigentlich nur auf die vollkommenste Toleranz, die unter den deutschen Reichsständen selbst stattfindet, da sich ein jeder der auf sie Ansprüche haben will, zu einer der genannten Religionen be-

ken-

kennen muß. Was für welche dagegen ein jeder in seinem Lande dulden will, das hängt außer denen, die in ihm damit zufrieden seyn müssen, lediglich von ihm ab. Verhielte es sich anders: so dürften die Juden noch viel weniger geduldet werden. Noch niemand ist es eingefallen zu behaupten, daß sie im Reichs- und Religionsfrieden mit begriffen wären. Und doch werden sie in den meisten Ländern geduldet. Reichsstände können sie freylich dieser Clausel wegen nicht werden.

Eben so könnten auch manche denken, daß doch wenigstens die, von den Protestanten selbst, vormals verworfene, und wohl gar durch Reichsabschiede verdammte Secten und Partheyen, davon ausgeschlossen wären, daß sie in ihm nicht öffentlich dürften geduldet werden, da es zumal §. 17. des Religionsfriedens ausdrücklich hieße: „doch sollen alle andere, so obgemeldten „beyden Religionen nicht anhängig, in diesem Frieden „nicht gemeynt, sondern gänzlich ausgeschlossen seyn;“ unter welchen beyden Religionen offenbar keine andere, als die katholische und die der augspurgischen Confession Verwandten, zu verstehen wäre, und also daher aus oberstreichsrichterlicher Gewalt darauf müßte gesehen und gehalten werden, daß sie weder fortan in ihm mit begriffen und öffentlich geduldet würden, noch auch unter diesen selbst, etwas denselben ähnliches, oder an sie angrenzendes gelehret werde. Allein auch selbst daraus, läßt sich solches keinesweges erzwingen.

Die Protestanten können vormals wichtige und erhebliche Ursachen gehabt haben, diese oder jene einzelne Secten

Secten und Parthenen, die ſich mit mehrerm oder min-derm Rechte, zu ihnen rechnen können, und denen es ohne die gröſste und augenſcheinlichſte Ungerechtigkeit nicht kann verſagt werden, als falſch und irrig zu ver-werfen, und ihnen in den damaligen Zeiten alle Dul-dung zu verſagen. Aber deswegen folgt nicht, daß was einmal von ihnen geſchehen, deswegen jederzeit unabän-derlich von ihnen geſchehen müßte. Sie können ein-ſehen, wie viel Unrecht ihnen vormals dadurch iſt zuge-fügt worden. In ihrem Innern können allerley Verän-derungen vorgegangen ſeyn, daß ſie das nicht mehr ſind, was ſie Anfangs waren, und weswegen ſie vornemlich als irrig und gefährlich ſind verworfen worden. Die ganze Denkungsart der Proteſtanten ſelbſt, und in An-ſehung ihrer inſonderheit, kann ſich durch mancherley Urſachen und Veranlaſſungen verändert haben. Sie können die Wahrheit deſſen, was ſie, nach Verlaſſung der erſten Irrthümer, die ſich anfangs unter ihnen fun-den, nachmals lehrten und annahmen, erkennen und ein-ſehen, und dieſsfalls ſelbſt mit ihnen in manchen Stü-cken übereinſtimmen. Sie können ſie alſo mit mehr Recht, als ſonſt, für Mitglieder ihrer allgemeinen kirch-lichen Gemeinſchaft anſehen, und deren öffentliche und allgemeine Duldung unter ſich eben ſo, für das beſte und ſchicklichſte Mittel, zu Aufhebung alles etwa noch übrigen Unterſchieds unter ihnen, und zu deren völligen Vereinigung unter einander zu einerley Sinn und Liebe halten, die nur durch die Unduldſamkeit verhindert und erſchwert wird, als ſelbſt die vollkommenſte bürgerliche Toleranz der Katholicken und Proteſtanten in Deutſch-

land unter einander, in dem **paſſauiſchen Vertrage**, §. 6 — 9. ſo wohl, als auch in dem auf ihm gefolgten **Religionsfrieden**, §. 13. f. als das beſte und ſicherſte Mittel, zur endlichen Vergleichung der ſtreitigen Religion halben zu kommen, angegeben wird.

Und warum ſollte es nun den Proteſtanten benommen ſeyn, ſich deſſelben auf die angezeigte Art, zur endlichen Vereinigung unter ihnen zu bedienen? Wird doch ſelbſt bey demjenigen, was in dem **weſtphäliſchen Frieden Art. 7, §. 1. wegen der Lutheraner und Reformirten veſtgeſetzt iſt**, die endliche Vergleichung derſelben unter einander ſtets vorbehalten; ſo, daß ihr dadurch nicht der mindeſte Eintrag geſchiehet, ſondern ſie vielmehr gar anſehnlich iſt erleichtert worden, daß ihnen einerley Rechte und Vorzüge unter einander ſind beygelegt worden. Und warum ſollten ſie ſich nun dieſes Rechts unter einander, nicht auch gegen andere Secten und Partheyen, der geſammten proteſtantiſchen Kirche bedienen können? Bekennen ſie ſich nur zur **augſpurgiſchen Confeſſion**, auf die der Religions- und weſtphäliſche Friede lediglich iſt geſchloſſen worden, in denen daher auch nicht von Lutheranern, ſondern überhaupt nur von augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten geredet wird, obgleich jene unter ihnen am vorzüglichſten zu verſtehen ſind, und werden ſie von ihnen für Bekenner derſelben gehalten: ſo hat alles übrige nichts zu ſagen. Ohne Rückſicht auf das, ob ſie vormals ſelbſt von ihnen als falſch und irrig ſind verworfen worden, oder nicht, hängt es alſo lediglich von ihnen ab, wen ſie dafür erkennen, und mit ſich gleicher Rechte wollen

wollen genießen laſſen. Das ſind innere Angelegenheiten der geſammten proteſtantiſchen Kirche ſelbſt, in deren Beurtheilung und Beſtimmung ſich außer ihnen niemand einzulaſſen hat. Es betrifft kirchliche Rechte und Vorzüge, in deren Beurtheilung und Ertheilung, ſich eigentlich keine weltliche Obrigkeit, als eine ſolche einzulaſſen hat, wenn ſie zumal nicht ſelbſt zu der kirchlichen Parthey mit gehört, deren kirchliche Rechte und Vorzüge es eigentlich angeht, deren Verwaltung ſich unter den Proteſtanten, in den Händen der proteſtantiſchen Reichsfürſten und Stände befindet.

Sollte dieſes deswegen nicht von ihnen abhangen, weil ſie vormals von unſerer Kirche ſelbſt, als falſch und irrig wären verworfen worden: ſo iſt ſchon vorhin bemerkt worden, in wie ferne und warum ſolches gar wohl ſtattfinden könnte. Und ſollte dieſes nicht gelten: ſo hätte ſelbſt ein gleiches gegen die Reformirten nicht geſchehen dürfen, denen doch durch das **weſtphäliſche Friedensinſtrument**, gleiche Rechte und Freyheiten mit unſerer Kirche ſind zugeſichert worden. Sie wurden Anfangs von ihr ebenfalls für irrig erkannt und verworfen, nahmen an der augſpurgiſchen Confeſſion keinen unmittelbaren Antheil, ob ſie ſich gleich immer an ſie zu halten ſuchten, und für Bekenner derſelben wollten gehalten ſeyn, und waren alſo auch in ſo ferne nicht einmal, im ſtrengſten Verſtande, im Religionsfrieden mit begriffen. Alle Rechte, die ſie dießfalls erlangt haben, für eine im heiligen römiſchen Reich für ſich beſtehende und privilegirte Religions- oder Kirchenparthey, ſelbſt unter den

Protestanten angesehen zu werden, erlangten sie erst durch das **westphälische Friedensinstrument**, in welchem ihrer deswegen ausdrücklich gedacht wurde, weil es ihr von unserer Kirche, vorher war streitig gemacht worden. Den Katholicken verschlug es eigentlich nichts, ob solches geschahe oder nicht. Sie hatten bereits in dem **passauischen Vertrage** und in dem **Religionsfrieden**, allen Bekennern der **augspurgischen Confession**, alle mögliche bürgerliche und Gewissensfreyheit zugesagt. Und wen die dafür erkannten und hielten, die sie sich von ihnen errungen hatten, dem konnten sie sie auch nicht verweigern. Wären sie daher von unserer Kirche vorher ohne Widerrede dafür gehalten worden, so wäre es gar nicht nöthig gewesen, ihrer in einem besondern Artickel zu gedenken. Sie wären alsdenn schon unter der allgemeinen Benennung der augspurgischen Confessionsverwandten mit begriffen, und dadurch gegen alle Eingriffe der Katholiken hinlänglich gesichert gewesen.

Blos jener Widerspruch unserer Kirche gegen sie, machte dieses nothwendig, um dadurch dem vormaligen Zwist unter ihnen ein Ende zu machen, und sich unter einander für Mitglieder einer protestantischen Kirche anzusehen, damit jene nicht, durch dessen beständige Streitigmachung desselben unter einander, davon Gelegenheit hernehmen möchten, einen oder den andern Theil, unter allerley scheinbaren Vorwänden zu bedrängen. Das war aber eine Sache, deren Bewilligung eigentlich von unserer Kirche abhieng, die sich die Reformirten von ihr erworben hatten. Die Katholiken interessirte sie nicht weiter,

ter, als in ſo ferne es durch deren gegenſeitigen Widerſpruch unter einander, das Anſehen gewönne, als entſtünden nun eigentlich, dem vormaligen Religionsfrieden zuwider, drey für ſich beſtehende Hauptreligionsparthenen. Und daß nun dieſe in Zukunft nicht vermehret und noch mehrere zu ihnen ſollten hinzugethan werden, das war es eigentlich, warum dieſem Artikel jene Clauſel angehängt wurde. Kam es aber in dieſem Falle hauptſächlich nur auf die Proteſtanten allein, und vornemlich auf unſere Kirche an, wen ſie in dieſes Recht mit wollte einſchlieſſen laſſen: ſo hängt es in andern Fällen, eben ſo wohl von ihr, oder der geſammten proteſtantiſchen Kirche ab, mit wem ſie fernerweit deswegen übereinkommen will, ſich gleicher Rechte mit ihr zueignen zu können, oder ſie ihm zu vergönnen und zu geſtatten. Durch jene Clauſel geſchiehet dem kein Eintrag.

Wollte man aber alles deſſen ohngeachtet, etwas dem ähnliches aus ihr erzwingen: ſo fällt nicht nur dieſer ganze Artikel auf die Zukunft, als völlig unnöthig und überflüſſig weg, ſo bald die Proteſtanten nur anfangen, ſich alle bürgerliche und gottesdienſtliche Rechte einander ohne die mindeſte Einſchränkung zuzugeſtehen, oder gar in eine kirchliche Gemeinſchaft zuſammen zu treten. Sondern nehmen ſie auch gemeinſchaftlich, oder jede für ſich inſonderheit, mehrere in ſie mit auf, oder dulden ſie doch wenigſtens unter ſich zu deſſen mehrerer Beförderung: ſo tritt alsdenn der nemliche Fall unter ihnen wieder ein, der vormals, bey Schlieſſung des weſtphäliſchen Friedens, ſtattfand. Und wem ſie ſolches in dieſer oder jener Ab-

ſicht verwilligen, der iſt in ihm mit begriffen; da dadurch eigentlich keine neue im heiligen römiſchen Reich für ſich beſtehende Religionsparthey entſteht. Alle befinden ſich alsdenn in dem Schooße der proteſtantiſchen Kirche, der mit der katholiſchen, gleiche bürgerliche und religieuſe Freyheiten, auf das feyerlichſte ſind verheißen, zugeſichert und beſtätigt worden.

Wären auch dergleichen Secten und Partheyen, vormals zum Theil ſelbſt durch förmliche Reichsabſchiede, verworfen und verdammt, und deren Einführung und Duldung im deutſchen Reiche unterſagt und verboten worden: ſo würde doch auch dadurch die Sache nicht im mindeſten verändert. Ich bin zwar, da ich kein Juriſt von Profeſſion bin, mit den vormaligen alten Reichsabſchieden nicht ſo bekannt, daß ich ſagen könnte, was für Secten und Partheyen es inſonderheit ſind, denen vormals ſo etwas begegnet iſt. Der mit dem Religionsfrieden auf dem Reichstage zu **Augſpurg** zugleich aufgerichteten, des kayſerlichen und des heiligen römiſchen Reichs Kammergerichtsordnung, im andern Theil, Tit. XX. §. 6. zufolge, möchten aber keine andere, als die ſogenannten **Wiedertäufer** darunter zu verſtehen ſeyn, die unter ihren erſten Oberhäuptern, ſo viel Unruhen in **Deutſchland** erregten, die freylich unſere Kirche damalen, als Stöhrer der öffentlichen Reichsruhe, nicht billigen, und ſie, in Vereinigung mit den katholiſchen Reichsſtänden, verwerfen mußte. Die ſind aber ſchon lange nicht mehr, was ſie anfangs waren. Sie ſind durch die Erfahrung gar bald belehrt worden, daß das unmöglich

Chriſti

Christi Reich und Sinn seyn könne, was die weltlichen Reiche, die Christus unangetastet stehen ließ, zerrüttet, und alle gute Ordnung über den Haufen stößt. Dieser unruhige Schwindelgeist verließ sie, durch ihren eigenen Schaden klug gemacht, gar bald. Und heutiges Tages, gehören sie gleich den Herrnhutern, gemeiniglich unter die ruhigsten, besten, industriösesten, aufrichtigsten und rechtschaffensten Unterthanen und Bürger eines Landes, die sich selbst durch die Bedruckungen, die sie öfters leiden müssen, und das Unrecht, das ihnen zugefügt wird, nicht erbittern lassen, sondern es vielmehr ruhig und gelassen, um des Gewissens willen zu Gott, vertragen. Was also vormals von ihnen galt, kann jetzo nicht mehr von ihnen gesagt werden.

Giengen selbst darüber, in der Gesinnung und Denkungsart unserer Kirche, ihren Gebräuchen, Lehren und deren Vortragsart eine Veränderung vor: so hätte auch diese, wenig oder nichts zu sagen. An und für sich kann es doch nicht unrecht seyn, unrechte Gesinnungen und Denkungsarten abzulegen und bessere an deren Statt anzunehmen; sobald man deren Unrechtmäßigkeit einsieht, und durch sie zugleich auf andere hingewiesen wird, die ihnen vorzuziehen sind. Es ist vielmehr lobenswürdig und pflichtmäßig, damit die Wahrheit nicht in Ungerechtigkeit aufgehalten werde. Gebräuche und Lehrarten, sind ohnedieß sehr willkührlich und veränderlich, und können und müssen um so mehr verändert werden, wenn es das gemeine Beste einer kirchlichen Gemeinschaft befördert. Und in den Lehren einer Kirchenparthey selbst, sind nicht

nur allerley Veränderungen möglich, sondern müssen auch in ihnen vorgenommen werden, wenn sie der Wahrheit immer näher kommen, sie immer reiner und unverfälschter besitzen und lehren will, wie nicht nur aus dem bisherigen schon erhellet, sondern aus dem folgenden noch deutlicher werden wird.

Unsere Kirche hat auch niemalen so eine übertriebene Meynung von sich gehegt, daß sie bereits alle christliche Wahrheit im höchsten Grade erreicht, und sie ohne allen Wandel, Flecken und Tadel in der augspurgischen Confession aufgestellt habe; so daß von ihr keine Abweichungen möglich wären, oder keine Veränderungen mit ihr könnten, dürften und müßten vorgenommen werden. *) Dieß ist von der Absicht, warum sie ist verfertigt

*) Der Gedanke in der Mietauer allgemeinen theologischen Bibliothek, eine neue und veränderte augspurgische Confession zu verfertigen, mit der alle Mitglieder unserer Kirche einhellig zufrieden seyn könnten, ist also an und für sich, so einfältig und ungeschickt, muthwillig und lächerlich nicht, als er von vielen ist angesehen und behandelt worden. Sagt selbst Seiler in den Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen auf 1777. S. 310. „Stehen in dem Consensus helveticus einige Sätze, von „deren Richtigkeit manche reformirte Prediger heut zu „Tage nicht mehr überzeugt sind: so haben die reformirten „Gemeinden in der Schweiz das Recht, und wie wir „denken, auch die Pflicht, jene Stellen auszustreichen, „und so die Gewissen ihrer Prediger in mehrere Freyheit

„zu

tigt und übergeben worden, gar nicht zu erwarten. Sie ſollte bloß ein kurzes allgemeines Bekenntniß ſeyn, was ſo wohl nach den damaligen Einſichten und Zeitumſtänden, von den vornehmſten Wahrheiten des Chriſtenthums, in ihr gelehrt würde, um die gehäſſige Auflagen, Läſterungen und Verläumdungen von ſich abzulehnen,

„zu ſetzen.“ ſo iſt nicht einzuſehen, warum von unſerer Kirche, in einem ähnlichen Falle, nicht bloß in Anſehung der Concordienformul, ſondern ſelbſt in Anſehung der augſpurgiſchen Confeſſion das nemliche könne und müſſe geſagt werden. Ob aber dieſer Fall bey der letztern wirklich eintrete, das iſt eine andere Frage, die ich meiner Einſicht und Ueberzeugung nach, gerade zu, verneinen muß. In ihr iſt, wie die in dem letzten Abſchnitte des vorigen Hauptſtücks enthaltenen Verſuche bezeugen, nichts enthalten, was nicht alle Mitglieder unſerer Kirche, bey noch ſo verſchiedener Einſicht und Denkungsart, ohne Bedenken annehmen und lehren können, wenn es nur gehörig verſtanden und erklärt und dabey auf den vornehmſten Hauptgrundſatz unſerer Kirche, und deren Unterſcheidungslehre gegen die römiſche Kirche, unabläßlich mit Rückſicht genommen wird. In ihr ſind nichts als die allgemeinen Hauptwahrheiten des Chriſtenthums, auf verſchiedene einzelne Fälle näher angewandt, enthalten und größtentheils mit eben den Worten ausgedrückt, die in heiliger Schrift ſelbſt vorkommen. Deren Erklärung hängt alſo von dem Sinne ab, in dem ſie in dieſer ſelbſt gebraucht werden. Und ob da der gewöhnliche oder ein anderer der richtige ſey, das muß durch ganz andere Gründe beſtimmt werden.

mit denen sie von faulen Mönchen, bösen Pfaffen und heuchlerischen Christen beschmizt wurde, daß alle christliche Lehre, Zucht und Ordnung bey ihnen ein Ende hätten, als, worinnen sie auch mit der römischen Kirche entweder übereinstimmte, oder von ihr abwiche, und warum besonders das leztere geschehe. In den Artikeln von den Mißbräuchen und demjenigen, was sonst streitig war, erklärt sie sich daher auch am weitläuftigsten. Und in was für einem Verstande nur dasjenige zu nehmen sey, oder genommen werden müsse, wovon sie sagt, daß sie mit ihren Widersachern darinnen übereinstimmte, dessen Erklärung hat sie sich so wenig begeben, daß sie sich vielmehr ausdrücklich vorbehalten hat, sich von Zeit zu Zeit, wenn es die Noth erforderte, näher darüber zu erklären. Noch weniger kann sie also den Schlüssel zu dessen Verstand, dem Pabst, oder sonst jemand durch sie abgegeben, und sich des Rechts verlustig gemacht haben, zu bestimmen, was für Gebrauch sie von ihr auf die Zukunft zu machen, für nöthig finden würde.

Dieser Freyheit bediente sie sich auch von Zeit zu Zeit wirklich, wie sie es für nöthig achtete, nicht nur in der **Apologie der augspurgischen Confession**, sondern auch hauptsächlich in den **schmalkaldischen Artikeln.** Und bey Schließung des Religionsfriedens, bestand sie nicht nur auf ihr, sondern ward ihr auch §. 15. und 20. in den Worten: „von dieser augspurgischen Con„fessionsreligion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnun„nungen und Ceremonien, **so sie aufgericht, oder „nochmals aufrichten möchten,**“ zugestanden und ver-

verſichert. Selbſt bey Verfertigung der Concordienformul, machte ſie von ihr den ſtärkſten Gebrauch; obgleich deren Verfaſſer nicht wenig von der Bahn abwichen, auf der die erſten Reformatoren ſo muthvoll gewandelt hatten. Ihre Widerſacher hatten daher auch ſo unrecht nicht, ihnen Vorwürfe darüber zu machen, daß ſie durch ſie und andere Umſtände, von den in der augſpurgiſchen Confeſſion enthaltenen und befolgten Grundſätzen und Lehren abgewichen und ſtarke Veränderungen mit ihnen vorgenommen hätten. Es war mehr als zu gewiß, daß ſolches geſchehen war. Anſtatt es ihnen aber zu einem Verbrechen anzurechnen, durch welches ſie des Religionsfriedens verluſtig würden, hätten ſie ſich vielmehr darüber freuen ſollen, indem ſie ſich ihnen durch ſie vielmehr genähert, als ſie es vormals war, und eben ſo viel menſchliches Anſehen und aus ihm entſpringende Skaverey in Sachen der Religion eingeführt wurde, als unter ihnen anzutreffen war, von der ſich unſere erſtere Reformatoren, mit ſo unerſchrockenem Muthe loszureißen ſuchten. Und anſtatt jenes zu leugnen, hätte ſie es ganz wohl zugeben, nur die Schlußfolge leugnen dürfen, und alſo nicht nöthig gehabt, ſo viel menſchliches Anſehen in Glaubensſachen wieder einzuführen, und ſich ſelbſt durch ihre Widerſacher aufbürden zu laſſen. Und wenn alſo viele in unſern Tagen über diejenigen, die es gleich unſern erſten Reformatoren, wieder aus ihr zu verdrängen ſuchen, ſo viel gefährliches Aufſehen erregen, und dieß Recht unſerer Kirche, dadurch ſelbſt bezweifeln und ſtreitig machen wollen; ſo verrathen ſie mehr als zu deutlich, wes Geiſtes Kinder ſie

ſind.

ſind. Prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſeyn, muß alſo in unſern Tagen um ſo mehr in Acht genommen und ſorgfältig zugeſehen werden, ob nicht etwa ein falſcher Geiſt wiederum ausgegangen, ſich in unſere Kirche eingeſchlichen und eingedrungen habe, der ſich zu ſeiner Aufrechterhaltung eben der Mittel bedient, die vormals in dem Pabſtthum gewöhnlich waren, und von unſern Reformatoren einhellig als unchriſtlich und ungöttlich verworfen wurde.

Dieſe Freyheit unſerer Kirche, ſelbſt in Anſehung der Lehren allerley Veränderungen vorzunehmen, gründet ſich zum Theil ſelbſt mit auf das weſtphäliſche Friedensinſtrument. In ihm wird nicht nur die endliche Vereinigung der Proteſtanten unter einander, im ſiebenden Art. §. 1. ſondern auch ſelbſt der augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten mit den Katholiken, im fünften Art. §. 1. ſo wie im Religionsfrieden ſelbſt Art. 13. und ſonſten immerdar vorausgeſetzt, vorbehalten, und als eine gute und nützliche Sache empfohlen. Iſt ſie aber das, und ſoll jeder Theil immer aus allen Kräften ihnen zufolge dahin bemühet ſeyn, ſie zu Stande zu bringen; ſo müſſen nothwendig ſelbſt in den Lehren Veränderungen vorgehen. Denn wo ſie ſich in ihnen nicht einander nähern und eines beſſern bedeuten, iſt alle Vereinigung unter ihnen unmöglich zu erwarten. Aenderungen in ſolchen Lehren, die ſelbſt unſere Kirche von andern proteſtantiſchen Religionsparthеyen, und ſo gar von der römiſchen Kirche unterſcheiden, ſind alſo nach dem weſtphäliſchen Friedensinſtrument, rechtmäßig und erlaubt; hängen

aber

aber auch daher jederzeit nur von ihrer Einsicht und Gutbefinden ab, ohne daß außer ihr jemand etwas darein zu reden hätte.

Ueber dieses wird selbst in dessen fünften Art. §. 30. XII. den protestantischen Reichsständen, außer dem gesammten jure circa sacra, auch noch insonderheit das jus reformandi ausdrücklich beygelegt. Von ihnen hängt es also hauptsächlich ab, was für Veränderungen in der Lehre und in den Gebräuchen sie vornehmen oder gestatten wollen, wie sie es der Kirche Gottes überhaupt oder in ihren Landen insonderheit, am nützlichsten und zuträglichsten erachten, ohne daß sie deswegen eine höhere Jurisdiction über sich hätten, nach der sie sich richten müßten, oder ihnen solches könnte verwehret werden. Und wird selbst in dem siebenden Artikel §. 1. gesagt: daß sich beyde protestantische Theile, wegen des Rechts zu reformiren, dahin mit einander verglichen haben, wie es zu halten wäre, wenn ein Fürst oder Landesherr, von einem Theil zum andern überträte, und war dieses eine Sache, an der daher der katholische Theil, keinen Antheil mitnahm: so hat sich derselbe auch in Zukunft eigentlich nicht daran zu kehren, was dieselben unter sich ferner auszumachen, für gut und zuträglich befinden. Sie haben dießfalls unter den Menschen niemand über sich, der sie daran hindern, und ihnen verbindliche Vorschriften deswegen auflegen könnte.

Daß ihnen durch das im fünften Art. §. 2. II. festgesetzte, und in dem folgenden auf einzelne Fälle angewandte

wandte Entſcheidungsjahr, darinnen Gränzen geſetzt würden, kann nur denen beyfallen, die nicht bedenken, daß ſolches bloß auf äußerliche, bürgerliche und gottesdienſtliche Verfaſſungen und das Recht zu deren freyen und ungeſtöhrten Genuß zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Religionstheil gehe, und beſtimme, wie nicht nur die Eingriffe, die von beyden Seiten vorher darein geſchehen waren, wieder aufzuheben, und in den alten Stand zu ſetzen ſeyn, ſondern, wonach man ſich auch zu richten habe, wenn in Zukunft Streitigkeiten deswegen unter ihnen entſtünden. Sollten deswegen in den innern Angelegenheiten derſelben unter einander, keine Veränderungen vorgenommen werden, weil in Anſehung jener Stücke war veſtgeſetzt worden, daß alles in dem Zuſtande bleiben und erhalten werden ſollte, als es in dem Entſcheidungsjahre geweſen: ſo würden dadurch ſelbſt der immer vorbehaltenen Uebereinkunft, des proteſtantiſchen und katholiſchen Religionstheils, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſeyn gelegt worden. Und ſo unüberlegt und unbedachtſam, waren die hohen Mächte und Reichsſtände, bey Schließung eines ſo wichtigen Vertrags keinesweges, daß ſie ſelbſt den Wunſch, mehrere Einigkeit in der Religion unter ihnen befördert zu ſehen, dadurch vereitelt hätten. Selbſt auf die äußerlichen bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Proteſtanten unter einander, iſt das Entſcheidungsjahr eigentlich und zunächſt nicht mit von Einfluß. Bey entſtehenden Streitigkeiten unter ihnen darüber, werden ſie bloß per Analogiam, nach ihm mit entſchieden. Und fallen die, durch deren Vereinigung unter einander zu einer Kirche, völlig

weg,

weg, ſo ſteht es ihr eben ſo wenig im Wege. Noch weniger kann alſo geſagt werden, daß in ihren innern Angelegenheiten unter einander, oder einer jeden proteſtantiſchen Kirche inſonderheit, wegen deſſelben keine Veränderungen könnten und dürften vorgenommen werden.

Zwar will dieſes Recht, nicht bloß wie vormals, von unruhigen, und feindſelig geſinnten Schriftſtellern aus der römiſchen Kirche, ſondern auch ſelbſt von unächten Proteſtanten, in unſern Tagen bezweifelt, und unſerer Kirche und den proteſtantiſchen Reichsſtänden ſtreitig gemacht werden, die alle Veränderung und Verbeſſerung des kirchlichen Lehrbegriffs für ſündlich erklären, und diejenigen als ſchädliche und gefährliche Neuerer verſchreyen, die ſich damit abgeben, und denen es von ihnen ruhig verſtattet wird. War dieſes aber nicht auch die Sprache der Katholiken zur Zeit der Reformation, und iſt es gewiſſermaaßen noch, bis auf den heutigen Tag? Und mit was für Grund es von beyden geſchehe, iſt ſchon daraus erſichtlich, daß es ſelbſt in der kayſerlichen Wahlcapitulation Art. 2. §. 8. heißt: „Am wenigſten aber der „Reichshofrath ſich anmaaße, denen heilſamen Reichsſatzungen zuwider, über neue Editiones derer augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten librorum ſymbolicorum, „ſo wie ſie vor oder nach dem Religonsfrieden dafür „angenommen, oder noch annehmen möchten, „den Fiſcal zu hören, oder Proceſſe ausgehen zu laſſen.“ Wird aber ſelbſt in einem ſo feyerlichen Vertrage zwiſchen dem Haupt und Gliedern des Reichs, unſerer Kirche die

Frey-

Freyheit zugesichert, neue symbolische Bücher zu machen und unter sich einzuführen: so müssen auch in ihr, wesentliche Veränderungen in der Lehre und deren Vortragsart möglich, erlaubt und rechtmäßig seyn. Denn sonsten stünde nicht zu begreifen, warum ihr selbst das Recht vorbehalten würde, dergleichen neuerdings wieder verfertigen zu lassen, indem sie sich sonsten ganz wohl an den alten begnügen könnte. Und soll sich da der Reichshofrath nicht anmaaßen, den Fiscal deswegen zu hören, oder Processe ausgehen zu lassen; so kann es von ihm noch weniger wegen solcher Veränderungen geschehen, die nicht nur den alten symbolischen Büchern, und besonders der **augspurgischen Confession**, gemäß sind, und mit ihr, wie aus dem letzten Abschnitt des vorigen Hauptstücks erhellet, gar wohl bestehen können, sondern auch dem in ihr aufgestellten und angewandten Hauptgrundsatz unserer Kirche, durch den sie eben zu einer Scheidewand zwischen dem vormaligen Pabstthum, und den Kirchen, die sich von ihm absonderten, und jene alte kirchliche Knechtschaft verließen, gemacht wird, auf das vollkommenste entsprechen, und den Geist unserer ersten Reformatoren an sich tragen.

Gränzten auch dergleichen Veränderungen der Lehre und deren Vortrag, an Lehren und Meynungen an, und stimmten mit ihnen überein, die vormals fast durchgängig in unserer Kirche wären verworfen worden, und würden daher selbst jetzt noch von vielen für irrig und gefährlich gehalten: so macht dieses in der Sache eigentlich keine Veränderung. Es ist alsdenn noch eine große

Frage:

Frage: ob sie dieses wirklich sind, oder nicht; nur aus Irrthum für heterodox sind angesehen worden, oder wohl gar der eigentlichen Orthodoxie unserer Kirche gemäß sind, und ihr mehr entsprechen, als die Meynungen und Urtheile, die ihnen zuwider insgemein für orthodox gehalten werden. Das ist aber keine Sache, die durch Reichsgesetze kann entschieden und durch Reichshofrathsprocesse ausgemacht werden. Wegen der müssen sich bloß die Mitglieder unserer Kirche unter einander zu vereinigen suchen; zu dessen Beurtheilung und Beförderung in dem bisherigen genug vorgekommen ist, und in dem folgenden noch mehr vorkommen wird. Ueber die urtheilen unsere protestantischen Reichsfürsten noch mit eben dem Rechte, als zur Zeit der Reformation, da sie unsern ersten Reformatoren ähnliche Freyheit verstatteten, sie bey ihr zu erhalten, und selbst wider die gefährlichen Eingriffe ihrer Gegner zu schützen suchten. Aehnliche Freyheit, Schutz und Sicherheit, müssen also auch selbst diejenigen von ihnen zu genießen haben, die in deren Fußstapfen wandeln, und alles menschliche Ansehen in Glaubenssachen, das sich noch in unserer Kirche findet, und immer mehr in sie wieder eingeschlichen hat, wieder aus ihr zu verdrängen suchen, wo sie anders ächte Protestanten und wirkliche Säugammen unserer Kirche seyn wollen; ohne daß ihnen der Reichshofrath deswegen in ihre Rechte eingreifen, solche ihres Amts entsetzen, des Reichs- und Religionsfriedens unwürdig erklären, und durch dieses alles eben einen solchen knechtischen Gewissenszwang in unserer Kirche nähren und unterstützen könne, als vormals in der römischen Kirchengemeinschaft noch stärker

als jetzt herrschte, der in unserer Kirche so schon traurige Verwüstungen genug angerichtet hat, und noch immer anrichten will, dessen gänzliche Aufhebung in ihr selbst reichsgesetzmäßig ist, und daher um so weniger von jemand kann und darf verhindert werden. Die Reichsgesetze sind in aller Absicht, für die vollkommenste bürgerliche und kirchliche Toleranz im heiligen römischen Reich.

Aber auch selbst in einzelnen Landen und Provinzen desselben. — In dem fünften Artikel des westphälischen Friedens, sind gar viele Paragraphen damit beschäftigt, festzusetzen, wie es wegen der in jedem Lande hergebrachten bürgerlichen und gottesdienstlichen Gleichheit unter den Katholicken und Protestanten zu halten sey, die in ihm unter einander wohnen. Und auf diesen Fall geht besonders, was wegen des Entscheidungsjahrs in ihm festgesetzt ist, damit ein jeder Theil wisse, was ihm zustehe, woran kein Theil den andern beeinträchtigen, und ohne des andern Einwilligung davon abgehen kann. Selbst diese Freyheit wird also durch selbiges keinesweges eingeschränkt. Wird nur dabey nicht wider andere Landesverträge verstoßen, und einem das mit Gewalt entzogen, was ihm im Entscheidungsjahre zugestanden hat; so ist dieses selbst nach Art. 5. §. 33. gar wohl erlaubt. So können z. E. in einem Lande, in welchem im Entscheidungsjahre keine Katholicken oder Protestanten gewohnt haben, ohne Bedenken, wenn es für nützlich und dienlich erachtet wird, und dem nicht besondere Landesgesetze entgegen stehen, oder auch diese durch gegenseitige Ein-

Einwilligung der Regenten und Unterthanen aufgehoben werden können, ſolche aufgenommen und ihnen alle mögliche, bürgerliche und gottesdienſtliche Gleichheit ertheilt werden, ohne daß dem der weſtphäliſche Friede entgegenſtünde, und alſo eben alles ſchlechterdings ſo bleiben müßte, als es im Entſcheidungsjahre geweſen iſt. Nur daß ſich alsdenn dieſe bürgerliche Toleranz in ihm, nicht ſo wohl auf jenen, als vielmehr auf beſondere Verträge gründete, die mit jenem nicht gleiche Kraft und Verbindlichkeit haben, daß es gerade ſo ſeyn und bleiben müßte, wo nicht das Gegentheil ausdrücklich ausbedungen iſt. So wenig es die Proteſtanten dafür halten würden, daß es ihm zuwider wäre, wenn ihnen etwas dergleichen unter den Katholicken wiederfühte, eben ſo wenig haben ſie es dafür anzuſehen, wenn dieſen ſolches auf die angezeigte Art angedeihet. Und eben ſo verhält es ſich nach §. 1. des 5ten Artickels auch mit den proteſtantiſchen Kirchengemeinſchaften unter einander; nur daß auf den Fall, wenn ein Reichsſtand von einer zu der andern übertritt, und es nicht von allen ſeinen Unterthanen zugleich mitgeſchiehet, in ihm noch beſondere Vorſchriften ertheilet werden, wie es alsdenn zu halten iſt. Träten ſie aber in eine einige zuſammen: ſo fiele dieſes alsdenn als völlig überflüſſig gänzlich weg.

Zu deſſen Beſtätigung dient ſelbſt mit, was zu Beförderung der politiſchen Toleranz überhaupt im fünften Artickel §. 34. veſtgeſetzt wird. „Es iſt ferner beliebet „worden, daß die Unterthanen der Katholiſchen, ſo „der augſpurgiſchen Confeſſion zugethan, wie auch die

„katholiſchen der augſpurgiſchen Confeſſionsverwandte Un„terthanen, ſo Anno 1624. das öffentliche oder Privat„Exercitium ihrer Religion zu keiner Zeit des Jahrs ge„habt, ingleichen auch diejenigen, welche nach Publica„tion des Friedens, etwan in künftiger Zeit eine andere „Religion, als des Landesherrn, ergreifen und annehmen „würden, ſollen geduldet werden, und mit freyem Ge„wiſſen in ihren Häuſern, ohne Gefahr der Inquiſition „oder Turbirung, privatim ihrer Andacht abwarten kön„nen. Es ſoll ihnen auch nicht verwehret werden, in „der Nachbarſchaft, ſo oft und wes Orts es ihnen be„liebig, dem öffentlichen Religionsexercitio beyzuwohnen, „oder ihre Kinder fremden und auswärtigen ihrer Reli„gion zugethanen Schulen, oder zu Hauſe, privatis „praeceptoribus in die Unterweiſung zu geben. Es ſol„len aber auch dergleichen Landſaſſen, Vaſallen und Un„terthanen, im übrigen ihr Amt mit gebührender Unter„thänigkeit und Gehorſam verrichten, und zu keinen „Verwirrungen Urſache geben.“

Eben ſo wird auch in eben der Abſicht, in dem fol genden §. 35. dem noch beygefügt; „Es ſeyen aber die „Unterthanen gleich katholiſcher oder augſpurgiſcher Con„feſſion, ſo ſollen ſie nirgendwo wegen der Religion ver„achtet, auch nicht aus der Kaufleute, Handwerker, oder „Zünftegemeinſchaften, Erbſchaften, Legaten, Hoſpitä„lern, Siechhäuſern, Allmoſen, auch andern Gerechtig„keiten oder Handlungen, vielweniger öffentlichen Kirch„höfen und ehrlichen Begräbniſſen ausgeſchloſſen werden, „auch keine andere Unkoſten von denen Ueberlebenden,

„wegen

„wegen derer Begräbnißunkoſten gefordert werden, als „was die Pfarrkirche ordentlicher Weiſe vor die Beerdi„gung derer Todten zu nehmen gewohnt iſt: In dieſen „und dergleichen Fällen ſollen ſie mit ihren Mitbürgern „gleiches Recht, Schutz und Gerechtigkeit genießen.“ Und eben ſo verhält es ſich nun mit den proteſtantiſchen Unterthanen, beyderley Confeſſionen, unter einander ſelbſt. Müſſen ſie gegen die Katholicken, und dieſe hinwiederum gegen ſie, dieſes in Acht nehmen: ſo iſt es um ſo mehr Pflicht, auch dieſes unter ſich gegen einander zu beobachten, wie ſolches auch in des ſiebenden Art. §. 1. zum Theil mit enthalten iſt.

Zwar richtet man ſich auch in dieſen Stücken, an den meiſten Orten insgemein nach dem ſogenannten Entſcheidungsjahr, und glaubt, daß alles nur ſo bleiben müßte, wie es ihm geweſen iſt, und nichts weiter dürfte verwilliget werden. Und darüber entſtehen öfters die meiſten Streitigkeiten, wenn entweder etwas dergleichen geſchehen ſoll, oder ein Theil weiter um ſich greift, und ſich mehr zueignen will, als ihm eigentlich, ihm zufolge zuſteht, und von ihm mit Recht kann gefordert werden. Aber daraus folgt keinesweges, daß jeder nur behalten müßte, was er hat, und ihm nichts weiter dürfte vergönnet werden. Die Reichsgeſetze ſind dem keinesweges zuwider. Und wie viele Streitigkeiten, die nur Erbitterung erzeugen, würden wegfallen, wenn man in allen Ländern, unter Katholicken und Proteſtanten mehr darauf ſähe, daß die erlangten und erhaltenen Rechte und Freyheiten, immer lieber, mehr erweitert und vermehret, als

eingeſchränkt und vermindert würden? Die Gemüther beyder, würden aller Verſchiedenheit in der Religion ohnerachtet, mit mehr Liebe und Zutrauen gegen einander angefüllet werden, und alſo zu einerley Sinn und Liebe vereinigt werden, wenn es auch in Anſehung der Religionslehren nicht ſollte zu erwarten ſeyn.

Mit der allgemeinen und chriſtlichen Toleranz, haben zwar eigentlich die Reichsgeſetze nichts zu thun. Keine weltliche Obrigkeit kann mir anbefehlen, ob ich, dem Juden, Türken, Parſen, Chineſen, Irokeſen, Wahrheit und Seligkeit, und dem Katholicken, Reformirten, Presbyterianer, Methodiſten, Fanaticker oder Enthuſiaſten, chriſtliche Wahrheit und Seligkeit zuſprechen oder abſprechen ſoll. Dieß hängt von eines jeden eigener Einſicht und Ueberzeugung ab, wie er davon halten will. Unterdeſſen können ſie doch auch in anderer Abſicht auf ſie mit von Einfluß ſeyn, und ſie entweder verhindern oder befördern.

Wäre es z. E. gegründet, was viele öfters glauben, daß in der augſpurgiſchen Confeſſion allen denen, die den Glauben an Jeſum nicht hätten, und durch die Taufe und heiligen Geiſt nicht neugebohren würden, oder die nicht gerade alles ſo lehrten und glaubten, wie es in unſerer Kirche gewöhnlich iſt, alle Wahrheit und Seligkeit überhaupt, und alle chriſtliche Inſonderheit, abgeſprochen würde, und die Reichsgeſetze forderten nun, an allen in ihr enhaltenen einzelnen Ausdrücken, Beſtimmungen und Redensarten unabweichlich veſte zu halten; ſo würde

da-

dadurch die allgemeine und christliche Toleranz sehr erschwert und verhindert werden. Da erhellt aber aus dem bisherigen, daß weder jenes in der augspurgischen Confession geschieht, noch auch die Reichsgesetze dieses verlangen. Sie sind vielmehr durchgängig für das Gegentheil. Und die so etwas meynen, müssen sie gar nicht kennen. Sie sind also mehr für als wider die allgemeine und christliche Toleranz.

Und auf die Beförderung der leztern zielen sie selbst mit ab. Der Religions- und westphälische Friede hat es vornemlich zur Absicht, Liebe und Vertrauen unter Katholicken und Protestanten wieder herzustellen, und sie zu verwahren, daß sie sich einander der Religion wegen nicht unchristlich behandeln, sondern in Liebe und Friede bey einander wohnen, und einander nicht an den einem jeden zukommenden Gewissensrechten beeinträchtigen und stöhren. Und in der kayserlichen Wahlcapitulation heißt es Art. 2. §. 8. ausdrücklich: „jedoch daß von beyden „Theilen in denen künftig neu zu fertigenden Schriften „oder Büchern, alle anzügliche und schmähliche Ausdrükkungen gegen beyderley Religionen im Reich, denen heilsamen Gesetzen gemäß, vermieden bleiben und sich deren „enthalten werde.“ Alle unchristliche Verdammungs- und Verketzerungssucht, wird ihnen also hier beyderseits ausdrücklich untersagt, ist daher für reichs- und gesetzwidrig zu halten, und auch dafür zu bestrafen.

Zweyte Abtheilung.

Von der Uebereinſtimmung der Toleranz mit den beſondern Landesgeſetzen.

So wenig die allgemeinen Reichsgeſetze, den mancherley Arten der Toleranz zuwider ſind, ſondern ſie in aller Abſicht begünſtigen, rechtfertigen und unterſtützen: ſo ſehr ſcheinen ihnen öfters die beſondern Landesverfaſſungen und Geſetze zu widerſtreiten. Dieß gilt beſonders von der politiſchen und kirchlichen Toleranz, da die allgemeine und chriſtliche eigentlich durch ſie weder kann unterſagt, noch geboten werden; ob ſie gleich öfters zu deren Beförderung oder Verhinderung, auf andere Art viel mit beytragen können.

In den meiſten proteſtantiſchen und katholiſchen Ländern, in welchen nicht von langen Zeiten her, Katholicken und augſpurgiſche Confeſſionsverwandte unter einander wohnen, und gleicher bürgerlichen und gottesdienſtlichen Rechte genießen, hält es öfters ſehr ſchwer, wenn dieſe oder jene, in einem oder dem andern Lande ſollen aufgenommen und geduldet werden, in dem ſich vorher keine befunden haben. Insgemein ſtehen dem gewiſſe Landesgeſetze und Verträge entgegen, die das Recht, in ihm aufgenommen und geduldet zu werden, nur an dieſen oder jenen Religionstheil anknüpfen, zu dem ſich deſſen ſämmtliche Einwohner halten. Dieß geht bisweilen ſo weit, daß wenn von den alten Einwohnern

wohnern welche, von einer Religionspartheyen zu einer andern übertreten, zu der sich entweder der Landesherr nicht bekennt, oder die sich in ihm keine bürgerlichen Rechte und Freyheiten erworben hat, sie so gar verlangen, daß solche alsdenn das Land verlassen, und es noch gar als eine große Wohlthat ansehen müssen, wenn ihnen solches verstattet wird. Und da selbst in dem westphälischen Friedensinstrument, dergleichen Landesgesetze und Verträge in so weit mit bestätigt sind, als sie dem Entscheidungsjahre nicht zuwider sind, oder durch gegenseitige Bewilligung der Reichsstände und ihrer Unterthanen nicht aufgehoben werden, und selbst auf den letztern Fall, in ihm ausdrücklich ist versehen worden, daß solchen alsdenn ungehindert vergönnt seyn soll, dasselbe zu verlassen: so hält es nicht nur öfters schwer, daß von ihnen, selbst durch gegenseitige Bewilligung, abgegangen und abgewichen werde; sondern manche sehen es wohl gar als eine Sache an, die selbst durch die Reichsgesetze untersagt würde, ob sie gleich darinnen alle mögliche Freyheit ertheilen, und dießfalls keinen Reichsstand einigem Zwange unterwerfen, von dem, sich selbst auf besondere Landesgesetze gründenden Herkommen, abzugehen, und andern Freyheiten zu bewilligen, die sie vorher nicht gehabt haben, auch von Rechtswegen, eigentlich nicht verlangen können; wenn es nur auf die gehörige Art geschiehet, und andern dabey an den ihnen zukommenden Rechten, nichts vergeben wird, oder sie an ihnen beeinträchtiget werden.

Gehen auch dergleichen Landesgesetze und Verträge nicht allezeit so weit, daß sie denen, die sich zu einer an-

dern, als der in einem jeden Lande gewöhnlichen Religionspartey bekennen, allen Aufenthalt, bürgerlichen Schutz und Ruhe versagen: so schränken sie doch öfters den Genuß aller übrigen bürgerlichen und gottesdienstlichen Rechte und Vorzüge nur auf diejenigen ein, die zu ihr gehören, und schließen andere von ihnen gänzlich aus. So werden z. E. in manchen protestantischen und katholischen Ländern, in denen zur Zeit des westphälischen Friedensschlusses und vorher nur Protestanten und Katholicken allein wohnten, beyde öfters aufgenommen und ruhig geduldet. Nur sind sie, vermöge ihrer, davon ausgeschlossen, mit den andern gemeinschaftlich in Handwerkszünfte und Innungen zu treten, oder dergleichen für sich zu errichten. Und ob ihnen solches gleich unter einander, durch das westphälische Friedensinstrument eigentlich zugesichert ist: so schränken sie solches doch nur, auf das Entscheidungsjahr ein. Kann es nicht erwiesen werden, daß sie schon in ihm dazu sind berechtiget gewesen; so werden sie durch sie davon ausgeschlossen. Der Eintritt in sie, und ihr bürgerliches Fortkommen, wird ihnen also dadurch sehr erschwert. Und selten wird man geneigt seyn, einige Ausnahmen davon zu machen.

Eben so werden ihnen durch sie, öfters noch andere bürgerliche Rechte und Vorzüge versagt. So können ihnen zufolge, z. E. öfters in manchen Ländern, solche kein Rittergut besitzen und kaufen, auf dem die Landstandschaft haftet, können wenigstens nicht mit ihm belieben werden und landständische Rechte genießen, oder müssen

müssen beydes durch andere vertreten lassen, wenn sie nicht zu der in jedem Lande herrschenden Religionspartey gehören, deren Bekennern dieß alles, den Landesgesetzen und dem Herkommen gemäß, nur allein zusteht. Und auch da wird man öfters unter allerley bedenklichen Vorwänden, wenig geneigt seyn, zu Gunsten solcher davon abzuweichen, und ihnen mehr Vorrechte und Freyheiten zuzugestehen, als ihnen eigentlich nach denselben zukommen.

Die nemliche Beschaffenheit hat es auch öfters mit den gottesdienstlichen Rechten. Untersagen sie ihnen auch nicht allezeit alle Uebung der Religion, in ihren Häusern, und in der Stille, oder an auswärtigen Orten: so verstatten sie ihnen dieselbe doch wenigstens nicht öffentlich. Sollten sie ihnen aber auch diese bisweilen vergönnen; so sind sie doch immer noch vielen Einschränkungen unterworfen. Und öfters sind sie so gar auch wider jene. Lassen sich daher solche in einem Lande nieder, in welchem sie eine freye Uebung ihrer Religion nicht hergebracht haben, oder treten von den Landeseingebohrnen welche zu ihr über: so wird es durch sie ungemein erschwert, ihnen das zu erlauben, was ihnen durch sie untersagt ist, oder ihnen mehrere Freyheit zuzugestehen, als ihnen eigentlich nach ihnen zukommt, und sie mit den übrigen Landeseinwohnern dießfalls auf einen Fuß zu setzen. Vielfältig fällt es jedoch in solchen Fällen noch leichter, wo ihnen dergleichen Rechte noch gar nicht zustehen, als wenn sie ihnen bereits durch die Reichs- oder Landesgesetze, auf diese oder jene Art zukommen. Beyde Theile

sind

sind alsdenn öfters viel zu eifersüchtig auf einander, als daß sie einander mehr einräumen sollten, als eigentlich nach dem strengsten Rechte kann verlangt werden.

Und zwar gilt dieses alles nicht nur von Protestanten und Katholiken unter und gegen einander. Auch die verschiedenen Parthenen der Protestanten unter einander, sehen sich durch sie öfters einem ähnlichen Zwange unterworfen. Dieß ist um so mehr zu verwundern, da sie eigentlich eine große kirchliche Gemeinschaft mit einander ausmachen, die sich öfters nur in sehr wenigen und unbedeutenden Dingen von einander unterscheiden, auf die man aber vormals ein gar zu großes Gewicht gelegt, und deswegen alle kirchliche Gemeinschaft unter ihnen aufgehoben hat, die aber unter ihnen sogleich wieder könnte hergestellt werden, wenn man nicht mehr aus ihnen machte, als sie eigentlich verdienten, und sie sich deswegen mit einander zu vereinbaren suchten.

So lange nun dergleichen Gesetze in einem Lande fortdauern und im Ansehen bleiben: so lange ist es freylich nicht möglich, daß bürgerliche Toleranz in ihm überhaupt könnte ausgeübet, oder mehrere bürgerliche und gottesdienstliche Gleichheit unter denen könnte eingeführet werden, die in Ansehung der Religion verschieden denken. Jeder Theil sieht so etwas immer als eine Verletzung des ihm zukommenden Rechts an. Sectenhaß und Partheygeist gesellt sich alsdenn dazu, und macht sie noch unleidlicher. Und gehören die Regenten eines Landes nicht selbst mit zu der Religionspartey, die in ihm eigentlich

die

die herrschende ist: so wird solche noch verwickelter und schwieriger. Alles, was er deswegen vernehmen möchte, sieht man gleich als eine Begünstigung der Kirchenpartey an, zu der er sich eigentlich rechnet, und findet darinnen wohl gar eine Bedrückung der andern. Oefters ist diese Vermuthung auch so gar ungegründet nicht. Und wären ihnen alsdenn durch andere Verträge die Hände dieserfalls nicht noch mehr gebunden: so würde sichs auch bald ausweisen. Unterdessen wird dadurch die bürgerliche Toleranz, doch mit noch mehr Schwierigkeiten umgehen, da sie ohnedies schon mit vielen umringt ist. Und würden dergleichen Gesinnungen nur erst durch die allgemeine und christliche Toleranz mehr verbannet: so würde es sich nachmals mit der bürgerlichen von selbst geben.

Es fehlt auch gar nicht an Beyspielen, daß dergleichen Gesetze und Verträge, die wider alle Toleranz streiten, durch gegenseitige Bewilligung gar wohl können aufgehoben werden. Und erfordert es das Beste eines Landes: so kann es ohne Bedenken geschehen. Ob aber dieses der Fall sey oder nicht, zu dessen Bestimmung kann nichts allgemeines festgesetzt werden. Dieß hängt von dem Ermessen derer ab, die in ihm das Ruder in Händen haben.

In den mehresten protestantischen Ländern ist es auch gewöhnlich, daß die Landesregenten bey ihrem Regierungsantritte, ihren protestantischen Unterthanen, die sich mit ihnen selbst zu einer Religionspartey bekennen, die Versicherung ertheilen, und die von ihren Vorfahren

er

ertheilte, beſtätigen: daß in Anſehung der Religion keine Veränderung vorgenommen werden, ſondern alles in dem Zuſtande bleiben ſollte, in dem es ſich befände. Von vielen wird dieſes nicht nur als eine Verpflichtung angeſehen, keine andere, als die im Lande gewöhnliche Religion, in ſolchem einzuführen; ſondern auch ſelbſt in Anſehung ihrer alles zu laſſen, wie es bisher geweſen iſt, und weder in der Lehre, noch in den Gebräuchen einige Veränderung vorzunehmen.

Manche gehen wohl gar bisweilen ſo weit, daß ſie meynen, das Entſcheidungsjahr erſtrecke ſich auch auf ſie mit. Ihm zufolge, müßte es alſo in jedem Lande immer ſo bleiben, wie es in ihm geweſen iſt, und weder in den äußerlichen noch innerlichen Verfaſſungen unſerer Kirche ſelbſt, eine Veränderung vorgenommen werden. Durch ſie hätten ſie ſich ſelbſt des Rechts dazu begeben, in ihr allerley Veränderungen oder Verbeſſerungen vorzunehmen. Und wenn nun dergleichen von ihnen geſchiehet: ſo ſind viele nicht ſelten ſorgſam darüber, daß dadurch, den von ihnen übernommenen Verbindlichkeiten nicht nachgelebt, ſie übertreten, und ihre Unterthanen gleichſam einem gewiſſen Zwange unterworfen würden, ſich in Anſehung der Religion nur nach ihren Einſichten zu richten, und ſie nicht ſo anzunehmen und auszuüben, wie es ein jeder ſeiner Einſicht und Ueberzeugung nach, am nützlichſten und dienlichſten findet. Und viele ſind ſchon deswegen wider alle Veränderung und Verbeſſerung in den äußerlichen Kirchengebräuchen, geſchweige denn in der Lehre und deren Vortragsart eingenommen, widerrathen ſie

aus

aus dem Grunde, und halten ſie deswegen für bedenklich und gefährlich. Kehren ſie ſich aber nichts daran, und bedienen ſich des ihnen dießfalls zukommenden Rechts: ſo werden öfters viele aus gleichem Grunde mißvergnügt und unzufrieden darüber, und ſehen es als eine Beeinträchtigung der ihnen zukommenden und theuer verſicherten Rechte an.

Nicht ſelten trägt es ſich daher zu, daß ſich ſo Geſinnte, ihren öfters noch ſo wohl gemeynten und nöthigen kirchlichen Anordnungen und Vorſchriften widerſetzen, und wer weiß was für Bedenklichkeiten und Gefährlichkeiten in ihnen finden, die ſie zum Murren und zur Unzufriedenheit wider ihre rechtmäßige, von Gott vorgeſetzte hohe Landesobrigkeit, und wohl gar zum Auflehnen wider ſie, verleiten und antreiben. Und viele, denen ſelbſt daran gelegen ſeyn ſollte, ſich dieſes ihres Rechts, zum gemeinſamen Beſten ihrer kirchlichen Geſellſchaft, auf dieſe oder jene Art zu bedienen, ſind öfters unvorſichtig und kurzſichtig genug, dergleichen Bewegungen und Unruhen darüber zu veranlaſſen, anzufachen und zu unterhalten, ſich mündlich und ſchriftlich dawider zu ſetzen, und allerley bedenkliche Vorſpiegelungen deswegen zu erfinden.

Wird dieſe ihre landesherrliche Verſicherung dahin gedeutet, daß die in jedem Lande herrſchende Religionsparthey, an den ihr zukommenden und hergebrachten bürgerlichen Rechten und Freyheiten nicht beeinträchtiget, und außer und neben ihr noch andere, im Grunde von ihr unterſchiedene Religionspartheyen ſollen eingeführet, und ihren

ihnen mit ihr gleiche bürgerliche Rechte und Vorzüge eingeräumet werden: ſo entſpricht dieß der Abſicht auf das vollkommenſte, warum ſie eigentlich von ihnen ertheilt werden. Durch ſie ſoll ſie ſicher geſtellet werden, daß etwas dergleichen nicht zu ihrem Verdruß, Schaden und Nachtheil geſchehe. Auf ihr wird daher auch insgemein am meiſten beſtanden, wenn eine Landesherrſchaft zu einer andern, von ihr im Grunde verſchiedenen Religionspartey übertritt, und es durch dieſe Veranlaſſung leicht geſchehen könnte, daß diejenigen, die ſich mit ihr zu einerley Religions- oder Kirchenparthey halten, ſich in ſelbiges ziehen, von ihr begünſtigt werden, und ſich mit ihr ähnliche bürgerliche Rechte und Freyheiten nach und nach anmaaſſen könnte. Und da iſt ſelbſt im weſtphäliſchen Friedensinſtrument, Art. 7. §. 1. verſehen, wie es ſoll gehalten werden, wenn ſo gar ein Landesherr, nur von einer proteſtantiſchen Religionsparthey zu einer andern übergeht. Und tritt er gar von einer von beyden, zu der römiſchen Kirche über: ſo iſt es den Ständen eines Landes noch weniger zu verdenken, wenn ſie auf ihr halten, und darinnen nicht nur das Entſcheidungsjahr, ſondern auch den äuſſerlichen Religionszuſtand, wie er zur Zeit des Uebertritts war, zum Grunde legen, und zur Norm wählen, wie es in dergleichen Vorfallenheiten alsdenn zu halten iſt, damit keine dem andern Theil nachtheilige Veränderungen, alsdenn in ihm vorgehen.

Aber auch ſelbſt außer dieſem Fall, und wenn ein Landesherr der Religionspartey zugethan verbleibt, die nach der Geſetzen eines Landes in ihm die herrſchende iſt, wird

wird seine Freyheit durch sie eingeschränkt, in Ansehung dessen zu thun, was ihm wohlgefällt. Vermöge ihrer kann er daher für sich, keiner andern Religionspartheyen, die freye und öffentliche Uebung ihrer Religion, wenn sie sie nicht im Entscheidungsjahr bereits besessen, erlauben, und sie mit den übrigen Landeseinwohnern, auf gleichen Fuß setzen. Will er etwas dergleichen thun, so wird die Einwilligung seiner Unterthanen, deren Rechte die Landstände repräsentiren, selbst nach dem westphälischen Friedensinstrument, dazu erfordert. Und kann die erlangt werden: so kann es alsdenn ohne Bedenken geschehen. Jene Versicherung steht ihr alsdenn keinesweges im Wege. Selbst in jenem Falle, wenn sich der Landesherr zu einer andern Religionspartheyen wendete und hielte, kann es auf die Weise geschehen, ohne daß nach dem bisher erwiesenen, der westphälische Friede und das Entscheidungsjahr, dem zuwider wäre, und nur alles immer so bleiben müßte, wie es in ihm gewesen ist. Und so lange diese Schwierigkeiten, nicht in jedem protestantischen oder auch katholischen Lande, auf die gehörige Art können gehoben werden, ist freylich in ihm an keine mehrere und andere bürgerliche Toleranz zu gedenken, als vorher und selbst im Entscheidungsjahr, in ihm stattgefunden hat.

Können sie aber überwältiget werden, wie schon öfters geschehen ist, und durch die allgemeine und christliche Toleranz, am ersten der Weg dazu gebahnt wird: so kann sie alles dessen ohngeachtet, ungemein erweitert und vermehret werden. Jene Versicherung zielt auf

nichts weiter ab, als daß es kein Landesherr für sich thun, und seine Unterthanen dießfalls einem ihnen beschwerlichen und nachtheiligen Zwange unterwerfen kann. Wenn es daher darauf ankommt, andere Religionsparthenen in ein Land aufzunehmen, und ihnen mit den Einwohnern gleiche Freyheiten zu ertheilen, muß die Einwilligung der Landstände mit dabey seyn. Ohne sie kann solches auf keine rechtmäßige und verpflichtende Art geschehen.

Fast das nemliche muß auch in denselben Fällen gesagt werden, wenn es darauf ankommt, daß in den innerlichen Angelegenheiten derjenigen Kirchenparthey selbst einige Veränderungen oder Verbesserungen sollen vorgenommen werden, die in einem jeden Lande die herrschende ist, oder in ihm nur allein alle bürgerliche Rechte und Freyheiten genießt. Steht gleich unter den Protestanten, das gesammte jus circa sacra, und das zu ihm gehörige jus reformandi, selbst nach dem westphälischen Friedensinstrument Art. 5. §. 48. XVI. eigentlich den Landesherren zu, welches sich nicht bloß darauf erstreckt, daß sie in ihren Landen keine andere Religionsparthenen dulden wollen, als die zu der in ihnen eingeführten gehören, wo sie nicht aus dem Entscheidungsjahr, das Recht dazu herleiten können; sondern auch in der Lehre und in den Gebräuchen derjenigen Kirchenparthey zu der sie sich halten und die in ihnen die herrschende ist, allerley Veränderungen vornehmen zu lassen, oder wenn solches von andern geschieht, zu gestatten, ohne daß sonst jemand etwas darein reden könnte, den es nicht zunächst betrifft: so wer-

werden sie doch desselben in gewissem Maaße sogleich verlustig, sobald sie nicht mehr zu der in einem jeden Lande eingeführten gehören, oder von ihr zu einer andern übertreten. Sie können es wenigstens nicht unmittelbar und ungehindert ausüben, sondern müssen dessen Verwaltung ihren nachgesetzten Consistoriis oder andern geistlichen Gerichten überlassen, die es so schon in ihrem Namen handhaben, wenn sie sich auch mit ihnen zu einer kirchlichen Gemeinschaft halten, die es alsdenn höchstens nur in ihrem Namen in Ausübung bringen, ohne daß sie selbst einigen unmittelbaren Antheil daran nehmen, damit es nicht das Ansehn gewinne, als bedienten sie sich desselben, zu Gunsten der Religionspartheyen, zu der sie sich rechnen.

Und in Ansehung dessen, sind sich beyde Religionstheile in Deutschland vollkommen gleich. Wird in dem westphälischen Friedensinstrument Art. 5. §. 15. festgesetzt: „Daß wenn ein katholischer Erzbischof, „Bischof, Prälat, oder augspurgischer Confession Zugethaner zu einem Erzbischofe, Bischofe, Prälaten erwählter oder postulirter, allein oder zugleich mit seinen „Capitularen, entweder einzelnen Personen, oder allen „zusammen, oder da auch andere Geistliche hinfuhro die Religion änderten, diese alsobald ihr Recht verlieren sollen," damit sie sich des sonst in ihren Bißthümern ihnen zustehenden juris reformandi nicht bedienen können: so muß dieses auch so viel die geistliche Jurisdiction, und besonders das jus reformandi betrifft, von allen denen gelten, die dasselbe zuvor unter dem Reli-

gionstheil besessen haben, von dem sie abgegangen sind. Und wird dieses selbst Art. 7. §. 1. verordnet, wenn ein protestantischer Reichsfürst, von einer protestantischen Confession zu der andern übertritt, wo es doch wegen der nahen Verwandschaft unter ihnen, viel weniger zu bedeuten hat: so muß dieses um so mehr von denen gelten, die zu einer solchen Religionspartheyen übertreten, in der ihren eigenen Grundsätzen zufolge, deren weltlichen Oberhäuptern keine geistliche Gerichtsbarkeit, über die eigenen Mitglieder ihrer kirchlichen Gemeinschaft zustehet. Haben sie über die keine: so können sie sich dieselbe noch weniger über andere anmaaßen. Alle Rechte, die ihnen alsdenn in der Absicht über ihre eigenen Landesunterthanen zukommen, sind keine andere, als die sie zuvor, da sie sich mit ihnen noch zu einer kirchlichen Gemeinschaft hielten, über diejenigen von andern Kirchpartheyen hatten, die entweder dem Entscheidungsjahr zufolge, oder aus anderer Vergünstigung mit ihr in ihren Landen gleiche bürgerliche Rechte und Freyheiten genießen. So wenig sie in diesen vorher, einige ihre Religion selbst betreffende Veränderungen vornehmen konnten, sondern dieses einer jeden selbst, wie sie es für nöthig und dienlich fand, überlassen mußten: so müssen sie nun dieses, der in ihrem Lande herrschenden Religionspartheyen, deren Mitglieder sie nicht mehr sind, eben sowohl einräumen.

In dergleichen Fällen ist es daher auch immer am nöthigsten und gewöhnlichsten, auf jener Versicherung zu verharren und auf deren Beobachtung zu dringen. Und wenn sie sich ereignen, wird sie daher auch gemei-

nig-

niglich auf das feyerlichſte erneuert, genauer beſtimmt und beſtätigt, damit die in einem ſolchen Lande herrſchende Religionspartheyen, um ſo weniger etwas nachtheiliges zu befahren habe. Die zu ihr gehörigen geiſtlichen Gerichte, üben ſodann dieſes Recht, eigentlich, obſchon in deren Namen, nur aus. Und ob es gleich alsdenn nicht völlig unmöglich iſt, daß dergleichen Veränderungen in der Lehre und in den Gebräuchen können vorgenommen werden, wie es das kirchliche Beſte überhaupt, und in einem jeden Lande inſonderheit erfordert: ſo iſt es doch allezeit mit mehr Schwierigkeiten umgeben, als wenn der Landesherr, ſelbſt zu dieſem Religionstheil mit gehört, und ſie ſelbſt unternehmen oder geſtatten kann. In Ländern, in denen die Umſtände ſo ſtehen, ſind daher nicht leicht viele Religionsverbeſſerungen zu erwarten. Die Landesherrn bekümmern ſich alsdenn wenig darum, und dürfen es auch, der ausgeſtellten Reverſalien wegen, öfters nicht einmal wagen. Und ſoll es von den zu ihr gehörigen geiſtlichen Gerichten geſchehen: ſo wird doch gemeiniglich, die landesherrliche Einwilligung mit dazu erfordert. Und deren Einholung und Erlangung wird von ihnen und andern ſchon öfters als eine Sache angeſehen, die ſich mit jenen Verzichtleiſtungen eigentlich nicht vertrüge. Und manche ſcheinen wohl gar den Geſinnungen der Kirche zuwider zu ſeyn, zu der ſich ſolche Landesherren halten, und werden daher um ſo weniger von ihnen begünſtigt.

Ehender und leichter, ſind ſie daher allezeit in ſolchen Ländern zu erwarten, deren Regenten ſich mit ihrem Unter-

Unterthanen, zu einer Religionspartheyen bekennen. Da kömmt es öfters nur auf sie an, sie vornehmen zu lassen oder zu gestatten, ohne daß sie erst nöthig hätten, anderer Einwilligung dazu zu erlangen. Was sie dem kirchlichen Besten in ihren Landen, für nöthig oder dienlich erachten, können sie alsdenn veranstalten oder geschehen lassen, ohne daß ihnen jemand solches verwehren könnte, wo ihnen nicht besondere Landesverträge, deswegen im Wege stehen. In jenem Fall ist es genug, wenn nur ihre geistlichen Gerichte, und die vornehmsten Geistlichen ihres Landes, die es nach seinen Bedürfnissen, am ersten kennen, damit zufrieden sind, es genehmigen, oder wohl gar veranlassen. Und in diesem Falle kann es auch alsdenn ohne alles Bedenken geschehen, wenn diejenigen mit denen dergleichen Verträge sind aufgerichtet worden, es entweder ausdrücklich gutheißen, daß auf die Weise von ihnen abgewichen werde, oder doch wenigstens deren stillschweigende Einwilligung kann vermuthet werden, da es zu ihrem wahren Besten gereicht und ausschlägt.

Da ist denn aber jene Versicherung der meisten protestantischen Reichsfürsten, alles in Ansehung der Religion, und dem Zustande zu lassen, in dem es bisher gewesen ist, eigentlich ihrem Ursprunge nach, nicht unter solche Verträge zu rechnen, durch die sie sich ihres landesherrlichen juris reformandi in derjenigen Kirchenpartheyen, zu der sie sich selbst halten, gleichsam gewissermaaßen begeben, demselben Grenzen gesetzt und sich desselben nicht ohne ausdrückliche Einwilligung ihrer Unterthanen und der sie repräsentirenden Landesstände, bedienen könnten.

Eigent-

Eigentlich ſchreibt ſie ſich aus den Zeiten der interimiſtiſchen Streitigkeiten her, in denen es, wie ſich ſelbſt die Concordienformul deswegen ausdrückt, *) nicht darum zu thun war: „daß die Gemeine Gottes," deren Rechte die Landesherrn in ihrem Namen verwalten, „jedes Orts und jeder Zeit derſelbigen Gelegenheit nach, „guten Fug, Gewalt und Macht habe, allerley Ceremonien, ohne Leichtfertigkeit und Aergerniß, ordentlicher und gebührlicher Weiſe zu ändern, zu mindern und „zu mehren, wie es jederzeit zu guter Ordnung, chriſtlicher Diſciplin und Zucht, evangeliſchem Wohlſtand und „zu Erbauung der Kirchen am nützlichſten, förderlichſten „und beſten angeſehen wird." In ihnen war vielmehr von ſolchen Sachen und deren Aenderung die Rede, die, wie ſie ſich gleichfalls deswegen ausdrückt: **) „den „Schein haben, oder dadurch Verfolgung zu vermeiden, „vorgeben wollten, als wäre unſere Religion mit der „papiſtiſchen nicht weit von einander; oder wäre uns dieſelbe ja nicht hoch entgegen; oder wann ſolche Ceremonien dahin gemeynet, alſo erfordert; oder aufgenommen, als ob darmit und dadurch beyde widerwärtige „Religionen verglichen und ein Corpus worden; oder wiederum ein Zutritt zum Pabſtthum und ein Abweichen „von der reinen Lehre des Evangelii und wahren Religion geſchehen, oder gemächlich daraus erfolgen ſollte.

*) Welche Ausgabe des chriſtlichen Concordienbuchs, S. 714.

**) Ebendaſelbſt S. 713.

Da ſuchten dann die proteſtantiſchen Reichsfürſten, ihre Unterthanen, durch Ertheilung jener Verſicherung, deſſen nicht nur zu verſichern, daß ſie etwas dergleichen, das den Schein haben könnte, den großen Unterſchied unter beyderley Religionen aufzuheben oder zu mindern, oder ſie unvermerkt wieder zum Pabſtthum hinüber zu ziehen und ihm geneigt zu machen, unter ihnen nicht anordnen und einführen, vielmehr alles ſo laſſen wollten, wie ſie es bisher nach ihrem beſten Ermeſſen und ihren Zeitumſtänden eingerichtet hätten, um ſie dießfalls keinem Gewiſſenszwange zu unterwerfen, und ſie zu der Beobachtung ſolcher Dinge zu nöthigen, die eigentlich ihrer verbeſſerten Religionsverfaſſung zuwider wären, und mit ihr nicht beſtehen konnten; ſondern ſie waren auch dazu deſto williger und geneigter, damit ſie, wenn fernerweit wie bisher geſchehen war, deswegen in ſie gedrungen würde und ſie wohl gar genöthigt werden ſollten, etwas dergleichen, dem Sinne des Evangelii widerſprechendes den Aberglauben beförderndes und dem Pabſtthum näherndes, in ihren Landen einzuführen, zu deſſen Ablehnung einen guten Vorwand hätten, indem es ſich nicht, mit den ihren Unterthanen ertheilten Verſicherungen vertrage, zu deren Erfüllung ſie ſelbſt durch die Reichsgeſetze verbunden wären.

Sie wurde alſo mehr aus politiſchen, auf das Beſte der Religion ſich beziehenden Abſichten, zu der ſie ſich mit ihren Unterthanen bekannten, eingeführet, um alle päbſtliche Mißbräuche von ihr zu entfernen, und dem Drange, ſie wieder anzunehmen, geſchickt auszuweichen,

als daß ſie ſich des Rechts, in demjenigen Religionstheil, zu dem ſie ſich hielten, allerley nützliche und heilſame Veränderungen, wie es die mehrere Reinigkeit, Güte und Vollkommenheit deſſelben erforderte, vorzunehmen, dadurch hätten begeben ſollen. Dieſes Rechts und dieſer Freyheit hatten ſie ſich bisher nicht nur ſchon bey der eingefallenen Religionsverbeſſerung, auf das beſte und vollkommenſte bedient, in ſo weit es damals möglich war und für nöthig geachtet wurde; ſondern wollten ſie ſich auch durch ſie keinesweges die Hände binden, das von Zeit zu Zeit ferner vorzunehmen, was ſie zu ähnlicher Abſicht für nöthig und erſprießlich achten würden. Wirklich bedungen ſie ſich auch dieſe Freyheit in dem Religionsfrieden §. 15 und 20. in den Worten: „ſo ſie aufs „gericht oder nochmals aufrichten möchten“ beydes ſo wohl in der Lehre als auch in den Gebräuchen ausdrücklich aus, konnten ſich ihrer alſo auch durch ſie gegen ihre Unterthanen um ſo weniger begeben, je ſaurer es ihnen geworden war, ſie ſich und ihnen vom Kayſer und Reich zu erringen, und bedienten ſich auch ihrer von Zeit zu Zeit fernerweit, wie ſie es dem Beſten der Kirche Jeſu hier auf Erden überhaupt, und in ihren Landen inſonderheit, nützlich und zuträglich fanden.

Und würde dieſes in unſern Tagen allezeit bedacht und gehörig erwogen; ſo würde jene Verſicherung nicht öfters ſo verkehrt gedeutet und Folgen aus ihr hergeleitet werden, deren Grund nimmermehr in ihnen anzutreffen iſt. Ganz gewiß würde auch alsdenn weniger Aufſehen darüber entſtehen, von manchen nicht ſo viel Aufhebens

deswegen gemacht, und unter der groſſen unwiſſenden Menge, nicht öfters durch ſolche, ſo viel Unruhe, Bewegung und Widerſetzlichkeit, angezettelt und erregt werden, denen dergleichen Veränderungen und Verbeſſerungen willkommen ſeyn ſollten, wenn ſie ſich jetzt wieder ähnlichen Rechts, nach unſern veränderten Zeitbedürfniſſen bedienen, und das gute Werk fortſetzen, das ihre gottſeligen Vorfahren, mit ſo viel heiligem Eifer, Muth und Feuer angefangen haben, ihm bisweilen alles aufgeopfert, und ſich ſelbſt Gut und Blut, Ehre und Leben, Land und Leute haben koſten laſſen. An vielen Orten würde man auch alsdenn weniger ſteif, auf dem gewöhnlichen Herkommen halten, und öfters Dinge und Gebräuche, die noch ans Pabſtthum angrenzen, aus den Zeiten des Interims zum Theil mit herrühren, dem Geiſte des vernünftigen Evangelii Jeſu Chriſti, das nicht mit vielem äuſſerlichen Gepränge und Gebräuchen beſchwert iſt, gar nicht angemeſſen ſind, viele Mißbräuche erzeugen, den Aberglauben nähren und unterhalten, die Gedankenloſigkeit im Chriſtenthum befördern, und es in eine eitele leere und unnütze Ceremonie verwandeln, aus allen Kräften aufrecht zu erhalten ſuchen, ſich der chriſtlichen Freyheit in deren Veränderung, nach dem Sinn und Beyſpiel unſerer erſten Reformatoren mehr bedienen, durch ſie mehr Gutes zu ſchaffen ſuchen, und ſich nicht durch allerley eingebildete Bedenklichkeiten, davon abhalten laſſen.

Das Beſte der Kirche Gottes hier auf Erden, würde auch in der Abſicht vielen mehr am Herzen liegen.

Von

Von manchen würde es nichtswürdiger Urſachen und Bedenklichkeiten wegen, nicht aus den Augen verlohren werden. Viele würden es nicht zu hindern ſuchen und davor verwahrt bleiben, es aus Unwiſſenheit oder Eigenſinn wohl gar zu zerrütten. Kein Dietelmeyer in Altdorf würde alsdenn über die wohlgemeynten Vorſchläge eines Patrioten, den evangeliſchen öffentlichen Gottesdienſt in Franken betreffend, ein abmahnendes und widerrathendes Bedenken geſchrieben haben*). Und kein M. Hankel würde ſich unterfangen haben, die von mir auf obrigkeitlichen Befehl, nach dem Beyſpiel der in meinem Vaterlande eingeführten, in meiner Gemeinde vorgenommenen Veränderungen und Verbeſſerungen, dadurch verdächtig zu machen, daß er ihnen eine Aehnlichkeit mit den in der katholiſchen Kirchgemeinde gewöhnlichen andichtet**). Jeder würde nur das bedenken und erwägen, was zum Guten, zum Frieden und zur Beſſerung dient.

Grenzten auch dergleichen Veränderungen und Verbeſſerungen in der Lehre und in den Gebräuchen, an die Mey-

*) Altdrf 1780. Wie viel beſſer iſt, was Seiler in den Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen auf 1779. S. 389. f. von ihnen ſagt?

**) Siehe deſſen Beweiß, daß der Verfaſſer des Buchs, Betrachtungen über die große Unwiſſenheit der heutigen Chriſten, deren Urſachen und Mittel ſie zu heben, zwey Theile, kein evangeliſchlutheriſcher Chriſt ſey, Frankenhauſen 1779. S. 122.

Meynungen und Einrichtungen ſolcher kirchlichen Partheyen unter den Proteſtanten wirklich an, die vormals von unſerer Kirche, als irrig und falſch ſind verworfen worden, oder ſchienen ſich ihnen doch zu nähern: ſo verſchlägt auch dieß ſelbſt nichts. Es iſt noch eine große Frage: ob ſie von ihr mit Recht oder mit Unrecht, als ſolche ſind verurtheilt worden? Und dann iſt doch auch gewiß nicht alles falſch und verwerflich, was ſich unter ihnen findet. Nimmt man nur das Gute von ihnen an: ſo folgt nicht, daß man es mit dem wirklichen oder vermeyntlichen Böſen unter ihnen gleichfalls thue und thun müſſe. Gehen dergleichen Veränderungen und Verbeſſerungen nur darauf aus, die Ueberbleibſel des Pabſtthums vollends aus unſerer Kirche zu verbannen, die unſere Reformatoren nicht gleich alle aus ihr vertreiben konnten; ſuchen ſie der Unwiſſenheit, des Aberglaubens, der Mißbräuche, der Sünden und Laſter in ihr weniger zu machen; haben ſie die Abſicht mehr wirkliche Religion, mehr Weisheit und Tugend in ſie zu bringen und deren Erlangung und Ausübung zu erleichtern; gründen ſie ſich auf eine mehrere Anwendung und Befolgung des Hauptgrundſatzes und der vornehmſten Unterſcheidungslehre unſerer Kirche, und ſuchen ſie der chriſtlichen Vollkommenheit dadurch näher zu bringen: ſo hat alles übrige alsdenn nichts zu ſagen. Sie ſind alsdenn dem Geiſte des Proteſtantismus gemäß, und incliniren nicht zum Pabſtthum, vor dem ſie immer mehr in Sicherheit ſtellen. Und unrecht kann es doch auch nicht ſeyn, immer mehrerer Vollkommenheit nachzuſtreben. Alles in der Welt arbeitet ihr ja immer mehr entgegen. Und jeder

ſoll

ſoll ſich für ſich und andere, daſſelbe angelegen ſeyn laſſen. Wie vielmehr diejenigen, denen die Sorge dafür, mehr als andern anvertraut iſt und obliegt!

Zielten ſie auch darauf mit ab, mehrere Einigkeit und Uebereinſtimmung unter den Proteſtanten zu befördern: ſo machte ſie auch dieß keinesweges verwerflich oder bedenklich. Von ihnen untereinander, kann doch das unmöglich geſagt werden, was unſere Reformatoren, von der römiſchen Kirche behauptet haben, und wir mit ihnen, zum Theil noch behaupten müſſen. Bey aller Gelegenheit und ſelbſt in dem weſtphäliſchen Friedensinſtrument, iſt ſie, wie geſagt, nicht nur jederzeit vorbehalten, ſondern auch als eine wünſchenswerthe Sache, in ihm und außerdem, von allen Rechtſchaffenen empfohlen worden. Und in unſern Tagen iſt ſie vielleicht ehender möglich als jemalen, daher auch dringender zu wünſchen, und auf alle mögliche Art die Hand dazu zu bieten. Selbſt ein Seiler in Erlangen der gewiß nicht das Anſehen hat, daß er, bey den vielen Merkmalen einer anſtändigen theologiſchen Liebe und Sanftmuth gegen die Reformirten, die nur mit manchen andern Aeußerungen deſſelben, bisweilen ſeltſam contraſtirt, den Rechten unſerer Kirche etwas vergebe, hält ſie um deswillen um ſo mehr für wünſchenswürdig da, daß ich mich ſeiner Worte *) bediene: „die beyden „proteſtantiſchen Kirchen, ja auch ſogar politiſch ſo ge-

„nau

*) In ſeinen theologiſch-kritiſchen Betrachtungen neuer Schriften, des 2ten Bandes 2tem Stücke 1780. S. 217.

„nau verbunden ſind, daß ſie ſich billig nur für eine an„ſehen, und einander brüderlich lieben ſollten. So we„nig ſich die reformirte Kirche als eine doppelte anſieht, „weil ein Theil derſelben, das Decretum abſolutum noch „lehrt, der andere aber nicht: ſo wenig ſollten die evan„geliſchen und reformirten Kirchen, ſich als zwo verſchie„dene Religionen betrachen, weil ſie in der Abendmahls„lehre nicht ganz einig ſind; denn beyde theilen ja doch „das Abendmahl nach Chriſti Einſetzung aus.“

Und dieſe ganze noch übrige Verſchiedenheit zwiſchen uns und ihnen hat, füge ich hinzu, wie geſagt nicht mehr auf ſich, als diejenige, die bey der kirchlichen Toleranz, ſelbſt in unſerer Kirche ſtattfindet, da zumal die Reformirten, in Deutſchland wenigſtens, die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl, ſchon längſtens aufgegeben, die in Engelland ſie nie durchgängig angenommen haben, und vielleicht auch in der Schweitz nicht mehr viele ſeyn werden, die ihr günſtig ſind. Nur in Holland erhält ſich die Dortrechtiſche Synode noch in Anſehen: wo ſich die Reformirten noch eben ſo in den Mantel einer willkührlichen und menſchlichen Orthodoxie einzuhüllen pflegen, als es in unſerer Kirche noch viele giebt, die ſteif und feſt auf ihr halten, und menſchliche Beſtimmungen, mit den Unterweiſungen Gottes in der heiligen Schrift vermiſchen. Und ſchließen ſich nur beyde, an die Toleranten in beyden Kirchen, vollends an, und richten ſich mit ihnen nach einerley Grundſätzen; ſo iſt die endliche lang geſuchte und lang vergeblich gewünſchte Vereinigung unter beyden, ſo

gut

gut als geſchehen; wenn ſie es auch noch zur Zeit, der ungelehrigen und unwiſſenden Menge wegen, nicht für gut finden ſollten, äußerlich in eine einige kirchliche Gemeinſchaft ſogleich zuſammen zu treten. Werden nur erſt dergleichen Geſinnungen immer mehr unter dieſer, verbreitet und allgemein: ſo kann ſie auch alsdenn ohne allen Anſtand vollends vollendet werden. Wohl dem, der etwas dazu beyträgt!

Unter die Landesgeſetze und Verträge, die aller, beſonders aber kirchlichen Toleranz im Wege zu ſtehen ſcheinen, kann endlich noch die Gewohnheit gerechnet werden, daß die Lehrer einer Kirche in jedem Lande verpflichtet werden, ſich nach dem in ihr veſtgeſetzten Lehrbegriff zu richten und nicht von ihm abzuweichen; die ſich faſt überall auf landesherrliche Befehle gründet, die wohl auch in unſern Tagen hier und da wieder öffentlich erneuert werden. Da ſie ſich aber beſonders auf das Befugniß einer Kirche gründen, einen ſolchen für ihre ſämmtlichen Mitglieder veſtzuſetzen und ſie dazu anzuhalten, alle deswegen ergangene landesherrliche Befehle, auch eigentlich nur im Namen der Kirche ausgefertiget werden, ſo iſt deſſen Beurtheilung und Erörterung nicht hier, ſondern erſt in dem folgenden Abſchnitte zu erwarten.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Uebereinſtimmung der Toleranz mit den Geſetzen der Kirche.

Unter den Geſetzen der Kirche, werden diejenigen Vorſchriften verſtanden, die jede einzelne Kirchenparthey ihren Mitgliedern, ſowohl in Anſehung ihrer Geſinnungen und Handlungen gegen andere Kirchenparthenen und gegen ſie ſelbſt, als auch in Anſehung der Religion überhaupt, und beſonders des Chriſtenthums ertheilt, was nicht nur ihrer Meynung nach, zu ihm gehört, ſondern auch deswegen als wahr muß angenommen und befolgt werden. Und da iſt gewöhnlichermaaßen, faſt keine Parthey unter den Chriſten, die in Anſehung deſſen, mit andern kirchlichen Partheyen unter denſelben einſtimmig dächte, und alſo auch dießfalls ihren Mitgliedern einerley Vorſchriften ertheilte. Jede weicht darinnen wenigſtens in manchen Stücken von den andern ab. Und jede iſt immer geneigt, die ihrigen für die beſten zu halten.

Da ſich insgemein eine jede Kirchenparthey, nach der Liebe die ſie zu ſich ſelbſt trägt, die meiſten Vorzüge beylegt: ſo iſt es gar nicht zu verwundern, wenn ſie von ſich weit vortheilhafter denkt, als es ſich öfters in der Wahrheit verhält, und von andern viel geringfügigere Urtheile fällt, als der Wahrheit nach geſchehen kann, ihre Mitglieder anleitet, oder wohl gar verbindet, ſich in ihren

ren Meynungen von beyden, mit der ihrigen zu vereinigen, und diejenigen für die aufrichtigsten und treuesten erklärt, die ihr in beydem am meisten beyfallen. Verhält es sich selbst mit einzelnen Menschen so, daß sie immer gerne das Beste von sich halten, wenn es sich auch nicht allezeit in der That also befindet: so ist es gar kein Wunder, wenn es selbst mit ganzen menschlichen Gesellschaften, die nemliche Beschaffenheit hat. Nationalstolz und Partheygeist, ist einem jeden Volke und einer jeden Kirchenparthey eigen. Und lassen sich einzelne Menschen durch die Liebe, die sie zu sich selbst tragen, antreiben, andere neben sich stolz zu verachten, und ihnen weniger Werth beyzulegen, als ihnen öfters wirklich zukommt: so ist es gar nicht befremdend, daß ein gleiches öfters von ganzen menschlichen Gesellschaften geschiehet. Jede Nation und jede kirchliche Gemeinschaft denkt öfters von andern schlechter, als es eigentlich von ihr geschehen könnte und sollte, wenn sie es sich angelegener seyn ließe, unpartheyischer zu handeln, und es sorgfältiger vermiede, sich durch die Eigenliebe blenden zu lassen.

So wenig sich aber ein unpartheyischer Freund der Wahrheit, durch die gute Meynung gerne täuschen läßt, die jeder von sich selbst hegt; sondern sich beeifert, ihn gehörig zu würdigen, um ihm weder zu wenig noch zu viel zuzueignen: eben so sucht er sich auch vor einer ähnlichen Hintergehung, in Ansehung ganzer Völker und Kirchenparthenen zu verwahren. Er prüft eine jede unverholen nach der Wahrheit und Güte, die sie an sich hat, und läßt sich durch die natürliche Liebe, die er zu

der ſeinigen trägt, nicht übertäuben, von ihr beſſer und vortheilhafter zu denken, als ſie es wirklich verdient. Er legt ihr nicht mehrere Vorzüge und Vollkommenheiten bey, als ihr wirklich nach angeſtellter Unterſuchung zukommen, und hält dieſes für das ſicherſte Mittel, ihr zu denen zu verhelfen, die ihm ſeiner Einſicht und Ueberzeugung nach, noch abgehen. Und die Liebe, die er zu ihr trägt, dringt ihn um ſo mehr zu einer ſolchen unpartheyiſchen Schätzung derſelben, und macht ſie ihm recht angelegentlich. Immer iſt er daher auf ſeiner Hut, daß ihn ſelbſt dieſe nicht berücke, und ihm jene Sorgfalt und eifriges Beſtreben vereitele. Und noch weniger läßt er ſich durch das gute Urtheil übereilen, das ſie insgemein von ſich fällt. Er ſpricht es nicht blindlings nach. Prüfet alles, und das Beſte behaltet, iſt ſein beſtändiger Wahlſpruch. Und durch ihn wird er ſeiner Abſicht viel eher genähert, als wenn er unbedachtſam in die häufigen Lobſprüche einſtimmte, die ihr ſelbſt von ihren meiſten Mitgliedern, ſogleich ohne langes Bedenken, willig ertheilet werden. Selbſt das Lob der größten Menge bewegt ihn nicht, ſich mit ihr durchaus zu vereinigen. Findet er es gegründet: ſo läßt er ihr zwar gerne Gerechtigkeit wiederfahren. Findet er es aber nicht durchgängig, oder nur in manchen Stücken ſo: ſo läßt er ſich auch durch ſelbiges nicht zurückehalten, es aufrichtig zu geſtehen, und es ihr nur in den Fällen wiederfahren zu laſſen, wo ſie es mit Recht verdient. Er würde nicht den Namen eines unpartheyiſchen Freundes, Forſchers und Liebhabers der Wahrheit verdienen, wenn er anders handeln wollte. Und die Erfahrung, wie leicht es iſt, daß ſich

die Menſchen in ihren guten Meynungen von ſich irren, empfiehlt es ihm um ſo mehr, alle mögliche Vorſichtigkeit anzuwenden, und ſelbſt in ſeine vortheilhaften Meynungen, die er von ihr hegt, ein beſcheidenes Mißtrauen zu ſetzen.

Eben ſo wenig läßt er ſich aber auch durch ſie überraſchen, von andern Kirchenpartheyen eben ſo nachtheilig zu denken, als es öfters von ihr geſchieht, und ihr die Verurtheilungs- und Verdammungsſentenzen eben ſo übereilt nachzuſprechen, als ſie öfters dieſelben, ohne hinlängliche Prüfung, in der Hitze des Enthuſiasmus, über ſie ausgeſprochen hat. Er weiß es aus der Erfahrung, wie leicht dieſer öfters die Augen verblendet, daß man das für nützlich, gut und zuträglich erkennt, was es öfters gar nicht, oder doch weit weniger iſt, als man in aufwallenden Leidenſchaften dafür hält, und man dasjenige für böſe und ſchädlich erklärt, was man doch bey kälterm, ruhigerm und gelaſſenerm Blute, nicht dafür verurtheilen, oder es doch wenigſtens viel weniger und nicht in dem Maaße, als nachtheilig und ſchädlich befinden würde, wenn man es ſorgfältiger geprüft, und gelaſſener erwogen hätte. Um alſo niemand Unrecht zu thun, und ihn für ſchlimmer zu halten, als er wirklich iſt, iſt er auf alle einzelne Fälle aufmerkſam, und wiegt ſie ſorgfältig gegen einander ab. Und je bedenklicher es iſt, ganze Geſellſchaften durch einen unüberlegten Ausſpruch zu beleidigen, und ſie wohl gar gegen ſich und ſeine Freunde zu erbittern: deſto ſorgſamer wendet er alle Vorſichtigkeit an, ſich etwas dergleichen nie gegen ſie ſchuldig

zu machen. Nur die Wahrheit ist ihm lieb; theuer und werth, er finde sie wo er wolle; sollte er sich auch darüber den Haß und die Verfolgung mancher seiner vermeintlichen Freunde zuziehen. In deren Erforschung und Auffindung, begnügt er sich so wenig an dem gewöhnlichen Herkommen, als wenig er sich durch das ungewöhnliche und fremdscheinende von ihr zurückschrecken läßt. Sie ist ihm willkommen, er finde sie wo er wolle. Er weiß aus der Erfahrung, daß ihr kein menschliches Ansehen präjudicirt. Die sie öfters am meisten zu haben scheinen oder vermeynen, verfehlen ihrer nicht selten am meisten. Und wo sie öfters mancher Meynung nach, am wenigsten anzutreffen ist, da ist man ihr häufig am nächsten, und besitzt sie wohl gar am lautersten.

Sollte sich also gleich die Kirchenparthey zu der er sich hält, und es wohl gar für das größte Glück erkennet, daß er mit zu ihr gehöret, den Besitz der Wahrheit am meisten, reinsten und lautersten zueignen, und ihn andern außer ihr wohl gar, oder doch wenigstens in so vorzüglichem Grade absprechen, als sie sich denselben, mit fast allgemeiner Einstimmung beymißt: so läßt er sich doch durch sie nicht überwältigen, eben in allen Stücken ein gleiches zu thun. Und sollte sie es von ihm selbst verlangen, wenn er ein ächtes Mitglied von ihr seyn wollte: so wird ihm zwar, wenn er sie wegen ihrer wirklichen Vorzüge hochschätzt, alles an diesem Ruhme gelegen seyn. Unterdessen wird er sich doch allezeit überreden, daß er um so mehr verdiene, ein recht würdiges Mitglied von ihr zu seyn, je mehr er sichs angelegen seyn

läßt,

läßt, ihren Hauptgrundſatz zu befolgen, alles menſchliche Anſehen in den Rechten der Wahrheit zu verwerfen, und lediglich ſeinen eigenen Einſichten und Ueberzeugungen zu folgen; wo ihm anders die Wahrheit wirklich etwas nützen, und ihm zur Seligkeit verhelfen ſoll. Er wird ſie alſo nicht deswegen annehmen und dafür erkennen, weil ſie dieſer oder jener Menſch, oder ſeine ganze kirchliche Parthey dafür erkennt und annimmt. Er wird veſtere Gründe ſuchen, worauf er ſie ſtützt. Und wenn er findet, daß ſie andere Menſchen und ſelbſt ſeine eigene Kirchenparthey, auf ſie gründet, und mit ihnen gemeinſchaftlich aus ihnen herleitet: ſo wird er ſich um ſo mehr darüber freuen, daß er aus der Erfahrung inne wird, ſich mit ihr und ihnen auf einerley Wege zu befinden, und bey deren Annehmung deſto ruhiger und getroſter verfahren. Sollte er aber inne werden, daß ſie und andere, ihr zwar nahe gekommen, aber ſie doch noch nicht ganz erreicht haben: ſo wird es ihm eben ſo angenehm ſeyn, wenn er entdeckt, daß es bereits von ſolchen geſchehen, denen ſie es mit vielen von ihren Mitgliedern bisher nicht zugetrauet hat. Und nichts wird ihn zurückhalten, ſolches offenherzig zu geſtehen, und ſich ſelbſt der Zuſtimmung derer zu rühmen, die ſie ſonſt in den Verdacht gehabt hat, daß ſie von ihr weiter entfernt wären, als ſie ſichs zuſchrieb.

Eben ſo wenig wird er ſich daher durch die Verdammungsurtheile, die ſie und andere vielfältig über ſolche ausgeſprochen haben, von denen er findet, daß ſie der Wahrheit viel näher gekommen ſind, als ſie es von

ihnen vermuthet haben, abhalten laſſen, ſich mit ihnen zu vereinigen, und ihnen da beyzufallen, wo ſie es verdienen. Ihm wird immerdar beygehen, daß die, die ſie über ſie gefället haben, eben ſo wohl Menſchen ſind, als diejenigen, die ein gleiches ſelbſt gegen ſeine eigene Kirchenpartheyen gethan haben, die ſie doch öfters in gar vielen Stücken übertroffen hat. Er wird daher denken, daß ihr vielleicht auch etwas menſchliches dabey angewandelt wäre, da ſich keine menſchliche Geſellſchaft davon ausſchließen kann, daß dieſes nicht vielleicht in manchen Fällen eben ſo wohl ihr Theil ſey, als es andern das ihrige in noch größerm Maaße geweſen iſt. Und ob er ſich gleich gerne beſcheidet, daß er auch an dieſer Menſchlichkeit mit Theil hat, und ſie nicht ganz ferne von ihm iſt: ſo kann er ſich doch ſelbſt durch die Grundſätze, nach denen ſie ſich zu deren Ablehnung und Vermeidung richtet, mehr vor ihr ſichern, und ſelbſt durch die Fehltritte anderer klüger werden.

Hat er es ihr daher gleich zu verdanken, daß er mehr und weiter ſieht, als es ihr bisher, wenn gleich nicht im einzelnen, doch wenigſtens im Ganzen möglich geweſen iſt: ſo wird er keinesweges den Namen eines Undankbaren verdienen, wenn er es offenherzig anzeigt. Alle Ehre wird vielmehr auf ſie zurückfallen. Ohne ſie würde er nicht ſeyn, was er iſt. Und findet er vollends, daß andere durch ihre Anleitung, mit ihm eben den Weg gegangen ſind, und ihn mit ähnlichem glücklichem Erfolge betreten haben: ſo wird er um ſo viel getroſter werden, ſeiner Wegweiſerin, den ihr gebührenden Ruhm zwar

ange-

angedenken zu laſſen; aber ſie ſelbſt noch eines beſſern zu bedeuten, und ſie vor den Seitenwegen zu bewahren ſuchen, auf denen ſie ſich bisweilen ſelbſt noch verirret, und ihn anfangs auch auf ſelbige mit gelockt hat. Des Namens eines Dankbaren wird er deſto würdiger werden, je ernſtlicher er ſich angelegen ſeyn läßt, ſie auf die Zukunft vor ihnen zu verwahren, und ihr diejenigen Stege als die richtigen bekannt zu machen, die ſie bisher ſelbſt noch für die irrigen und falſchen angeſehen und ſich geſcheuet hat, dieſelben herzhaft zu betreten. Er wird ſie durch ſein Beyſpiel lehren, daß es ohne Bedenken, und beſorgliche Gefahr und Schaden geſchehen könne, und ſie die Wahrheit alsdenn deſto ſchneller und ungehinderter erreiche.

Noch weniger wird er aber alsdann, bey den Anmaaßungen ſtille ſitzen, von denen er einſieht, daß ſie ſich dieſelben ohne Grund und vielleicht gar noch zum Schaden der Wahrheit beylegt. Er wird ſie vielmehr aus dem ſüſſen Traume herauszubringen ſuchen, in den ſie ſich ſelbſt eingewiegt hat, oder ſich durch untreue und ſorgloſe Freunde hat hineinzaubern laſſen. Und wird dadurch nicht weniger Verdienſt um ſie haben, als diejenigen, die ſie erſt aus dem tiefen Schlaf aufweckt haben, in den ſie gleich andern verſcharrt lag; aber ſich gleich unmöglich ſo beſinnen und zu ſich ſelbſt kommen konnte, daß ſie ganz munter geworden und vor den liebkoſenden Einſchläferungen mancher, gleich in vollkommene Sicherheit wäre geſetzt worden. Der Tag, der den Schlaf völlig aus unſern Augen wiſcht, bricht nicht auf einmal, ſon-

sondern nach und nach an. Und je mehr wir uns des Tageslichts bedienen, ihn völlig zu vertreiben, desto ruhiger und sicherer wandeln wir in ihm. Und je mehr es zunimmt, desto sicherere Tritte kann man in ihm thun, wenn einem auch Anfangs noch mancher Schlummer angewandelt ist, und man selbst durch ihn desto aufmerksamer und sorgfältiger ist gemacht worden. Je mehr er und die Veranlassungen zu ihm abnehmen, desto zufriedener und treuer kann man sich alsdenn, des hellen Tageslichts erfreuen und bedienen.

Die Kirche wird insgemein für eine Gesellschaft angesehen, die das Recht habe, selbst die Bedingnisse vorzuschreiben, unter denen jemand für ein Mitglied von ihr zu halten sey, der, wenn er ihnen nicht nachkomme, des Rechts dadurch verlustig werde, für ein solches erkannt zu werden, und die ihm als einem solchen, zukommende Vortheile und Wohlthaten zu geniessen. So richtig jenes ist, und so wenig auch das letztere kann geleugnet werden, daß derjenige ein Mitglied einer Gesellschaft seyn, und von ihr selbst dafür müsse angesehen werden, der an den von ihr abhangenden Rechten und Vorzügen Antheil haben will: so wenig ist doch der Mittelsatz allgemein wahr, daß eine Gesellschaft selbst, die Bedingungen entwerfen könne, die erfüllt werden müssen, wenn man ein Mitglied von ihr abgeben, und von ihr dafür wolle erkannt und angenommen seyn. Besteht eine Gesellschaft von sich selbst, aus den Mitgliedern, die sich zur Erreichung des gesellschaftlichen Zwecks mit einander vereinigt haben, ohne einen Höhern über sich zu erkennen, der

ihnen

ihnen die gesellschaftlichen Bedingungen und Pflichten vorschreibt: so hat jener ganze Satz, seine ausgemachte Richtigkeit. Hängt sie aber von einem Höhern ab, der das Recht hat, sie zu bestimmen, und zwar so, daß kein einzelnes Mitglied der Gesellschaft, weder zu ihnen etwas hinzuthun, noch von ihnen wegnehmen kann, kommt es also weder auf sie einzeln noch im Ganzen genommen an, was für Bedingnisse und Erfordernisse sich an denen finden sollen, die eigentlich zu ihr gehören wollen, beruht solches lediglich auf demjenigen, der sie ihnen sämmtlich vorschreiben, und deren Erfüllung von allen ohne Ausnahme verlangen kann, die der ihnen durch ihn bewilligten Rechte und Vorzüge theilhaftig werden wollen: so leidet jener Satz gar viele und gewaltige Ausnahmen, die das ganze Gebäude erschüttern und völlig zu Boden stürzen, das man insgemein auf ihm aufrichtet. Und diese Beschaffenheit hat es eigentlich mit einer jeden gottesdienstlichen oder kirchlichen Gesellschaft. Durch deren Entwickelung wird es daher gänzlich untergraben, und kann sich durch nichts vor dem völligen Umsturz sichern.

Die Kirche bestehet eigentlich aus einer Gesellschaft Menschen, die sich in der Absicht mit einander vereinigt hat, durch richtige Erkenntniß und Verehrung Gottes, ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit zu befördern. Will sie in der Absicht alles Willkührliche und Ungewisse vermeiden, das einem oder dem andern ihrer Mitglieder die Gewißheit raube, ob er auch dieses vorgesetzten gemeinschaftlichen Zwecks, in und durch die Verbindung mit ihr zu dessen Erreichung und Beförderung, theilhaftig werde:

ſo kommt es nicht darauf an, was Menſchen unter ſich, ſelbſt durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft, dazu für nöthig und dienlich erachten. Menſchen ſind Menſchen, und können einem in der Verlegenheit nicht helfen, wenn man zweifelhaft iſt, ob das, was ſie ſelbſt durch gemeinſame Verabredung und Veſtſetzung, dazu für nöthig und dienlich befunden, auch wirklich dazu ausreiche. Der Fälle ſind zu viele, in denen deswegen allerley Zweifel entſtehen können, in denen ſie keine hinreichende und ſattſam beruhigende Auskunft ertheilen können.

Menſchen ſind Menſchen, und ſind in gar vielerley Abſicht der Gefahr unterworfen, zu irren und zu fehlen. Durch die tägliche Erfahrung wird man deſſen nur mehr als zu oft innen. Oefters halten ſie ſich für gut, was ihnen ſchädlich und nachtheilig iſt. Nicht ſelten aber auch das für dieſes, was ihnen doch wirklich zu ihrem wahren Beſten ausſchlägt. Und wie groß hiernächſt die Ungewißheit, in der man ſich unter ihnen in Abſicht deſſen befindet! Einige halten ſich für nützlich und zuträglich, was andere für ſchädlich und nachtheilig erklären. Und andere halten ſich das für ſchädlich und nachtheilig, was ſich andere für nützlich und dienlich erkennen. Und kaum werden zwey Menſchen in der Welt ſeyn, die dießfalls in allen Stücken mit einander übereinſtimmig denken. Eben ſo verhält es ſich mit der Erkenntniß deſſen, was wahr oder falſch iſt, worauf ſich die Einſicht in dasjenige vielfältig ſtützt, was uns daher gut oder ſchädlich iſt. Wahrheit iſt uns allezeit nützlich; Irrthum aber ſchädlich. Wie ungewiß ſind aber die Kennzeichen des Wah-

ren und Falſchen? Wie nahe grenzen ſie öfters in einem einzigen Menſchen an einander, und werden daher vielfältig mit einander vermiſcht? Jetzt ſcheint uns etwas wahr zu ſeyn, das wir vor zehn, zwanzig und mehr Jahren, nicht dafür erkannten. Jetzt ſcheint uns etwas falſch zu ſeyn, das wir vormals nicht dafür hielten. Wie viele Einwürfe und Zweifel können manche öfters gegen das erregen, was manche für wahr halten, die durch alle vermeyntliche und wirkliche Beſtätigungen der Wahrheit, nicht bis zum Anſchauen überwogen werden? Und wie oft befindet man das als falſch, von deſſen Wahrheit andere und mancher Menſch ſelbſt, ſo ſteif und veſt, überzeugt waren, daß man für ſelbiges alles, was einem nur lieb, theuer und werth war, willig und gerne aufzuopfern bereit war? Wie ungewiß iſt daher alle nur von Menſchen herrührende Erkenntniß?

Nothwendig muß man daher auf alle Einſicht der Menſchen, in das, was wahr und gut iſt, ſehr mißtrauiſch werden. Es iſt zwar allemal beruhigend, wenn mehrere in ihr mit einander übereinſtimmen, und ſich deswegen unter einander vereinigen, dieſes oder jenes für wahr oder für falſch, für nützlich oder für ſchädlich zu achten. Aber keine vollkommene Gewißheit verſchafft es nicht. Es ſichert nur wider die gemeinſten Zweifel. Mehrere Menſchen, die in Anſehung deſſen mit einander übereinſtimmen, können doch wohl ehender recht ſehen und recht haben, als wenn es nur von einigen oder wenigen geſchiehet. Aber auch dieſe ſind ſelbſt alle mit einander der Fehlbarkeit und dem Irrthum unterworfen. Alle

ihre

ihre scheinbare Uebereinstimmung, kann nur Einbildung, kann Betrug seyn. Sie können bloß wünschen, daß es so seyn möchte. Und was man wünscht, das hofft man gerne. Von dessen Wahrheit überredet man sich leichtlich.

Es ist ein Gott! — Bey aller Uebereinstimmung der Menschen, daß ein solches Wesen sey, und bey allen selbst sichtbaren und anziehenden Beweisen dafür, da alle Dinge in der Welt nicht von sich selbst entstehen, also einen Anfang ihres Seyns müssen gehabt haben, und also eine erste Ursache vorhanden seyn muß, die ihnen ihre Wirklichkeit ertheilt hat, die nicht in der Welt selbst seyn kann, da sie als ein Inbegriff, lauter veränderlicher Dinge, selbst veränderlich ist, seyn und nicht seyn, so und anders seyn, auf unzählig mannigfaltige Arten anders seyn, daher nicht von sich selber seyn, und sich gerade diese und keine andere Einrichtung kann gegeben haben, sondern ein Wesen seyn muß, von dem sie herrührt, das sie gerade so und nicht anders eingerichtet hat, das nicht nur einen unendlichen Verstand haben muß, indem es sie sonst nicht nach allen ihren mannigfaltigen Theilen hätte hervorbringen können, und so viel Weisheit und Verstand aus ihr hervorleuchten würde, das die Liebe und Güte seyn muß, indem in ihr alles aufs beste, zum Nutzen und Vergnügen der mannigfaltigen Geschöpfe in ihr eingerichtet ist; — und doch bey dem allen, wie viele Ungewißheit für viele, ob ein solches Wesen außer ihr wirklich vorhanden ist? Wie viele Scheinentwürfe wider selbiges, die nie bis zum Anschauen

können

können widerlegt werden? Freylich sprechen nur die Thoren in ihrem Herzen, es ist kein Gott. Aber wie hart schon für Menschen, von andern Menschen geurtheilt, die es nicht mit ihnen zur ähnlichen Gewißheit bringen können, daß sie mit völliger Zuversicht ihres Innern, mag sie auch davon abhalten, was es immer wolle, andern nachsagen können: — Es ist ein Gott!

Wird jener Ausspruch über sie, durch höhere Autorität unterstützt und bestätigt, so ist es freylich etwas anders. Aber woher nun die unter Menschen, die sich in Ansehung ihrer natürlichen Rechte, in Bestimmung dessen, was wahr oder falsch, heilsam oder schädlich ist, alle einander durchaus gleich sind? Keiner kann sich an und für sich, eigentlich darinnen einen Vorzug vor andern anmaaßen. Kann er es nicht auf eine recht sichtbare und augenscheinliche Art bestätigen, daß ihm ein solcher gebühre: so hat keiner das Recht und die Befugniß, von andern zu fordern, oder sie wohl gar dazu zu nöthigen, daß sie darinnen mit ihm übereinstimmig denken müssen. Jeder ist sich alsdenn, wenn sich nur sonst alle Umstände bey ihm und andern vollkommen gleich sind, selbst genug. Er ist sich, und seiner Einsicht und Denkungsart, die nächste Treue schuldig. Irrt er sich: so entbehrt er den Vortheil, den die Erkenntniß dessen andern bringt, das sie für wahr halten; er aber bey aller angewandten Treue und Sorgfalt, es nicht von sich erlangen kann, es gleich ihnen zu thun. Leichtsinnigkeit ist freylich, wie in allen Fällen, also auch darinnen äußerst schädlich. Vor der muß sich jeder aus allen Kräften, und zumal in einer so wich-

wichtigen Angelegenheit, die sein zeitliches und ewiges Wohl betrifft, zu hüten suchen, wo er nicht selbst an seinem Verderben muthwillig Schuld seyn, und sich völlig unentschuldbar machen will.

Also! Es ist ein Gott! — Aber bey aller fast durchgängigen Uebereinstimmung der Menschen, daß er sey, und bey aller Uebereinstimmung derselben in dem Bestreben, sich durch seine Erkenntniß und Verehrung glücklich zu machen, welche Ungewißheit, was und wer Gott sey? Kann die irgend ein Mensch auf eine so allgemein-befriedigende Art heben, daß jeder mit einhelliger Einstimmung seines Innern ruhig sagen könnte: ja so ist es; dieß und das ist Gott; so oder so ist Gott, und so oder so ist er nicht; da oder dort ist er anzutreffen, da oder dort ist er nicht zu finden; das ist sein Wille zu unserer Seligkeit, und das ist er nicht; das widerstreitet ihm. Kein Mensch hat Gott je gesehen; und kann ihn auch als ein Wesen, das keiner Einschränkung und also auch keiner Ausdehnung fähig ist, jemalen sehen. Und woher soll nun ein Mensch, der mit seinen Einsichten nur an dem Sichtbaren klebt, und sich selten viel über selbiges erheben kann, die vollkommene Erkenntniß von ihm hernehmen, die dazu nöthig ist, da er ihn nie sehen kann? Steht er nicht mit ihm in so genauer Bekanntschaft, daß er sich ihm offenbaret, gleichsam mit ihm redet, er nicht ihm ähnlich und wohl selbst Gott ist: so sind alle Versuche, andere dessen zu bereden, daß seine Erkenntniß Gottes, die beste, richtigste und vollkommenste sey, und von andern auch dafür müsse erkannt und angenommen werden,

völlig

völlig unnöthig, überflüßig und vergeblich. Und wodurch kann nun ein Mensch zu einer solchen Ueberlegenheit über andere seines Gleichen gelangen, wenn sie ihm nicht von Gott selbst mitgetheilt wird, der gleich einem Menschen am besten wissen kann und muß, was und wie er sey? Und wodurch kann er es beweisen, daß er eines solchen Vorzugs von der Gottheit selbst gewürdigt werde, und wohl gar Gott geoffenbaret im Fleische sey? Kann er es nicht durch rechte augenscheinliche Proben erhärten, daß ihm dieses zukomme: so werden selbst alle angestellte Versuche unfruchtbar und vergeblich seyn, andern glaubend zu machen, daß so etwas von ihm müsse gesagt, und solches auf sein Wort angenommen werden. Wird man an ihm nichts weiter gewahr, als sich an allen andern Menschen auch findet; so werden wenige geneigt seyn, ihm nur auf sein bloßes Wort Glauben beyzumessen. Dazu werden werkthätigere Beweise erfordert.

Zwar ist Gott nicht ferne von einem jeden unter uns. In ihm leben, weben und sind wir alle. Ist er der Urheber der Welt: so hängen alle Dinge in ihr von ihm ab, und haben ihm ihren Ursprung zu verdanken. Und durch aufmerksames, sorgfältiges und vernünftiges Nachdenken, über diese seine Werke, können wir, wie bey einem kunstreichen Menschen, zu der Erkenntniß emporsteigen, was und wer und wie Gott eigentlich sey, und was seinem Willen gemäß ist. Aber wie viel Verschiedenheit in dessen Angebung und Bestimmung aus ihnen, unter denen, die in der Welt das meiste Ansehen erlangt haben, und denen auch wirklich der meiste Ruhm

gebührt,

erhöhet, daß ſie es in dem vernünftigen Nachdenken über ihn und ſie am weiteſten gebracht, und ſelbſt die lauterſten und unverdächtigſten Proben, von der Stärke und Uebung ihres Verſtandes, in richtigem Nachdenken, aufſetzen abgelegt haben? Und wie viele ſelbſt daher mit entſtehende Ungewißheit unter ihnen, was und wer Gott eigentlich ſey, und was er dagegen nicht ſey, die bey aller Uebereinſtimmung in einzelnen Stücken, doch nie ganz kann gehoben werden? Und woher nun die zuverläßige und entſcheidende Gewißheit, welche unter den verſchiedenen Meynungen über ihn, die richtigſte, beſtätigte, ausgebreitetſte, fruchtbarſte und mit der Wahrheit in allen Stücken übereinſtimmigſte ſey? Kann ſie nicht auf jene Art erlangt werden: ſo muß wohl alle Hoffnung aufgegeben werden, jemalen zu ihr zu gelangen. Zwar verdient einige Erkenntniß und Gewißheit auch ſchon dieſen Namen. Und ihre heilbringenden Früchte, werden auch bey ihr nicht ganz ausbleiben. Aber die vollkommenſte Erkenntniß und Gewißheit, die nur Menſchen jemalen von ihm, ſelbſt bey der Unvollkommenheit, Schwachheit und natürlichen Einſchränkung ihrer Einſicht, erlangen können, die allen beſorglichen Zweifeln trotzt, und ihnen ſo zuvorkommt, als es in ſolchen nicht in die äußerlichen Sinne fallenden Sachen möglich iſt, iſt ihr doch weit vorzuziehen, und wenigſtens ſehr wünſchenswerth. Und ſoll die jemalen zu erwarten ſtehen: ſo iſt kein anderer Weg dazu übrig, als der vorhin angegebene.

Da ſehen denn aber alle Chriſten, bey der noch ſo mannigfaltigen Verſchiedenheit unter ihnen in andern Stücken,

Stücken, Chriſtum einſtimmig als denjenigen an, der ihnen die meiſte, aufgeklärteſte, vollkommenſte und gewiſeſte Einſicht, darein verſchafft hat, was und wer Gott eigentlich ſey: was er als der Urheber unſers Lebens und unſerer Seligkeit, eigentlich von den Menſchen zu deren Beförderung fordere und verlange, die er ſelbſt auf das ernſtlichſte will, alles in der Welt ſchon zu deren Hervorbringung zweckmäßig eingerichtet hat, und ihn zu deren leichtern und gewiſſern Erreichung in ſie geſandt hat, daß die Menſchen, nach ſeiner eigenen Erklärung, durch ihn ſollen ſelig gemacht werden. Alle ſagen es Johannis einhellig nach: „Niemand hat Gott „je geſehen: der eingebohrne innig geliebte Sohn des „Vaters, hat es uns verkündigt *).“ Alle halten ihn durchgängig für einen, ſelbſt von Gott erweckten Abgeſandten Gottes an die Menſchen, ſie von ihm und demjenigen zu unterrichten, was ihnen nach dem Wohlgefallen ſeines Willens, zu ihrer Seligkeit zu wiſſen und zu thun nöthig iſt. Die meiſten halten ihn ſeiner eigenen Ausſage zufolge, ſelbſt für Gott, geoffenbaret im Fleiſch. Alle legen es ihm wenigſtens einhellig bey, daß Gott auf eine ganz beſondere und außerordentliche Art und Weiſe mit ihm geweſen ſey, als er noch mit keinem Menſchen jemalen geweſen iſt, und ſich ihm mehr als irgend einem andern zu erkennen gegeben und geoffenbaret habe. Er ſelbſt erklärt ſeine Lehre und Werke für ſolche, die der Vater aller Menſchen und auch ſein eigener, durch ihn der Welt bekannt mache und thue.

*) Joh. 1, 18.

Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deſſen der mich geſandt hat, bezeugt er ausdrücklich von ſich [1]). Und eben ſo ſpricht er: die Werke die ich thue, ſind nicht mein, ſondern des Vaters, der mich geſandt hat [2]). Und zu deſſen Erläuterung und Beſtätigung, ſetzt er zu dem noch hinzu: der Vater ſey in ihm, und er in dem Vater [3]). Wer ihn ſehe, der ſehe den Vater [4]). Ich und der Vater ſind eins [5]).

Dieſe durchgängige Uebereinſtimmung der Chriſten untereinander, in einer ſo wichtigen Angelegenheit, von der ſo viel abhängt, verdient doch wohl eine unpartheyiſche Prüfung und ſorgfältige Beherzigung. Es kann unmöglich von ohngefähr geſchehen ſeyn, daß ſie, die doch ſonſten in ſo vielen andern, faſt nicht minder erheblichen Stücken, ſo verſchieden denken, und deswegen einander anfeinden, gehäſſig verfolgen und verdammen, in dieſer Hauptſache mit einander auf das vollkommenſte harmoniren. Es muß einmal ein ſolcher Menſch auf Erden gelebt haben, der alles das geredt und gethan hat, wie ihn die Evangeliſten beſchreiben, und ſie durchgängig ihren Nachrichten zufolge für wahr halten. Es ließe ſich

1) Joh. 7, 16. 18.

2) Joh. 5, 19 — 22 30. Joh. 10, 37. 38. Cap. 14, 10. 11 vergl. Apoſt. Geſch. 2, 22. Cap. 10, 38.

3) Joh. 10, 38. Cap. 14, 10. 11.

4) Joh. 14, 9.

5) Joh. 10, 30.

ſich ſonſt nicht begreifen, wie es nur möglich hätte ſeyn ſollen, daß ſich ſo viele Menſchen, von ſo langen Zeiten her, ohne hinreichenden Grund, ſo einhellig zur Annehmung einer Wahrheit unter einander hätten verbinden können, die ſie alle ohne Widerrede zugeſtehen, die ihrem Stolze und ihren Leidenſchaften gar nicht ſchmeichelt, ſondern jenen in gar vielfältiger Abſicht demüthigt, und ſich dieſen in gar vielen Fällen widerſetzt, ſie bekämpft und beſiegt. Woher dieſe große, erſtaunende, alles menſchliche Vermuthen und Denken überſteigende und ihm ſelbſt widerſtreitende Wirkung in der Welt, wenn ſie keine hinlänglich gegründete Veranlaſſung ſollte gehabt haben.

Es iſt wahr, ſie kann durch allerley Umſtände ſey erleichtert und befördert worden. Der Wunſch des menſchlichen Herzens, in einer ſo wichtigen Sache ſelbſt von Gott belehrt zu werden, kann zu ihrer Entſtehung und Ausbreitung viel mit beygetragen, und ihr immer mehr Eingang in die menſchlichen Gemüther verſchafft haben. Aber dieß beweiſet doch ſchon, wie genau ſie dem menſchlichen Beſten und Bedürfniſſen entſpricht, und angemeſſen iſt, erweckt alſo dadurch eine gute Vermuthung für ſie. Und mit wie viel Hinderniſſen hat ſie ſeit ihrer Entſtehung, bis auf den heutigen Tag, nach der Geſchichte der Welt und unſerer Tage, zu kämpfen gehabt, die ſie alle überſtiegen hat und immer mehr überwältigt. Entweder müſſen die allerunglaublichſten und unmöglichſten Dinge für wahr gehalten werden, oder es hat einmal ein Menſch mit Namen Jeſus in der Welt

gelebt, der das geredet und gethan hat, was die Evangelisten von ihm schriftlich aufgezeichnet haben, und alle Christen einstimmig auf ihr Wort und Zeugniß annehmen.

Und zwar zu der von ihnen angegebenen Zeit. Woher käme es sonst, daß diese Wirkungen in der Welt nicht ehender entstanden wären, und sich zeitiger so weit ausgebreitet hätten. Die ihnen zugeeigneten Schriften müssen also auch von ihnen herrühren. Das Werk des Betrugs können sie unmöglich seyn. Wie hätten sich sonst so viele tausend Menschen, die jenen Zeiten so nahe und zum Theil selbst in ihnen lebten, die Nachrichten von einem so außerordentlichen Menschen können aufdringen lassen, der nie in der Welt gelebt hatte, in einer Zeit, in der man keinesweges leichtgläubig war, sondern sich alles so gar wider deren Annehmung empörte, sträubte und setzte? Und hätte denn wohl der Betrug, nach dem, was ihre Verfasser selbst von sich sagen, lange unentdeckt bleiben können wenn sie sich auf einen solchen gegründet hätten? Es muß also wahr seyn was sie von ihm melden. Ihre Verfasser müssen seine Zeitgenossen gewesen seyn, die alles so genau wissen, und zum Theil selbst von Augenzeugen erkundigen konnten *). Es ist also wahr, was sie in diesen ihren Schriften von ihm, und auch außerdem von sich sagen: „was wir mit unsern Ohren gehöret und mit unsern Augen gesehen haben, was wir beschauet und mit unsern Händen betas-

„stet

*) Luc. 1, 1. 4.

„ſtet haben, das verkündigen wir euch von dem Worte des Lebens," der durch Jeſum an das Licht gebrachten Lehre zur Seligkeit der Menſchen, und daß er iſt der Chriſt, der Sohn Gottes, und daß wir durch den Glauben an ihn, haben das Leben in ſeinem Namen *). Ihr Zeugniß iſt wahr, daß Gott geſandt ſeinen Sohn, daß wir durch ihn Leben und volle Gnüge haben ſollen. Jeſus iſt der von Gott geſandte Heyland, Erlöſer und Seligmacher der Menſchen.

In ihm befinden ſich auch ihren Nachrichten zufolge, alle die Merkmaale, die ihn dazu vollkommen qualificiren. Vor ihm hat noch kein Menſch ſo gelehrt wie er, und ſo viel Erkenntniß Gottes und Seligkeit auf die Erde gebracht, als durch ihn geſchehen iſt. Das Geſetz iſt wohl durch Moſen gegeben. Gnade und Wahrheit aber durch Jeſum Chriſtum worden, der jenen weit hinter ſich zurückläßt. In ihm findet ſich auch ſelbſt ſo viel außerordentliches, daß unter allen Menſchen, die jemals auf Erden gelebt haben, ihm keiner an Heiligkeit, Güte und Vollkommenheit gleichgekommen iſt. Er lehrte nicht bloß den Weg Gottes zu der Menſchen Seligkeit recht, ſondern wandelte auch auf ihm ſelbſt auf das ſorgfältigſte, rechtſchaffenſte und treueſte. Er war Lehrer und Muſter des Guten, das allen Menſchen zur Seligkeit gereichen ſoll. Seine liebſte Beſchäftigung war, den Willen ſeines himmliſchen Vaters in allen Stücken zu der Menſchen Seligkeit zu vollbringen.

*) 1 Joh. 1, 1. 2.

Er wurde ihm deswegen ſelbſt gehorſam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Er wandelte immer unſchuldig und rechtſchaffen vor Gott in der Liebe. Er hatte nie eine Sünde gethan, iſt auch nie ein Betrug in ſeinem Munde erfunden worden. Mit größter Freymüthigkeit konnte er auftreten und alle Anweſende und Bekannte, Freunde und Feinde auffordern: welcher unter euch kann mich einer Sunde zeihen?

Zwar wurde er ſelbſt von ſeinem Volke gehaſſet und verfolgt, verworfen und getödtet. Aber dieß iſt gemeiniglich der Lohn der Wahrheit der Rechtſchaffenheit und der Tugend, daß ſie von verdorbenen Menſchen, die ſelbſt durch ſie aus ihrem Verderben ſollen herausgeriſſen werden, angefeindet, gehaßt, unterdrückt, auf eine Zeitlang wenigſtens unterdrückt wird, aber alsdenn mit deſto größerer Herrlichkeit hervorſtrahlt. Und Gott ließ es bey ihm aus weiſen Urſachen geſchehen, weil er ſelbſt ſeinen Tod zu einer Quelle großer Seligkeit für die Menſchen machen, ihn durch Leiden des Todes vollkommen machen, zu unſerm Herrn und Chriſt erhöhen, und ihn nach den Leiden und Mühſeligkeiten dieſer Zeit, die er ſelbſt um der Menſchen Seligkeit willen, willig übernommen hatte, durch ihn in die Seligkeit vollkommen einführen wollte, zu der er uns durch ihn gleichfalls, den beſten, veſteſten und ſicherſten Weg gebahnt, und uns durch ihn die Verheißung ertheilt hat, daß wenn wir nur nach ſeiner Anweiſung, Vorſchrift und Beyſpiel, unabläßlich und ſorgfältig nach ihr ſtreben, ohne uns ſelbſt durch die Mühſeligkeiten und Hinderniſſe dieſes Lebens

daran

daran hindern zu laſſen, und auf ſeine uns alsdenn ertheilten Verheißungen bauen, ſolches gleichfalls an dem Ende unſers Lebens, durch den Tod mit uns geſchehen ſoll, und uns durch ſeinen Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt die ſichere Hoffnung dazu, auf alle mögliche Art und Weiſe, ertheilt, verſichert, beſtätigt und verſiegelt hat. Und verbindet man damit noch die außerordentlichen Thaten, die er zu deſſen Beweis unter den Menſchen gethan hat, und die Evangeliſten und Apoſtel von ihm höchſtglaubwürdig bezeugen, er ſey Chriſtus, der Sohn Gottes, und daß wir durch den Glauben an ihn haben ſollen das Leben in ſeinem Namen: ſo entſteht daraus alle mögliche Gewißheit, er ſey wirklich der, für den er ſich ſelbſt ausgegeben, und von ſeinen Apoſteln erkannt und verkündigt wurde; der den Menſchen längſt verheißene Heiland, Erlöſer und Seligmacher derſelben, das ſichtbare Ebenbild des unſichtbaren Gottes, Gott ſelbſt, geoffenbaret im Fleiſch.

JEſus iſt alſo wirklich der Chriſt und Sohn Gottes, der verheißene Heiland und Seligmacher der Menſchen, nach deſſen Anweiſung, Lehre, Verheißungen, Vorſchriften, Befehle und Beyſpiel, diejenigen die ihn dafür erkennen und annehmen, ſeine Lehre, Verheißungen und Vorſchriften auf ſich anwenden und befolgen und ſich nach dem Vorbilde richten, das er ihnen in allen ſeinen Handlungen gegeben hat, die meiſte und vollkommenſte Seligkeit auf das gewiſſeſte erlangen ſollen, die nur Menſchen zu erreichen möglich iſt. Iſt er aber das, und ſoll er ihnen ſolches der göttlichen Abſicht zu-

folge wirklich seyn: so müssen also auch seine Anweisungen, Lehren, Verheißungen, Vorschriften und Befehle dazu vollkommen ausreichend seyn. Bey ihnen sind also keine Supplemente, noch nähere Einschränkungen und Bestimmungen, von Menschen erfunden, nöthig. Wozu so viele große, außerordentliche und von langen Zeiten her zubereitete Anstalten, zur Ausführung dieses Werks Gottes zur Seligkeit der Menschen, wenn noch menschliche Zusätze und Verbesserungen zu ihm hinzukommen müßten? Schuldigt man es dadurch nicht der größten Unvollkommenheit, wenn man so etwas noch bey ihm für nöthig hält? Wird es alsdenn dadurch nicht eben so schwankend, unbestimmt und ungewiß, als alle andere menschliche Einfälle sind, die sie zu dessen Beförderung je gehabt haben, und nach ihren ungewissen und und unzulänglichen Meynungen, auf sie für sich verfallen sind? Ist es alsdenn nicht eben so gut, als wäre es nie angefangen, ausgeführt und vollendet worden, wenn es nur auf eine so unvollkommene, und unvollständige und unzureichende Art geschehen ist? Und wo wird alsdenn jemalen vollkommene Zuverlässigkeit, von der Seligkeit der Menschen, und der Art und Weise, wie sie ihrer unausbleiblich, nach Gottes Absicht und Willen sollen theilhaftig werden, herzunehmen seyn? Wird sie jemalen auf dieser Erden, zu ihrer völligen Beruhigung und Zufriedenheit zu erwarten stehen? Und worinnen unterscheidet sich alsdenn das Christenthum, von dem Judenthum, Heydenthum, Mohametismus und Naturalismus?

Vereinigt sich nun eine Gesellschaft Menschen, die JEsum der angeführten Ursachen wegen, für ihren

Hei-

Heiland und Erlöſer, Herrn und Gott erkennen, mit einander dazu, nach ſeiner Anweiſung, Lehre, Vorſchrift und Befehl, nach der Seligkeit zu ſtreben, die ihnen durch ihn möglich iſt gemacht worden: ſo muß ſie ſich, wenn nicht alle jene Folgen über ihren Kopf herfallen, und ihre zu erlangende Seligkeit ſelbſt äußerſt willkührlich ſchwankend und ungewiß machen ſollen, an den Anweiſungen und Vorſchriften Jeſu zu deren ſichern Erlangung, begnügen. Sie hat alſo nicht Urſache, zu ihnen noch andere Bedingniſſe, Vorſchriften und Befehle hinzuzuſetzen, die etwa ihrer Meynung nach, ihren gemeinſamen Zweck, noch ehender, leichter und ſicherer befördern ſollen. Sie würde ſonſt gar ein ſträfliches Mißtrauen, in ſeine Zulänglichkeit zu ihrer Seligkeit verrathen, das Gott und Jeſum ſchänden, und ſie ſelbſt des Vorzugs unwürdig machen würde, durch feſtes Vertrauen auf ihn, der durch ihn dargebotenen Seligkeit theilhaftig zu werden. Sie würde wohl gar verdienen, daß er ſie nicht für ſeine gläubigen Anhänger, Verehrer und Schüler erkennte, der durch ihn zu erlangenden Seligkeit, darüber verluſtig erklärt würden, oder ſie doch wenigſtens nicht in dem Grade erreichten, als es ihnen auſſerdem durch ihn möglich wäre. Menſchliche Zuſätze zu Gottes Werken, verunſtalten ſie allezeit, und rauben ihnen den Werth und die Kraft, die ſie außerdem haben und beweiſen würden. Und etwas dergleichen müſſen diejenigen auf das ſorgfältigſte vermeiden, die ſelbſt das Anſehen haben wollen, alle ihre Seligkeit nur von ihm herzuleiten und zu erwarten. Sie würden ſonſt ſelbſt in ſein Werk und Amt greifen, und deſſen Durch-

ſetzung bey, an und durch ihnen, erſchweren, verhindern, und bey vielen wohl gar unmöglich machen.

Eine ſolche Geſellſchaft, die ſich zu der Abſicht mit einander verbindet, machen nun eigentlich die Chriſten zuſammen aus, aus denen eigentlich die ganze chriſtliche Gemeine oder Kirche beſteht, die in der Schrift und ſonſt die Gemeine der Heiligen genannt wird, weil ſie ganz der Verehrung Gottes nach ſeinem in Chriſto Jeſu deswegen bekanntgemachten Willen zu ihrer Seligkeit, und der ihr deswegen geziemenden Heiligkeit des Lebens gewidmet iſt, von der jeder einzelne Chriſt, er lebe wo er wolle, und befinde ſich in einer äuſſerlichen kirchlichen Verfaſſung, in der er immer wolle, eigentlich ein Glied, Jeſus aber ihr Haupt iſt. Wie ſie aber nun deswegen kein ſichtbares Oberhaupt unter den Menſchen nöthig hat, da Jeſus nach der ihm zukommenden göttlichen Herrlichkeit, mit und nebſt Gott ſelbſt ihr allgenugſames Oberhaupt iſt, das ſie hinlänglich regieren, leiten, ſchützen und erhalten kann: ſo braucht ſie auch zu der von ihm deswegen erhaltenen Anweiſung und Lehre, Geboten und Vorſchriften, keine eigenmächtigen, von ihr ſelbſt herrührenden Zuſätze zu machen, da jene ſchon an und für ſich zur Erreichung ihres Zwecks, ausreichend ſind und ſeyn müſſen. Und je mehr ſie es thut, und ſich durch dieſe oder jene ſcheinbaren Veranlaſſungen dazu reizen läßt, oder ſie doch wegen ihrer für nöthig achtet, deſto mehr weicht ſie dadurch von der Reinigkeit und Lauterkeit des Sinnes und der Lehre ab, die da iſt in Chriſto JEſu ihrem Herrn; geräth darüber in Gefahr, das Werk

Got-

Gottes unter ſich, durch allerley willkührliche menſchliche Zuſätze und vermeyntliche Verbeſſerungen, zu verunſtalten und zu verſchlimmern; ſich in jene nachtheiligen Folgen zu ſtürzen, und noch über dieſes zu allerley Unordnungen, Zänkereyen und Streitigkeiten, Trennungen und Spaltungen ihrer Glieder unter einander Gelegenheit zu geben, die die Seligkeit einzelner und vieler, vermindern und ſchwächen, und ſie ihrer wohl gar, für die gegenwärtige Zeit wenigſtens, verluſtig machen können. Je treuer und unverbrüchlicher ſie dagegen an ihnen veſthält, deſto mehr weicht ſie allen dieſen bedenklichen und gefährlichen Folgen aus, ſetzt ſich vor ihnen in hinlängliche Sicherheit, und erhält ſelbſt die Einigkeit ihrer Glieder unter einander, in einerley Sinn und Liebe.

Freylich iſt es möglich, daß bey allem dem, ein falſcher Lügengeiſt auch unter ſie ausgehen und ein falſcher Zeuge in ihrer Propheten oder Lehrer Munde ſeyn kann, zu verführen, wo es möglich wäre, auch ihre beſten, aufrichtigſten und rechtſchaffenſten Mitglieder. Und aus den vielen unter den Chriſten eingeriſſenen Spaltungen, Trennungen und Streitigkeiten, iſt es nur mehr als zu gewiß, daß ſolches von jeher häufig geſchehen. Der Geiſt des Unfriedens und des Streits iſt wenigſtens nicht der Geiſt Gottes und Chriſti, der ein Geiſt des Friedens und der Liebe, der Zucht und der Ordnung iſt. Und der Geiſt des Haſſes und der Verfolgungsſucht iſt es eben ſo wenig, da er ſich nicht an dem Schaden und Verderben, einzelner und vieler Menſchen weidet, ſondern ihre Ruhe und Seligkeit eigentlich will, die durch keinen

Men-

Menſchen, am allerwenigſten aber, ſelbſt um der heilſamen Lehre Jeſu willen von und zu der Menſchen Seligkeit, leiden, und über ſie ſoll zerrüttet werden. Er freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſondern der Wahrheit, und wenn alles wohl zugehet. Und hat ſich ein ſolcher unter ihnen ausgebreitet: ſo iſt es ein ſicheres Merkmaal, daß ſie von der erſten Liebe und der Reinigkeit der Lehre Jeſu abgewichen ſind und menſchliche Zuſätze in ſie mit aufgenommen haben, die eigentlich dergleichen Uebel erzeugen. Es iſt alſo auch für ſie ſämmtlich und für einen jeden inſonderheit, um ſo mehr Pflicht, die Geiſter zu prüfen ob ſie aus Gott ſind, und nicht einem jeglichen Geiſte zu glauben, der vorgiebt von Gott ausgegangen zu ſeyn; welches ſie leicht inne werden, wenn ſie auf die Ermahnung Jeſu aufmerkſam ſind und ſich nach ihr richten, wenn er ſpricht: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Und dahin gehören, nach den eigenen Erklärungen der Schrift, nicht nur ihre Werke Geſinnungen und Handlungen, ſondern auch ſelbſt die Lehren, die ſie führen und unter den Menſchen auszubreiten ſuchen. Sind jene böſe und ſtimmen nicht mit dem Geſetz Chriſti überein: ſo iſt dieß ſchon ein böſes Kennzeichen für ſie. Und halten ſie nicht an dem heilſamen Vorbilde der Lehre Jeſu veſt, miſchen menſchliche Dinge in ſie mit ein, halten auf ihnen mehr, als auf ihr, und leiten ſelbſt jener Beſchönigung, Entſchuldigung und Rechtfertigung aus ihnen mit her: ſo iſt es ein ſicheres Merkmaal, daß es nicht der Geiſt Gottes und Chriſti, der Wahrheit und des Guten, ſondern des Irrthums und der Sünde iſt, der in ihnen ſein Werk hat.

Dieſer iſt alſo leicht von jenem zu unterſcheiden, wenn man nur ſorgfältig darauf merkt. Und macht es ſich gar über ſolche menſchliche Zuſätze, der Ungerechtigkeit, des Haſſes und der Verfolgungsſucht gegen diejenigen ſchuldig, die ſie ſich von ihm nicht wollen aufdringen laſſen: ſo liegt ſeine wahre Beſchaffenheit noch offenbarer am Tage. Der Geiſt Gottes und Jeſu ſucht ſelbſt um der Wahrheit willen, die von ihm herrührt die Seelen der Menſchen nicht zu verderben, ſondern zu erhalten. Ihr Wohl, ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit, ihre Seligkeit iſt theuer und werth geachtet in ſeinen Augen. Und ſo bald ſie den Menſchen zu einem Fallſtrick und Verderben gereichen ſoll, iſt gewiß ein anderer Geiſt in ſie eingedrungen, hat ſich ihrer ungerechter Weiſe bemächtigt, und uſurpirt ſie ſelbſt zu der Menſchen Unglück und Schaden, Pein und Quaal. Wo ſich daher eine ſolche Geſinnung regt, die daran ihr Vergnügen findet, da iſt unmöglich, Gottes und Chriſti Geiſt. Und ſollten ſie gar unter ihnen allgemein herrſchen: ſo hat ſich gewiß ein falſcher Geiſt, in aller Propheten Mund eingeſchlichen, der Lügen für Wahrheit redet und darauf dringt, jene für dieſe anzuſehen.

Werden nun viele oder wenige, deſſen auf die Art inne, und ſuchen ſich ihm zu widerſetzen: ſo wird er zwar nur deſto grimmiger, raſender und tobender. Aber ſeine unlautere und unrechtmäßige Beſchaffenheit, bricht alsdenn nur noch ſichtbarer hervor, und wird augenſcheinlicher. Und andere erlangen alsdenn dadurch Gelegenheit, ihm deſto freyer und ungehinderter in die Augen zu ſehen, ſich

ſich von ihm abzuſondern, und ſich ihm zu widerſetzen: da er zumal diejenigen, die nicht ſo wie er geſinnet ſind, nicht für ächte Glieder des Leibes Jeſu erkennen, ſie vor ſich her zu vertreiben und zu verbannen ſuchen wird. Und je mehr ſolches alsdenn von ihm geſchieht, je wüthender und unchriſtlicher er ſich dabey beträgt, deſto eher können ihn jene nicht nur, von dem Geiſte Gottes und Chriſti unterſcheiden; ſondern deſto leichter wird es ihnen auch, die durch ihn verunſtaltete reine Wahrheit des Evangelii Jeſu Chriſti wieder zu finden, und ſie von allem Menſchentand zu ſäubern. Er dringt ſie ſelbſt dazu. Und je aufrichtiger und ſorgſamer dieſes von ihnen geſchieht, deſto näher kommen ſie ihr nicht nur immer mehr; ſondern verdienen auch den Namen der reinſten, lauterſten und unverfälſchteſten chriſtlichen Kirche um ſo mehr, je mehr ſie ſich ihr immer mehr nähern, ſie von allen Schlacken menſchlicher Zuſätze immer mehr zu reinigen und an ihr unbeweglich veſt zu hangen ſuchen.

Iſt aber auf die Weiſe, eine chriſtliche Kirchenpartey, ſelbſt durch die Unduldſamkeit einer andern, zu der Reinigkeit des Evangelii Jeſu Chriſti wieder gelangt, oder ihr doch wenigſtens der Weg dadurch gebahnt worden, ihrer immer mehr theilhaftig zu werden: ſo iſt es nicht genug, nur den Anfang damit gemacht zu haben. Auf der einmal betretenen Bahn muß auch immer muthig fortgewandelt, und dieſes angefangene heilſame Werk, das im Anfang nicht gleich alle mögliche Vollkommenheit haben kann, der endlichen Vollendung immer näher gebracht werden. In ihm Stilleſtand machen,

chen, und ſich wohl gar durch die Ueberredung dazu bewegen laſſen, daß man bereits die Wahrheit vollkommen gefunden habe, und nun nur auf deren Erhaltung und Fortpflanzung bedacht ſeyn müſſe, würde einen ſchnellen Rückgang in ihr veranlaſſen, da man niemalen vollkommen gewiß ſeyn kann, ob man ſie bereits ganz oder nur zum Theil im Beſitz hat. Dieſes iſt ſo gut möglich als jenes, und nach der Aehnlichkeit mit allen Begebenheiten in der Welt, ehender als jenes zu erwarten, in der nichts gleich anfangs ſeine vollkommene Reife an ſich hat, ſondern erſt nach und nach zeitigt. Damit könnte es alſo leicht die nemliche Beſchaffenheit haben. Ein beſtändiges Streben nach immer mehrerer Vollkommenheit iſt wenigſtens Pflicht, an deren Erfüllung man ſich durch nichts darf abhalten laſſen. Und vielleicht weiſet ſichs alsdenn durch die Erfahrung aus, daß man auf immer mehrere und gediegenere Schätze der chriſtlichen Wahrheit geräth. Deren würde man aber bey einem entgegenſtehenden Sinn und Verhalten, nicht nur nicht habhaft werden; ſondern auch wohl gar Gefahr laufen, von der reinen Wahrheit des Evangelii, wieder in etwas abzuweichen, und ſie mit ähnlichem Menſchentand wieder zu beſudeln. In der Laufbahn nach dem Guten und der Vollkommenheit ſtille halten, verführt leicht auf Abwege, die von dem Ziele mehr entfernen, als zu ihm hinführen, und kann wohl gar bisweilen, eine gänzliche Rückkehr zu dem Standpuncte veranlaſſen, von dem man ausgelaufen iſt.

Iſt daher eine chriſtliche Kirchenparthey, durch dieſe und andere Umſtände, bereits ganz oder doch zum Theil,

in den Beſitz der meiſten oder doch wenigſtens mehrern chriſtlichen Wahrheit gebracht worden, als ſie der Parthey eigen iſt, von der ſie ſich deswegen abgeſondert hat, ſo muß ſie nicht nur unabläſſig dafür ſorgen, ihrer immer mehr unvermiſchter theilhaftig zu werden, um dieſes Ruhms um ſo mehr würdig zu ſeyn und zu werden; ſondern ſie muß ſich auch angelegen ſeyn laſſen, ſie ſo rein und unverfälſcht unter ſich zu erhalten, als es nur immer möglich iſt. Dieß wird aber nicht geſchehen, ſo bald ſie ſich übereilen läßt, ihr menſchliche Zuſätze und Beſtimmungen wieder beyzufügen, und ſie wohl gar für ihre Mitglieder zu Bedingungen zu machen, unter denen ſie ſie nur dafür erkennen will. Und jenes wird ſelbſt dadurch mit verhindert, und ſie daher der Gefahr ausgeſetzet werden, dasjenige wieder zu werden, was ſie vormals war, ehe ſie ſich von der abſonderte, der ſie dergleichen Verderbniſſe Schuld gabe, und deswegen in keiner Gemeinſchaft mit ihr mehr ſtehen wollte, oder ſelbſt durch ſie aus ihr ausgeſtoßen wurde. Und was ſie in beyderley Abſicht und vornemlich zu deſſen Verhütung zu thun hat, deſſen Angebung und Beſtimmung wird in dem folgenden ſiebenden Hauptſtücke vorkommen.

Daß dazu die Beſtſetzung eines kirchlichen Lehrbegriffs, noch außer dem in der heiligen Schrift, als ihrer vornehmſten Erkenntnißquelle, enthaltenen erfordert werde, und die Verpflichtung ihrer ſämmtlichen Mitglieder, denſelben durchgängig für wahr anzunehmen und ſich auf das genaueſte und ſorgfältigſte nach ihm zu richten, noch zu ihm hinzukommen müſſe, wird mehr vorausſ-

ausgesetzt, als bewiesen, und kann auch eigentlich mit nichts erwiesen werden. Besitzt sie dieselbe bereits in ihrer ganzen Vollkommenheit, so kann in ihm nichts enthalten seyn, als was bereits in der heiligen Schrift steht. Und alsdenn ist ein solcher völlig überflüssig; ob es ihr gleich unverwehrt ist, einen kurzen Auszug aus ihr, mehrerer Faßlichkeit und Deutlichkeit wegen zu machen, und auch öfters durch allerley Veranlassungen, dazu kann bewogen werden. Setzt sie aber mehr hinzu, als auf eine erweisliche richtige Art, eigentlich in ihr enthalten ist: so besitzt sie die christliche Wahrheit schon nicht mehr rein und unverfälscht, kann sich also diesen Vorzug nicht mit Recht anmaaßen, und noch weniger ihre Mitglieder verpflichten, diese für eben so wahr, gültig und gewiß zu halten, als sie es mit den unleugbaren Schriftwahrheiten thun müssen. Und je mehr sie dieses thut, und unvorsichtig dabey zu Werke geht, desto mehr wird sie in den Fehler zurückfallen, der der Kirchenparthey eigen ist, von der sie zu dessen Vermeidung und Abstellung ausgieng, und eben den Geist annehmen, und die Gesinnungen wieder unter sich einführen, oder unvermerkt einschleichen lassen, die sie an ihr für verwerflich erklärte, und sich eben wegen ihrer zu deren Verlassung gedrungen fühlte.

Besitzt sie sie aber noch nicht in ihrer ganzen Reinigkeit und Lauterkeit, sondern befindet sich erst auf dem Wege zu ihr: so wird sie nicht nur um so mehr in den gerügten Fehler verfallen, und es wäre also fast eben so gut, als hätte sie sich zu dessen Ablehnung nicht von ihr

getrennet; sondern sie wird sich auch selbst dadurch den Weg dazu versperren, ihrer immer mehr theilhaftig zu werden. Will sie keinen für ihr Mitglied erkennen, der ihre Vestsetzungen und Bestimmungen nicht unverweigerlich annimmt, und sie für eben so wahr, sicher und gewiß erkennt, als die Belehrungen Gottes durch Jesum: so schneidet sie dadurch nicht nur ihren Mitgliedern, die Mittel und Gelegenheiten ab, sie, falls sie, wie gar wohl geschehen könnte, irren könnte, da kein Mensch das Privilegium der Untrüglichkeit außer Jesu und denen, denen er es durch die unmittelbare Mittheilung seines Geistes verheißen hatte, aufzuweisen hat, eines bessern zu belehren, und ihr ihre Fehler, Mängel und Gebrechen aufzudecken; sondern selbst der Auslegung der heiligen Schrift, die wie aus dem folgenden erhellen wird, das beste und zureichendste Mittel zu deren Erlangung ist, werden auch dadurch unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt.

Nothwendig wird sie doch von ihnen verlangen, daß sie die Schrift gerade eben so auslegen und verstehen sollten, als es von ihr geschehen ist. Und dadurch würde deren freyer und unbegrenzter Gebrauch nicht nur gerade zu verhindert; sondern wenn sie ihn auch nebenher freygäbe: so würde sie es doch wenigstens nicht gestatten wollen, daß derjenige, der nun etwas anders in ihr finden würde, als sie es in ihr angetroffen zu haben vermeynt, sich dessen bedienen könnte und dürfte, in dem von ihr vestgesetzten kirchlichen Lehrbegriff einige Veränderungen vorzunehmen. Gleich wäre sie bey der Hand, und sagte:

du biſt kein ächtes Mitglied von mir, da du ihn nicht ſo annimmſt, wie er von mir iſt entworfen und veſtgeſetzt worden. Und wollte ſie dieſe Freyheit einem jeden unbehindert verſtatten: ſo wäre es eben ſo gut, als hätte ſie ſich mit deſſen Angebung und Beſtimmung nicht beſchäftigt. Er wäre alsdenn völlig überflüſſig. Und ihre darauf verwandte Bemühungen, wären völlig vergebens. Und wenn ſie dieſes nicht eingeſtehen und ihm daher jenes verweigern wollte: ſo würde ſie ihn nöthigen, wider ſein Gewiſſen etwas für wahr anzunehmen, das er doch nicht dafür erkennen könnte, und alſo eben den Gewiſſenszwang wieder begünſtigen und rechtfertigen, wider den ſie ſich vormals gegen die Kirchenparthey auflehnte, von der ſie ausgieng, und ihn als ein unerträgliches Joch abzuſchütteln ſuchte.

Ueberdieſes würde ſie die Bücher, in denen ihr kirchlicher Lehrbegriff enthalten wäre, der heiligen Schrift an die Seite ſetzen, und ſie wohl gar noch über ſie erheben. Sie würde ſie wohl gar zu einer Norm und Richtſchnur erhöhen, nach der nur die heilige Schrift müßte verſtanden und erklärt werden, bey der immer ſorgfältig müßte zugeſehen werden, daß nichts ihrem Lehrinhalt widerſprechendes aus ihr herauskomme. Und wirklich denken viele in unſerer Kirche, von ihren ſymboliſchen Schriften, die ſie für eine unabweichliche Veſtſetzung ihres Lehrbegriffs erklären, und ſelbſt durch die gewöhnliche Deutung ihrer Verpflichtung auf ſie, dazu mit angewieſen werden, ſich nur nach den in ihnen enthaltenen Lehrbeſtimmungen zu richten, und ihren Lehrvortrag in

eben die Form einzukleiden, die in ihnen gewöhnlich iſt, auf eine ſolche übertriebene Weiſe. Gleich der heiligen Schrift, nennen ſie ſie nicht nur die Glaubensbücher unſerer Kirche; ſondern ſchränken auch deren Erklärung durch ſie gewöhnlichermaaßen dergeſtalt ein, daß ſie nur nach ihnen müſſe ausgelegt werden, wo man anders vor den Irrthümern ſicher ſeyn wollte, die unſere Kirche in ihnen dafür erklärt hätte, vor denen ſie nicht hinlänglich ſicherte, wenn man ſie nicht ſo verſtünde, als ihr Sinn in ihnen angegeben und veſtgeſetzt iſt. Sie verſtoßen ſie alſo dadurch offenbar in den Zuſtand eines unmündigen Kindes, das ſich nicht ſelbſt genugſam iſt, ſich durch ſeine Unvorſichtigkeit leicht in allerley Schaden, Nachtheil und Gefahr verwickeln kann, vor denen es ſich nicht ſattſam bewahren, oder wenn es einmal in ſie gerathen iſt, nicht wieder aus ihnen heraushelfen kann, und alſo menſchlichen Beyſtand, Regierer, Aufſeher und Zuchtmeiſter nöthig hat, um vor jenen ſicher zu ſeyn, und ſich durch ſie aus ihnen herauswickeln zu laſſen, wenn es einmal unbedachtſam in ſie iſt verſtrickt worden. Und iſt dieſes nicht gerade eben das, was unſere Kirche an derjenigen tadelt, und an ihr auszuſetzen gehabt hat, von der ſie ſich deswegen abzuſondern für nöthig hielte, und man ihr das Gegentheil nicht ruhig verſtatten wollte?

Daß ſich deren Verfaſſer, bey deſſen Veſtſetzung in ihnen, nach ihrer jedesmaligen beſten Einſicht in den Verſtand und Sinn der heiligen Schrift gerichtet, und von ihr allen ihnen nur möglichen, gewiſſenhaften und treuen Gebrauch gemacht haben, verändert eigentlich in

der ganzen Sache nichts. Iſt auch ſolches höchſt glaublich, wahrſcheinlich und gewiß: ſo macht ſolches die Sache noch nicht aus. Es iſt alsdenn noch eine große Frage, ob ihre Einſichten in ſie, nicht bloß in einigen Stücken, denn da könnten ſie es wohl ſeyn, ſondern durchgängig, die beſten, richtigſten und vollſtändigſten geweſen ſind? Da können denn aber bey ihnen gar viele Umſtände zuſammengetreten ſeyn, die ehender das Gegentheil glaublich machen. Wäre dieſes aber auch nicht, ſo iſt es noch eine große Frage, ob denn eben ihre Einſichten in ſie, das non plus ultra ſind und nothwendig ſeyn müſſen, über die die Erforſchung ihres wahren Sinnes nicht hinausgehen dürfte? Ob nicht ein größeres Maaß der Erkenntniß ihres wahren Verſtandes möglich ſey, als ihnen eigentlich beygewohnt hat? Und iſt gar erweislich, das ſie manches in ihr nicht ausgebreitet, allgemein und fruchtbar genug genommen, ſondern es in einem zu eingeſchränkten Sinn verſtanden, und wohl gar unrichtig gedeutet haben: ſo iſt jene Frage gerade zu zu verneinen. Und da iſt meines Wiſſens noch niemand aufgetreten, der das Gegentheil davon erwieſen, und ſie von allem Verdacht dießfalls befreyet hätte. Alle vernünftige Verehrer derſelben, geſtehen vielmehr einhellig, daß es mit ihnen keinesweges dieſe Beſchaffenheit habe.

Selbſt ein Seiler, der gewiß nicht das Anſehen hat, das er ihnen etwas von ihrem Werthe zu entziehen ſuche, ob er gleich unter die vernünftigern Eiferer für ſie gehört, legt von ihren Verfaſſern das offenherzige Be-

kenntniß unverholen ab: *) „Unſere ſeligen Bekenner „hatten in hiſtoriſchen Sachen noch nicht alle Hülfsmit„tel ſo reichlich in Händen, daß nicht hie und da ein „kleiner Fehler aus Schuld der Zeit, darin ſie lebten, „mit untergelaufen ſeyn ſollte. Dieß darf man gar „wohl verbeſſern. So hat auch niemals ein verſtänd„ger evangeliſcher Chriſt verlangt, zu behaupten, daß „alle einzelne Stellen der heiligen Schrift, die in unſern „ſymboliſchen Büchern angeführt werden, gerade denſel„ben Sinn wirklich haben, und daſſelbe wirklich bewei„ſen, zu deſſen Beweis ſie angeführt werden.“ Und bey einer andern Gelegenheit: ſpricht er dem völlig zuſtimmig: **) „Der proteſtantiſche Prediger macht ſich „durch ſeinen Eid auf die ſymboliſchen Bücher nicht an„heiſchig, in der Schriftforſchung nicht weiter zu gehen, „als unſere Väter gegangen ſind, oder ſtets eben ſo, wie „jene, von einzelnen Schriftſtellen zu denken und zu „reden. Das wäre Gewiſſenszwang, das wäre ge„rade wider die Pflicht der Chriſten: Forſchet in der „Schrift.“ Und dergleichen einzelne Fehler, Mängel und Gebrechen, die ſie aus Schuld der Zeit, in denen ſie ſind verfertiget worden, an ſich tragen, ließen ſich nicht nur darinnen, ſondern auch noch in andern Stücken, gar viele angeben, wenn hier der Ort dazu wäre. Wie viel Abbruch muß daher das öfters übertriebene, verpflichtende Anſehen derſelben, dadurch nothwendig leiden?

Es

*) In den gemeinnützigen Betrachtungen der neueſten Schriften, auf 1776. S. 680.

**) In den Beylagen zu denſelben auf 1777. S. 307.

Es iſt daher gar eine kahle Ausflucht, wenn man zu deſſen Rettung vorgiebt, daß alſo durch ſie, „der „Schriftforſchung keine Grenzen geſetzt würden“ *) „die Freyheit der proteſtantiſchen Lehrer in der Schrift„auslegung durch ſie nicht aufgehoben werde, und ſie „noch weniger den Layen unter den Proteſtanten genom„men ſey, die Schrift nach eigenen Einſichten auszu„legen.“ **) Denn was hilft alle dieſe Freyheit, wenn gleich dabey ſteht: ***) „der proteſtantiſche Prediger macht „ſich durch ſeinen Eid auf die ſymboliſchen Bücher anhei„ſchig, diejenigen Glaubenslehren der Gemeinde vor„zutragen, welche in den ſymboliſchen Büchern ſich be„finden; und daß er ſeine Gemeinde nie anders lehren „wolle.“ Er mag ſich alſo dieſer Freyheit bedienen oder nicht, mag in der Schriftauslegung weiter gehen, oder da ſtehen bleiben, wo ſeine Väter geweſen ſind? ſo verſchlägt es allemal nichts. Er darf doch von ihr keinen Gebrauch machen. Die Glaubenslehren muß er doch einmal wie das andere unverändert vortragen, wie ſie in ihm beſtimmt und veſtgeſetzt ſind. In denen darf keine Veränderung vorgenommen werden. Da muß alles bleiben, wie es zu unſerer Väter Zeiten geweſen iſt. Und wozu nun dieſe Freyheit in veränderter und verbeſſerter Schriftauslegung? Iſt es nicht eben ſo gut, als wäre man ihrer nicht theilhaftig? Und warum nun ſo

*) Daſelbſt, S. 303.

**) Ebendaſelbſt, S. 309.

***) Ebendaſelbſt, S. 307 und 308.

viel Mühe, Nachdenken, Fleiß, Anſtrengen ſeiner Kräfte zu Erlangung der zu ihr nöthigen Hülfsmittel, Erwerbung vieler Gelehrſamkeit, und auf beydes zu verwendende Koſten? Es hilft ja doch zu weiter nichts. Man kömmt damit eben nicht weiter, als wenn man es unterläßt, da ſtehen bleibt wo unſere Vorfahren auch waren, und ſich mit ihren Einſichten begnügt.

Die Wahrheit z. E. daß der Name Sohn Gottes kein bloßer Amtsname der ganzen Perſon Chriſti ſey, wie aus ſo viel andern Schriftanzeigen und Beweiſen hinlänglich erſichtlich iſt, ſondern durch ihn eine von dem Vater unterſchiedene Perſon in dem einigen göttlichen Weſen eigentlich angedeutet werde, gründet ſich hauptſächlich auf die aus Pſalm 2. hergeleitete ewige Zeugung des Sohnes Gottes, oder die Mittheilung des göttlichen Weſens vom Vater, an den Sohn, die von Ewigkeit her geſchehen ſeyn ſoll. Was hilft es da auf die Redensart: du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt, die Regel anzuwenden, die ſchon Glaſſius ertheilt: *) „Die Verba, die ein werden, ſeyn oder han„deln anzeigen, bedeuten öfters nicht ſowohl das Weſen „oder eine Handlung, ſondern deren Bekanntmachung, „von

*) *Glaſſius in Philologia ſacra*, Canon XV. de Verbo, p. 781. L. edit. Lipſ. 1705. in 4. Verba, quae *fieri*, *eſſe*, vel *agere quid* ſignificant, quandoque non tam eſſentiam vel actum, quam ejusdem *notificationem*, qualiscunque illa ſit et *praenunciationem* denotant.

„von was für Art sie auch sey, oder deren Vorherver„kündigung;“ deren Richtigkeit selbst **Paulus** in Anse„hung dieser Stelle bestätigt, *) und sie nun als eine Vor„herverkündigung anzusehen ist, daß Jesus durch seine Auferstehung von den Todten, öffentlich als der Sohn Gottes, oder verheißene Messias ist declarirt und dargestellt worden. Die ewige **Zeugung** des Sohnes Gottes, wenn sie auch noch so viel widersprechendes in sich hat, und durch diese Erklärung dieses Spruchs aller biblischer Grund für sie wegfällt, muß doch nach wie vor gelehret werden. Denn sie steht als eine Glaubenslehre, in den symbolischen Büchern unserer Kirche, und muß als eine solche immerfort beybehalten werden, was auch eine gute und erweislich richtige Schrifteregese, die sich auf sie selbst mit gründet, dawider einzuwenden habe.

Eben so sonderbar ist die von dem Verfasser des sonsten sehr vorsichtig und bedächtlich abgefaßten göttingischen theologischen Gutachtens, über die Bahrdtische Uebereinstimmung mit den Reichsgesetzmäßigen Lehrsystemen, vestgesetzte Cautele: **) „daß der so offenbare „Unterschied zwischen einem Uebersetzer der Bibel und „zwischen dem **Dogmatiker**, der Sprüche der heiligen „Schrift in einem Lehrbuche, zur Erweisung und Aus„führung des **kirchlichen Lehrbegriffs** anwendet,

*) Apost. Gesch. 13, 32. 33.

) S. 25. der **Gutachten zweyer theologischen Facultäten, Berlin und Leipzig 1779.

„jenem mehr **Freyheit im Ganzen ertheile**, in so fern „er als Dolmetscher der Aussprüche Gottes, des Herr„landes und seiner Gesandten, gleichsam jede menschliche „Bestimmung irgend eines kirchlichen Lehrbegriffs vergeß„sen, und nur einzig und allein darauf bedacht seyn muß, „den von ihm nach philosophischen und hermenevtischen „Gründen erweislich erkannten **Sinn der heiligen „Schrift**, aufs verständlichste und genaueste in der be„kannten Sprache auszudrücken.“ Mit Recht wird daher in der **allgemeinen deutschen Bibliothek**, *) darauf erwiedert: „Mehr Freyheit soll also der Bibel„übersetzer haben, als der Dogmatiker? Doch ohne „Zweifel, die Aussprüche der heiligen Schrift richtig „auszudrucken, und so genau als möglich in seiner „Sprache darzustellen! Dann möchte ich aber wissen, „wodurch der Dogmatiker die Freyheit erhält, nicht so „richtig und nicht so genau diese Aussprüche darzustellen? „Wer ihm das Recht giebt, sie vielmehr nach menschli„cher Bestimmung seines kirchlichen Lehrbegriffs, und „nicht nach philosophischen und hermenevtischen Gründen „zu erklären? So lange der Dogmatiker die Freyheit „hat, auf eine ganz andere Art und nach andern Re„geln, als der Uebersetzer, den Sinn der Schrift zu „denken

*) In des 43sten Bandes erstem Stücke, S. 43. wo auch das mit Nutzen kann nachgelesen werden, was auf eine anderweitige Aeußerung des gedachten theologischen Bedenkens, daselbst erinnert, und das von mir vorhin gesagte, durch eine andere Anwendung auf Ps. 33. S. 44 weiter erläutert und bestätigt wird.

„denken und anzuwenden: so muß der Ueberſetzer noth„wendig ins Gedränge kommen, und dem Dogmatiker „der im Beſitze der Wahrheit iſt, und auf dem Richter„ſtuhl ſitzt, mit allen ſeinen philoſophiſchen und hermes„neutiſchen Gründen das Feld räumen.“

Eben ſo ſchwankend und ungewiß iſt es, wenn man ſagt: darinnen und darinnen kann man ohne Bedenken von den ſymboliſchen Büchern abweichen, aber darinnen und darinnen kann und darf es nicht geſchehen. Wer ſoll nun die Grenzlinie ziehen, wie weit ſich in dieſem oder jenem Falle, dieſe Freyheit erſtrecken ſoll? Wird es auch jemalen von einem zur allgemeinen Zufriedenheit geſchehen, und er bey allen Dank damit verdienen? Werden nicht immer welche aufſtehen, die ſagen: darinnen iſt der und der zu weit gegangen. Das hätte er ſich nicht erlauben ſollen. Darinnen hätte er noch weiter gehen können. Warum alſo nicht lieber überhaupt geſagt; was er nicht nach erweislich richtigen philoſophiſchen und hermeneutiſchen Gründen, für wahr erkennt, darinnen darf er von ihnen abweichen. So weiß jeder gleich, wie weit er gehen kann. Und andere können nicht Gelegenheit davon hernehmen, ihn darüber zu chikaniren und an ihm zum Ritter werden zu wollen. Jeder handelt alsdenn ungehindert nach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung. Und andere können ſich auch alsdenn leichter mit ihm deswegen vereinſtändigen. Aber wozu alsdenn noch, möchte mancher denken, die Beſtſetzung eines beſondern kirchlichen Lehrbegriffs, noch außer und neben den unleugbaren und allgemein zugeſtandenen

Schrift-

Schriftwahrheiten, wenn jeder seiner Einsicht und Ueberzeugung nach, von ihm abweichen kann, wie er es sich und andern für nützlich und zuträglich erachtet? Und solche haben so unrecht nicht, dieses zu meynen.

Noch bedenklicher ist es, wenn man nur den akademischen Gottesgelehrten, nicht aber den Predigern eine unbegrenzte Freyheit einräumen will, von ihnen abzuweichen, wie sie es dem Besten ihrer akademischen Zöglinge am nützlichsten und verträglichsten finden, wie manche diesen besondern Einfall gehabt haben. Also soll das, was einigen nur recht ist, den andern nicht auch billig seyn? Also sollen nicht alle einer gleichen Gewissensfreyheit genießen? Und wer kann sich des Rechts anmaaßen zu bestimmen, ob und wie ferne sich ihrer ein jeder soll zu erfreuen haben? Das Beste derer die Theologie studiren, soll so etwas erlaubt und rechtmäßig machen; nicht aber das Beste ungleich mehrerer, die es eben so nöthig haben? Oder ist das Beste beyder im Grunde, oder nur der Art nach unterschieden? Und was ist nun jenen geholfen, wenn sie sich dessen, was sie auf Akademien sind gewohnt worden, bey den Gemeinden, zu deren Lehrer sie verordnet worden, nicht bedienen sollen? Werden sie nicht um so mehr Lust dazu haben, jemehr sie auf ihnen dazu sind angeführt worden? Wird nicht das aus Unvorsichtigkeit und Gewohnheit von ihnen geschehen, was sie sorgfältig sollen zu vermeiden suchen? Können sie nicht darüber, in manche unnöthige Scrupel und nagende Gewissensangst verfallen? Und was sind nun die Gemeinden selbst dadurch gebessert,

unter

unter denen ſich öfters viele finden, die ſich nach beſſerer, geſunderer und leichter zu verdauender Nahrung umſehen, als die gewöhnliche iſt, die ihnen auf die Weiſe ungerechter Weiſe ſoll vorenthalten werden?

Betrügt mich daher nicht alles: ſo iſt das vorhingeſagte, ein treues Gemählde, des eigentlichen Zuſtandes unſerer Kirche ſo wohl nach der Veranlaſſung ihrer Entſtehung, als auch nach dem Anfang und Fortgang ihrer Beſchaffenheit in den nachfolgenden Zeiten, bis auf den heutigen Tag. Von ihr muß in gar mannigfaltiger Abſicht geſagt werden, daß ſie von der erſten Reinigkeit der Lehre Jeſu, gleich der römiſchen Kirche wieder abgewichen, zu der ihr durch den Dienſt und Eifer Luthers und ſeiner erhabenen Zeitgenoſſen iſt verholfen, und zu der immer mehr zu gelangen, ihr durch ſie der Weg iſt gebahnt worden. Gleich jener hat ſie auch zu ihr, noch menſchliche Formuln, Theorien und Redensarten hinzugefügt, und verlangt von ihren Mitgliedern, ſie eben ſo für Wahrheit mit zu halten, als es ihnen jene nur allein ſeyn ſollte. Selbſt Luthern und ſeinen theuren Gehülfen war es nicht möglich, ſich von ihnen gleich auf einmal ganz loszureißen: ob ſie es gleich in den mehreſten Fällen, mit dem glücklichſten Erfolge gethan haben. Und nach ihrer Zeit wurden ſie durch mancherley Umſtände in ihr wieder vermehrt, ſo daß ihre Nachfolger zum Theil ſelbſt aus ihren Fußſtapfen ausgleiteten, und Dinge in ſie wieder einführten, die ſie ausdrücklich verworfen hatten. Und ob ſie gleich darinnen noch nicht ſo weit verfallen, als es vormals in jener geſchehen iſt, und zum Theil

noch

noch in ihr ſtattfindet, ſo daß ihr immer noch die mehreſte und reinſte chriſtliche Wahrheit, zumal vor jener, muß beygelegt werden: ſo herrſcht doch ſchon ſo ziemlich eben derſelbe Geiſt in ihr, den unſere erſten Reformatoren aus ihr zu verdrängen ſuchten. Und geſchieht ihm beſonders in unſern Tagen, in denen er ſich in ihr am meiſten zu regen beginnt, nicht nachdrücklicher Einhalt, und wird ihm nicht auf die Zukunft weislich vorgebeugt: ſo wird und muß er in ihr immer mehr überhand nehmen, und ſie jener wieder immer ähnlicher machen.

Mit Recht kann man daher auf unſere Kirche anwenden, und das von vielen ihrer vormaligen und jetzigen Mitglieder ſagen, was **Paulus** von den **Galatern** ſagt: „O! ihr unverſtändigen Galater! wer hat „euch bezaubert? Im Geiſte, in der Vollkommenheit „habt ihrs angefangen; und im Fleiſche, in der Unvollkommenheit, Schwachheit und Dürftigkeit, wollt ihrs „vollenden! Wie fein liefet ihr Anfangs? Wer hat „euch aufgehalten, der Wahrheit nicht ferner zu gehorchen, ſondern wieder umzukehren zu den ſchwachen und „dürftigen Menſchenſatzungen, die zu nichts nütze ſind. „Solch Ueberreden iſt nicht von dem, der euch berufen, „und zur Errettung von ihnen, euch den Weg gebahnt „hat. Laſſet euch doch nicht wieder unter das alte knechtiſche Joch fangen, dem ihr durch **Luthers** Dienſt und „Eifer ſeyd entzogen worden! Beſtehet vielmehr in der „Freyheit, in die er euch durch Gottes und Jeſu Gnade, „zu verſetzen geſucht hat. Geſchiehet ſolches nicht von „euch, ſo iſt euch **Chriſtus**, ſo iſt euch ſelbſt **Luther**

„kein

„kein müße. Es wäre eben ſo gut, als wäre das von „ihm angefangene Werk, nicht unternommen worden, „wenn es auf ſolche Art ſoll fortgeſetzt und wohl gar wie„der verdorben werden. Und ob man gleich dabey noch „gar viel und manches Gute reichlich genießen, heilig „und ſelig werden kann; ſo geſchiehet es doch nicht auf „eine ſo leichte, ſichere, ausgebreitete und vollkommene „Art, als wenn wir unabläſſig an ſeinem Sinn veſthal„ten, und immer treuer nach ſeinem Beyſpiel zu wandeln „ſuchen, ohne uns ſelbſt durch ſein Anſehen blenden zu „laſſen, das für wahr zu halten, wo er zwar die Wahr„heit erblickt, aber ihr noch nicht recht auf den Grund „geſehen hat. Viele eifern um ihn und euch nicht fein. „Sie wollen euch von der Wahrheit und ihm abfällig ma„chen. Viele eifern ſelbſt um Gott, aber mit Unver„ſtand. Laſſet doch daher dieſes alles von euch nicht „geſagt ſeyn!“

Durch die in der römiſchen Kirche herrſchende Skla„verey, in der man die Gewiſſen nöthigte, Menſchen„ſatzungen und Gebote, wie im Heyden- und Judenthum, für Gottes Gebote zu halten, und wohl gar noch über ſie zu erheben, wurde Luther aufgemuntert, ſein Haupt muthig empor zu heben, und das ihm und ſeinen Vätern ſchon längſtens unerträglich und ſchädlich geweſene Joch, von ſeinem und unſerm Halſe abzuſchütteln. Und durch die vorhin angegebenen Grundſätze, wurde er auf die vornehmſte Hauptgrund- und Unterſcheidungslehre unſerer Kirche hingewieſen: alles menſchliche Anſehen in Sachen der Religion zu verwerfen, und die heilige Schrift, außer

den

den erweislich richtig erkannten Vernunftwahrheiten, für die einige Erkenntnißquelle, des christlichen Glaubens und Verhaltens zu erkennen und anzunehmen, die er mit seinen erhabenen Zeitgenossen, in der augspurgischen Confession und besonders in den schmalkaldischen Artikeln, die als ein eigenes Werk von ihm, von seiner Geistesgröße und Stärke zeugen, und seine wahre Gesinnungen entdecken, aufgestellet, und jene selbst nach ihr, so viel es die damaligen Zeitumstände nur immer erlaubten, und seine und ihre Einsichten es mit sich brachten, eingerichtet hat.

Und läsen nur viele in unsern Tagen die letztern, in eben dem Geiste und mit eben den Gesinnungen, in und mit welchen sie eigentlich von ihm sind verfertigt und aufgesetzt worden, es würden sich in ihnen eben die Empfindungen äußern, die sich in mir finden, so oft ich sie in der Absicht in die Hände nehme, und sie aufmerksam mit Rücksicht und Vergegenwärtigung aller damaligen Zeitumstände durchlese. Sie würden einsehen, wie wahr es sey, daß in unserer Kirche zum Theil noch eben der Geist herrsche, dem er sich in ihnen so unerschrocken widersetzte, und ihn mit so viel Munterkeit, Lebhaftigkeit und unerschütterlichen Seelengröße bekämpfte und bestritte. Man würde alsdenn geneigter werden, sich mit ihm dießfalls zu verbinden, ihn vollends aus unserer Kirche zu verbannen, und das von ihm angefangene Werk, zu vollenden suchen. Die große Verbesserung der Sitten, die er dem künftigen Concilio, in der Vorrede zu ihnen vorschlug, zu der er sich durch seine Kirchenverbesserung

den

den Weg geöffnet und gebahnt hatte, würde alsdenn nach seinem Willen, schon längstens zu Stande gekommen seyn. Sie würde wenigstens von nun an, immermehr zu Stande gebracht werden, wenn sich nur alle redlich entschlössen, mit denen, die ihnen solches zu erleichtern suchen, aufrichtig in seinen Wegen zu wandeln. Die Hofnung dazu, würde nicht bis in das Jahr 2440 müssen verschoben werden. Wir und unsre Kinder würden uns deren Erfüllung zum Theil schon rühmen können. Und von Generationen zu Generationen, würde sie durch sorgfältigen Gebrauch der redlichen Mittel, immer größer, stärker, sichtbarer und ausgebreiteter werden, so daß endlich wohl gar die ganze Erde der Erkenntniß des Herrn voll werden, Güte und Treue einander überall begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich aller Orten küssen würden.

Denn so viel Mühe, Sorgfalt und Fleiß er auch anwendete, jenen auf eine erweislich richtige Art gefundenen Hauptgrundsatz, auf das vollkommenste zu befolgen und anzuwenden: so wenig war es ihm doch möglich, es gleich auf die allervollkommenste Weise zu thun. Es hiengen ihm selbst noch mancherley Vorurtheile der vorigen Zeiten an, von denen er sich nicht auf einmal völlig entladen konnte und zum Theil selbst mit durch die Zeitumstände daran verhindert wurde. Besonders fehlte ihn noch eine starke Anhänglichkeit an Augustinum, dieses Orakel der damaligen Zeiten, und besonders des Ordens, zu dem er vorher selbst mit gehört hatte, und gab manchmal seinen Einsichten und Urthei-

len eine andere Richtung, als sie außerdem würden genommen haben. Bey der vortreflichen Einsicht in den Verstand der heiligen Schrift, diesem vorher fast völlig unbekannt gewordenen Buche, in der er fast alle seine Zeitgenossen übertraf, und selbst über viele seiner Vorgänger und Nachfolger hervorragt, war es doch leicht möglich, daß er nicht alles gleich auf das beste traf, oder es doch wenigstens nicht in dem ausgebreiteten und vollkommenen Verstande nahm, in dem es eigentlich muß angenommen werden. Ihm mangelten noch manche Hülfsmittel dazu, die in unsern Tagen zu mehrerer Vollkommenheit gediehen sind. Und je mehr und länger man mit einer Sache umgeht, desto bekannter und geläufiger wird sie einem; desto eher kann man es in ihr zu einiger Vollkommenheit bringen. Er erkannte dieses zum Theil selbst, und munterte in seinen Schriften seine Nachkommen unabläßlich dazu auf, nach ihr zu streben, und das vollendeter zu Stande zu bringen, was ihm nach seinen Zeiten und Umständen nicht gleich ganz möglich war.

Hierzu kam, daß selbst unter seinen Zeitgenossen, Mitarbeitern und Theilnehmern, an dem von ihm angefangenen Werke, ein Geist der Rechthaberey und des Besthens auf menschlichen Meynungen, zum Theil mit, größtentheils aber auch ohne seine Schuld, einriß, der selbst die unglückliche Trennung der beyden, durch so genaue Bande mit einander vereinigten protestantischen Kirchen, veranlaßte, und noch durch andere Zeitumstände und entstandene Mißbräuche, sehr genährt und

halten wurde. Durch die nach seinem Tode, und zum Theil bereits noch bey seinen Lebzeiten, durch einige unruhige und heftige Köpfe, entstandenen Streitigkeiten, die sich auf Mißverstand und unrichtige Einsichten in den Verstand der Schrift, und selbst in Luthers Sinn gründeten, würde er noch mehr angefacht und belebt. Die Veränderungen die Melanchthon in der augspurgischen Confession eigenmächtig vorgenommen, und der Mißbrauch, der durch Freunde und Feinde davon gemacht wurde, breitete ihn, nebst den Bemühungen der letztern, unsere Kirche wegen ihrer, des Reichs- und Religionsfriedens verlustig zu erklären, immer mehr aus. Und als man es zu jener Endigung und dessen Verhütung für nöthig erachtete, die Concordienformul zu verfertigen, wurde durch sie und das dabey vorgefallene, menschliches Ansehen in Sachen der Religion, wieder förmlich in unsere Kirche eingeführt, in ihr auf den Thron gesetzt und bestätigt.

In ihr wurden nicht nur zu deren Entscheidung und vermeintlichen Verhütung vor ihnen auf die Zukunft allerley menschliche Bestimmungen, Theorien, Formuln und Redensarten, zum Theil selbst aus der vormals verworfenen unfruchtbaren Scholastick, der römischen Kirche, wieder angenommen; sondern diejenigen, die mit der Ausarbeitung beschäftigt waren, sie veranlasset und genehmigt hatten, sahen sie nun auch als die einige richtige und wahre Art an, wie man über die Lehren des Christenthums, ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, denken mußte, und machten sich zugleich öffentlich anhei-

sätig und verbindlich, nur dieß für wahre christliche Religionslehre in unserer Kirche zu halten, wie es in ihr war vorgetragen werden, und es jederzeit unveränderlich und unabweichlich dafür zu erkennen. So wenig ihnen jenes konnte verwehret werden, da sie dabey nach ihrer besten Einsicht in den Verstand und Sinn der heiligen Schrift forschten, und so wenig ihnen auch selbst das letztere für ihre Personen kann verdacht werden: so sehr verfündigten sie sich doch dadurch an ihrem Nächsten, daß sie ihnen dadurch in ihr Recht, in Sachen der Religion, nach ihrer Einsicht und Ueberzeugung, eben so gut zu denken, als sie sich solches angemaßt hatten, eingriffen, und sie durch die, von nun an entstandene Verpflichtung, auf das Corpus der von ihnen verfaßten symbolischen Bücher, zu nöthigen, ihre Einsichten und Bestimmungen für das non plus ultra in unserer Kirche anzusehen, und aller mehrern Verbesserung und Vollkommenmachung dadurch die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg zu legen.

Denn von ihr stammen nun eigentlich alle die Bewegungen und Unruhen ab, die nicht nur von Zeit zu Zeit, in ihr wegen der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, und der Abweichungen von ihnen entstanden, sondern auch in unsern Tagen mehr und heftiger wieder ausgebrochen sind als jemalen, so daß viele ganz in dem Geiste der römischen Kirche, gleich jenen eben so unweisen ersten Juden Jesu, über diejenigen, die sich einiger Abweichungen von ihnen schuldig machen, förmlich Feuer vom Himmel wollen fallen lassen, ohne sie doch

nur

wenigstens ihres Amts wollen eingesetzt haben, und wohl gar wirklich entsetzen; die daher eben die Weisung vernehmen, die Jesus jenen ertheilete: wisset ihr nicht, was Gottes Kinder ihr seyd, oder doch wenigstens seyn solt.

Deren Verfertigung und die auf sie gerichtete Verpflichtung, ist nicht einmal eine Angelegenheit unserer ganzen Kirche. Sie ist niemalen durchgängig angenommen worden. Sie ist blos eine particulare Sache einzelner Länder, nach der Willkühr ihrer Regenten. Von ihr kann also noch weniger das Recht, für uns ein Mitglied unserer Kirche gehalten zu werden oder nicht, abhängen. Und eben so wenig kann man sich durch Abweichungen von ihr, des Reichs- und Religionsfriedens würdig machen. Der ist nicht auf sie, sondern auf die augspurgische Confession geschlossen. An deren Bekenntnis muß daher unsere Kirche freylich festhalten. Sie würde sich sonst nicht nur ihrer menschlichen, sondern auch selbst göttlichen Rechte begeben, wenn sie dieses nicht thun wollte. Aber dieß geschieht von ihr nicht alsdann, wenn sie nur an allen ihren einzelnen Bestimmungen, Ausdrücken und Redensarten festhält: sondern wenn sie in dem Geiste ihrer Verfasser, ihrem Hauptzweck auf sie selbst ansiehet und sich nach ihm richtet, an alles menschliche Ansehen in Sachen der Religion, weites von sich hinausgeschossen. Veränderungen und Abweichungen von ihr, die dieses zur Absicht haben, sind selbst nach dem, in der ersten Abtheilung des vorigen ersten Abschnitts entwickelten, rechtsgrundsätzig.

Sey es also das tridentinische Concilium, oder die dortrechtische Synode, die Concordienformul oder der Consensus Helveticus, das Symbolum Quicunque, oder eine formische Glaubensformul, das päbstliche kanonische Recht, oder das allgemeine und besondere protestantische Kirchenrecht, die die Bestätigung eines kirchlichen Lehrbegriffs unternehmen oder fordern, daß man an menschlichen Bestimmungen festhalten soll: so ist es einerley. An dem Namen liegt nichts! Der ist veränderlich! Aber die Sache bleibt immer eine und eben dieselbe. Mit eben dem Rechte, als Luther schon gesagt hat: „wer will „mich zwingen, das Wort: homousios zu gebrau„chen *)?“ kann ich und ein jeder anderer auch sagen: wer will mich zwingen, das Wort: Person zu brauchen? wenn es gleich selbst in der augspurgischen Confession und den schmalkaldischen Artikeln mit vorkommt.

Nicht die Kirche und noch vielweniger einzelne Mitglieder derselben; sobald erweislich ist, daß sie dadurch offenbar, wider ihren vornehmsten Hauptgrundsatz und ihre hauptsächlichste Unterscheidungslehre von andern Kirchenpartheyen handelt! An und für sich kann zwar niemand etwas dawider haben, wenn sich ihre sämmtlichen Mitglieder dahin mit einander vereinigen, diese oder jene Vorstellungsart über christliche Wahrheiten, ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, für die besten zu hal-

*) Siehe besonders die Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften, auf 1773. S. 250.

en. Ob sie aber wohl daran thue, und es ihr nützlich und zuträglich sey, das ist eine andere Frage, die gar verschiedentlich kann beantwortet, wider deren Bejahung, gar viele erhebliche Zweifel können gemacht werden. Es könnte wenigstens leicht seyn, daß sie sich dadurch, an der Erlangung noch mehrerer und reinener Wahrheit hinderte, als sie wirklich bereits besitzt; da sie nichts vorwenden kann zu beweisen, daß nicht noch ein höherer Grad von ihr möglich sey, und sie ihn bereits auf das vollkommenste erreicht habe, oder sie nichts vor dem Verdacht schützt, daß sie ihr vielleicht noch nicht recht auf den Grund gesehen habe. Und ist das letztere gar erweislich: so schadet sie sich offenbar. Ueberhaupt kann auch eine solche Uebereinkunft ihrer Mitglieder nur diejenigen binden, die mit ihr zufrieden sind. Finden sich andere, deren Einsicht und Ueberzeugung es ihnen nicht verstattet, und durch erhebliche Gründe dazu gedrungen werden: so hört jene Uebereinstimmung ihrer Mitglieder, dadurch von selbst auf und sie ist schuldig, ihnen Verschiedenheit der Vorstellungsarten zu gestatten. Die anders denken, haben wenigstens eben das Recht dazu, das die haben, die an den gewöhnlichen Bestimmungen vesthalten. Ein sichtbares untrügliches Oberhaupt erkennt doch unsere Kirche nicht. Alles hängt bloß von ihrer Erweislichkeit aus der heiligen Schrift, nach richtiger Erklärungsart ab.

Nicht die weltlichen Oberhäupter derselben! So viel Recht sie immer haben, die Uebereinstimmung gewisser Vorstellungsarten mit der heiligen Schrift zu beurthei-

theilen, und zu erklären, welche sie für solche halten, die ihr am gemäßesten sind: so sind sie doch eben so wenig unentgeltliche Ausleger derselben, als sie dem Pabste solches einräumen. Hat man daher gegen ihre landesherrlichen Befehle auch alle Achtung, und hält man sich auch für verbunden, sich nach ihnen zu richten; so werden sie doch niemanden wohl thun, wenn sie in dergleichen Angelegenheiten welche ertheilen, oder wenn sie bereits ergangen sind, auf ihnen bestehen. Es könnte sonst leicht seyn, daß sie das Beste der Kirche Gottes in ihren Ländern schwächten, den Eingang und die Ausbreitung der Wahrheit unter ihren Unterthanen hinderten und dadurch selbst deren Wohlfahrt und Seligkeit begrenzten. Wäre dergleichen auch von ihnen und ihren Verfahren bereits geschehen: so kann es doch wenigstens nicht unrecht seyn, sie zur Aenderung ihrer Gesinnungen zu bewegen. Und gestatten sie dergleichen von selbst: so können andere noch weniger etwas dagegen einzuwenden haben.

Nicht der Kayser und das ganze Reich: Unsere Kirche hat und erkennt kein reichsgesetzmäßiges Lehrsystem. Der Reichs- und Religionsfriede ist zwar auf die augspurgische Confession, aber nicht auf die andern besondern symbolischen Schriften derselben in einzelnen Ländern geschlossen worden. Und die Freyheit von ihr abzuweichen und Veränderungen mit ihr vorzunehmen, gründet sich nicht nur auf ihren vornehmsten Hauptgrundsatz, dessen freye und ungehinderte Anwendung ihr durch feyerliche Reichsverträge und Friedensschlüsse ist zugesichert worden, da ohne ihn die ganze Reformation nicht

nicht vorgefallen seyn; sondern deren Rechtmäßigkeit wird auch selbst durch sie anerkannt und gründet sich nach dem vorhin erwiesenen, selbst mit auf sie. Unsere Kirche hat daher auch nicht nöthig, sich erst mehrere Gewissensfreyheit vom Kayser und Reich zu erflehen, wie Bahrdt in seinem Glaubensbekenntnisse, durch seine bedrängten Umstände dazu veranlaßt, diesen unschicklichen und die Gerechtsame unserer Kirche beleidigenden Einfall gehabt hat. Alle mögliche Gewissensfreyheit ist ihr schon durch die Reichs- Religions- und Friedensverträge erworben, verheißen und feyerlich zugesagt worden. Sie darf sich ihrer nur getrost bedienen, sie nicht selbst unter sich einschränken, und andern dadurch Gelegenheit geben, sie in noch engere Grenzen einzuschließen. Sonst ist sie selbst Schuld daran, wenn sie darüber klagen muß.

Hieraus ist denn leicht abzunehmen, was von der Nothwendigkeit, noch ein besonderes kirchliches Lehrsystem ausser und neben dem in der heiligen Schrift enthaltenen, zu dessen nähern Bestimmung festzusetzen, eb gutlich zu halten ist, die manche *), aus dem Collegialsystem, zur Beschönigung und Rechtfertigung ihrer kirchlichen Intoleranz herleiten wollen. Und wozu es noch ausserdem nöthig seyn sollte, ist eben so schwer einzusehen.

*) J. L. Döderlein in Bützow, in seiner Abhandlung: über Toleranz und Gewissensfreyheit, nach den Grundsätzen des allgemeinen protestantischen Kirchenrechts, Bützow und Wismar 1776. und in seinem Nachtrag zu jeniger, daselbst 1777.

Etwa um allerley Irrthümer aus unſerer Kirche zu verbannen, die die Gewiſſen der gemeinen Leute in die größte Gefahr ſetzen könnten, denen durch die heilige Schrift nicht hinreichend vorgebeugt wäre *)! Aber es iſt noch eine groſſe Frage, ob das nach ihr, gefährliche Irrthümer ſind, was von vielen öfters dafür gehalten wird? Oder ob es nicht vielmehr reinere Schriftwahrheit iſt? Was dem Hauptgrundſatz unſerer Kirche gemäß iſt, und ihn für ſich hat, iſt gewiß ehender dieſes, als jenes. Sonſt würde es mit der chriſtlichen Wahrheit in unſerer Kirche ſehr bedenklich ausſehen. Der Geiſt des Chriſtenthums und unſerer Kirche erkennt, wie aus dem folgenden Hauptſtücke erhellen wird, nur zweyerley Arten Irrthümer, die ihm widerſtreiten. Was an die angrenzt, muß von uns für wirklichen chriſtlichen und kirchlichen Irrthum angeſehen werden. Was ihm gemäß iſt, darf nicht dafür erklärt werden. Und wie jene von unſerer Kirche abzuwenden ſind, wird aus dem folgenden ſiebenden Hauptſtücke zu erſehen ſeyn.

Etwa um allerley Verwirrung in den Gemeinden zu verhüten, wenn ſie jetzt einen Prediger von der Geſinnung und Denkungsart hätten, und nach ihm einen von der entgegengeſetzten erhielten **)! Aber dieſe beſorgte Verwirrung iſt mehr eingebildet, als gegründet. Die Hauptwahrheiten des Chriſtenthums bleiben immer ein und

*) Siehe die Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen neuer Schriften auf 1777. S. 304. und 306.

**) Ebendaſelbſt, S. 306.

und eben dieselben, man mag sie sich nach dieser oder jener Vorstellungsart denken. Und je mehr man den Hauptgrundsatz unserer Kirche in Acht nimmt, desto sicherer ist man vor ihr. Durch ihn wird nicht nur mehrere Einförmigkeit in den Vorstellungen bewirkt; sondern durch die zu der christlichen Wahrheit hinzugekommenen menschlichen Theorien, Formeln und Redensarten, und dem Festhalten über ihnen, werden jene Verwirrungen erst erzeugt. Was sie also verhüten sollen, erregen sie am meisten.

Etwa um zu wissen, von was für Gesinnung und Denkungsart ein Prediger sey, dem die einzelnen Glieder einer Kirche, das kostbarste was sie haben, ihre und ihrer Kinder Seelen anvertrauen müssen, und man nicht Gefahr laufe, einer evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde, einen heimlichen Juden oder Papisten, oder einen verkappten Pelagianer oder Socinianer zum Lehrer aufzudrängen, sondern ihr einen solchen gebe, der mit ihr von einerley Glauben ist *)! Aber jenes kann man auch auf andere Art und Weise wissen. Richtet er sich nach dem Hauptgrundsatz unserer Kirche: so ist er ein ächter Lutheraner. Und je mehr er dieses thut, desto mehr ist man auch vor dem letztern gesichert. Nur durch dessen Vernachlässigung, wird ein neues Judenthum und Papstthum in unsere Kirche eingeführt. Und stünde zu erweisen, daß die Pelagianer und Socinianer, wenn man einige Uebertreibungen wegrechnet, die sie entweder wirklich

*) Dahin S. 104. ff.

lich zu Schulden kommen laſſen, oder ihnen mit Unrecht aufgebürdet werden, ſo ſchlimme und gefährliche Leute nicht wären, für die man ſie insgemein ausgiebt, ſondern den Hauptgrundſatz unſerer Kirche gerade am meiſten ausüben und befolgen: ſo müßten die, ſo ſich zu ihnen neigen, ohne doch an den ihnen Schuld gegebenen oder wirklichen Uebertreibungen Antheil zu nehmen, gerade für die ächteſten Mitglieder unſerer Kirche angeſehen werden. Eher verdienen die, die ihnen ſo ſehr entgegen ſind, den Namen gefährlicher Irrlehrer, da ſie wirklich ein ſubtiles Pabſtthum in unſerer Kirche aufrichten und ausbreiten.

Oder etwa, weil, wenn ſich auch die Kirche irren ſollte, man doch verbunden iſt, auch nach einem irrigen Gewiſſen zu handeln *)? Aber dann iſt es doch auch wohl eine wichtige Obliegenheit, ein irriges Gewiſſen, in ein richtiges zu verwandeln, und die Bemühungen derer mit Dank anzunehmen, die uns dazu verhelfen wollen. Und wenn nun einige aus dem Irrthum ihres Gewiſſens heraus kommen, müſſen ſie nun andern zu gefallen, wiſſentlich nach einem irrigen Gewiſſen handeln? Wenn es gleichgültige, unſchädliche Dinge betrifft, ſo hat es zwar ſo viel nicht auf ſich. Betrifft es aber mehrere chriſtliche Wahrheit und Seligkeit: ſo iſt es gewiß nicht gleichgültig man mag ſie haben oder nicht. Sonſt hätte Luther auch nicht reformiren dürfen. Die römiſche Kirche hielte das auch für recht und gut, was er beſtritte, und hält es

zum

*) Daſelbſt S. 107.

zum Theil noch dafür. So würde niemalen eine Verbesserung in der Welt zu Stande kommen. Immer würde es heißen: man muß auch des irrigen Gewissens schonen. Jeder ist verbunden auch nach seinem irrigen Gewissen zu handeln. So hatten auch die Juden recht, Jesum umzubringen. Aus Mißverstand der von ihm in ihren göttlichen Schriften enthaltenen Beschreibungen, konnten sie sich nicht überreden, an ihm die Merkmaale anzutreffen, warum wir ihn für den verheißenen Messias erkennen. Sie handelten also auch, selbst unserer Ueberzeugung nach, aus einem irrigen Gewissen. Sind sie aber deswegen zu entschuldigen? So haben auch alle Verfolger der christlichen Kirche, unter Juden und Heyden recht gehandelt. Sie verfolgen sie aus irrigem Gewissen. So sind die unerlaubtesten und sündlichsten Handlungen dadurch zu rechtfertigen.

Hieraus ist denn auch ersichtlich, was für ein Werth den symbolischen Schriften unserer Kirche, und der Verpflichtung auf sie, eigentlich beyzulegen sey, was sie zur Absicht haben, und worauf sie vornemlich gerichtet ist. Ich kann mich aber jetzt unmöglich weiter darauf einlassen. Vielleicht kann es ein andermal, in einer besondern Abhandlung über sie geschehen. Vielleicht kömmt auch in den folgenden Hauptstücken, noch manches mit vor, das dahin gehört. Unsere Kirche kann an der Verpflichtung auf die augspurgische Confession vollkommen genug haben, wenn sie gleich bey ihr erlaubt, ihren Hauptgrundsatz an ihr mit auszuüben. Sie macht eigentlich die Scheidewand zwischen dem Pabstthum und ihr aus.

Und

Und in so fern ist sie höchst rechtmäßig und muß statt haben. Sie ist die Quelle der ganzen Gewissensfreyheit, die ihr ist erworben, verheißen und zugesagt worden. Und schränkt man die Verpflichtung auf die übrigen symbolischen Bücher, auch nur darauf ein: so ist sie unantastbar. Niemand kann alsdenn wider sie, etwas einzuwenden haben. Die Ausübung des Hauptgrundsatzes unserer Kirche, bleibt alsdenn bey ihr frey und unbenommen. Und die muß in ihr frey stehen, wenn sie den Namen der evangelischlutherischen mit Recht führen, und sich die meiste und reinste christliche Wahrheit und Seligkeit zueignen will.

Sechstes Hauptstück.

Von der Nothwendigkeit, Toleranz und Gewissensfreyheit in gewisse Grenzen einzuschränken.

Oben ist bereits bemerkt worden, daß die Gottesleugner eigentlich auf die Toleranz keine Ansprüche haben. Da ihnen eigentlich keine Religion zukommt und sie sich als Feinde und Zerstöhrer aller Religion beweisen: so können sie unmöglich geduldet werden. Das Böse vieler könnte leicht darüber Schaden leiden. Wäre es ihnen erlaubt, ihre Grundsätze ungehindert auszubreiten; so könnten viele durch sie verblendet und verführet werden, der Religion zu entsagen. Sie würden also den vornehmsten Mittel ihrer Ruhe und Zufriedenheit in Zeit und Ewigkeit beraubt, und Irreligion und Gottlosigkeit könnten leicht zum Schaden anderer, allgemein werden.

Unterdessen dürfen sie doch deswegen nicht gehasset und verfolget werden. Sie verdienen vielmehr unser ernstes Mitleiden deswegen, daß es ihnen so schwer, oder auch, aus lautern oder unlautern Absichten, wohl gar unmöglich fällt, es in einer so wichtigen Angelegenheit, zu einer ähnlichen Gewißheit mit andern zu bringen. Wir müssen uns vielmehr bemühen, sie mit aller Nachsicht und Glimpf zu behandeln, sie durch Liebe und Sanftmuth

much zu gewinnen und eines beſſern zu belehren. Und wird es nur auf die gehörige Art angegriffen, und ihnen das eingeräumet, worinnen ſie bisweilen recht haben: ſo wird es nicht allezeit ganz, an einem glücklichen Erfolge fehlen. Liebe und Nachgeben hat öfters mehr Wirkung, als Haß und Verfolgungsgeiſt. Und die Urſachen, warum ſie manchmal wider alle und zumal chriſtliche Religion eingenommen ſind, und dadurch ſelbſt zum Atheiſmus verführt werden, laſſen ſich bey gehörigem Verhalten, vielleicht auch leichter wegräumen, als viele denken und glauben.

Eben ſo iſt auch bemerkt worden, daß diejenigen noch weniger unter ihr begriffen ſeyn, die allen Unterſchied unter Tugend und Laſter, unter den guten und böſen Handlungen der Menſchen zernichten und aufheben. Die dieſes thun, ſind in jedem Dorfe, in jeder Stadt, in jedem Lande die gefährlichſten Leute. Sie ſind Zerſtöhrer der menſchlichen Ruhe und Glückſeligkeit, und grauſame Feinde des Beſten der Menſchen. Man würde ſich an ſich und andere verſündigen, wenn man ſolchen nachſehen und ihnen geſtatten wollte, ihre ſchädlichen Grundſätze gemein zu machen. Ihnen muß man ſich aus allen Kräften widerſetzen. Was würde aus der Welt werden, wenn ihre Denkungart die herrſchende werden ſollte?

Eben ſo wenig kann aber auch durch die Toleranz eine gewiſſe Gleichgültigkeit in der Religion ſelbſt eingeführt werden. Es iſt doch wahrlich ein großer Unterſchied

ſchied darinnter, ob man ein Jude oder ein Chriſt, ein Türke oder ein Heyde ſey. Geſteht man auch einem jeden Wahrheit, und Seligkeit zu: ſo iſt es doch keine chriſtliche. Und die chriſtliche verdient doch offenbar den Vorzug vor allen übrigen. Eben ſo wenig iſt es ſelbſt unter den Chriſten gleich viel, zu welcher kirchlichen Parthey unter denſelben man gehöre, da einmal ſo viele derſelben in der Welt ſind. Eine hat immer Vorzüge vor der andern. Der die mehrſten eigen ſind, der müſſen ſie auch willig beygelegt werden. Und wer ſein Heil liebt, wird nicht nur darnach ſtreben, zu einer ſolchen zu gehören, und ſich darüber freuen, wenn er ſolches von ſich ſagen kann; ſondern ſich auch angelegen ſeyn laſſen, ſie der ſeinigen, immer mehr zu verſchaffen.

Keiner chriſtlichen und außerchriſtlichen Religionsparthey darf alſo auch mehr Wahrheit und Seligkeit zugeſchrieben werden, als ihr eigentlich zukömmt, damit einer jeden das zugeeignet werde, was ihr gebührt, und jede andere angetrieben werde, deſſen gleichfalls theilhaftig zu werden. Es müſſen alſo gewiſſe Grundſätze vorhanden ſeyn, nach denen der, einer jeden zukommende Werth, muß beurtheilet werden. Und die machen auch eigentlich die Grenzen aus, innerhalb welcher ſich die Toleranz halten muß. Mit deren Aufſuchung, Beſtimmung und Beſtſetzung muß ſich daher das gegenwärtige Hauptſtück beſchäftigen.

Dieſe ihr anzuweiſende Grenzen, hängen vornemlich von den verſchiedenen Erkenntnißquellen und dem Ge-

brauch ab, den ſie von ihnen machen, die Wahrheit und Seligkeit aus ihnen herzuleiten, die ihnen eigen iſt. Je edler, ſicherer und gegründeter die ſind, deſto mehr Wahrheit und Seligkeit iſt ihnen alsdenn beyzulegen. Und je ſorgfältiger und treuer ſie dabey zu Werke gehen, ſie dazu gehörig zu nutzen, deſto mehr nehmen ſie an innerer Güte und Vollkommenheit dadurch zu. Aller Streit zwiſchen ihnen, iſt alſo lediglich darnach zu entſcheiden. Und mit deſſen Würdigung hat man ſich ſelbſt bey aller Toleranz zu beſchäftigen, wo man anders der Wahrheit nichts vergeben und deren Ausbreitung und Beförderung durch ſie mit erleichtern will. Denn dieß muß die rechtmäßige und chriſtliche Toleranz allezeit mit zur Abſicht haben. Friedensſtifter zwiſchen Wahrheit und Irrthum, ſind Verräther der Wahrheit, und ſchaden der guten Sache der Toleranz. Wahrheit muß Wahrheit, Irrthum muß Irrthum bleiben. Beyde können wohl an einander angrenzen. Aber keins darf in das andere verwandelt werden. Jedes muß bleiben was es iſt und auch dafür erkannt und gehalten werden.

Alle Religionsparthenen in der Welt, gründen die Religion zu der ſie ſich halten, auf die Erkenntniß Gottes und ſeines Willens von ihrer Seligkeit. Ob es ganze Nationen von Atheiſten gebe, läßt ſich ſchwerlich behaupten. Unter jeder die ihm am nächſten zu kommen ſcheinen, findet ſich wenigſtens ein dunkeles Gefühl der Gottheit, die ſie ſich nur öfters ſehr ſinnlich und getheilt vorſtellen, und nach ihrer Meynung in Bildern und Dingen ehren, die eigentlich nicht Gott ſeyn können. Nur

in Ansehung dessen, woraus sie diese Erkenntniß Gottes und seines Willens hernehmen, und darüber öfters nach ihren schwachen und unvollkommenen Begriffen, dahin verfallen, daß sie die Herrlichkeit des unsichtbaren und unvergänglichen Gottes, verwandeln in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere, und ihn in Sonne Mond und Sternen, im Feuer und andern wohlthätigen oder furchtbaren Erscheinungen und Werken der Natur finden, die sie für Sinnbilder von ihm halten, weichen sie von einander ab.

Einige leiten sie bloß aus der Natur, oder den Werken her, die Gott gemacht hat, und müssen sie öfters nur aus ihren herleiten, da es ihnen an andern Hülfs- und Erkenntnißmitteln gebricht. Und dieses sind eigentlich die sogenannten Naturalisten oder Deisten. Nur waltet der Unterschied unter ihnen ob, daß manche andere Erkenntnißquellen haben können, die sie aber aus mancherley Ursachen, stolz verachten, und sich an einer solchen allein begnügen zu können oder zu müssen glauben; da im Gegentheil andere, derselben gänzlich entbehren, und also zu ihr nur ihre Zuflucht nehmen müssen. Jene Art Naturalisten, sind unter allen Religionsparteyen zerstreut, und wollen öfters mit zu ihnen gerechnet seyn. Sie verwerfen alles was nicht natürliche Erkenntniß Gottes heißt, erweislich richtig aus ihr hergeleitet und ihr gemäß ist. Und deren giebt es unter Juden und Christen, Türken und Heyden. Die andere Art, machen diejenigen Völker aus, die zwar auch den

einigen wahren Gott, durch deren Hülfe, mehr oder weniger erkennen und verehren, aber außer ihr keine andere Quelle seiner Erkenntniß und Verehrung haben und annehmen; ob sie gleich öfters allerley willkührliche, nach ihrem Vorgeben, seinem Willen gemäße Meynungen und Einrichtungen verbinden, die sie bisweilen von andern Religionspartheyen, aus Nachahmung angenommen haben, und von jenen auch verworfen werden.

Ob nun gleich die aufgeklärte Vernunft der Menschen, aus den Werken der Natur ungemein viel wahre und richtige Erkenntniß Gottes und seines Willens hernehmen kann: so ist doch in dem letzten Abschnitte des vorigen Hauptstücks schon bemerkt worden, wie ungewiß, schwankend und unzureichend sie öfters in den meisten Fällen zu seyn pflegt, so daß es schwer hält, durch sie zu einer vollkommen wahren und sichern Gewißheit zu gelangen, wenn sie nicht noch durch andere Gründe unterstützt und ihr durch sie aufgeholfen wird. Und daher kömmt es auch, daß die Naturalisten unter den Christen selbst, so uneinig unter einander sind, und einer mehr, der andere weniger zu der Erkenntniß Gottes und seines Willens rechnet. Und hat der menschliche Verstand durch diese und jene Veranlassung, eine solche Aufklärung nicht genossen, deren sie theilhaftig sind: so ist das, was er aus ihnen erkennt, vollends noch ungewisser und unbestimmter. Ueberhaupt würde der menschliche Verstand, sich selbst allein überlassen, darinnen nicht weit gekommen seyn, und gar schlechte Schritte gewagt haben, wenn er nicht durch andere Umstände, darauf wäre hin-

geführt worden. Es ist noch eine Frage: ob er alsdenn eher auf den Naturalismus und Deismus, oder auf den Polytheismus oder gar Atheismus würde verfallen seyn. Nach seiner Stärke unter aufgeklärten Völkern, ist das nicht zu beurtheilen, was er für sich würde geleistet haben. Wenigstens würde er nur sehr spät und ganz einzeln, zum wahren Deismus gelangt seyn. Ist dieses der Fall unter solchen Völkern, von denen man nicht sagen kann, daß sie anderer Hülfe ganz hätten entbehren müssen und daher der Polytheismus sonst unter ihnen so häufig war: was würde man erst sagen müssen, wenn sie alles andern Beystandes von jeher wären beraubt gewesen?

Ueberhaupt würde sich die Religion nur sehr langsam auf dem Erdboden ausgebreitet haben, wenn sie nicht gleich Anfangs, durch besonderes göttliches Zuthun, auf ihm wäre aufgerichtet worden. Immer ist es das wahrscheinlichste, daß sie nur auf solche Art unter die Menschen ist gebracht worden. Und die Nachrichten der Schrift verdienen daher auch in der Absicht, den Vorzug vor allen übrigen. Finden sich gleich nicht unter allen, zumal alten Völkern deutliche Spuren davon: so fehlen sie doch deswegen nicht gänzlich unter ihnen. Alle beziehen sich wenigstens immer auf alte Sagen und Ueberlieferungen, denen sie göttliches Ansehen beymessen. Und viele haben besondere Bücher, denen sie einen göttlichen Ursprung beylegen. Die Christen haben ihre Bibel; die Juden ihr Gesetz und übrige heilige Bücher mit denen sie zu deren Erklärung und Erfüllung den Talmud ver-

verbinden; die Moslemine ihren Alkoran; die Parſer und Sabier ihren Zend-Aveſta oder Zoroaſters lebendiges Wort; die Brahmahnen ihren Vedam oder Sanſtrit, die Chineſer und Japaneſer außer den Büchern der Foht und anderer, die Schriften ihres Confutſius, aus deren ſie ihre Religion ſchöpfen. Die alten nordiſchen Völker hatten ihre Eddam und andere mündliche Sagen und Ueberlieferungen, die ſie für göttlich hielten. Und ſelbſt die Irokeſen, Huronen, Karaiben und Kannibalen haben dergleichen unter ſich. Aus dieſer Uebereinſtimmung der geſitteteſten und wildeſten Völker, iſt es wo nicht vollkommen gewiß, doch wenigſtens überwiegend wahrſcheinlich, daß ſich alle Religion urſprünglich, auf göttliche Offenbarungen und Belehrungen gründe. Woher käme es ſonſt, daß Völker in Anſehung deſſen ſo genau mit einander übereinſtimmten, die ſonſten ſo verſchieden ſind, daß man ſie faſt nicht für Weſen von einerley Art halten ſollte?

Alle Religion unter den Menſchen gründet ſich daher urſprünglich auf göttliche Offenbarung. Und jeder kann daher um ſo mehr in ihrem Maaße, Wahrheit und Seligkeit zugeſtanden werden. Alles kommt nur darauf an, welche vermeyntliche oder wirkliche Offenbarung, die meiſten Merkmaale ihrer Wahrheit und Göttlichkeit an ſich hat. Und nach angeſtellter Prüfung, behauptet nach dem, in dem letzten Abſchnitt des vorigen Hauptſtücks erwieſenen, die chriſtliche Offenbarung, den Vorzug vor allen übrigen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, ſich in eine ordentliche Prüfung der übrigen und deren

Ver-

Vergleichung mit ihr einzulaſſen. Jeder dem daran gelegen iſt kann ſie nach dem Inhalt des Geſagten, für ſich anſtellen. Und daher mag es für jetzt an dem genug ſeyn.

Daraus ergiebt ſich aber von ſelbſt, daß ein großer Unterſchied unter den mannigfaltigen Religionspartheyen in der Welt ſtattfinden müſſe, da ſie ihre Erkenntniß Gottes und ſeines Willens zu ſeiner Verehrung und ihrer Seligkeit, aus ſo verſchiedenen mehr oder weniger wahren und gewiſſen Erkenntnißquellen herleiten. Keinem kann es daher einfallen, daß es gleich viel ſey, man bekenne ſich zu dieſer oder jener, da doch in allen Wahrheit und Seligkeit, anzutreffen wäre. Mehr Wahrheit und Seligkeit, wenn man ſie zumal haben kann, iſt doch allezeit der wenigern vorzuziehen. Eben ſo wenig geht es an, ſie mit einander zu vermiſchen. Jeder iſt das was er iſt, und muß auch dafür erkannt und gehalten werden. Der Chriſt iſt kein Jude, und der Jude kein Muſelmann. Der Parſer kein Irokeſe und der Chineſer kein Hurone oder Kannibale.

Eben ſo wenig kann aber auch einer für den andern gehalten, und für ein Mitglied einer andern Religionspartheyangeſehen werden, mit dem man gleich vollkommene Gemeinſchaft in der Religion machen könne. Ein Chriſt kann ſich nicht mit einem Juden, ein Parſer nicht mit einem Türken, ein Chineſer nicht mit einem Irokeſen, in eine gemeinſchaftliche Gottesverehrung einlaſſen, ſo lange ſie ſich nicht wegen der Quellen ihrer reli-

religieuſen Einſichten und Geſinnungen mit einander vereinigen. Eignet auch jeder Theil dem andern nach ſeinem verſchiedenen Verhältniß Wahrheit und Seligkeit zu: ſo iſt es doch nicht diejenige, die einer öfters vor dem andern beitzt. Wollte er dieß nicht erkennen: ſo würde er wider die Wahrheit und wider ſich ſelbſt handeln.

Die nemliche Beſchaffenheit hat es auch mit den verſchiedenen Kirchenpartheyen unter den Chriſten. Kommen gleich alle in der vornehmſten Hauptquelle des Chriſtenthums mit einander überein: ſo kann doch ein Katholick oder Fanaticker nicht für einen Proteſtanten, und dieſer nicht für jenen gehalten werden. Zwiſchen beyden findet gar ein gewaltiger Unterſchied ſtatt. Und ſelbſt unter den Proteſtanten kann ein Lutheraner nicht für einen Reformirten, ein Socinianer nicht für einen Lutheraner und ein Arminianer für keinen Reformirten gehalten werden, ſo lange ſie auf den menſchlichen Lehrmeynungen und Beſtimmungen beſtehen, die ſie eigentlich von einander trennen, oder von den Uebertreibungen nicht nachlaſſen, die ſie entweder wirklich zu Schulden kommen laſſen, oder ſie doch einander wenigſtens aufbürden. Und noch weniger kann derjenige für einen Chriſten gehalten werden, der die heilige Schrift nicht für den vornehmſten Erkenntnißgrund der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit annimmt, ſondern ſich entweder an dem bloßen Naturlicht begnügen will, oder ihr den Alkoran oder die Erklärungen des Talmuds vorzieht. Kommt gleich dieſen Wahrheit und Seligkeit zu: ſo iſt es doch keine chriſtliche. Und kann auch dieſe jenen nicht abgeſprochen wer-

den

den: ſo iſt es doch nicht diejenige, die jeder Kirchenpartey mit andern gemeinſchaftlich, oder ihr allein eigen iſt; wie ſie ſich dieſelbe wenigſtens zueignet.

Eigentlich giebt es unter den Chriſten nur zwey große Kirchenpartheyen, die ſich nachmals wieder in verſchiedene beſondere Theile zerſpalten, die unter einander ſelbſt wieder verſchieden denken. Alle Chriſten kommen darinnen mit einander überein, daß die heilige Schrift der vornehmſte Erkenntnißgrund der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit ſey. Nur durch den verſchiedenen Gebrauch, den ſie von ihr machen, und den mancherley Hülfsmitteln, die ſie zu deren Verſtändniß noch hinzuſetzen, weichen ſie von einander ab. Und aus beyden entſteht die allgemeine und beſondere Verſchiedenheit, die unter ihnen herrſcht.

Einige nehmen die erweislich richtigen Vernunftwahrheiten bey ihr zu Hülfe, und glauben, daß nicht nur ihr geſammter Inhalt ihnen gemäß ſeyn, ſondern ſie auch nach ihnen müßte erklärt und verſtanden werden. Und das ſind vornemlich die Proteſtanten die dieſes thun. Die glauben ſämmtlich, daß außer den richtigen Vernunftwahrheiten, die heilige Schrift, der vornehmſte ja einzige Erkenntnißgrund deſſen ſey, was man für chriſtliche Wahrheit halten und zur chriſtlichen Seligkeit rechnen müſſe. Nur in Anſehung des Werths der Vernunft, und des Gebrauchs, der eigentlich von ihr zu deſſen Erforſchung müßte gemacht werden, weichen ſie von einander ab.

Einige halten dafür, daß man nichts für wahr, und für nothwendig zur christlichen Seligkeit halten müsse, was man nicht mit ihr, begreifen und erreichen könne. Sie suchen also alles unbegreifliche und unerforschliche aus der christlichen Religion zu verbannen; ob sie gleich dadurch die Sache offenbar übertreiben: indem in ihr, wie in der Natur, vieles unerforschlich und unbegreiflich ist und seyn kann, ohne daß es deswegen aufhört wahr zu seyn. Und das sind vornemlich die christlichen Naturalisten und Socinianer, die dieses thun; ob sich gleich die letztern davon insgemein frey zu sprechen suchen, es ihnen auch vielleicht eben so, als wie manchen Reformirten, nur zur Ungebühr aufgebürdet wird: weil sie nicht zugeben wollen, daß das darinnen liegende unbegreifliche, noch durch menschliche Bestimmungen, Theorien und Redensarten müsse vermehrt werden. Und ist dieß eigentlich ihr Sinn so haben sie Recht. Menschen haben nicht Ursache, das noch verwickelter, dunkeler und schwieriger zu machen, was es an sich schon ist. Nach aller Uebereinstimmung, muß es vielmehr so deutlich und klar gemacht werden, als es nur immer möglich ist. Nur dürfen auch durch die gesuchten Erklärungen, die Dunkelheiten und Schwierigkeiten nicht gehäuft, und die lichtvollern um deswillen nicht verworfen werden, weil es nicht die gewöhnlichen und hergebrachten sind. Sind sie der heiligen Schrift gemäß, und wohl gar noch mehr, als die andern; so haben sie eben so viel Recht als sie, und müssen ihnen gar noch vorgezogen werden.

Andere glauben zwar auch, daß alles in ihr mit den richtig erkannten Vernunftwahrheiten übereinstimmen, und ihnen gemäß müsse erklärt werden. Nur müßte das in den unleugbaren Schriftwahrheiten liegende unbegreifliche, nicht um deswillen verworfen werden, weil es dieses wäre, da es auch sonst viele unbegreifliche Dinge gebe, die dem ohnerachtet wahr wären. Und da haben die in so weit recht, als so etwas von den unleugbaren Schriftwahrheiten muß gesagt werden. Und das ist eigentlich der Sinn der meisten Lehrer unserer und der reformirten Kirche, die Arminianer in die letzte mit eingeschlossen. Nur wird von manchen, am wenigsten aber von den letztern, öfters in der Anwendung gefehlt. Vieles wird öfters für lautere und reine Schriftwahrheit gehalten, was es doch nicht ganz ist, sondern zum Theil auf menschlichen Bestimmungen, Theorien und Redensarten beruht. Und das geschieht eigentlich von den insgemein, aber mit Unrecht so genannten Orthodoxen in unserer und der Reformirten Kirche. Und die, die ihnen solches nicht gestatten und zugestehen wollen, sondern die menschlichen Zusätze von ihr wegzuschaffen suchen, werden insgemein von jenen für heterodox verschrieen und wohl gar des Arminianismus, Socinianismus und Naturalismus, aber mit Unrecht bezüchtigt. Besteht jener darinnen: so ist ihm die wahre christliche Orthodoxie eigen, und er muß also in unsere Kirche eingeführt werden. Und gehen auch die beyden letztern nur darauf aus: so sind sie untadelhaft und können ohne Bedenken statt haben. Unter Schriftwahrheit und menschlichen Zusätzen, ist doch wahrlich ein großer Unter-

ter-

terſchied. Und jene iſt dieſen weit vorzuziehen, und darf mit ihnen nicht vermiſcht werden. Die darauf halten, haben recht, und beſitzen die meiſte chriſtliche Wahrheit zur Seligkeit, nach der jede Kirche ſtreben ſollte.

Andere verwerfen dagegen den Gebrauch aller Vernunft in Sachen der Religion, übertreiben aber dadurch auf der andern Seite, die Sache offenbar, da ohne Anwendung und Gebrauch der Vernunft, dieſer edelſten Gabe Gottes, die uns von den Thieren unterſcheidet, eigentlich gar keine Religion ſtattfinden kann, die ſelbſt nach den Forderungen der Schrift vernünftig ſeyn muß. Doch ſtimmen auch in Anſehung deſſen nicht alle mit einander überein.

Einige verwerfen nur alles ſubtile Nachgrübeln und Nachforſchen in Dingen, die doch nie ganz können erreicht und ausgekundſchaftet werden. Und das iſt beſonders der Sinn vieler Lehrer in unſerer Kirche und hauptſächlich der Arminianer, wenn ſie den unordentlichen Gebrauch der Vernunft in ſolchen Sachen tadeln, deſſen ſich manche Lehrer unſerer und vornemlich die ganze römiſche Kirche ſchuldig machen, durch die vielen menſchlichen Beſtimmungen und Beſtſetzungen, die ſie in ihnen zu deren mehrern Verſtändlichmachung und vermeyntlichen Deutlichkeit eingeführt haben, die doch gerade das Gegentheil thun, und nur Streit gebähren. Und iſt deren Meynung dahin gerichtet: ſo haben ſie auch vollkommen Recht. Durch menſchliche Beſtimmungen und Beſtſetzungen können Dinge nicht deutlich gemacht werden, die

es ihrer Natur nach, nicht ſind, und die Gott ſelbſt nicht näher beſtimmt hat, der es doch wohl beſſer hätte thun können, als es Menſchen nach ihrer Kurzſichtigkeit, je vermögend ſeyn werden. Es iſt Pflicht, ſich mit dem zu beruhigen, was uns Gott davon bekannt gemacht hat, damit man nicht Gefahr laufe, viel willkührliches und falſches mit darein zu miſchen und es wohl gar das Anſehen gewinne, als wollte man weiſer ſeyn als Gott, und die Seligkeit an Dinge knüpfen, die er ſelbſt nicht zu ihr für nöthig gehalten hat.

Andere verlangen, daß man das, was und wie es in der heiligen Schrift ſteht, ohne langes und vernünftiges Nachdenken und Bemühen, ſich daſſelbe ſo viel als möglich verſtändlich und begreiflich zu machen, annehmen müſſe. Und iſt dieß ihr Verlangen auf ſolche Dinge gerichtet, die nie vollkommen können erreicht werden: ſo haben ſie auch in ſoferne Recht; ob es gleich an ſich nicht unrecht iſt, ſich eine jede Sache in ihr, ſo viel als möglich faßlich und begreiflich zu machen. Nur verſtoßen ſie oft ſelbſt wider dieſe Forderungen, indem ſie die Art, wie ſie ſich dieſes und jenes deutlich zu machen ſuchen, für die einzige wahre und richtige anſehen, und andere nöthigen wollen, ſich von ihr keine andern als dieſe Vorſtellungen zu machen. Und das iſt ein Fehler vieler Lehrer unſerer und der ganzen römiſchen Kirche. Geht aber dieß ihr Verlangen auf ſolche Dinge, die ganz wohl deutlich können gemacht werden, wenn es gleich nicht durch dieſe oder jene gewöhnliche, von Menſchen beſtimmte Vorſtellungen geſchehen kann: ſo iſt es unrecht. Und

erſtreckt es ſich gar nur auf die bloß von ihnen herrührenden Beſtimmungen und Zuſätze zu der Schriftwahrheit, ſo daß man auch über ſie nicht nachdenken, ſondern ſie nur blindlings annehmen müßte, weil ſie die Kirche zu ihr hinzugethan, und deren Beybehaltung fordert: ſo kann nichts ungerechter als dieſes ſeyn. Kann es unrecht ſeyn, menſchliche Meynungen zu prüfen, und wenn man ſie willkührlich, ungegründet und mit der Schrift ſtreitend befindet, auch als ſolche zu verwerfen? Iſt es nicht vielmehr Pflicht, darnach zu ſtreben, das, was ſie ſagt unverfälſcht zu finden, die durch ſie hinzugekommenen Mißbräuche und Anſtöße zu verhüten, und ſich zu verwahren, daß man das in ihr enthaltene, nicht über jenen auch mit verwerfe? Und doch iſt darauf dieſe Forderung vieler in unſerer Kirche, wie in der ganzen römiſchen Kirchencommun nur gerichtet!

Noch andere ſchmälen gar auf die böſe Vernunft der Menſchen, daß ſie in der Religion ſo viel Unheil anrichte. Zielt dieſes auf die Uebertreibungen mancher ab, daß man in ihr nichts annehmen dürfe, was man nicht mit ihr erreichen und begreifen könne: ſo haben auch ſolche darinnen nicht Unrecht. Erſtreckt ſich aber dieſe Klage nur auf den Widerwillen vieler, das nicht blindlings anzunehmen, was Menſchen in ihr veſtzuſetzen für gut befunden haben: ſo iſt ſie ſehr übertrieben und verführt zu einem blinden Köhlerglauben, wie es beſonders in der römiſchen Kirche gewöhnlich iſt. Und ſieht man ſie bey ihr gar als ein Hinderniß an, die Anrichtung des Chriſtenthums, durch unmittelbare göttliche Wir-

kun-

tungen, zu denen sie nichts beytragen könne, zu erschweren: so ist sie das Eigenthum der Fanaticker und Enthusiasten, die in ihm alles von außerordentlichen göttlichen Eingebungen und Begeisterungen erwarten, alle vernünftige Erkenntniß des Christenthums verwerfen, und die Schrift für einen todten und unfruchtbaren Buchstaben erklären, der erst durch das innerliche Licht müßte aufgelebt werden, wenn er Frucht schaffen sollte.

Aus dieser doppelten Verschiedenheit derselben unter einander, entspringt zum Theil mit eine andere, die mit ihr von ähnlicher, wo nicht gar noch größerer Wichtigkeit ist, die sie ebenfalls in zwey große Familien abtheilt, in denen sich wieder verschiedene Unterabtheilungen finden. Stimmen sie gleich alle darinnen gewissermaaßen mit einander überein, daß die heilige Schrift der vornehmste Erkenntnißgrund der christlichen Wahrheit zur Seligkeit sey: so weichen sie doch darinnen wieder von einander ab, wenn es darauf ankömmt zu bestimmen, ob außer dem Gebrauch der Vernunft in Sachen der Religion, zu ihr noch ein anderer Erkenntnißgrund hinzukommen müsse, und sie also zu deren hinlänglichen Beförderung ausreichend sey, oder nicht?

Einige, und das sind vornemlich die Protestanten, zu denen um deswillen auch die Socinianer mit gerechnet werden müssen, weil sie diesen vornehmsten Hauptgrundsatz derselben mit ihnen gemeinschaftlich annehmen, und sich schmeicheln, ihn auf das vollkommenste auszuüben, behaupten, daß sie außer den richtig erkannten Vernunft-

nunftwahrheiten, der einige, hinlängliche, und vollkommene Erkenntnißgrund deſſen ſey, was man ſo wohl als chriſtliche Wahrheit annehmen, als auch zur chriſtlichen Seligkeit nöthig achten müßte. In Rückſicht gegen diejenigen, die zu ihr noch andere Erkenntnißquellen hinzuzufügen für nöthig halten, verwerfen ſie alſo dieſe eigentlich gänzlich. Doch herrſcht auch dießfalls, wie weit man darinnen gehen müſſe, keine vollſtändige Harmonie unter ihnen. Einige nehmen an, daß das, was nicht in ihr vollkommenen hinlänglichen Grund hätte, erweislich richtig aus ihr herflöſſe, und den erkannten Vernunftwahrheiten gemäß wäre, ſondern durch mehr oder weniger willkührliche und ungewiſſe, menſchliche Beſtimmungen und Lehrmeynungen zu ihr hinzugekommen iſt, oder durch mehr oder weniger ungegründete und eingebildete unmittelbare göttliche Belehrungen, Eingebungen und Wirkungen, noch außer und neben ihr, hinzugethan würde, von ihr hinlänglich müßte abgeſondert, und als eine verführeriſche Veranlaſſung müßte verworfen werden, wahres und falſches in der Religion mit einander zu vermengen, ſie der Willkühr der Menſchen Preis zu geben, und manche wohl gar zu nöthigen, etwas für wahr und nöthig zur Seligkeit zu halten, das es doch nicht wäre, wenigſtens nicht nach ihrer Einſicht in den Verſtand und Sinn der heiligen Schrift.

Und das war eigentlich der Sinn unſerer Kirchenverbeſſerer, in Beſtreitung des Pabſtthums und des Fanaticismus, wie aus dem bisher ausgeführten zur Gnüge erhellt; ob ſie gleich nach Beſchaffenheit ihrer Zeitum-

ſtän-

ſtände und ihrer individuellen Denkungsart, noch manches mit unterlaufen ließen, das ſie unter veränderten Umſtänden und Einſichten, weniger würden gethan haben. Und eben dieß iſt noch immer der Sinn vieler in unſerer Kirche, die in ihren Fußſtapfen wandeln, und nach ihrem Beyſpiel, das aus unſerer Kirche vollends zu verbannen ſuchen, was ſich noch für Ueberbleibſel davon in ihr finden, die ihnen auf einmal aus ihr wegzuſchaffen, nicht möglich waren; aber darüber von anders denkenden des Socinianismus und Naturalismus, aber mit Unrecht, bezüchtigt werden. Beſtünde deren Weſentliches darinnen, und ruhte nicht auf ihnen der Verdacht, daß ſie ſich anderer Uebertreibungen dabey mit ſchuldig machten, zu denen ſie aber vielleicht auch nur, durch die Uebertreibungen anderer veranlaſſet werden, oder es ihnen nur um ihrentwillen Schuld gegeben wird: ſo wären ſie für die beſten, ächteſten und lauterſten Mitglieder unſerer Kirche zu halten. Unſere Reformatoren wären alsdenn in dem Verſtande, die ſtärkſten Naturaliſten und Socinianer, oder doch wenigſtens ihre Vorläufer geweſen. Und die römiſche Kirche hätte alsdenn recht, wenn ſie ihnen und unſerer Kirche den ungegründeten Vorwurf macht, daß ſie den ihr ſo fürchterlichen Socinianismus und Naturalismus veranlaſſet hätten, und von ihr noch immer begünſtigt und gerechtfertigt würde; die ihr aber nicht mehr und weniger fürchterlich ſind, als der Proteſtantismus überhaupt, daher ſie gegen dieſen eben die Geſinnungen hegt.

Es iſt daher nicht wenig zu verwundern, wie viele unter den Proteſtanten ſelbſt, die ſich nicht nicht ſelten

überreden, es am meiſten und lauterſten zu ſeyn, von ihnen eben die Gefahr vermuthen, die ſie von ihnen befürchtet, ſich ihre Urtheile über ſie, aufdrängen laſſen, und ihnen zufolge eben das gegen ſie ausüben, was ſie ſelbſt gegen ſie aus ähnlichen Gründen thut. Beſtünde der Naturalismus nicht eigentlich darinnen, daß er nicht bloß alles menſchliche, ſondern auch ſelbſt alles ursprünglich göttliche Anſehen in der Religion verwirft, ſich nur bloß an ſeine Vernunft halten, und ſich mit Verwerfung des ganzen Chriſtenthums, mit dem begnügen will, was er von Gott aus der Natur, und welches das ſeltſamſte iſt, ſelbſt nicht ohne die durch das Chriſtenthum genoſſene Aufklärung des menſchlichen Verſtandes, erkennt; und machten ſich nicht die Socinianer dadurch einer ähnlichen Sünde ſchuldig, daß ſie ſelbſt aus der heiligen Schrift nichts annehmen wollen, als was ſie mit ihren fünf Sinnen erreichen und ergründen können: ſo würden beyde unſerer Kirche, gar nicht ſchädlich und nachtheilig ſeyn. Alles muß nur gehörig beſtimmt und veſtgeſetzt werden. Und werden ſie auf die Art eingeſchränkt: ſo muß freylich unſere Kirche darauf ſehen, dergleichen Geſinnungen aus ihr auszurotten. Sie ſind ihr und der ganzen Sache des Chriſtenthums eben ſo nachtheilig, als ſie es mit ihnen, der römiſchen Kirche gleichfalls iſt. Da iſt aber von ächtchriſtlichen und proteſtantiſchen Mitgliedern unſerer Kirche keinesweges zu erwarten, daß ſie ſich ihrer auf die Art ſchuldig machen ſollten. Es wird ihnen nur zur Ungebühr aufgebürdet. Unter göttlichem und menſchlichem Anſehen iſt doch fürwahr ein großer Unterſchied. Wer dieſes verwirft, verwirft deswegen jenes nicht auch

mit.

mit. Es muß nur alles wohl von einander unterſchieden, und nicht das hundertſte ins tauſendſte gemengt werden. Sonſt ſchadet man der guten Sache, und macht ſich lächerlich.

Andere ſind jedoch in den beyden proteſtantiſchen Kirchen anderer Meynung. Verwerfen ſie gleich mit jenen alles menſchliche Anſehen in Sachen der Religion gänzlich: ſo halten ſie doch dafür, daß es, wenn gleich nicht in allen, doch in manchen Stücken, ſtattfinden könne und müſſe, wo man nicht in jene Irrthümer verfallen, oder wenigſtens an ſie angrenzende Meynungen annehmen wolle. Sie halten alſo auch gleich denen in der römiſchen Kirche dafür, daß die heilige Schrift kein hinlänglicher Erkenntnißgrund der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit ſey, und vor ihr entgegenſtehenden Irrthümern hinreichend ſchütze, wenn ihnen nicht durch menſchliche Beſtimmungen und Zuſätze zu ihr vorgebeugt, und durch ſie der Mangel erſetzt würde, der ihr noch abgeht. Und deswegen meynen ſie, daß man ſich außer einigen ältern Symbolis, und den Schlüſſen einiger allgemeinen Kirchenverſammlungen, beſonders an die in jeder Kirche angenommene und durch landesherrliche Befehle autoriſirte ſymboliſche Schriften, unabweichlich halten, die chriſtliche Wahrheit und Seligkeit nur nach ihrem Inhalt ſuchen und verſtehen, die heilige Schrift nur nach ihnen erklären, und in dieſem allen keine Veränderung dürfte vorgenommen werden, wo man anders der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit nichts vergeben, und ſich ihrer verluſtig machen wolle. Sie machen ſich

alſo wider alles ihr Vermuthen und Denken, des Fehlers ſelbſt mit ſchuldig, den ſie gleich unſern gottſeligen Vorfahren, an der römiſchen Kirche verdammen, und handeln dadurch gewiſſermaaßen wider den Hauptgrundſatz, den ſie wider jene, in ihren meiſten ſymboliſchen Schriften eigentlich veſtgeſetzt und ſo viel als anfangs möglich war, befolgt hat, um ſich vor deren dafür erkannte Irrthümer in der Lehre und in den Gebräuchen zu verwahren, und ſie von ſich abzuwenden.

Geben ſie auf der andern Seite, mit Verwerfung alles oder doch des meiſten menſchlichen Anſehens in der Religion zu, daß ſie ſich lediglich auf göttliche Autorität gründen müſſen; geſtehen ſie dabey noch ein, daß zu deſſen Beveſtigung und Gewißheit, keine fortgeſetzten übernatürlichen Einwirkungen, Entzückungen und Begeiſterungen, noch außer und neben ihr zur Erlangung der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit nöthig ſeyn, nachdem ſie einmal in ihr, durch beſonderes außerordentliches Zuthun Gottes, iſt entdeckt und bekannt gemacht worden, und ſuchen ſich dadurch vor allem Fanaticiſmus und Enthuſiasmus zu ſichern: ſo meynen ſie doch, daß es leicht ſeyn könnte, und auch wegen des von ihnen übertrieben gedachten Verderbens der menſchlichen Natur, ſeyn müßte, daß Gott durch ſeinen Geiſt, noch außer und neben ihr, zu deren Erlangung und Beförderung mitwirke. Und zu deſſen Beſtätigung, beziehen ſie ſich nicht nur auf mancherley Stellen der Schrift, in denen, wie alles Gute überhaupt, alſo auch alle einzelne gute Geſinnungen, Bewegungen, Worte und Handlungen

der

der Menſchen, und ſelbſt die Veranlaſſungen und Gelegenheiten zu ihnen, Gott zugeſchrieben werden: nicht bedenkend, daß freylich urſprünglich alles Gute, und ſelbſt die Fähigkeit, Veranlaſſung und Gelegenheit zu ihm, eigentlich von Gott herrühre, und ihm daher auch alle deswegen gebührende Ehre müſſe ertheilet werden; woraus jedoch keinesweges folgt, daß es nun eben, wie dieſes, in den erſten chriſtlichen Zeiten, durch die mitgetheilten außerordentlichen Geiſtesgaben, wichtiger und nothwendiger Urſachen wegen, wirklich der Fall war, durch unmittelbare Anwendung ſeiner göttlichen Kraft, noch außer und neben ihr geſchehen müſſe, ſondern vielmehr, nach der Analogie ſeiner Wirkungen in der Natur, und des gewöhnlichen Laufs derſelben, von welchem er nie, als nur in ganz außerordentlichen Fällen, und nicht um einzelner, ſondern nur um des allgemeinen Beſten willen abweicht, nachdem er ſie einmal durch ſein unmittelbares Zuthun, hervorgebracht, angeordnet und eingerichtet hat, nur durch das, uns von ihm durch ſie zubereitete, ertheilte, und für alle einzelne Fälle ausreichende Mittel, mittelbarerweiſe geſchehe, und daraus eben um ſo mehr erhelle, wie es für alle göttliche Kraft und göttliche Weisheit ſey, und bey gehörigem Verhalten werde: ſondern auch auf ſolche, in denen dieſes alles ausdrücklich ſeinem Geiſt zugeeignet wird: abermals nicht bedenkend, daß unter dem Geiſte Gottes, öfters nichts anders, als ſeine uns in Jeſu Chriſto bekannt gemachte Geſinnungen gegen uns, und die Aehnlichkeit der durch ſie in uns gewirkten Geſinnungen mit den ſeinigen, und alſo eigentlich die Lehre Jeſu zu verſtehen ſey, durch die die letztern

eigentlich in uns erzeugt werden, wenn wir uns ihrer gehörig dazu bedienen.

Oefters vermeynen sie dessen Bestätigung sogar in den sanften und süssen Gefühlen und Empfindungen, die über und durch die christliche Wahrheit und Seligkeit in ihnen entstehen, zu finden, da sie auf die Quelle nicht deutlich merken, aus der sie eigentlich entspringen, und nicht darüber nachdenken, ob sie nicht eben so wohl aus den Wirkungen des Wortes Gottes allein, und das auf selbiges jetzt oder vormals, gerichtete vernünftige Nachdenken zu erklären sind, die nun jetzt, durch diese und jene, öfters bloß äußerliche Veranlassung, die er eben so wenig übernatürlich hervorbringt, wenn sie auch öfters noch so viel Wunderbares, Außerordentliches und Seltsames an sich hat, sondern sie nach der gewöhnlichen Verbindung von Ursachen und Wirkungen erfolgen läßt, wie sie für alle, und einen jeden insonderheit, der nur gehörig auf sie merkt, und sich ihrer weislich zu bedienen weiß, in ihnen vorzüglich lebendig werden. Wäre ich nicht durch fleißiges Aufmerken auf sie, bey mir und andern, von dessen Wahrheit, aus eigener und fremder Erfahrung, zu feste überzeugt, was ihrer Meynung, auf die angezeigte Art, vornemlich entgegen steht: so wäre ich vielleicht am ersten geneigt, ihr Beyfall zu geben. Vielleicht wäre ich wohl gar noch mehr als sie, der Gefahr unterworfen, einer der stärksten Fanatiker zu werden; da sie für mich öfters so viel Außerordentliches und zuvor Unerwartetes an sich haben, daß ich mich bisweilen selbst nicht gleich in sie finden, und mir ihren Zu-

sammen-

ſammenhang lebhaft und deutlich genug, erklären kann. Aber davor bin ich, Gottlob, durch meine Geſinnung und Denkungsart hinlänglich geſichert; und danke es Gott, durch Jeſum Chriſtum meinen Herrn.

Und auf dieſen beyden Puncten beruht eigentlich die ganze Verſchiedenheit der Lehrmeynungen und Vorſtellungen, über die in unſern Tagen in unſerer Kirche, wie in der reformirten, ſo viele Bewegungen bereits entſtanden ſind, und faſt noch täglich entſtehen, durch die viele den Naturaliſten und Socinianern zugezählt werden, die nichts weniger als das, ſondern rechte aufrichtige Chriſten und Proteſtanten ſind. Grenzten ſie auch in dieſen und jenen Stücken an jene an, und hätten manche Meynungen und Vorſtellungen mit ihnen gemein: ſo iſt ſolches doch keinesweges zu verwundern. Mit den Naturaliſten haben ſie die Wahrheiten der Vernunft, und mit den Socinianern, die Wahrheiten der Schrift und ſogar den Hauptgrundſatz gemein, daß ſie außer jenen, der einzige Erkenntnißgrund der chriſtlichen Wahrheit und Seligkeit ſey, von deſſen Anwendung und Gebrauch alsdenn alles abhängt, die ſich bey ihnen in mehrerer Vollkommenheit findet, als ſie unter den anders denkenden bis jetzt noch gewöhnlich, und unſern erſten Reformatoren im Anfange nicht gleich ganz möglich war. Und verwahren ſie ſich nur vor dem Uebertriebenen, das eigentlich das Charakteriſtiſche des Naturalismus und Socianismus ausmacht, ſo hat alles übrige nichts zu ſagen.

Schienen ſie ſich auch darüber ſogar, ſolchen Meynungen und Vorſtellungen zu nähern, die vormals von

der alten christlichen Kirche, als irrig und falsch sind verworfen worden, ehe noch die abgöttischen Verderbnisse des Pabstthums in ihr so herrschend waren, als sie es nachmals wurden: so hätte auch dieß selbst nichts auf sich. Es ist noch eine große Frage: ob solches jederzeit mit Recht oder Unrecht geschehen? Ob wirkliche Wahrheit und Irrthum, oder nur Mißverständnisse, Uebertreibungen und falsche Consequenzien dabey zum Grunde gelegen haben? Und das letztere ist in den meisten Fällen, selbst nach den aufgesetzten, für orthodox erklärten Bestimmungen, das Wahrscheinlichste. Und in manchen ist es gar vollkommen gewiß. Der Geist des Pabstthums regte sich auch in ihr, durch das vormalige Judenthum und Heidenthum, aus dem vieles in sie mit aufgenommen wurde, sehr zeitig, und herrschte zu der Zeit schon ziemlich stark, als man anfieng, sich über menschliche Bestimmungen und Meynungen zu zanken, zu verketzern und zu verfolgen, und deren bestimmte Beisetzung zu dessen Vermeidung für nöthig hielte. Und wären manche mit den ältern für rechtgläubig erkannten Kirchenvätern mehr bekannt: sie würden sich über die Freyheit verwundern, mit der sie sich ohne Bedenken, über diese und jene Wahrheit erklären, und finden, daß sie das öfters für rechtgläubig hielten, was nachmals als ketzerisch verworfen wurde, und größtentheils fast eben das bisweilen sagen, was man heutiges Tages, an jenen nicht dulden will.

Sollten daher jene, deswegen der kirchlichen Toleranz nicht würdig seyn: so muß von diesen noch mit

mehr

mehr Recht ein gleiches gesagt werden. Mit eben dem Grunde, warum sie jene eines Cryptonaturalismus und Socinianismus, und wer weiß, wessen alles sonst noch verdächtig halten, ruht auf ihnen der Verdacht, eines Cryptopapismus und Fanaticismus. Und der ist unserer Kirche weit gefährlicher als jener. Er tödtet ihren und des ganzen Christenthums vernünftigen Geist, führt Ungewißheit und Mißhelligkeit in selbiges ein, hat ihren vernehmsten Hauptgrundsatz, die Absicht und den Inhalt ihrer symbolischen Bücher wider sich, und kann mit beyden eigentlich nicht bestehen. Ist daher eine Intoleranz in unserer Kirche rechtmäßig und erlaubt: so ist es diejenige, die auf die Verdrängung der letztern gerichtet ist. Und das ist diejenige, die die Intoleranten unserer Tage, den Toleranten vorwerfen, und sie an ihnen für eben so sträflich erklären, als es jene mit der ihrigen thun. Auf wessen Seite sich aber das meiste Uebergewicht von Wahrheit und Rechtmäßigkeit neige, zu dessen Beurtheilung wird das bisher ausgeführte, hinreichend und dienlich seyn.

Sie würden auch bey ihr noch viel strenger verfahren müssen, wenn sie nicht aus vielfältiger eigener und fremder Erfahrung, mehr als zu wohl wüßten, wie schwer es vielen fällt, sich von der Gewohnheit und herrschenden Vorurtheilen loszureißen, und sich durch sie nicht abhalten zu lassen, der Wahrheit recht auf den Grund zu schauen. Sie verstatten daher auch anders denkenden gar gerne alle mögliche Nachsicht, wenn nur die Wahrheit und Seligkeit des Evangelii und unserer

Kirche, darüber nicht gar verletzt wird und verloren geht. Halten sich aber auch daher um so mehr für berechtigt, von andern ein gleiches erwarten zu dürfen, da es ihnen zumal um die meiste christliche und kirchliche Wahrheit und Seligkeit, deren sichere Erlangung und Gewißheit davon zu thun ist, und werden sich freuen, wenn nun andere gleichfalls ihre Absicht nur darauf gerichtet seyn lassen, und ihre Bemühungen dießfalls mit den ihrigen vereinigen, wenn sie auch nicht in allen Stücken, mit ihnen gleichförmig denken sollten. Sie schonen der schwachen Gewissen; ob sie sich gleich durch sie ihre christliche Freyheit nicht wollen rauben lassen, und sie bey aller Gelegenheit, eines bessern zu belehren, und zu überzeugen suchen. Prüfet alles und das Beste behaltet: so jemand von einem Fehl übereilet würde, so helfet ihm wieder zu rechte mit sanftmüthigem Geiste, ihr die ihr geistlich, das ist rechte gute, gesetzte und vollkommene Christen seyd: sind die beyden Hauptregeln, die sie immer vor Augen behalten, und sie aus allen Kräften zu befolgen sich angelegen seyn lassen. Und was für Dank sollten sie nicht billig damit verdienen? —

Von diesen beyden, die durch die kirchliche Toleranz gar wohl in einer protestantischen Kirche, mit einander leben können, gehen nun andere ab, und behaupten: die heilige Schrift sey kein hinreichender Erkenntniß- und Beförderungsgrund der christlichen Wahrheit und Seligkeit; sondern zu ihr müßten noch andere Hülfs- und Beförderungsmittel hinzukommen, wenn sie zu beyden ausreichend seyn sollte. Und diesen nähern sich, wie gesagt,

die

die letztern, in gar mancherley Absicht. Nur in Ansehung dessen weichen sie wieder von einander ab, worinnen so wohl das zu ihr nöthige Supplement bestehe, als wo es auch müßte hergenommen werden, und von wem es zu erwarten sey.

Einige leiten es bloß von Menschen ab, doch so, daß sie eine ordentliche oder außerordentliche göttliche Erleuchtung dabey mit voraussetzen und zu Hülfe nehmen, und finden es in den von ihnen, durch diese und jene Umstände veranlaßten, zu ihr hinzugefügten Bestimmungen, Erklärungen, Anordnungen und Vorschriften. Und die dieses thun, das sind vornemlich die eigentlich sogenannten Katholicken und Papisten, zu denen auch die unirte und nicht unirte Griechen, nach allen ihren einzelnen Unterabtheilungen, gewissermaaßen mit müssen gerechnet werden. Doch denken auch nicht alle dießfalls übereinstimmig.

Manche legen besonders den ersten sechs allgemeinen Kirchenversammlungen, oder auch überhaupt, einer jeden rechtmäßig und im heiligen Geiste versammleten Kirchenversammlung, eben die göttliche Eingebung und Untrüglichkeit bey, deren die Apostel und übrigen Verfasser der göttlichen Schriften der Christen genossen, deren Schlüsse und Befehle eben die Verbindlichkeit hätten, als wenn sie von Gott, Jesu und seinen Aposteln, selbst herrührten. Und dieses behaupten nicht nur die eigentlich sogenannten Katholicken; sondern auch selbst die Griechen; nur mit dem Unterschiede, daß jene ein sichtbares

Ober-

Oberhaupt zur Regierung der Kirche annehmen, unter dem alle übrige Bischöfe stünden, und daß keine Kirchenversammlung eine rechtmäßige wäre, auf der nicht das Haupt und die vornehmsten Glieder der Kirche, für die sie nur die Bischöfe und übrige Geistlichkeit erkennen, entweder in Person, oder durch Abgeordnete gegenwärtig wären; diese aber jenes zum Theil verwerfen, und dieses nur den Patriarchen und übrigen Bischöfen unter sich einräumen, von denen jene nur dem Namen und dem Range nach von diesen unterschieden wären, ohne sonst etwas vor ihnen voraus zu haben. Und von der Gesinnung ist auch selbst ein großer Theil der katholischen Kirche in Frankreich und Deutschland, in Ansehung des Pabstes und ihrer Bischöfe, da jener nur den Primat und Vorgang vor ihnen habe, als der erste Bischof der Christenheit, so wohl wegen des Alterthums des apostolisch-römischen Stuhls, dem kein anderer bischöflicher Stuhl darinnen gleich käme, als auch, weil er sich in der vormaligen Hauptstadt, des ganzen römischen Reichs befinde, und Rom der Hauptsitz der römischen Kirche wäre, aus der sie in alle andere Lande ausgegangen wäre.

Andere eignen zwar auch der in Haupt und Gliedern versammleten Kirche, mit Jesu und seinen Aposteln gleiche Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit zu, glauben aber doch, daß diese in dem sichtbaren Statthalter Gottes und Jesu Christi hier auf Erden zusammenlaufe, und das was er allein beschlösse, ausmachte und beföhle, eben so gut wäre, als wenn es von der ganzen Kirche geschähe.

ſchähe, und deren Schlüſſe nicht einmal verbindlich wären, wenn ſie nicht von ihm anerkannt und beſtätigt würden. Und das ſind vornemlich die eigentlich ſogenannten Papiſten in der römiſchen Kirchengemeinſchaft, die dem Pabſt alles, den übrigen Biſchöfen aber weniger und am Ende zum Theil gar nichts einräumen, als in ſo ferne man ſie nur als ſeine Repräſentanten anſähe, und ſie was ſie thäten, nur in ſeinem Namen und in der ihnen von ihm übertragenen Macht ausrichteten. Und zu denen gehört ein groſſer Theil der römiſchen Kirche in Deutſchland und faſt in ganz Spanien, Portugall und Italien; obgleich auch in dieſen Ländern, jetzt viele anfangen anders zu denken.

Von dieſen unterſcheiden ſich nun, wie geſagt, diejenigen in Frankreich und Deutſchland, die dem Pabſt nichts als den Primat und äuſſerlichen Vorgang zugeſtehen wollen, und eine Nationalverſammlung ihrer Biſchöfe, für eben ſo gültig halten, als wenn ſie von dem Pabſte ſelbſt wäre veranſtaltet und genehmiget worden. Die gallicaniſche Kirche thut ſich wenigſtens auf dieſe, ihre angemaaſte und hergebrachte Freyheit viel zu gute. Sie behauptet ſogar das Recht, das ſie weder die Schlüſſe, Bullen und Breven des Pabſtes, noch auch ſelbſt die Schlüſſe einer ordentlichen Kirchenverſammlung verbinde, wenn ſie nicht vorher von dem Könige und der geſammten franzöſiſchen Geiſtlichkeit, wären genehmigt und beſtätigt worden. Und in andern katholiſchen Ländern, fangen einige ihrer Regenten in unſern Tagen, immer mehr an, nach ähnlichen Grundſätzen

sätzen zu handeln; so, daß das Ansehen des Pabstes, das sonsten so übertrieben groß war, daß er sich auch für den Herrn aller Könige und Fürsten erklärte und hielte, immer mehr sinkt, und in engere Grenzen eingeschlossen wird.

Andere leiten das bey ihr und zu ihr nöthige Supplement, gar nicht von Menschen, sondern lediglich von Gott her, und setzen es in unmittelbare Belehrungen, Begeisterungen und Entzückungen, die ihnen von Zeit zu Zeit, ihrer Meynung und ihrem Vorgeben nach wiederführen, und in gewisse dunkele und unerklärliche, mystische Gefühle und Empfindungen. Und dahin gehören alle sogenannte Enthusiasten und Fanatiker, nach ihren fast unzähligen Abtheilungen und Familien, Quäckern, alten Widertäufern, Methodisten, Böhmisten, Gichtelianern, Paracelsianern, Rosentreuzern, und wie die Secten alle sonst noch heißen, die sich unmittelbarer göttlicher Eingießungen rühmen, und an allerley mystischen Tändeleyen und Spielwerken ihr Vergnügen finden.

Ich kann mich hier unmöglich auf eine ausführliche Beurtheilung dessen einlassen, in wie ferne jene oder diese Recht haben oder nicht. Beyde beziehen sich dießfalls auf gewisse Verheißungen und Aussprüche der Schrift, und letztere besonders noch auf ihre Erfahrung, die ihnen freylich niemand absprechen kann. Wird aber das auf sie beyderseits angewandt, was vorhin wider die in unserer Kirche ist erinnert worden, die sich

ihnen

ihnen in gar mancherley Absicht nähern: so ist leicht einzusehen, was von diesen ihren Anmaaßungen und Vorgeben eigentlich zu halten ist. Alles läuft am Ende darauf hinaus, ob ihnen in Ansehung dessen mehr zukommt als andern, oder ob andere mit ihnen, gehörig verstanden, einerley Rechte und Vorzüge besitzen. Eben so ist auch hieraus leicht abzunehmen, welchen Kirchenpartheyen unter den Christen, eigentlich der meiste Vorzug beyzulegen sey, und in welchem Falle sie sich desselben am mehresten rühmen können. Diejenigen müssen den andern unstreitig weit nachstehen, die der Unwissenheit, der Ungewißheit, dem Willkühr der Menschen und ihrer Einbildung, der List und dem Betruge am meisten Platz lassen. Und diejenigen verdienen ihnen gar sehr vorgezogen zu werden, die dieses alles am nachdrücklichsten, sichersten und weitesten von sich entfernen, und allen Verdacht davon, von sich abzuwenden suchen.

Eine ähnliche wichtige Verschiedenheit, findet endlich noch unter den mannigfaltigen christlichen Kirchenpartheyen, in Ansehung der Erklärung und des Gebrauchs der heiligen Schrift statt, um christliche Wahrheit und Seligkeit durch sie zu erlangen; von der zum Theil selbst die Entscheidung jener mit abhängt. Einige nehmen an, daß in ihr alles in dem allereigentlichsten, vollkommensten, weitläuftigsten, ausgedehntesten und möglichst fruchtbarsten Sinn müsse genommen werden, um alles darunter zu verstehen, was nur darunter kann gedacht werden, ohne erst lange darüber nachzudenken, ob es sich auch wirklich so verhalte oder nicht, und deswegen

wegen nachzugrübeln, ob so etwas möglich sey oder nicht; Widersprüche involvire oder nicht; alles in diesen Worten liegen könne, oder nicht; es so oder anders in ihnen enthalten sey. Und das geschiehet nicht nur von den Katholicken, die blinde Unterwürfigkeit unter das fordern, was und wie es in ihr gesagt wird, worauf sich auch vornemlich ihre Brodverwandlung gründet, sondern auch selbst zum Theil nur von manchen Protestanten und Fanatikern. Und darauf gründet sich nicht nur zum Theil mit, die Anmaaßung der römischen Kirche, und des sichtbaren Oberhaupts derselben, von einer besondern göttlichen Erleuchtung und daher entstehenden Untrüglichkeit, in Entscheidung und Beurtheilung der kirchlichen Angelegenheiten, und das Vorgeben der Fanatiker, von ihren unmittelbaren göttlichen Begeisterungen und Entzückungen; sondern auch selbst die Meynung derjenigen unter den Protestanten, die annehmen, daß noch außer und neben dem göttlichen Worte, besondere Wirkungen Gottes zu der Menschen Seligkeit hinzukommen müßten: worinnen ihnen von andern aus dem Grunde widersprochen wird, daß solches nicht nothwendig in den Worten und Ausdrücken liege, und aus ihnen herfließe, auf die sie sich zu dessen Erweis berufen, und die ersten Zeiten des Christenthums von den nachfolgenden wohl zu unterscheiden wären.

Andere behaupten dagegen, daß man sich zwar so viel als möglich an den Worten der Schrift halten, aber eigentlich nicht mehr in ihnen finden müsse, als eigentlich, den Umständen und der Beschaffenheit der Sache nach, in ihnen begriffen seyn könne, daß es ganz wohl erlaubt

sey,

ſey, über ſie nachzudenken, und ſich ſo deutliche und klare Vorſtellungen davon zu machen ſuche, als es nur immer möglich iſt. Und das ſind eigentlich die Proteſtanten, die dieſes annehmen, indem ſonſt keine vernünftige Erkenntniß im Chriſtenthum Statt fände, und ein blinder Köhlerglaube eingeführt werde, den Gott unmöglich zur Abſicht haben könne, da er es zur Vernunft und zum Nachdenken aufgelegten Menſchen, ertheilt habe, ihre Vernunft dadurch ſelbſt ausbeſſere und berichtige, und ſo gar verlange, daß ſeine ihm zu leiſtende Verehrung höchſt vernünftig, ihm und der ſittlichen Natur der Menſchen, anſtändig und entſprechend ſeyn ſollte. Doch daſen auch darüber, nicht alle auf einerley Art und Weiſe. Einige halten dafür, daß man ſich mit ſeinen Vorſtellungen ſo genau als möglich an ſie halten, ihren Sinn ſo entwickeln, und ſich zu deſſen Bezeichnung ſolcher Ausdrücke und Redensarten bedienen müſſe, als ſie eigentlich mit ſich bringen, und ihm am meiſten gemäß ſind. Andere aber glauben, daß der leichteſte und faßlichſte Sinn der beſte ſey, und es genug ſey, ihn mit ſolchen Worten und Redensarten auszudrücken, die, wenn ſie ihnen auch nicht ganz entſprechen ſollten, doch wenigſtens den Umſtänden und der Beſchaffenheit der Sache angemeſſen wären.

Und auf dieſe letztere Verſchiedenheit gründet ſich hauptſächlich, die ganze noch übrige Mißhelligkeit unter den beyden proteſtantiſchen Confeſſionen, in der Lehre vom Abendmahl, wegen des: iſt und bedeutet, wegen der ſie ſich auch leichtlich unter einander vereinigen könnten, wenn nur die Beſtimmungen der Concordienformul

und des Conſenſus Helveticus ihr Anſehen und ihr Gewicht vollends verloren. In der augſpurgiſchen Confeſſion, zu der ſich daher auch beyde bekennen, wird nichts weiter veſtgeſetzt, als: „daß Chriſti wahrer Leib und „Blut, wahrhaftiglich unter der Geſtalt des Brods und „Weins im heiligen Abendmahl gegenwärtig ſey, und „da ausgetheilet und genommen werde.*)“ Ob er aber phyſiſch oder nur moraliſch gegenwärtig ſey, darüber wird in ihr nichts weiter beſtimmt. Eine räumliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu im heiligen Abendmahl, und ein fleiſchliches und kapernaitiſches Eſſen und Trinken deſſelben, verwirft doch unſere Kirche eben ſo wohl, als es ihr öfters von manchen Reformirten, zur Ungebühr aufgebürdet wird. Und alle Urſachen der behaupteten wirklichen und reellen Gegenwart deſſelben, laufen doch endlich auf die Wirkungen hinaus, die deſſen Genuß für die hat, die es genießen. Und werden nur die auf beyden Seiten zugegeben: ſo iſt Jeſu Leib und Blut in ihm jederzeit wahrhaftig und wirklich zugegen, ohne daß man ſagen müßte, er werde durch Brod und Wein nur abgebildet und vorgeſtellt. Sollte es aber ja nicht möglich ſeyn, ſich deswegen mit einander vereinſtändigen zu wollen: ſo ergiebt ſich doch wenigſtens ſo viel hieraus, daß die ganze Verſchiedenheit am Ende nur auf ſolche ſpitzige und ſubtile Unterſuchungen hinauslauft, bey denen einem der Verſtand ſchwindelt, ſo bald man ſich in ſie einlaſſen will, und ſie nicht größer und erheb-

*) Oder wie es im Lateiniſchen noch kürzer und beſtimmter heißt: quod corpus et ſanguis Chriſti vere adſint et diſtribuantur veſcentibus in coena domini.

erheblicher, ja wohl nicht einmal so groß und erheblich ist, als manche andere Mißhelligkeiten unter den eigenen Mitgliedern beyder protestantischen Confessionen, die Schrifterklärung betreffend, und sie also ihrer ohngeachtet, von heute an, in eine einige kirchliche Gemeinschaft zusammentreten können, da sie wegen solcher die kirchliche Gemeinschaft unter sich nicht aufheben, sondern sie einen jeden genießen lassen, der auch nicht mit den übrigen, allezeit in allen Stücken, einstimmig denkt.

Eben eine solche Verschiedenheit in Betreff der Schrifterklärung, findet endlich noch unter ihnen und andern, in Ansehung dessen Statt, worauf man eigentlich bey ihr zu sehen, und wornach man sich bey ihr zu richten habe. Einige behaupten, daß man sich bey ihr lediglich nach den kirchlichen Lehrbestimmungen und Vestsetzungen richten, und sie nur nach ihnen erklären und verstehen müsse. Andere dagegen behaupten, daß man bey ihr, nicht auf diese Rücksicht nehmen, sondern sie lediglich nach dem Zusammenhange, der Absicht und dem Zweck des Schriftstellers und dem Genie der Sprache verstehen, und zu dessen Bestimmung und Vestsetzung sich in die Umstände und in die Denk- und Schreibart ihrer Verfasser und derer, für die sie schreiben, versetzen, und dabey Geschichte, Sprachwissenschaft und die übrigen Hülfsmittel einer vernünftigen Erklärungskunst zu Hülfe nehmen müsse. Jenes fordern die Katholicken, und manche unter den Protestanten. Dieses die mehresten unter den leztern, und haben dießfalls die Regeln einer vernünftigen Hermenevtik auf ihrer Seite.

Siebendes Hauptstück.

Von den Mitteln, Toleranz und Gewissensfreyheit in ihre gehörigen Grenzen zu weisen.

Toleranz und Gewissensfreyheit müssen, dem vorigen Hauptstücke zufolge, in gewisse Grenzen eingeschlossen werden, da es nicht gleich viel ist, wie man von der christlichen Religion halte, und nach der Seligkeit strebe, die sie uns verheißt: es auch unmöglich angeht, daß man einen Katholicken für einen Protestanten, einen Fanatiker für einen von beyden, einen Naturalisten und Socinianer für einen Lutheraner, und diesen hinwieder für einen von jenen, oder einen ächten Protestanten, für einen unächten, und umgekehrt halte. Alle weichen in ihren vornehmsten Hauptgrundsätzen und Unterscheidungspuncten, mit deren Angebung sich das vorige Hauptstück beschäftigt hat, viel zu sehr von einander ab, als daß man einen jeden gleich für ein Mitglied seiner kirchlichen Parthey halten, oder ihm den Vorzug, daß er es in seiner ganzen Aechtheit und Vollkommenheit sey, so gleich ohne weiteres Bedenken einräumen könnte. Und mit deren Bestimmung und Vestsetzung, sind zugleich die Grenzen für die kirchliche Toleranz, denn von der ist hier lediglich nur, wie jeder von selbst einsieht, die Rede, abgesteckt, innerhalb welcher sie sich eigentlich halten muß, wenn sie die Rechte der Wahrheit nicht antasten, und eine Religionsmengerey veranlassen will.

Alles

Alles kömmt also nun nur noch auf die Bestimmung der Mittel an, deren man sich bisher zu dessen Erreichung bedient hat, oder von nun an bedienen muß. Und da entsteht zuvörderst die Frage: ob diejenigen, die man bisher in der Absicht angewendet hat, die einzigen wahren, rechtmäßigen, erlaubten und ausreichenden sind; oder nicht? um sie in jenem Falle, entweder ferner beyzubehalten, oder sie in dem letztern, mit andern zu verwechseln. Und mit deren Prüfung und Entscheidung, wird sich zuvörderst der erste Abschnitt dieses Hauptstücks beschäftigen; auf die alsdenn in dem zweyten die Untersuchung und Bestimmung derjenigen folgen wird, die die einzigen wahren, rechtmäßigen, anständigen, zweckmäßigen und ausreichenden sind: womit so dann diese ganze Abhandlung über Toleranz und Gewissensfreyheit eigentlich wird beschlossen seyn.

Erster Abschnitt.

Von einigen unzulänglichen und falschen Mitteln.

Um die unzulänglichen und falschen Mittel kennen zu lernen, die etwa zur Beförderung der kirchlichen Toleranz können angewendet werden, ist es vor allen Dingen nöthig, diejenigen, die man bisher in der Absicht, oder wohl gar zu deren Verhütung, angewendet, und sie selbst deswegen, für völlig unnöthig und überflüssig angesehen hat, zu prüfen, ob sie diesem vermeynten oder wirklichen Endzweck, genugsam entsprechen, oder ihm wohl gar zuwider sind, und ihn mehr verhindern als befördern; um alsdenn, wenn jenes wäre, sie fernerhin beyzubehalten, und etwa höchstens nur an ihnen zu bessern; oder, falls sich dieses fände, sie gänzlich zu verlassen, und andere und bessere an deren Stelle zu setzen.

Und da ergiebt sich denn gleich aus den vielen Schwierigkeiten, denen die kirchliche Toleranz bisher unter vielen ist ausgesetzt gewesen, daß entweder auf sie bisher noch gar nicht ist gesehen, oder doch solche Mittel und Wege zeither nur sind eingeschlagen worden, bey denen man sie für völlig überflüssig gehalten, und sich dadurch selbst den Zugang zu immer mehrerer christlichen Wahrheit und Seligkeit und noch vielem andern Guten versperrt, aber auch daher auf sie noch nicht die gebührende Rücksicht genommen hat. Wäre sie aber daher,

wie bey dem bisher Ausgeführten, wohl unstreitig gewiß ist, eine so wichtige und wünschenswürdige Sache, von der die erfreulichsten Folgen für unsere Kirche und die gute Sache des Christenthums selbst, unter allen und jeden, die sich zu ihm bekennen und durch selbiges selig zu werden hoffen und wünschen, zu erwarten sind: so müssen nicht nur jene ihr im Wege liegende Hindernisse völlig weggeräumet werden; sondern es ist auch sorgfältig zuzusehen, ob sie sie denn wirklich verhütet, oder nur noch nothwendiger gemacht haben, oder auch selbst bey ihnen, nur mit mehrern Zwange, Unbestimmtheit, Unschicklichkeit und Ungelegenheit für viele, hat stattfinden müssen.

Da stößt man denn aber zuvörderst, auf die Festsetzung eines noch besondern kirchlichen Lehrbegriffs, ausser und neben dem in der heiligen Schrift eigentlich enthaltenen, und aus ihr größtentheils wenigstens, mit ihren eigenen Worten ausgezogenen, wegen dessen es eben vielen so sauer eingeht, solchen die hier und da von ihm aus wohlbedachten Gründen abzuweichen, und ihn zu verändern sich für berechtigt halten, die kirchliche Toleranz angedeyhen zu lassen. Was von ihm überhaupt, und besonders, von dessen so hochgepriesenen Nothwendigkeit, zu halten, dessen Beurtheilung ist schon in dem zweyten Abschnitt des vorigen fünften Hauptstücks enthalten, und braucht daher hier nicht wiederholt zu werden. Es ist also nur auszumachen, ob sie sie wirklich unnöthig und überflüssig gemacht, und so gar alle Gelegenheit zu ihr abgeschnitten hat, oder ob sie die Veranlassung zu ihr noch vermehrt, und also als völlig untüchtig

tüchtig zur Beförderung des Zwecks muß verworfen werden, ihr gänzlich vorzubeugen.

Da ist denn aber aus der Geschichte aller Zeiten und selbst unserer Tage, sogleich offenbar, daß sie dem Zwecke gar nicht entsprechen, und für ihn genugthuend seyn müsse, zu dem man sie insgemein für nützlich und dienlich befunden hat. Nie ist in der christlichen Kirche mehr Verschiedenheit der Meynungen gewesen, und mehr Zwistigkeit, Hader und Streit über sie entstanden, als bis man im dritten oder vielmehr vierten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung anfieng, sie zu ihm nach und nach für nöthig zu halten. Nie haben zu Beförderung der Einigkeit der Gemüther, mehr kirchliche Versammlungen, von denen man in den vorigen Zeiten nicht so viel wußte, gehalten werden müssen, als bis man auf dieses unschickliche Mittel, zu deren Anrichtung und Wiederherstellung verfallen. Es wurden Kirchenversammlungen auf Kirchversammlungen gehalten, und doch öfters wenig oder nichts durch sie ausgerichtet. Die Unruhe und Zerrüttung in der christlichen Kirche, nahm vielmehr mit deren Zunahme zu. Je mehr menschliche Bestimmungen ausgedacht und vestgesetzt wurden, destomehr häufte sich die Gelegenheit zum Widerspruch, desto mehr Secten und Partheyen entstunden unter den Christen, die sich unter einander zerfraßen, mordeten und plünderten; desto mehr unchristliche Ränke und Praktiken wurden ersonnen, wie ein Theil den andern überlisten und grausam unterdrücken könnte. Die unschuldigsten und unbedeutendesten Meynungen und Aeußerungen eines einzelnen

jenen Mannes, setzten öfters die ganze Christenheit in Flammen, und wurden häufig, eine sehr auffallende Gelegenheit zu gefährlichem Aufruhr und himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, die ein Theil gegen den andern, wegen ihrer ausübte. Wer über den andern den Meister spielen konnte, sollte es auch öfters durch die bösesten Streiche geschehen seyn, erlaubte sichs ruhig und kaltblütig, ihn auf das grausamste zu behandeln. Unnütze Wortstreite einiger unruhiger Köpfe, die viel zu aufgebracht gegen einander waren, als daß sie sich gelassen hätten bedeuten und vereinständigen können, auf die man aber viel Gewicht legte, weil sie bisweilen nicht, mit diesen oder jenen erfundenen Bestimmungen, übereinzustimmen schienen, waren öfters die Quelle von allen den fressenden Uebeln. Und wäre ihnen nicht durch die nachfolgenden Zeiten der Unwissenheit und der Barbarey, die selbst durch sie mit veranlasset und herbeygezogen wurden, einigermaaßen gleichsam Einhalt geschehen; so würde die Christenwelt, in eine noch abscheulichere Mördergrube seyn verwandelt worden, als sie es so schon war. Es ist erschrecklich, wenn man lieset, was für unbeschreibliches Elend, durch die Wortgezänke über menschliche Formeln, Theorien und Redensarten, öfters über viele ist gebracht worden. Brüder waren einander nicht zu lieb, daß sie sich nicht wegen ihrer mit einander entzweyet, sich gehässig angefeindet und ermordet hätten.

Fand auch in den vorhergehenden Zeiten schon Verschiedenheit der Meynungen Statt: so ertrug man sich doch unter einander in Liebe; und überließ sie einem jeden,

nach seiner Einsicht gelassen und ruhig. Man machte nicht so viel gefährliches Aufheben von ihr. Entstanden selbst Irrthümer, die gefährlicher waren als diejenigen, die in den nachfolgenden Zeiten aufkamen, da sie bisweilen den ganzen Grund des Christenthums untergruben, und ihm zuwider waren: so überließ man es einem jeden christlichen Lehrer, wie er sich und seine Gemeinde vor ihnen zu verwahren für gut hielte. Man suchte nichts allgemeines dießfalls vestzusetzen, das die Gewissen aller bände. Selbst die Irrenden behandelte man mit Nachsicht und Geduld, und arbeitete durch die gehörigen Mittel, an deren Zurechtbringung und Besserung. Und war nichts bey ihnen auszurichten; so überließ man sie dem Verderben, in das sie sich muthwillig zu verstricken und in ihm zu erhalten suchten. Und öfters starben darüber ihre Irrthümer, mit ihren Urhebern und Verfechtern aus. Von wie vielen Irrlehrern der ersten Zeit, weiß man daher nichts, als nur ihre Namen, und öfters diese nicht einmal.

Ganz anders verhielte sichs aber, als die Gesinnungen unter den Christen aufkamen, und sich immer mehr ausbreiteten, die von dem allen das Gegentheil thaten, und jene Uebel erzeugten und vermehrten. Die Verschiedenheit der Meynungen wurde bedeutender und öfters für gefährlicher gehalten, als sie es wirklich waren. Wirkliche Irrthümer wurden durch das Aufsehen, das über sie gemacht wurde, und durch die großen und feyerlichen Anstalten, durch die man sie zu begrenzen suchte, weiter ausgebreitet und verführerischer, als sie es ohne

sie

sie gewesen seyn würden. Was man also zu hindern suchte, wurde gerade dadurch befördert. Selbst die Sittenlosigkeit nahm dadurch Ueberhand. Wie konnten gemeine Christen, aus der Reinigkeit und Heiligkeit des Verhaltens viel machen, da sie sahen, daß die Lehrer und Vorsteher der Religion, sie öfters um nichtiger Ursachen willen, so freventlich und geflissentlich übertraten, daß sie sich selbst die größten Lieblosigkeiten und Grausamkeiten gegen ihres gleichen erlaubten, und sie wohl gar für Pflicht hielten? Wo konnte da Liebe und Barmherzigkeit, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld unter ihnen herkommen, wenn sie ihnen mit solchen Beyspielen vorgiengen, und sie wohl gar zu deren Nachahmung gegen anders denkende ermunterten? Mußten sie deren Mangel nicht dadurch gewohnt werden, und ihnen das Gegentheil von ihnen noch unnatürlicher werden, als es ihnen schon von Natur war? Konnten ihre besten und dringendsten Ermahnungen zu deren Ausübung, alsdenn bey ihnen was ausrichten? Mußte nicht die Liebe in aller Herzen ersterben, und wurde diese dadurch nicht recht geflissentlich in ihnen ausgetilgt und erstickt.

Hierzu kam, daß selbst allerley Meynungen und menschliche Bestimmungen mit aufkamen, die als rechtgläubig kanonisirt wurden, die aller christlichen Rechtschaffenheit und Gottseligkeit mit im Wege stehen, und den Eifer in ihr tödten. Und das menschliche Herz, das sich gar zu gerne wegen seiner Sünden und Vergehungen Feigenblätter schürzt, fand in ihnen seine Beruhigung und Stillung. In der vestgesetzten Rechtgläubigkeit,

traf

traf es sogar gewissermaaßen einen Ersatz des Mangels an christlicher Tugend und Frömmigkeit an. Hielte einer nur an den vestgesetzten menschlichen Bestimmungen und Lehrmeynungen veste; so war er ein guter Christ, er mochte leben, wie er wollte. Für seine Sünden und sträflichen Vergehungen, fand sich sonst wohl Rath, und vielleicht wohl selbst zum Theil durch sie mit. Durch sie wurde auch der Eifer im Untersuchen, Denken und Nachforschen eingeschränkt, erschlafft und unterdrückt. Unwissenheit im Christenthum wurde immer gewöhnlicher. Die vestgesetzten Bestimmungen und Lehrmeynungen, begünstigten sie zum Theil selbst mit. Bey ihr ließ es sich ruhiger und gelassener sündigen, und sie wurde dadurch immer liebenswürdiger. Die Gefährten der Unwissenheit, Irrthum und Sünde wurden also immer häufiger. Und die Barbarey riß darüber immer mehr und mehr ein, und stieg endlich zu dem hohen Grade empor, auf dem man sie häufig in den folgenden Zeiten erblickt. Das Christenthum selbst, wurde in ein eiteles Gewebe spitzfindiger und unfruchtbarer Lehrmeynungen verwandelt, die nur dazu dienten, seine Neubegierde zu stillen, und seine Spitzfindigkeit zu üben. Sind aber dieses die Begleiter und Folgen der Vestsetzung eines menschlichen Lehrbegriffs, außer den in der heiligen Schrift klar und deutlich enthaltenen Lehren des Christenthums: so hat sie schon gar ein widriges Vorurtheil wider sich, und kann das Uebel wohl nimmermehr begrenzen, zu dessen Verhütung sie eigentlich ist erfunden worden. Sie fachte es vielmehr an.

Gelang es ihr auch bisweilen, über die Verschiedenheit der menschlichen Meynungen und Vorstellungen zu siegen: so dauerte es doch insgemein nicht lange. Immer traten welche auf, die es für recht hielten, von den allgemein angenommenen abzuweichen, und die ihrigen dafür an deren Stelle zu setzen. Wagten sie es auch nicht allemal öffentlich, oder wurden sie genöthigt, sie wieder zurück zu nehmen, wo sie nicht Schmach und Verderben dafür einerndten wollten, dem sie auch selbst dadurch öfters nicht entgiengen: so waren sie ihnen doch dafür heimlich desto stärker ergeben, und suchten bey aller Gelegenheit, wo es nur ohne Bedenken geschehen konnte, durch deren freye Entdeckung ihrem bedrängten Herzen Luft zu machen. Und wie viele tausend Menschen büßten nicht schon darüber öfters ihr Leben ein, daß sie solches thaten, oder auch nur denen Beyfall gaben, von denen es geschahe? Und wäre es möglich gewesen ihren schweren Arm immer so ausgestreckt zu erhalten, ohne sich ihn krümmen oder biegen zu lassen: würde alsdenn wohl die heilsame Reformation, haben zu Stande kommen können? Und wie viel Gutes hätten wir und unsere Vorfahren, und selbst die Mitglieder der römischen Kirche entbehren müssen, das durch sie so reichlich über uns und sie zum Theil mitgekommen ist? Und wie viele grausame Verwüstungen in dem Heil vieler, richtet noch immer die unverrückte Vesthaltung an ihr, selbst in unsern Tagen an, an denen das liebvolle Herz jedes ächten Protestanten grosen Antheil nimmt, und wünscht, daß es nicht so seyn möchte, da selbst in ihr der Verschiedenheit der Meynungen dadurch nicht kann gewehret werden?

Noch

Noch weniger ist solches daher unter den Protestanten möglich! Deren Geiste ist sie nicht nur weit weniger gemäß; sondern sie stoßen sich auch selbst durch sie, gegen ihre Widersacher das Mordmesser in die Brust. Sie hat auch von je her für sie keinesweges die Früchte gebracht, die sie eigentlich bezielen soll. Unter ihnen ist wegen ihrer die Verschiedenheit der Meynungen eben so wenig nachgeblieben, als es ihr selbst in der römischen Kirche jemalen möglich gewesen ist, sie gänzlich zu verhüten. Durch sie ist sie vielmehr selbst unter ihnen angefacht, unterhalten, erheblicher und bedeutender gemacht worden, als sie öfters ohne sie würde gewesen seyn. Jeder hält sich wenigstens berechtigt, seine Meynungen für eben so gut, wahr und richtig anzusehen, als es von andern geschehen ist, und ihnen eben das Gewicht beyzulegen, das jene den ihrigen zugeeignet haben. Wie viele Streitigkeiten sind schon unter ihnen über deren Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Verbindlichkeit geführet worden, die manchmal fast gar zu deren Trennung und Spaltung Gelegenheit gegeben haben und noch geben würden, wenn man ihnen nicht durch Liebe und Nachsicht vorzubeugen suchte? Selbst von den Streitigkeiten über sie in unsern Tagen, in die sich viele öfters auf eine ganz unvernunftige und liebloſe Art einlassen, würde man unter ihnen nichts wissen, wenn sie nicht die Veranlassung zu ihnen abgäbe.

Sogar diejenigen Streitigkeiten, zu deren Verhütung und Beylegung sie eigentlich dienen sollte, sind durch sie nicht so unmöglich gemacht worden, daß sie nicht von

Zeit

Zeit zu Zeit, immer wieder sind erneuert worden. Viele sind öfters mit deren Geschichte, der Absicht und dem Sinn, der wegen ihrer erfundenen Bestimmungen nicht bekannt genug, und halten aus Unwissenheit und Irrthum denselben bisweilen zuwider, was sehr wohl mit ihnen bestehen kann, und nicht selten denselben sehr gemäß ist. Sie vermischen das, was nur mit den durch sie als falsch und irrig erkannten und gehaltenen Meynungen einige Aehnlichkeit hat, mit ihnen selbst, und thun rechtschaffenen Männern, die öfters eben so weit von ihnen entfernt sind, als sie sich solches überreden, ungescheut Unrecht. Bisweilen gründen sie sich gar auf allerley Mißverständnisse, die durch sie nicht glücklich genug sind gehoben, und wohl gar noch mit andern vermehrt worden. Nicht selten ist es daher selbst nützlich, daß sie wieder hervorgezogen werden, damit sie der endlichen Entscheidung näher gebracht, und die in ihnen liegende Wahrheit, rein und gediegen gefunden werde. Und würden sie nur alsdann, wie sichs eigentlich gebührt, mit mehr Vernunft, Bescheidenheit, Anständigkeit und mit beständiger Rücksicht auf das, was bey ihnen wirkliche Wahrheit ist oder nicht, geführt: so gereichten sie nicht selten zu deren Vortheil und Gewinn. Von vielen dem menschlichen und christlichen Besten, ungemein angemessenen und dienlichen Wahrheiten, würde man nichts wissen, wenn sie nicht durch Streitigkeiten wären erfunden; die Aufmerksamkeit auf sie, wenigstens dadurch wäre hingezogen, deren Erforschung nach und nach erleichtert und endlich ins Reine gebracht worden.

Es ist so gar nicht möglich, eine auf alle zukünftigen Fälle, die kein menschlicher Verstand voraussehen kann, gerichtete Vorschrift zu entwerfen, nach der man sich in ihnen ungehindert, und ohne der Wahrheit etwas von ihren Rechten zu vergeben, getrost richten könnte. Die menschlichen Einsichten sind einem beständigen Wechsel der Abnahme und Zunahme unterworfen. Wie viele besondere Meynungen sind schon in neuern Zeiten entstanden, die unsern Vorfahren gänzlich unbekannt waren, auf die sie also keinen Bedacht nehmen konnten. Und sie nur bloß nach der Aehnlichkeit entscheiden, die sie öfters mit denen haben, mit deren Beurtheilung sie sich abgegeben haben, würde öfters eben so leicht die Möglichkeit erzeugen, ihrem Sinn und ihrer Meynung dadurch gerade entgegen zu handeln, als sich viele nicht selten einbilden, sie auf das beste getroffen zu haben, da es doch manchmal offenbar nicht ist. Die Bestimmung hält sehr schwer, was sie würden gethan haben, wenn sie sich mit uns in einerley Umständen befunden und die Einsichten hätten nutzen können, deren Besitz nach ihnen erst ist verschafft worden. Wer wüßte, ob sie nicht gerade das thäten, und auf dem mit noch mehr Herzhaftigkeit und unerschütterlicher Unerschrockenheit bestünden, was manche an andern, nach ihrer vermeyntlichen Uebereinstimmung mit ihnen, sehr tadeln; und sich wohl gar darüber wundern würden, daß manche von ihren Nachkommen so ausgeartet und kurzsichtig wären, das als falsch und irrig zu verwerfen, was selbst von ihnen als wahr, nützlich und gut ist befunden worden, nach dem sie sich ungescheut gerichtet, und es nach besten Vermögen

zu befolgen gesucht haben; wodurch ihnen selbst öfters Vorwürfe zugezogen werden, und ihre gute Sache verdächtig gemacht wird. Die Umstände und Bedürfnisse der Zeiten sind gar veränderlich. Und derjenige ist ein weiser und ächter Nachfolger von ihnen, der sich nach ihrem Beyspiel in sie zu richten weiß, und sich durch nichts, selbst durch sie nicht davon zurückhalten läßt. Eine nur etwas ausführliche und auf alle erdenkliche Fälle eingerichtete Vorschrift des Glaubens und der Lehre von und durch Menschen, ist eine völlig unmögliche Sache. An ihr müßte wenigstens immer von Zeit zu Zeit geändert und gebessert werdern. Und worinnen bestände alsdenn ihr Nutzen?

In allen Fällen muß vielmehr der in der heiligen Schrift enthaltene Lehrvortrag, durch kluge und sorgfältige Anwendung auf sie, dazu ausreichend seyn. Und hält man nur an den in ihr enthaltenen Hauptwahrheiten veste, und läßt sich bey deren Anwendung auf einzelne Fälle, durch nichts blenden: so können die Menschen an ihr ganz wohl genug haben. Und dieß auszumachen, ob einer dabey aufrichtig und sorgfältig genug zu Werke gehe, und nur an ihr vesthange, oder aber von ihr abweiche, zu dessen Einsicht und Beurtheilung ist Verschiedenheit der Meynungen eben der beste, richtigste und sicherste Weg. Jeder wird durch sie sorgfältig gemacht, jenes in Acht zu nehmen, und dadurch zugleich verwahrt etwas dergleichen, nicht zu Schulden kommen zu lassen. Geschähe es dem ohnerachtet von diesem oder jenem: so werden es andere leicht inne, und

können ihm alsdenn ehender zurecht helfen mit sanftmüthigem Geiste. Die dazu angewandten gehörigen Mittel werden auch alsdenn an ihm um so mehr Platz greifen, je genauer und sorgfältiger sie dazu genutzt werden. Ein solcher wird viel geneigter werden, sich für die Wahrheit gewinnen zu lassen, als wenn er gleich wegen ihrer, als ein gefährlicher Irrlehrer verurtheilt, gehaßt und verfolgt wird. Liebe thut mehr Wirkung als der heftigste Bannstrahl. Und manche gleichgültige und selbst gefährliche Meynungen, würden sich in unserer Kirche weniger ausgebreitet und Schaden und Unheil in ihr angerichtet haben, wenn sie auf jene, nicht aber auf diese Weise wären behandelt worden. Heftiger und verdammlicher Widerspruch, entflammt nur die Gemüther, erbittert sie gegen einander, macht sie der Wahrheit ungeneigt und verschließt ihr den Eingang in sie. Dieß ist der Erfahrung aller Zeiten, Oerter und Gegenden gemäß.

Nicht allein aber dieses. Durch sie wird noch viel anderer Schade angerichtet und gestiftet. Bey ihr ist es eben so leicht möglich, das etwas wahres für falsch, und etwas falsches für wahr erklärt wird. Die Menschen haben nichts vorzuweisen, das sie davor sicherte. Und in der Erfahrung findet sichs nur allzu oft bestätigt, daß es sich nicht selten also verhält. Wird nicht durchgängig unsere Kirche gleich den andern protestantischen, von der römischen Kirchencommun, als falsch und irrig verdammt? Werden wir es ihr aber jemalen zugestehen, daß sie darinnen Recht habe und handele, und sich also auch keine Wahrheit und Seligkeit in ihr finde, weil sie

ihr

ke von ihr abgesprochen wird? Behaupten wir nicht durchgängig und zwar mit Grund und mit völliger Einstimmung unsers Gewissens, daß in ihr weit mehr Wahrheit und Seligkeit anzutreffen sey, als sie sich jemalen mit Bestande der Wahrheit rühmen und beylegen kann. Kann es sich aber daher mit der unsrigen gegen andere nicht gleichfalls also verhalten? Hat sie gegen sie ein ander Prärogativ aufzuweisen, als dasjenige, das sie ihr nicht zugestehen, und sich eben deswegen unter ihren gewaltigen Arm nicht demüthigen wollte?

Es ist wahr, der mehrere und sorgfältigere Gebrauch der heiligen Schrift, der in ihr herrscht, und durch sie mehr ist möglich gemacht worden, verschafft ihr in Ansehung dessen, eine ansehnliche Ueberlegenheit über sie. Aber wird der nicht selbst, nach dem vorhin schon erwiesenen, gehemmt und geschwächt, wenn sie sich mit ihr nach einerley Grundsätzen richten und die Bestsetzung eines noch außer und neben ihr, wenn gleich selbst nach ihr eingerichteten, menschlichen Lehrbegriffs, allen ihren Mitgliedern, auf eben die Art aufdringen will, als es von ihr geschieht? Verfällt sie darüber nicht gerade in eben den Fehler, den sie an ihr tadelt; und läuft wohl gar Gefahr, in eben die Verderbnisse des Christenthums mit zu gerathen, die sie ihr, und vormals noch mehr als jetzt, Schuld gab und nothwendig Schuld geben mußte, die lediglich dadurch in ihr eingerissen sind? Ist daher der Vorwurf ungegründet und lieblos, der ihr selbst dadurch mit zugezogen wird, und auf denen am meisten haftet die in ihr nach solchen Gesinnungen handeln, und auf

ihnen als dem einigen wahren rechten und göttlichen beste-
hen, daß in und durch sie ein neues und verfeinertes Pabst-
thum in sie sey eingeführt worden, und durch so gesinnte
aufrecht erhalten werde, das für sie leicht eben so gefähr-
lich werden kann, als es ihr gewesen ist; wenn ihm nicht
noch in Zeiten Einhalt geschieht, und der begangene Feh-
ler wieder verbessert wird? Ist er nicht vielmehr höchst
gegründet, rechtmäßig und der Liebe vollkommen gemäß,
die jeder aufrichtige und rechte Protestant, nothwendig
zu seiner Kirche tragen muß, die schon so viele richtige
und erweisliche Vorzüge an sich hat, die er selbst in und
durch sie mit genießt, aber zu ihnen bey veränderter Ge-
sinnung noch mehr aufgelegt ist, und sie in einem noch
höhern Grade, zum Besten aller ihrer Mitglieder, errei-
chen und erlangen kann?

Und wird jene Besorglichkeit nicht selbst schon durch
den Augenschein und die tägliche Erfahrung, genährt,
bestärkt und befestigt? Woher die blinde Anhänglichkeit,
an äußerlich-gottesdienstlicher Werkheiligkeit, die so oft
zum Schaden der Gottseligkeit ausschlägt, da man in
ihr gleichsam einen Ersatz für deren Ermangelung zu fin-
den vermeynt? Woher das öfters unvernünftige und un-
zweckmäßige Dringen auf sie, das die Leute in der Mey-
nung bestärkt, mit ihr sey alles ausgerichtet; das We-
sen des Christenthums bestehe in ihr? Woher der so
sichtbare Mangel der christlichen Liebe, Rechtschaffenheit
und Frömmigkeit; des Gott und Christo ähnlichen Sinnes?
Woher die vielen Vorurtheile, die der Beförderung der
christlichen Gottseligkeit im Wege stehen? Woher die

vielen Entschuldigungen Beschönigungen und Rechtfertigungen, durch die man sich über deren Mangel zu trösten sucht? Woher die öfters übertrieben vorgestellten Lehrmeynungen, die, wenn sie gleich nicht allen Eifer und Fleiß in der Gottseligkeit hemmen, dämpfen und unterdrücken, ihn doch wenigstens schwächen und von vielen dazu gemißbraucht werden; die die Gesundheit der Seele nur palliative befördern? Woher selbst die häufige Verachtung der äußerlichen Religionshandlungen, die dem Geiste des Christenthums so angemessen sind und seiner Absicht vollkommen entsprechen? Woher endlich noch die vielfältige Geringschätzung, Verspottung und Lästerung des so wohlthätigen und beglückenden Christenthums? Entspringen diese sämmtlichen Uebel nicht vornemlich mit, aus dieser trüben Quelle, durch die man nur bloß auf das Aeußerliche von Menschen herrührende in der Religion hingeleitet wird, es für die Hauptsache ansieht, ihrer darüber vergißt, an der Schale hängen bleibt, und den Kern nicht kostet?

Und ist jemalen zu hoffen, daß sie in unserer Kirche zureichend werden begrenzt werden, wenn man nicht den entgegenstehenden Weg, mehr und durchgängiger betritt, und gleich muthig und glücklich auf ihm fortwandelt, ohne sich durch irgend etwas, daran irre machen zu lassen? Entweder allem menschlichen Ansehen in Sachen der Religion vollends entsagt, und sich lediglich nur an der Bibel gehalten, was und wie es uns die lehrt, alle menschliche Vorstellungen ihr so genau angepaßt, als es nur immer möglich ist, und jedem zu dessen sicherer

Erreichung, alle gehörige und ordentliche Freyheit ertheilt; oder auf die Vortheile Verzicht geleistet, die das Christenthum eigentlich nach göttlicher Absicht, unter den Menschen, auf dieser Welt schon, und noch einmal mehr in jener Ewigkeit befördern soll; oder wenn ja gewisse festgesetzte Bestimmungen noch auser und neben ihr, und von Menschen vorgeschriebene Lehrmeynungen, dazu nöthig seyn sollen, in Gottes Namen unter den eisernen Arm des Papstthums zurückgekehrt, unter dem solches alsdenn, wenn gleich nicht ganz vollkommen, doch wenigstens mehr als unter uns, aber auch daher mit mehr Gefahr, erreicht wird! Kein viertes kann nicht stattfinden. Auf beyden Seiten zu hinken, um es mit keinem zu verderben, geht unmöglich an. Rein ab, und Christo an, muß es diesfalls bey allen heißen, die das sicherste, gewisseste und beste erwählen wollen. Kein anderer Weg ist dazu übrig.

Wäre aber auch dieses alles nicht, so wird doch durch sie der Erforschungs- und Untersuchungsgeist gehemmt und eingeschläfert, und der Trägheit im Christenthum dadurch bey Lehrern und Zuhörern, Thür und Thor geöffnet, die schon bey vielen unter beyden groß genug ist. Alle nützliche Beschäftigungen zur Untersuchung und Entdeckung der Wahrheit wird unnöthig und überflüssig. Man kann doch nichts neues entdecken, das man nicht schon hätte und wüßte. Und wenn es auch etwa geschähe, wozu nützte es? Man darf ja doch von ihm keinen Gebrauch machen. Alle dahin abzielende Bemühungen scheinen so gleich verdächtig zu seyn, und

als unnütz und gefährlich verworfen werden zu müssen. Und wie würde es alsdenn um Gelehrsamkeit und Verdienste um sie aussehen? Die sich mit ihr abgäben, und sie zu erlangen suchen, wären die schlimmsten und gefährlichsten Männer, die man gleich einer Pest fliehen müßte. Und wozu nun das viele mühsame und kostbare Studiren, das Leben und Gesundheit fressende Nachdenken und Nachtwachen, das viele in der Blüthe ihrer Jahre dahin rafft, oder ihnen doch wenigstens öfters ein schwächlichen und siechen Körper zuzieht? Um mit ihm etwa nur in einem Consistorialexamen zu prangen, in dem öfters nicht einmal viel Gebrauch davon zu machen ist und eigentlich nicht seyn sollte? Man darf sich ja nur an dem einmal vestgesetzten Lehrbegriff halten, den durchdenken, oder wohl gar auswendig lernen, mit dem man öfters in ihm am besten durchkommt, und mit jenem nicht einmal Dank verdient.

Ja nicht einmal durchdenken, sondern ihn nur auf Gerathewohl annehmen und blindlings an ihm vesthalten! Denn wenn einem nun über jenem Schwierigkeiten aufstießen, die man sich nicht zu entwickeln weiß: was soll man alsdenn anfangen? Zu gelehrten Männern, zu Gott im Gebet seine Zuflucht nehmen und um Regierung seines Geistes, zu Bewahrung vor allerley verführerischen und seelenverderblichen Irrthümern beten! Aber wenn man nun bey jenen die gehoffte und gewünschte Auflösung nicht findet, und sie einem nichts sagen, als was man schon weiß, und einem eben kein Genüge thut? Also zum Gebet zu Gott! Aber wenn nun Gott und sein

Geiſt nichts unmittelbar mehr thut, alle Erleuchtung und Seligmachung der Menſchen nur an die Schrift gebunden hat, und Jeſus ſelbſt ſagt: Sie haben Moſen und die Propheten, laßt ſie dieſelben hören; ſuchet in der Schrift, denn ihr meynet ihr habt das ewige Leben darinnen, und nun Paulus die heilſam Lehre Jeſu, die er gleich den übrigen Apoſteln mündlich vortrug und in Schriften verfaßte, für eine Kraft Gottes erklärt, ſelig zu machen alle, die ſich an ihr halten, und nun durch deren Predigt und Bekanntmachung, uns eben der Geiſt Gottes und Jeſu mitgetheilt wird, der uns ſeiner Verheißung zufolge in alle Wahrheit leiten ſoll, alſo die Aufſchlüſſe die man in ihr findet, und den gewöhnlichen Lehrvorſtellungen widerſtreben, ſein Werk, bey deren gehörigem, vernünftigem und nachdenklichem Gebrauch, iſt, und dafur muß erkannt und gehalten werden, wenn man alles lediglich aus ihr hernimmt, auf ſie gründet, an ihr veſthält: was alsdenn anfangen, wenn man alſo zu keinen wunderthätigen Erhörungen und Begeiſterungen, die nur den Apoſteln und erſten Chriſten verheißen waren, einige Hoffnung für ſich ſieht? Was anders? als: ſeinen Nacken nur geduldig, nicht unter Gottes, Jeſu und ſeiner Apoſtel Ausſprüche, denn das thut man ſo ſchon, und iſt geneigter dazu als die andern, — ſondern unter die Ausſprüche der Kirche, des Pabſts und der Kirchenverſammlungen, der Name verſchlägt nichts, gebeugt, auf das Einreden der ſelbſt durch ſie als böſe verſchrieenen Vernunft, und auf ſeine für beſſer gehaltene Einſicht in den Sinn und den Verſtand der heiligen Schrift, nicht zu achten, jene, nicht unter den Willen und die

Belehrung Gottes, sondern eigentlich unter den Willen und die Belehrung der Kirche oder einiger Menschen in ihr, gefangen zu nehmen, und alles von ihnen vestgesetzte und bestimmte nur deswegen zu glauben, weil es die Kirche glaubt, oder in ihr die gewöhnlichste, am meisten herrschende, allgemeine, oder doch wenigstens besondere Meynung vieler und wohl gar der meisten, höchstens nur vormaligen Lehrer derselben war! Komme einer noch einmal und sage: ob darinnen nicht das wirkliche Pabstthum herrscht!

Und wozu sollte sonst Gelehrsamkeit und alles eifrige Bestreben um sie zu nützen? Etwa um den vestgesetzten kirchlichen Lehrbegriff, nicht zu untersuchen, denn das ist schon tausend- und mehrmal geschehen, und allezeit alles höchst richtig befunden worden; sondern zu bestätigen, weiter zu bevestigen und wider alle Widersprüche zu sichern? Aber der ist ja so schon bevestigt und bestätigt genug, sonst würde man nicht so auf ihm halten, und muß schon wider alle verdammte Widersprüche hinlänglich geschützet seyn, denn sonst würde man sie nicht so scheel ansehen, und so viel verwerfliches in ihnen finden. Also nur getrost die Hände ruhig in den Schooß gelegt, der Gemächlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens gelassen genossen, mit andern in den gewöhnlichen Schlendrian fortgeschlendert, ohne zuzusehen, ob es Nutzen bringe oder nicht, Schaden anrichte oder nicht, das Beste der Kirche und ihrer Mitglieder zerstöhre und vernichte oder nicht! Denn jenes muß ja wohl so seyn, und dieses nicht zu befürchten stehen, da es dem Willen der Kirche ge-

gemäß ist, und man wider sie nichts thun kann. Sich höchstens nur zum Zeitvertreibe und zur Stillung der Neubegierde mit unfruchtbaren oder ergötzenden Wissenschaften bisweilen beschäftigt, die zum Zwecke, wozu man da ist, nichts beytragen, nur unnütze, öfters zweckwidrige Speculationen veranlassen und in ihnen üben; die den Geist aufblähen, und nur Zank und Streit gebähren. Oder wenn auch dieses nicht wäre, dasjenige nur gemächlich wiederhohlt, was man auf Universitäten gehört hat, seine auf ihnen geschriebene Hefte aus dem Staube und Moder wieder hervorgesucht, in dem sie öfters verdeckt liegen, und mit dem verglichen, was unsere alten Theologen davon gesagt haben; die neuern dagegen nicht geachtet, denn was wollen uns die sagen, das nicht schon hundertmal gesagt und auch widerlegt wäre; ihre Schriften deswegen nicht in die Hände genommen; oder wenn es ja bisweilen geschieht, so flüchtig durchgegangen, daß man sie nicht versteht und nicht weiß was sie haben wollen: auf sie als schädliche Neuerer in der Religion mit Unwillen herabgesehen, und sich wohl gar durch jene Bemühungen, um den alten verlegenen Universitätskram, die Feder zu spitzen, wider sie zu schreiben, und sie als gefährliche Männer für die Religion und das Christenthum zu verschreyen, die weder jene noch dieses hätten, da sie von beyden viel anders hielten als es von ihnen und andern, vor um und neben ihnen, vormals geschehen ist und zum Theil noch geschieht.

Und betrügt mich nicht alles: so ist dieses eine treue Abschilderung des Zustandes und der Denkungsart vieler

in

in unserer Kirche, die lediglich daraus ihren Ursprung nimmt, die durch die immer mehr gewöhnlich werdende Klage, daß man auf Schulen und Universitäten nichts gründliches lernen wolle, durch die zeitige Flucht von beyden, um nur bald in ein Amt zu kommen, in dem sich gemächlich leben lasse, durch den Mangel an Bekanntschaft, mit unserer neuesten theologischen und allgemeinen Litteratur, durch den öfters schlechten Abgang der besten, erheblichsten und nützlichsten theologischen Bücher, durch den häufigen Absatz schlechter und fader, Zeit, Religion und Sitten verderbenden Brochüren, und durch die öfters in Schriften sich offenbarende Gesinnung ihrer Verfasser, mehr als zu deutlich verräth, und bestätigt. Und wird jemalen zu hoffen stehen, daß Achtung und Schätzung der wahren Gelehrsamkeit und großer Verdienste um sie, in unserer Kirche zunehmen, die Begierde und das Bestreben nach beyden, in ihr größer und allgemeiner werden wird, durch die die Größe des menschlichen Geistes, selbst in und durch das Christenthum, so ansehnlich gewinnt, und dessen immer mehrere Vollkommenheit, in der Erkenntniß und Uebung der Menschen mit befördert wird; so lange diese Gesinnung und Denkungsart in ihr die herrschende ist und bleibt? Wird nicht das Gegentheil immer noch mehr und allgemeiner zu befürchten stehen? Es ist so gar höchlich zu verwundern, daß dergleichen nicht schon längstens geschehen, und Gott ist nicht genug dafür zu preisen, daß er es selbst durch gefährlich scheinende Umstände, bisweilen verhindert, und den gänzlichen Verfall der Gelehrsamkeit unter uns, von Zeit zu Zeit durch Männer verhütet hat, die ihren

Werth

Werth einsahen, sich nach ihm richteten, und ihn zu eben der Absicht andern empfohlen; sollten sie auch bisweilen das für wahre Gelehrsamkeit angesehen haben, was nur Wortklauberey und Uebung in sophistischen Künsten war. Doch hat auch von jeher schon Barbarey genug in ihr, in eben den Verstande geherrscht, als sie vor den Zeiten der Reformation in der römischen Kirche anzutreffen war, und zum Theil noch anzutreffen ist. Alles wird dagegen lebendig und thätig, alles sucht sich um den Ruhm der wahren Gelehrsamkeit zu bewerben, so bald es jedem frey steht, von ihr ungehinderten Gebrauch zu machen, und die Schätze der Erkenntniß für andere ergiebig zu machen, die er sich durch sie eingesammlet hat.

Aber da würde ja allen Irrthümern, albernen und faden Meynungen, Einbildungen und Einfällen der Menschen, Thür und Thor aufgethan, in unsere Kirche einzudringen, sich in ihr Ansehen Freunde und Verehrer zu verschaffen, und sich für Wahrheit zu verkaufen? Und liegt es nicht bereits in solchen Ländern, in denen eine mehrere Freyheit im Denken und im Schreiben gewöhnlich ist, als in andern, hinlänglich am Tage, was für ungesalzene Einfälle, unreife Hirngeburten und unsinnige Hirngespinnste, öfters zum Schaden vieler tausend Christen, in ihnen ausgebrütet, bekannt gemacht, und mit vielem Beyfall gierig verschlungen werden? Das sind also die Folgen der so schön herausgestrichenen mehrern Freyheit im Denken und Schreiben, vor denen sich wohl unsere Kirche höchlich in Acht zu nehmen, verbunden ist! Was würde erst geschehen, wenn sie noch allgemei-

meiner und ungehinderter werden sollte, und alle ihr deswegen von unsern gottseligen Vorfahren, sorgfältig in den Weg gelegten Dämme und Riegel, gewaltsam sollten durchbrochen werden? *)

Daß man doch gleich von einem Extrem auf das andere fällt und Dinge durch einander mischt, die nicht zusammen gehören! Eben, als wenn nicht noch gar viele Zwischenfälle übrig blieben, die durch die in dem vorigen Hauptstücke, für die kirchliche Toleranz abgesteckten Grenzen, gar leicht könnten befördert, und dergleichen Ausschweifungen noch mehr und zureichender verhütet werden, als es bisher selbst möglich gewesen ist. Und deren Erörterung, nebst der Angebung der Art und Weise, wie es geschehen könne und müsse, ist eigentlich dem folgenden Abschnitte aufbehalten. Es ist auch noch eine untersuchungswerthe Frage: ob das, was öfters für gefährlichen Irrthum ausgeschrieen wird, wirklich das ist, oder gar noch mehr für reine und gediegene Wahrheit zu halten ist, als was gewöhnlich dafür gehalten wird? zu dessen Beurtheilung bisher schon genug ist gesagt worden. Und ist es denn auch so gewiß, daß dergleichen Ausschweifungen, lediglich nur von der mehrern kirchlichen Freyheit, in der Religion zu denken und zu schreiben, wie

*) Siehe diesen scheinbaren und bezaubernden Einwurf, in den Beylagen zu den gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften, auf 1777. S. 304. f. wo mehrere dem ähnliche, obangeführtermaaßen vorkommen.

wie man es seiner Einsicht und Ueberzeugung nach für nützlich und dienlich erachtet, herrühren? Können sich nicht die durch den bisherigen Zwang genährten bösen Lüste der Menschen, daran den meisten Antheil zueignen, die nur jetzt wilder und ungebundener hervorbrechen? Kann ihre ausgelassene Hitze nicht bald ausbrausen, und der durch sie erregte gefährliche Sturm leicht vertoben, ohne ferner schädlich zu seyn und zu werden, wenn man nur nicht viel Aufhebens von ihnen macht, sie ihrer jugendlichen Unbedeutenheit überläßt, und ihr ferneres Gewühl dadurch begrenzt, daß man sich der dazu ergiebiger gemachten, oder vielmehr nur der von den Banden, in denen sie verstrickt lag, erledigten Religion, desto nachdrücklicher bedient, sie in ihre gehörigen Schranken zu weisen, sie zu bändigen, zu tilgen und zu besiegen? Was für meisterhafte und kraftvolle Versuche und Anstalten, sind schon deswegen von manchen gemacht und mit dem besten Erfolge angewendet worden, die auf die Zukunft noch viel herrlichere und gesegnetere Früchte versprechen, wenn man sich ihrer nur mit gleicher Emsigkeit, Unverdrossenheit und Sorgfalt bedient und sich solches angelegen seyn läßt?

Und ist es billig, das auf deren Rechnung zu schreiben, wozu selbst die Veranlassung von ihr nur mit hergenommen wird, ob sie sie gleich eigentlich mehr verhüten könnte und sollte! So hätten auch diejenigen Recht, die die Religion und das Christenthum, als die Ursache alles des Mordens, Raubens und Plünderns anklagen, das jemalen boshafte Menschen, um desselben willen

den

verübt haben! So wäre selbst das Christenthum schädlich! Wie viel Schutz haben nicht öfters die Lüste der Menschen, in der unrecht verstandenen und gemißdeuteten, trostvollen Lehre desselben, von der Aussöhnung der Menschen mit Gott gesucht und gefunden? Hört es aber deswegen auf, sehr wahr, nützlich und gut, heilsam und tröstlich zu seyn? Oder muß man deswegen Anstand nehmen diese trostvolle Lehre zu predigen, und auf deren mehrern Berichtigung nach dem Sinne der Schrift bedacht zu seyn, damit sie nicht gemißbraucht, oder dem bisherigen Mißbrauche gewehret werde? —

Das nemliche gilt auch von der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher unserer Kirche, in der eben der kirchliche Lehrbegriff enthalten und vestgesetzt seyn soll, an dem alle, als an einer untrüglichen Norm und Richtschnur vesthalten sollen, was sie sowohl als christliche Wahrheit zur Seligkeit lehren als auch nicht lehren und durch die Vereidung auf sie dazu sollen verbunden werden. Nach dem bisher bereits gesagten, werde ich aber über sie nicht anders als kurz seyn können. In dem Verstande genommen, in dem sie auf die gewöhnlichste Art angesehen wird, stehen und fallen mit ihr die Uebel, die die Vestsetzung eines besondern kirchlichen Lehrbegriffs, noch außer dem, mit klaren Schriftworten erweislich richtig zusammengezogenen, in ihr erzeugt. Ihre und ihrer Urheber Absicht kann daher ursprünglich unmöglich darauf gegangen seyn, durch deren Verfertigung und Einführung, eine für alle folgende Zeiten verbindliche Lehrvorschrift zu ertheilen, und sie zu deren unver-

rück-

rückten Beybehaltung anzutreiben. Sie hätten alsdenn selbst gethan, was sie an dem Gegentheil nachdrücklich tadelten. Und so unvorsichtig, so ungöttlich thöricht, waren ihre weisen Verfasser und Urheber nicht. Die ganze Geschichte ihrer Abfassung und Einführung, enthält auch augenscheinlich, selbst bey der Concordienformul, das klare Widerspiel in sich. Und ihre ausdrücklichen Aeußerungen sind dem so gar zuwider.

Sämmtlich sind sie bloße Gelegenheitsschriften, die es zur Absicht hatten, von dem Rede und Antwort zu geben, was ihre Verfasser von dem, was bisher für wahre christliche und seligmachende Religionslehre war gehalten worden, nach ihrer Einsicht in den Verstand der heiligen Schrift, annahmen oder nicht annahmen, was für Veränderungen sie dießfalls unter sich für nöthig gehalten und vorgenommen hätten, warum dieses alles von ihnen geschehen, und wodurch sie sich dazu gedrungen gefühlt; um allerley gehässige Anklagen, Beschuldigungen und Verläumdungen von sich abzulehnen, mit denen sie vor dem Kayser, dem ganzen Reich und der gesammten Christenheit, zur Ungebühr waren beschmitzt und verunglimpft worden: sich wider die Einwendungen ihrer Feinde zu vertheidigen und ihnen den rechten Fleck anzuweisen, worauf sie eigentlich in der anzustellenden Kirchenversammlung zu sehen hätten, die zur Ausgleichung der entstandenen Religionsmißhelligkeit sollte gehalten werden: andere anzuleiten, wie sie gemeinen Christen die christliche Wahrheit zur Seligkeit, ihrer Einsicht und Ueberzeugung nach, am leichtesten und mit Nutzen bey-

zubringen, und über die unter ihnen eingerissenen Streitigkeiten, zu deren Beylegung ihrer Meynung nach, richtig und christlich zu denken hätten; ohne deswegen von ihren Nachkommen zu fordern, daß sie es nun gleich ihnen, in allen Stücken, eben so halten, alles eben so ansehen, und eben die Meynungen und Gesinnungen haben müßten, die ihnen eigen gewesen wären; ihnen in ihrem Urtheil über sie vorzugreifen, und es ihnen zu verwehren, selbst von ihnen abzugehn, wo sie in der Schrift Grund dazu fänden.

In keinem symbolischen Buch unserer Kirche, selbst nicht in der Concordienformul, die doch durch die bey ihr eingeführte Unterschrift, der meisten damals lebenden Lehrer derselben in Deutschland, und die bey ihr in der Vorrede zu dem ganzen christlichen Concordienwerke, von vielen protestantischen Reichsständen, freywillig unternommene Uebereinkunft und Verpflichtung, von der in ihr und den übrigen, für symbolisch erklärten Schriften enthaltene Lehre nicht abzuweichen, sondern an ihr steif und unverbrüchlich vestzuhalten und darauf zu sehen, daß es in ihren Landen geschehe, eben die meiste Veranlassung zu dem entstandenen Mißverständnisse gegeben hat, als müßten nun alle in ihnen enthaltene Lehrvorstellungen, jederzeit unwiderruflich in unserer Kirche gelten, ist daher auch kein vollkommen ganzes Lehrsystem enthalten, das selbst in ihnen für ein solches, und zumal für Gelehrte, erklärt würde, an dem man unabweichlich vesthangen müßte. Alles was dahin gehöriges in ihnen vorkommt, und aus ihnen in ein schickliches Ganze kann zu-

ſammen gezogen werden, ſind bloß gelegenliche Erklärungen, wie ſie die chriſtliche Religionslehre nach ihren Zeitumſtänden eingeſehen, verſtanden und auf ſie angewendet haben, die noch dazu öfters, zumal in der augſpurgiſchen Confeſſion, mit den eigenen Schriftworten vorgetragen werden, denen ſie bisweilen ihre Erklärung anhängen, wie ſie ſie verſtanden haben. Ueber wie viele Puncte die nachmals ſtreitig geworden ſind, iſt daher auch in ihnen nicht ein Wort enthalten, da ſie von ihnen nichts wuſten, und von den dadurch ſelbſt mit vermehrten Einſichten, daher auch keinen Gebrauch machen konnten. Ein ſolches iſt auch wie geſagt, weder möglich, noch nöthig. Jeder angeſehene, kluge, geübte und erfahrne chriſtliche Lehrer hat das Recht und die Freyheit, ſich ſelbſt nach ihrem Beyſpiel, in die veränderten Zeitumſtände und Bedürfniſſe zu ſchicken. Und die übrigen können alsdenn von ihm lernen, wie es von ihnen gleichfalls geſchehen müſſe: Daher ſich jede minder wichtige Lehrer, um ſo weniger an den alten Büchern begnügen, ſondern in dem Gange unſerer theologiſchen Litteratur mit fortrücken, und wo ſie ſich nicht ſelbſt zu helfen wiſſen, die beſten neueſten Bücher anſchaffen müſſen, um dieſe Weisheit aus ihnen zu lernen, einzuſammlen, und dadurch nach immer mehrerer Vollkommenheit zu ſtreben.

Die Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher iſt daher auch nur eine bloße politiſche Angelegenheit, der proteſtantiſchen Landesherrn, auf die es lediglich ankömmt, wie lange ſie dieſelben in ihren Landen wollen gültig ſeyn laſſen, oder nicht. Sie iſt nicht einmal eine Angelegenheit unſerer ganzen Kirche und noch weniger

des deutschen Reichs. Abweichungen von ihnen und Veränderungen derselben, sind ihrem Hauptgrundsatz gemäß, und reichsgesetzmäßig. Ist gleich der Religions- und westphälische Friede eigentlich auf die augspurgische Confession, wie man insgemein zu reden pflegt, aber eigentlich nur heißen sollte, zwischen den augspurgischen Confessionsverwandten und denen von der alten Religion, zu Gunsten jener und zum Besten beyder geschlossen worden; so wird doch in ihm mit keinem Worte an eine Verpflichtung auf sie, und an ein unverbrüchliches Vesthalten, an allen einzelnen, in ihr enthaltenen Wörtern und Redensarten gedacht. Künftige Veränderungen werden vielmehr ausdrücklich in ihnen ausbedungen, und gründen sich auf ihren Inhalt. Und hält unsere Kirche nur an ihrem vornehmsten Hauptgrundsatz unabweichbest, und läßt sich ihn durch nichts rauben und aus den Händen winden; bleibt also dem Geist und Sinn unserer Reformatoren, den sie in ihr und besonders in den schmalkaldischen Artickeln so sichtbar ausgedrückt haben, treu, ohne eben auf ihre Worte zu schwören: so sind alle ihre Mitglieder die dieses aufrichtig und von ganzem Herzen thun, recht ächte augspurgische Confessionsverwandte, wenn sie auch nicht ausdrücklich dazu und auf sie verpflichtet wären. Ihr eigenes und ihrer Kirchen Bestes erfordert es schon, daß sie es thun, und sich unabläßlich dazu antreiben müssen. Selbst das Beste des Christenthums, die Ehre Gottes, Jesu und seiner Gesandten, müssen sie dazu drängen. Sie würden sehr unvorsichtig und sträflich werden, wenn sie einen andern Geist und Sinn unter sich wollten einreißen lassen.

Und zu dessen Verhütung, ist die Verpflichtung auf sie, auch eigentlich nur eingeführt worden. Durch sie sollte sie verwahrt werden, daß nicht der Geist des Pabstthums und des Fanaticismus in sie, zu ihrem großen Verderben wieder einschleiche. Wie treu und ihr gemäß, handeln daher diejenigen, die sie zu einem Mittel machen, ihn wieder in sie einzuführen, und die, die sich ihm, gleich unsern gottseligen Vorfahren, nachdrücklich zu widersetzen suchen, eben so behandeln, als es ihnen von ihm begegnet ist? Können das wohl ächte Protestanten und Lutheraner seyn? Und in so ferne ist auch die Verpflichtung auf sie erlaubt, rechtmäßig und kann immer unverändert beybehalten werden, und muß selbst wider die Kryptopapisten und Fanaticker beybehalten werden, die sich in sie eingeschlichen haben und ihre Gesinnung selbst durch sie mit beschönigen wollen. Und die kommen ihrer durch sie übernommenen Verbindlichkeit am meisten nach, sind ihres Eydes auf sie eingedenk und ihm treu, die sich ihnen aus allen Kräften widersetzen, und sich durch sie nicht wollen verdrängen und überstimmen lassen. Doch könnte sich auch unsere Kirche dießfalls gar wohl, an der Verpflichtung auf die augspurgische Confession, zu der höchstens noch die schmalkaldischen Artickel in denen der ganze Sinn Luthers, als in seinem eigenen Werke, am sichtbarsten ausgedrückt ist, könnten hinzugethan werden, begnügen; da besonders durch die Concordienformul, die Sache gerade eine so schiefe Wendung bekommen hat.

Die protestantischen Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs thäten daher wohl, wenn sie entwe-

weder gemeinschaftlich, oder doch wenigstens jeder in seinem Lande für sich, ihr diesen bestimmten Standpunkt, zu Verhütung alles fernern Mißbrauchs anwiesen, und sie lediglich darauf einschränkten. Aller Streit über das quia und quatenus fiele alsdenn von selbst weg. Und alle Zerrüttungen unserer Kirche durch sie und über sie wären alsdenn völlig gehoben. Und dann könnten sie auch selbst noch als Vorbauungsmittel vor den Uebertreibungen und Mißbräuchen des Naturalismus und Socinianismus mit angesehen werden, wenn zumal selbst der vornehmste Hauptgrundsatz unserer Kirche, ungescheut auf sie mit angewendet wird, indem sie sonst, denselben nicht sattsam vorbeugen, sondern sie vielmehr, durch die außerdem möglichen Uebertreibungen auf unserer Seite, wohl gar veranlassen, genehmigen und rechtfertigen, wenigstens Gelegenheit geben, daß sie sich unter scheinbaren Vorwänden in unsere Kirche einschleichen und sich in ihr einnisteln. Eben so wenig ist auch bisher durch sie, alle Verschiedenheit der Meynungen von ihr abgewandt worden; daß sich vielmehr selbst solche in und durch sie, in sie mit eingedrungen haben, die in ihr das meiste Unheil anrichten, auf denen in unsern Tagen, besonders stark will bestanden werden. Sie ist nur verwickelter, schwüriger und gefährlicher geworden. Und wird sie nur auf diesen einigen wahren und unschädlichen Gesichtspunkt eingeschränkt: so wird ihre Absicht in Zukunft noch sicherer und reichlicher erreicht werden, und bald alle Gelegenheit, zu der Verschiedenheit der menschlichen Meynungen in der Religion, in ihr gänzlich wegfallen. Die kirchliche Einigkeit würde bald größer, und das Ein-

schleichen allerley menschlicher Irrthümer; beynahe völlig unmöglich werden. *)

Eben das muß auch von einem andern Mittel gesagt werden, das man insgemein für sehr schicklich hält, der Verschiedenheit der Religionsmeynungen vorzubeugen, und allerley Irrthümer von unserer Kirche abzuhalten. Solches ist die Büchercensur. Eigentlich zielt sie ihrem Ursprunge nach auf nichts anders ab, als daß nichts geschrieben und gedruckt werde, was wider Gott und die Religion streitet, wider die guten Sitten verstößt und ihnen nachtheilig ist, dem Besten der Menschen und des Staats zuwider ist, zu bürgerlichen Unruhen Gelegenheit giebt, die Schlüsse des Religions- und westphälischen Friedens angreift und entkräftet, mit Schmähungen und Lästerungen gegen beyde Religionstheile in Deutschland, unter und gegen einander angefüllt ist, und nur Verbitterung unter ihnen erregt. Da hat man aber nach dem Beyspiel der Katholicken sehr zeitig angefangen, die von Menschen herrührende Bestimmungen und Lehrmeynungen, zu einer Sache Got-

tes

*) Das hier von den symbolischen Büchern unserer Kirche und der Verpflichtung auf sie, kurzberührte, kann vielleicht bald, wenn ich den Dank des Publikums damit verdiene, in einer besondern Abhandlung: über den Werth der symbolischen Schriften und der Verpflichtung auf sie, weiter ausgeführt und selbst aus der Geschichte ihrer Verabfassung und ihres Ursprungs, näher erläutert und mehr bestätigt werden.

tes und der Religion zu erheben, die Büchercenſur auf ſie mit ausgedehnet, und nichts in ihr paſſiren laſſen wollen, was nicht mit dem hergebrachten gewöhnlichen Lehrbegriff unſerer Kirche, in allen Stücken überſtimme. Und nicht ſelten werden dergleichen Verfügungen in manchen Ländern Deutſchlands, in unſern Tagen aufs neue wiederholt und beſtätigt, um der vermeyntlichen Heterodoxie, die doch die wahre Orthodoxie unſerer Kirche eigentlich iſt, dadurch entgegen zu arbeiten.

Man hält es alſo für unſchicklich, daß ein Mann, der von ſeinen Obern für würdig iſt geachtet worden, einen Lehrer, vieler hundert, ja tauſend Menſchen in ſeiner Gemeinde abzugeben, und dem deren zeitliches und ewiges Seelenheil iſt anvertrauet worden, keinen Buchſtaben zur öffentlichen und gemeinſamen Belehrung ſchreibe, ohne ihn vorher dem Eigenſinn eines düſtern, mürriſchen und ängſtlich-argwöhniſchen Bucherrichters Preis zu geben, der öfters ganz unſchuldig und man weiß ſelbſt nicht wie, zu dieſem Amte iſt erhoben worden, der ein ganz guter, rechtſchaffener und ehrlicher Mann ſeyn kann, aber nur nicht aufgelegt und geſchickt iſt, zu beurtheilen, ob etwas der wahren Orthodoxie unſerer Kirche gemäß ſey oder nicht, daher ohne Bedenken könne gedruckt werden, oder nicht; der öfters über einzelne, ihm falſcher Nebenabſichten wegen, bedenklichſcheinende Stellen herfällt, an ihnen meiſtert und beſſert, eigenmächtig ausſtreicht und hinzuſetzt, wie es ihm nach ſeines Herzensdünken, gut zu ſeyn ſcheint; der öfters das gewöhnliche

und alltägliche stehen läßt, und das ihm neu und daher bedenklich zu seyn scheinende, ausstreicht, bloß deswegen, weil es ihm dieses zu seyn scheint, und nicht bedenkt, ob eine Unschicklichkeit und Widersinnigkeit daraus entsteht oder nicht, das Abgeänderte wahr oder falsch, selbst unsern symbolischen Büchern gemäß sey oder nicht. Genug es gefällt ihm so! Und wer will ihn fragen, warum er so oder anders handele.

Und was will man denn öfters in ihr nicht passiren lassen? Gerade dasjenige, was mit der gewöhnlichen, aber allzu oft unrichtig und bestimmten Orthodoxie unserer Kirche nicht übereinstimmt, den Uebeln vorbeugen soll, die durch sie erzeugt werden, und öfters die Früchte eines sorgfältigen, Nächte durchwachenden, die Lebensgeister verzehrenden Nachdenkens ist, sich auf genaue Schriftforschung, langwierige und geübte, eigene und fremde Erfahrung gründet, an welches alles die argwöhnisch-mißtrauische Seele eines solchen Bücherrichters, in ihrem Leben nicht gedacht und sich keine Mühe darum gegeben hat! Und was wird denn öfters in ihr ungehindert freygegeben, und durch ein kräftiges: imprimatur bestätigt. Gerade dasjenige, was nicht viel Nachdenken und Untersuchung gekostet hat, und daher dem schwerfälligen oder gemächlichen Censor geläufig ist, was allerley der wahren Gottseligkeit und dem Christenthume nachtheilige Vorurtheile unterhält und nährt, unsere Kirche mit wahren kirchlichen Irrthümern anfüllt, den Geist des Protestantismus tödtet, die Freymüthigkeit, die ihm eigen seyn sollte, die mehrere Verbesserung und

Voll-

Vollkommenheit unſerer Kirche aufhält und erſchwert, den Eifer in der Gottſeligkeit erſtickt, die Sitten und ein keuſches Ohr öfters beleidigt, ſeinem Nebenmenſchen Unrecht thut und Zerrüttungen in unſerer Kirche anrichtet. Und warum wird dieſes alles in ihr ſo ungehindert freygelaſſen? Weil es dem kirchlichen Lehrſyſtem gemäß iſt, weil es das Herkommen und die Mode ſo mit ſich bringt, weil es alles ſeyn kann, ſelbſt das ſchlimmſte und gefährlichſte, wenn es jenes nur nicht antaſtet. Möchte doch mancher ſeine Feder lieber zerſtampfen, und ſich auf ewig von ſeinem Schreibpulte entfernen, wenn er allen den Ungerechtigkeiten nachdenkt, denen er bey dem Vorhaben, etwas zum gemeinen Beſten zu ſchreiben, leicht ausgeſetzt ſeyn kann!

Und wie willkührlich, wie wenig nach gewiſſen und ausgemachten Regeln, wird öfters dabey verfahren? An einem Orte wird in der Cenſur gebilligt, was an einem andern gemißbilligt wird; manchmal wohl gar in einem und eben demſelben Lande; bisweilen wohl gar von einem Cenſor in verſchiedenen Schriften. An einem Orte werden dieſe, an einem andern Orte jene Stellen als bedenklich angeſtrichen, und wenn es zum Treffen kommt, hat dieſer Mangel an Uebereinſtimmung auf beyden Seiten keinen andern Grund, als weil es ſo beliebt. Mir ſind dergleichen Fälle aus eigener Erfahrung bekannt, wegen der ich aber aus Beſcheidenheit nichts weiter ſagen mag, da ſie ſonſten mit Thatſachen hinreichend könnten documentirt werden. Und erreicht man denn nun ſeinen Endzweck, aller dieſer noch ſo ſeltſamen

Sonderlichkeit? An einem Orte wird unter obrigkeitlicher Censur gedruckt, was an einem andern zu drucken verwehrt wird. Es kommt denn doch ins Publicum. Würde es auch confiscirt, so greifen nur mehrere Hände darnach, und belohnen die Gewinnsucht. Und wie oft wird selbst bey sträflichen, beleidigenden und aufrührischen Schriften die Censur hintergangen oder achtet wohl gar nicht auf sie, oder darf es nicht einmal wagen, da durch Preßfreyheit das Gegentheil ausgemacht ist, oder es wohl gar der vermeyntlich-kirchliche Lehrbegriff erfordert, ihn mit so elenden und schwachen Stützen zu unterstempeln, die ihn nur seinem gänzlichen Untergange näher bringen, oder man es aus befürchteter Ahndung nicht wagen darf. Und das soll ein schickliches und ausreichendes Mittel seyn, Verschiedenheit der Meynungen von unserer Kirche abzuwenden, und kirchliche Irrthümer aus ihr zu verbannen, die wohl gar durch selbiges in sie eingeführt, begünstigt und durch öffentliche Autorität gerechtfertigt werden? Wie ist es nur möglich, so etwas von ihm zu denken und zu erwarten?

Hieher gehört endlich noch, das unüberlegte Schmälen, auf die böse und verderbte Vernunft der Menschen, die alles Unheil in Sachen, die Religion betreffend, anrichten soll, und sich besonders nicht unter den mächtigen Arm der kirchlichen Autorität demüthigen will. Aber wie ist es nur möglich, die menschliche Vernunft auf eine so gehässige Art zu verschreyen, die wenn sie nur in und durch das Christenthum selbst, gehörig geleitet und regieret wird, die edelste Gabe und das vortreflichste Geschenk

Got-

Gottes ist, das uns am meisten adelt, und über die Thiere erhebt, und selbst bis zur Aehnlichkeit mit Gott verhilft; ohne die selbst keine Religion und keine sittliche Glückseligkeit der Menschen möglich seyn würde, ohne deren Anwendung und Gebrauch selbst alle christliche und kirchliche Wahrheit zur Seligkeit unnütz und vergeblich seyn würde und keine Frucht schaffen könnte? Und glaubt man denn wirklich ihren Mißbrauch dadurch zu verhüten wenn man auf solche Art gegen sie losdonnert und sie dadurch als auf einen Schlag zu Boden zu stürzen sucht? Wird sie nicht dadurch nur desto kecker und muthiger, ihr Haupt unerschrocken empor zu heben, die Ungerechtigkeiten zu vergelten, die ihr dadurch ohne Grund zugefügt werden, und noch mehr Unheil anzurichten, als von ihr ohne eine solche Behandlung geschehen seyn würde, wozu sie selbst aus diesen ihren unvernünftigen Verdammungen, sich scheinbare Vorwände leicht, das desto ungescheuter zu thun, wessen man sie ohne Grund bezüchtigt? Würde sie nicht viel ehender und leichter besänftigt, bezähmt und in die gehörigen Schranken gewiesen werden, wenn man sich nur angelegener seyn ließe, ihr selbst durch das höchstvernünftige Christenthum, diesen Dienst zu erweisen? Und ist es recht, das auf ihre Rechnung zu setzen, was sich eigentlich aus den bösen Lüsten und Begierden des menschlichen Herzens und deren Verwöhnung herschreibt, die sie nicht allezeit gehörig leiten und regieren kann, durch sie überstimmt und überwältigt wird, und eben durch das Christenthum in das Uebergewicht über sie soll versetzt werden?

Frey-

Freylich ist die sich selbst überlassene Vernunft der Menschen, dürftig und schwach, kann sich nicht für sich selbst, allezeit helfen, Wahrheiten erforschen und aufhellen, sicher und gewiß machen, über die Leidenschaften herrschen, und die bösen Lüste und Begierden des menschlichen Herzens besiegen, zureichend überwältigen, und sich vor deren Gewühle und Verführung in Sicherheit setzen. Aber kann sie dieses alles nicht etwa durch den außerordentlichen Beystand, dessen sie durch die Hulfe des heilsamen Evangelii Jesu Christi ist theilhaftig geworden? Freylich empört sich die durch sinnliche Leidenschaften überstimmte und bethörte Vernunft der Menschen, öfters wider alles was Gott, Religion und Christenthum heißt, und den sinnlichen Trieben und Begierden der Menschen einen Zügel anlegen will, daß sie nicht wild ausschweifen sollen. Kann aber solches nicht auch durch eine zweckmäßige Anwendung der vernünftigen Lehren des Evangeliums, vermieden werden? Freylich lehnt sich die, öfters bloß deswegen als böse verschrieene Vernunft der Menschen, wider menschliche Bestimmungen und Lehrmeynungen auf, die man ihr wider den klaren Augenschein, als göttliche Belehrungen zur Seligkeit aufdrängen, und ihr dadurch, die ihr zukommenden Rechte rauben will. Aber ist es nicht auch auf Seiten derer, die sich etwas dergleichen anmaaßen, wahrer Mißbrauch der Vernunft, sich nur so etwas in den Sinn zu setzen? Ist es nicht auf Seiten derer, denen man so etwas zumuthen will, wahre Unterdrückung der Vernunft, und recht gestissentliche Verletzung der ihr bey einem jeden zukommenden Rechte?

Wür-

Würde man sie nicht ehender in ihre gehörige Ordnung bringen wenn man sie einem jeden ruhig verstattete? Oder ist Gottes und der Menschen Sache, für eine und eben dieselbe zu achten? Würde sie nicht um so viel geneigter seyn, jene mehr anzuerkennen, und deren Ueberlegenheit über sich einzugestehen, wenn sie nicht so oft mit dieser vermischt, und ihr gleiches Ansehen mit jener beygelegt würde? Die Vernunft der Menschen, demüthigt sich leicht, unter Gottes Gewalt, wenn es nur gehörig angegriffen wird. Unter menschlichen Arm geht es ihr freylich schwerer ein.

Daß sie dadurch leichtlich zum Socinianismus und Naturalismus verführe, hat nicht viel auf sich, und kann bey weisem und zweckmäßigem Verhalten leicht vermieden werden. Ueberhaupt ist der Socinianismus, was man nemlich insgemein dafür hält, so gefährlich nicht, als man mehrentheils glaubt. Nur seine Uebertreibungen machen ihn verwerflich. Und zu denen wird er vielleicht selbst durch die Uebertreibungen auf der andern Seite mit veranlaßt, oder sie ihm wenigstens wegen ihrer, und wohl gar mit Unrecht Schuld gegeben. Selbst der Naturalismus ist an und für sich so gefährlich nicht, als er von vielen ausgegeben wird. Er liegt bey allen Religionsarten zum Grunde. Das Heydenthum ist ein ausgearteter Naturalismus. Das Judenthum ein versinnlichter Naturalismus. Der Gueber und Chineser besitzt ihn in mehrerer Reinigkeit als andere Völker, die sich an ihm allein begnügen müssen. Mohammed hat ihn mit Zusätzen und Gebräuchen vermischt,

miſcht, die er von Juden, Heyden und Chriſten entlehnte. Selbſt das Chriſtenthum iſt ein erleichterter, erweiterter, durch allerley außerordentliche Handlungen beſtätigter, und durch allerley Zuſätze zur Beförderung mehrerer Wahrheit und Seligkeit bereicherter Naturalismus. Er liegt wenigſtens bey ihm mit zum Grunde, und wird bey ihm vorausgeſetzt. Ihm kann nicht durch ſelbiges widerſprochen, oder etwas in ihm gelehret werden, das ihm zuwider wäre. Nur der Mißbrauch macht ihn verwerflich; wenn er ſich nur an der natürlichen Erkenntniß Gottes und ſeines Willens begnügen will, und alle nähere Hülfe deſſelben zu deren Erleichterung, Vermehrung und Beſtätigung ſtolz verachtet. Die Vernunft der Menſchen iſt gut, wenn ſie nur durch das Chriſtenthum gehörig geleitet und regieret wird. Durch ſie vermag der Menſch alsdenn alles. Durch ſie wird er zu der Größe empor gehoben, die er eigentlich nach Gottes Abſicht erreichen ſoll. Durch ſie wird er ſich durch deſſen Beyſtand ſelbſt genugſam. Durch ſie wird er ſich gleichſam ein Gott, in bloßer menſchlicher Geſtalt. Wenigſtens wird ihm durch ſie, alsdenn zur Gottähnlichkeit verholfen. Der Menſch iſt groß, ſo bald er nur will, es gehörig angreift, und den Beyſtand Gottes dazu, nicht verſchmäht!

Zweyter Abschnitt.

Von den rechten, hinlänglichen und wahren Mitteln.

Aus dem bisherigen ist auf die einigen rechten, wahren und zureichenden Mittel, zur Einschränkung der Toleranz und Gewissensfreyheit leicht hinzuschließen, mit deren Bestimmung und Empfehlung, sich der gegenwärtige Abschnitt eigentlich zu beschäftigen hat. In deren Angebung und dem Erweise deren Wahrheit, Hinlänglichkeit und Zweckmäßigkeit, werde ich daher auch so kurz als möglich seyn können. Und da will ich sogleich da anfangen, wo ich an dem Ende des vorigen Abschnitts bin stehen geblieben.

Das erste Mittel ist, ein durch Uebung und Fleiß, Ueberlegen und Nachdenken, Religion und Tugend, eigene und fremde Erfahrung richtig geleiteter und geordneter Gebrauch der Vernunft, dieses vornehmsten Hülfsmittels aller menschlichen Ruhe und Glückseligkeit, in Zeit und Ewigkeit, ohne dessen Anwendung und Gebrauch, uns selbst Gott und Jesus nichts nütze ist, und uns nicht selig machen kann, wenn er es auch thun wollte, indem er sich durch dessen Unterlassung eben so wohl daran gehindert sieht, als wenn man sie nicht durch ihn in die gehörigen Schranken will weisen lassen. Und würde bey allen und jeden, von ihrer ersten Kindheit an, weislich, ernstlich und nachdrücklich genug dafür gesorgt, ihr diese Richtung zu ertheilen; würden alle immer fleis-

sig

sig und sorgfältig genug, auf das einige, so uns zu unserer Glückseligkeit nöthig ist, auf Gott, Religion und Tugend hingewiesen; würde unabläßlich darauf gesehen, die in unserm Fleische liegenden und daher aus der Liebe zum sinnlichen, entspringenden bösen Lüsten, Neigungen und Begierden des menschlichen Herzens, das böse ist von Jugend auf und immer dar, zeitig zu bezähmen, zu dämpfen und zu unterdrücken; würde dadurch vermieden, daß sie nicht wild ausschweiften, und in sündliche Leidenschaften und Fertigkeiten, in Gedanken, Worten und Werken übergiengen; würden sie nicht durch so viele unzüchtige Reden, geile Buhllieder, unfläthige Possen, Scherz und Narrentheidungen die Christen nicht geziemen, und sie daher ferne von sich sollten seyn lassen, schlüpfrige Bilder, gefährliche, wider Religion und Tugend verstoßende Bücher, üppige Possenspiele, und dergleichen, die sämmtlich nur die Einbildungskraft erhitzen und sie zügellos machen, unrichtig geordnete und genossene sinnliche Vergnügungen u. s. w. angefacht, gereitzt und belebt; würde dafür gesorgt, daß alle diese Dinge nur so seyn möchten, wie sie seyn sollten, jeder so eingeschränkt, daß er nicht mehr von ihnen wüßte, als zur Beförderung des Guten und zur Witzigung vor Schaden nothwendig ist: würden alle Gelegenheiten zu deren Erweckung sorgfältig vermieden, und wenn sie für sich aufwachen wollten, darauf gesehen, daß nur der Gebrauch von ihnen gemacht würde, der einem jeden zur Seligkeit, selbst in vermehrter Art, dienlich ist; würde bey der Erlangung der Gelehrsamkeit mehr auf deren Unterdrückung und Zähmung gesehen; hielten sie

viele

viele nicht für ein gemächliches Mittel zu deren Befriedigung, und bedienten sich ihrer selbst dazu mit; fänden die Studierenden auf den Wohnsitzen der Wissenschaften, nicht so viel Reiz, Gelegenheit und Verführung zu ihnen; würden sie in genauerer Aufsicht gehalten, und ihnen bey jeder Gelegenheit entgegen gearbeitet; ertheilten ihnen nicht manche Wissenschaften, die nur den Geist mit unnützen und wohl gar schädlichen Erkenntnissen aufblähen, ihn verwöhnen und verderben, so viele Nahrung; so, daß sie nicht zu mächtig würden, den Verstand zu übertäuben, und über ihn zu herrschen, da er über sie herrschen sollte; würde bey diesen allen Religion und Christenthum mit zu Hülfe genommen, und nur nach selbigen gehandelt; zielte alle Uebung des Verstandes auf sie mit ab, und würde unabläßlich in sie hineingezogen; würden aus den Wissenschaften selbst die Hindernisse weggeräumt, die dem schwerfällig entgegen stehen: die als böse und verderbt verschriene Vernunft der Menschen, würde in Sachen der Religion nicht so viel Unheil anrichten, als man ihr insgemein Schuld giebt, und auch öfters, durch die Verderbnisse des menschlichen Herzens angetrieben, wirklich geschiehet. Sie würde sich gar gerne unter Gott demüthigen, und sich seinen Belehrungen und Willenserklärungen unterwerfen. Man würde sich nicht veranlasset sehen, sie durch andere verwerfliche und tadelhafte Mittel, die ihr nur mehr Vorwand leihen, dazu nöthigen zu wollen. Sie würde sehr wohl einsehen, was ihre Pflicht und Schuldigkeit gegen Gott sey. Und die Liebe, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Unterwürfigkeit, die Dankbarkeit, die sie gegen die hegen

würde, die in der Hand Gottes die Werkzeuge abgegeben, ihr eine solche selige Richtung zu ertheilen, und sie vor allen Ausschweifungen zu verwahren, würde sie lehren und angewöhnen, sie gleichfalls gegen Gott zu beweisen, der eigentlich der Urheber alles des Guten ist, das sie von ihnen erhalten hat; ohne den sie es ihr nicht hätten mittheilen können, wenn sie nicht auch schon zuvor durch andere, und diese wieder durch seine ursprüngliche Veranstaltungen dazu, wären in den Stand gesetzt worden, ihr diesen Dienst zu leisten. Die Vernunft der Menschen ist gut, wenn sie nur auf die Weise gehörig geleitet, regieret und geführet wird, alle im Wege liegende Hindernisse weggeräumet werden, und die Gelegenheit zu dem Gegentheil sorgfältig vermieden wird.

Und die so geleitete und geübte Vernunft der Menschen würde nun ein sehr geschicktes und zweckmäßiges Mittel seyn, Toleranz und Gewissensfreyheit in ihre gehörigen Grenzen zu weisen. Sie würde sich nicht anmaassen, Dinge ausklügeln zu wollen, die aller menschlichen Vernunft viel zu hoch und unerforschlich sind. Sie würde ihre Unterwürfigkeit unter Gott, und die Schwäche ihrer Einsichten gegen die Seinigen anerkennen und auf seine Belehrungen und Zusicherungen mehr Zutrauen setzen. Sie würde sichs auch nicht herausnehmen, Dinge durch menschliche Bestimmungen aufklären zu wollen, die nie vollkommen können deutlich gemacht, und durch sie nur verwickelter, schwüriger und noch unbegreiflicher werden. Sie würde nicht Hirngespinnste für Wahrheit verkaufen, sondern sich wegen ihrer nur an Gott halten,

und

und alle menschliche Meynungen nach dem prüfen, was er uns von ihr bekannt gemacht hat. Sie würde nicht andere nöthigen wollen, das für göttliche Wahrheit zu halten, was nur von Menschen herkömmt, und sie wohl gar in Irrthum und Sünde verwirrt und verstrickt. Sie würde nicht öfters auf menschliche Theorien, Formeln und Redensarten halten, auf Meynungen bestehen, die die klaren Aussprüche Jesu nnd seiner Gesandten wider sich haben, und die Menschen von Religion und Gottseligkeit abziehen, zu denen sie ihnen doch eigentlich behülflich seyn sollen. Sie würde nicht durch sie die Lüste des menschlichen Herzens begünstigen, und ihm allerley Entschuldigungen und Vorwände darbieten. Sie würde nicht selbst in ihnen und dem steifen Vesthalten auf ihnen, eine Nahrung ihres Stolzes, ihrer Selbstsüchtigkeit, ihrer Erhebung über Gott, ihrer Verachtung anderer, ihrer Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit gegen sie, durch allerley unchristliches und ungöttliches Verdammen, Verketzern, Verfolgen und Verläumden, suchen und finden. Gott, Jesus und sein Evangelium würden ihr alles in allem seyn. Sie würde immerdar nur auf sie hinsehen. Die Ruhe, die Zufriedenheit, der Wohlstand, die Glückseligkeit anderer, würde ihr nach deren Beyspiel, über alles gehen. Sie würde sich nicht herausnehmen, sie frech anzutasten, verwegene Eingriffe in sie vorzunehmen, und das Gute zu hindern suchen, das andere nach Gottes und Jesu Beyspiel, und nach seiner Vorschrift zu befördern sich angelegen seyn lassen. Sie würde selbst das mit zu verdrängen suchen, was der wahren Glückseligkeit der Menschen in Zeit und Ewigkeit im Wege steht, und sie

verwahren, sie nicht in blinden Wahn und leere Tä
schungen zu setzen. Sie würde in der Hand Gott
das gesegneteste Werkzeug seyn, sich und andere sel
zu machen.

Alle ihr Schuld gegebene Uebertreibungen und Mis
bräuche, von deren Verdacht sie nicht allezeit kann ge
reinigt werden, würden wegfallen. In den Lüsten des
menschlichen Herzens würde sie keinen Zunder und kein
Veranlassung mehr zu ihnen finden. Sich und andern,
würde sie durch das Gute, das sie in aller Rücksicht zu
befördern suchte, gleichsam Gott selbst werden, in sicht
barer Menschengestalt, beynahe so, wie es ihnen Jesus,
nur auf eine noch vollkommenere Art war, dem sie als
denn alles zu danken haben, mit dem Gott deswegen auf
eine ganz besondere und ausserordentliche Art war, und
in sich mit keinen Hindernissen zu kämpfen hatte. Der
vollkommensten Gott und Jesus Aehnlichkeit würde sie
also alsdenn theilhaftig werden, seyn und bleiben, sie
immer mehr zu erlangen, und sich ihr würdig zu bewei
sen suchen. Gottes Absicht mit ihr, würde also auf das
vollkommenste erreicht. Und die Hindernisse, mit denen
sie in den sinnlichen Lüsten und Trieben, Neigungen und
Begierden des menschlichen Herzens zu streiten hat, wür
den von ihr überwältigt, und ihr selbst nach Gottes Wil
len in seiner Hand, ein Mittel zur Erreichung dieses Zwecks
seyn und werden; da es ihr eigentlich ohne Kampf und
Streit nicht möglich ist, die Herrschaft über sie zu erlan
gen: ohne die sie nicht menschlich seyn könnte, sondern
Gott selbst seyn müßte.

Durch eine so geübte und geleitete Vernunft würde also endlich auch alle Mißhelligkeit in der Religion selbst verschwinden. Viele über sie entstandene Streitigkeiten, denen man eben durch menschliche Bestimmungen, Theorien und Lehrmeynungen abzuhelfen, und ihnen vorzubeugen suchte, ob sie gleich öfters nur durch sie vermehret wurden, beruhen häufig nur auf bloßen Mißverständnissen und elenden Wortklaubereyen. Wird sie nun zum ordentlichen, richtigen und bestimmten Denken und Urtheilen, selbst durch allerley wahre, nützliche und brauchbare Gelehrsamkeit angeführt und in ihm geübt: so werden viele Gelegenheiten zu ihnen wegfallen. Sind alle vermögend, ordentlich und bestimmt, richtig und deutlich zu denken, und sich auch so auszudrücken: so werden sie nichts zu Markte bringen, das von andern kann gemißdeutet werden. Und andere werden sie in solchem Falle, alsdenn ehender und leichter verstehen, und durch ihr ordentliches und vernünftiges Denken zugleich verwahret werden, ihnen nicht so offenbar Unrecht zu thun, und Dinge mit einander zu vermischen, die nicht zusammen gehören. Wie viele falsche Auflagen, Verdächtigmachungen, Verkleinerungen, Anschwärzungen und Verläumdungen, entstehen bey manchen öfters bloß daraus, daß sie andern im Denken nicht nachkommen können, und aus Mangel an Uebung und Fleiß in ihm, verhindert werden, sie nicht gehörig zu verstehen? Sie sind dergleichen nicht gewohnt, und glauben also, andere müßten auch nicht mehr denken als sie. Oder weil sie sich eines Mangels an ihm bewußt sind: so überreden sie sich, andere machten es eben so, und könnten daher eben nicht

weiter sehen als sie. Und was alsdenn über ihren Horizont hinausgeht, das sehen sie als einen Mißbrauch der Vernunft, als gefährlich und verdammlich an.

Das zweyte Mittel zu gehöriger Begrenzung der Toleranz und Gewissensfreyheit, ist: eine genaue und sorgfältige Befolgung des vornehmsten Hauptgrundsatzes unserer Kirche, dem sie alles zu verdanken hat. Durch ihn werden alle die Irrthümer aus ihr verbannt, die ihren und des Christenthums Geist dämpfen, tödten und umbringen, und sie mit Meynungen anfüllen, die ihm zuwider sind. Und je vollkommener er in Acht genommen, also auf keines Menschen Ansehen, er habe Namen wie er wolle, sondern nur allein auf die heilige Schrift gesehen wird: desto mehr werden sie von ihr zurückgehalten. Vereinigte man sich daher nur, durch die gehörig geleitete Vernunft, durch scharfes und richtiges Nachdenken, über die mit erweislicher Richtigkeit allgemein bekannten Vernunftwahrheiten, denen freylich die heilige Schrift nichts widersprechendes lehren kann, wenn Gott und seine beyden Offenbarungen in der Natur und heiligen Schrift, nicht in einen völlig unanständigen und unmöglichen Streit und Widerspruch sollen verwickelt werden; und käme man nur alsdenn noch darüber mit einander überein, was uns die heilige Schrift eigentlich als göttliche Wahrheit zur Seligkeit lehrte, was zu dem von Menschen noch ist hinzugethan worden, das gleichfalls für sie mit verkauft wird, aber ihm zufolge eigentlich von ihr muß abgesondert werden: so würde bald mehr Einigkeit in unsere Kirche herrschen, allen Irrthümern

der

der Zugang in sie verschlossen, und selbst alle menschliche Meynungen, Theorien, Formuln und Redensarten, die man zu deren Verhütung für nöthig geachtet hat, als völlig unnöthig, unnütze und überflüßig wegfallen, die ihre mehrere christliche Reinigkeit, Vollkommenheit und Seligkeit, bisher noch verzögert und aufgehalten haben.

Da wird denn aber zu jenem, durch fleißige Uebung der selbst durch das Christenthum aufgeklärten Vernunft, in ordentlichem, scharfen und richtigen Nachdenken, nicht nur der Weg gebahnt; sondern zur Beförderung des letztern bleibt auch kein anderer Rath übrig, als daß man den gesammten Unterricht der Schrift, über eine jede Schriftwahrheit, sorgfältig aufsuche, ihn unter sich vergleiche, sehe, was alles in ihm nicht nur überhaupt, sondern auch in besonderer Rücksicht, auf die damaligen Zeiten und Umstände, enthalten ist, sich durch genaues und geübtes Ueberlegen und Nachdenken darüber, die Einsicht verschaffe, was und wie alles in unsern Tagen noch zu nutzen und anzuwenden ist, und sich durch dieses alles die veste Ueberzeugung mittheile, was man eigentlich als göttliche Belehrung zur Seligkeit anzunehmen habe. Da aber dießfalls alles auf einer guten, richtigen und auf sichern Grundsätzen gestützten Schrifterklärung beruht: so ist diese das **dritte** Mittel, alles willkührliche in der Religion zu vermeiden, und allen menschlichen Irrthümern und Meynungen vorzubeugen, die öfters so viel Schaden in ihr anrichten.

Ich kann mich hier unmöglich auf eine umständliche Bestimmung und Entwickelung der Gründe und Regeln

einlassen, auf die sie sich stämmen, und nach denen sie eingerichtet seyn muß. Dieß ist eine Sache, die in die Hermenevtik oder Auslegungskunst der heiligen Schrift gehört, und in ihr muß ausgemacht werden. Einige der vornehmsten kann ich jedoch hier anzugeben keinen Umgang nehmen. Es sind folgende. Schrift muß aus Schrift erklärt, und alle Rücksicht auf menschliche Bestimmungen, Theorien und Redensarten dabey vermieden werden. Alles muß in dem Sinne genommen werden, der dem Zusammenhange, der erweislichen Absicht ihrer Verfasser, den Sitten und Gebräuchen, der politischen und religieusen Verfassung der Völker, unter denen sie lebten, und zu deren Besten sie zunächst schrieben, der dadurch unter ihnen gebildeten Denk- und Schreibart, der damals herrschenden Philosophie, und allen andern Umständen, unter denen sie sich damals befanden, und durch die sie selbst zum Schreiben mit veranlasset wurden, der gemäßeste ist. Man muß sich ganz in den Geist und Sinn, und in die Umstände ihrer Verfasser und derer an welche sie schrieben hineinsetzen, und alles nur so erklären, wie es von ihnen konnte verstanden und eingesehen werden. Alles muß der damaligen Denk- und Schreibart gemäß genommen, von dem in ihm liegenden Bildlichen und Nationellen, das sich für unsere Zeiten und Tage nicht mehr schickt, und nur Undeutlichkeiten erzeugt, enthüllt und entwickelt, und in heute zu Tage verständliche, jedoch ihnen sattsam entsprechende Ausdrücke und Redensarten übergetragen werden. Dabey muß man sich so genau als möglich, an den in ihnen liegenden Sinn binden, der auf die Weise ist gefunden wor-

worden, mit dem Eigenthümlichen der Sprache, in der sie schrieben, wohl bekannt, und in deren Kenntniß wohl bewandert seyn. Eben so muß man sich sorgfältig hüten, alles in dem möglichstvollkommenen und fruchtbaren Sinn zu nehmen, in dem es in den nachfolgenden Zeiten, bey erweiterter religieuser Einsicht, genommen wurde. Die in ihr vorkommenden Wörter und Redensarten, müssen nicht in der Bedeutung genommen werden, die sie heutiges Tages haben, sondern nur in derjenigen, die sie zu den Zeiten ihrer Verfasser hatten. Der Schriftgebrauch muß alles entscheiden.

Doch muß man sich auch eben so sorgfältig in Acht nehmen, ihnen nicht einen eingeschränktern Sinn beyzulegen, als sie zu den Zeiten, in denen sie gebraucht wurden, hatten. Die religieusen Begriffe erweiterten sich selbst durch sie, nach und nach immer mehr. Nicht alles in ihnen vorkommende, mit einerley Redensarten ausgedrückte, muß daher nur in dem unvollkommenen, schwachen und sinnlichen Verstande genommen werden, den es Anfangs hatte. Bey den spätern Schriften muß vielmehr wohl zugesehen werden, ob nicht neue Ideen und Vorstellungen zu jenen ältern hinzugekommen sind, die uns nöthigen, sie in einem erweiterten und ausgebreitetern Verstande zu nehmen, als sie vormals hatten, und wichtiger Ursachen wegen nur in sie eingekleidet und vorgetragen wurden. Und würde man nur erst wegen dieser und noch einiger andern Regeln und Vorschriften, einer vernünftigen Auslegungskunst, und besonders wegen deren Anwendung auf einzelne Fälle, in unserer und der

gesammten protestantischen Kirche einiger, es würde bald mehr übereinstimmige Gewißheit in demjenigen herrschen, was man eigentlich als christliche Wahrheit zur Seligkeit anzusehen und anzunehmen hätte, und also die kirchliche Toleranz, mit Vermeidung aller ihr entgegenstehenden Irrthümer, und aus ihr entspringenden ausschweifenden Meynungen, in ihre gehörigen Grenzen geleitet werden. Selbst diejenigen Meynungen und Vorstellungen, die ihr am meisten entgegen stehen, würden aus ihr verdrängt werden. Und dazu wird nun eben durch sie, der ebenste Weg mit gebahnt.

Darum ist auch den Lehrern der Religion in unsern Tagen, um alles mit eigenen Augen zu sehen, und sich auf keines Menschen Ansehen blindlings zu verlassen, so viel Gelehrsamkeit, Sprachwissenschaft, Bekanntschaft mit den jüdischen, morgenländischen und übrigen heydnischen Sitten, Gebräuchen, nationellen, gottesdienstlichen, politischen und häuslichen Verfassungen, ihrer Denk- und Schreibart, und der unter ihnen herrschenden Gelehrsamkeit, den allgemeinen Weltbegebenheiten und den politischen Veränderungen derselben, die selbst auf ihre religieuse Denkungsart öfters mit von Einfluß waren; Einsicht in deren gottesdienstliche Verfassung und den Zustand der ersten christlichen Gemeinden, der in ihnen herrschenden Meynungen, Irrthümer und Vorurtheile, und deren gottesdienstlichen Einrichtungen; Kenntniß der Kritik, um zu wissen ob alles, was insgemein darüber gesagt wird, gegründet ist oder nicht, und ob nicht manche Glossen und Auslegungen selbst in den Text der hei-

heiligen Schrift sind eingeschoben worden, was für verschiedene Lesarten in ihr entstanden, und woher sie entsprungen sind; Bekanntschaft mit der gelehrten Geschichte, und des sich von Zeit zu Zeit verändernden Gangs unserer theologischen und der allgemeinen Litteratur, um einzusehen, wie weit unsere Vorfahren und Zeitgenossen in dem allen gekommen sind, mit ihnen darinnen fortzurücken, und zu wissen, was noch für Lücken, Mängel und Gebrechen darinnen übrig sind, damit man auf deren Ausfüllung und Hebung bedacht seyn könne; Uebung des Verstandes in richtigem und scharfsichtigem Nachdenken, nicht nur durch dieses alles selbst, sondern auch durch diejenigen Hülfswissenschaften, die dazu am meisten behülflich sind; daß alles ist ihnen unentbehrlich. Und was nun dazu gehört und dazu dienlich ist, das alles verdient den Namen nützlicher und brauchbarer Gelehrsamkeit, das daher auf Schulen und Universitäten, wie auch schon auf manchen, z. E. Halle, Göttingen u. s. w. in ziemlicher Vollkommenheit geschiehet, muß getrieben, erlernt, und darinnen immer weiter fortgefahren werden.

Wie zweckwidrig handeln daher diejenigen, die da meynen, ein gewöhnlicher Lehrer der Religion, brauchte nicht viel zu wissen, und dadurch daran Schuld sind, daß dergleichen Dinge auch wirklich deswegen, von vielen nicht geachtet, und gar vernachlässigt werden? Freylich ist unter einem akademischen Theologen, und einem Prediger großer und kleiner Stadt- und Landgemeinden, gar ein großer Unterschied. Jener muß von diesem allen weit mehr wissen, als diesem nöthig ist. Doch muß

auch

auch dieser darinnen wohl bewandert seyn. Es gereicht ihm nicht nur zur Zierde, sondern ist auch selbst für ihn und andere, selbst für seine Gemeinde, wenn es gehörig angewendet wird, mit von Nutzen. Vor wie vielen Unschicklichkeiten, Fehltritten und Vergehungen, zumal gegen andere, die weiter sehen und sehen müssen, als es ihnen gewöhnlich ist, würden alsdenn viele bewahret bleiben? Wie viel geübtere Sinnen würden viele erlangen, zu wissen, was ihren Gemeinden mit Nutzen könnte und müßte vorgetragen werden, und wie sie sich in manchen Fällen zu verhalten hätten? wenn sie in dem allen mehr zu Hause wären. Vielleicht ist dieses aber auch eigentlich der Sinn derjenigen nicht, die meynen, ein Prediger brauchte alle diese Wissenschaften nicht aus dem Grunde zu wissen. Die meinige ist es wenigstens niemalen gewesen, wenn ich sonst auch etwas dem ähnliches gesagt habe.*)

Alles geht nur auf das unnütze, unfruchtbare, überflüssige, bloß spitzfindige, den Geist nur aufblähende, und das Gute selbst verhindernde, das eigentlich dadurch sollte bezielet werden, das öfters noch häufig in diesen Wissenschaften herrscht, auf dem manche mehr halten, als auf dasjenige, was eigentlich diesen Namen nicht verdient. Es geht auf die häufige Gewohnheit, daß zukünftige Prediger, auf Universitäten zu dem allen also angeführt werden, als wenn sie einmal lauter akademische Gottesgelehrte

*) Z. E. in meinen Betrachtungen über die große Unwissenheit der heutigen Christen. Th. 1. S. 223. f.

gelehrte werden ſollten, unter ihnen und dieſen kein gehöriger Unterſchied gemacht, und ſie gleichſam nur auf das Conſiſtorialexamen zubereitet werden, in ihm zu ſchimmern und zu glänzen, das daher auch öfters zweckwidrig genug eingerichtet iſt. Für jene ſollte auf andere Art geſorgt werden, und das meiſte beſonders von ihrem eigenen Fleiße abhängen. Es geht auf die häufige Gewohnheit, über dem Treiben jener Wiſſenſchaften, das gänzlich zu vernachläſſigen und zu verſäumen, was das eigentliche Hauptwerk der künftigen Prediger ausmacht, daß die dazu nöthigen praktiſchen Kenntniſſe nicht genug getrieben, und ſie beſonders darinnen nicht geübt werden, wie ſie die auf ihnen eingeſammleten Schätze der Erkenntniß zu verarbeiten, und zum gemeinen Beſten anzuwenden haben; welches freylich nicht alſo ſeyn ſollte, und auf welchen Fall es beſſer wäre, daß ſie lieber von jenem allen nichts, oder doch nur ſehr wenig wüßten, als daß dieſes darüber hintan geſetzt würde.

Freylich können ſich fähige Köpfe, wenn ſie nur in jenem wohl geübt und erfahren ſind, alsdenn in dem allen ſelbſt helfen. Aber deren pflegen insgemein die wenigſten zu ſeyn. Und wie ſollen nun alsdenn die zurechte kommen, die nicht unter ſie gehören, und es daher auch in jenem nicht ſonderlich weit gebracht haben? Allezeit vergeht auch bey jenen darüber viel Zeit, bis ſie es darinnen zu der gehörigen Fertigkeit bringen, wird durch die Flüchtigkeit der Jugend, durch Mangel an eigener und fremder Erfahrung erſchwert, und wohl gar durch eine unfruchtbare fortgeſetzte Beſchäftigung mit jenem verhindert.

hindert. Dieß alles würde aber wegfallen, wenn sie schon auf ihnen, sorgfältiger dazu angeführt, und darinnen geübt würden, wie auch schon an manchen Orten, z. E. Göttingen, Erlang und zum Theil auch in Jena, mit ziemlicher Vollkommenheit geschiehet, die nur durch manche andere Umstände, noch geschwächt wird.

Wie unrecht handeln daher auch diejenigen, die auf ihnen die Gelegenheit muthwillig versäumen, es in jenem wie in diesem, zu der gehörigen Fertigkeit zu bringen, und sich durch Mangel an Zeit, die zeitige Flucht von Universitäten, und andere Beschäftigungen und Zeitverderbnisse, daran hindern lassen? Wie unrecht aber auch selbst diejenigen, die wenn sie nur einmal in ein Amt gekommen sind, das sie erträglich nährt, die Hände müssig in den Schooß legen, und glauben, daß sie nun nichts mehr zu lernen hätten, sondern es ganz wohl bey dem könnten bewenden lassen, was sie auf Universitäten gelernt haben; die jeder Pfennig reuet, den sie auf ein neues Buch wenden sollen. Freylich haben Studierende und Prediger dießfalls noch mit gar vielen Hindernissen zu kämpfen, deren Erörterung aber hieher nicht gehört. Billig sollten sie daher auch weggeräumet, und ihnen deswegen mit unter die Arme gegriffen werden. Aber es ist nun einmal der Welt Lauf so. Und wer will den ändern? Wer hat öfters Lust und Belieben dazu? Wer es gerne thäte, dem fehlt es an Kraft und Vermögen dazu!

Zu Befolgung des vornehmsten Hauptgrundsatzes unserer Kirche, trägt endlich noch eine genaue Bekanntschaft mit der christlichen Kirchengeschichte, und dem, nach den veränderten Zeitbedürfnissen, abgeänderten christlichen Lehrvortrage, ungemein viel bey. Ein sorgfältiges Studium derselben, nach ihren mannigfaltigen Theilen, Zweigen und Hülfsmitteln, macht daher eigentlich das vierte Mittel noch aus, Toleranz und Gewissensfreyheit in ihre gehörigen Grenzen zu weisen. Durch sie werden wir auf die mannigfaltigen Veranlassungen und Gelegenheiten des veränderten Lehrvortrags der christlichen Wahrheit zur Seligkeit, hingewiesen, die zu diesen und jenen menschlichen Bestimmungen, Theorien, Zusätzen und Lehrmeynungen, die zu ihm von Zeit zu Zeit hinzugekommen sind, Gelegenheit gegeben und sie nöthig gemacht haben. Aus ihr können wir daher auch die Weisheit lernen und einsammlen, wie wir uns mit ihm, nach den veränderten Zeitbedürfnissen, ebenfalls zu richten haben, ohne eben auf jenen, vormals für nöthig geachteten, besondern Bestimmungen und Lehrmeynungen, hartnäckig zu bestehen, und zu glauben, daß sie nun jederzeit unveränderlich müßten beybehalten werden, weil etwa auch unsere Vorfahren noch so gedacht hätten. Durch sie werden wir zu den öfters unreinen und trüben Quellen hingeleitet, aus denen sie ihren Ursprung genommen haben; aber auch dadurch zugleich verwahrt, auf der Meynung zu beharren, als wäre ohne sie keine wahre christliche Religionslehre möglich, die sie gerade, von deren Schlamme gereinigt, am meisten und lautersten ist. Durch sie lernt man die Verirrungen des menschlichen Ver-

Verstandes, und den Schaden, der durch sie angerichtet wird, kennen, wenn man weiter gehen und mehr wissen will, als uns Gott kund zu thun für gut befunden hat, und Dinge der menschlichen Vernunft, zum Erforschen, Bestimmen und Ausmessen unterwirft, die ihr öfters völlig unerreichbar sind, über welchem Bemühen sie nothwendig in allerley ungewisse, nothwendig speculativische und unfruchtbare Wortgrübeleyen verfällt, die eben so wohl wahr als falsch seyn können, zu dessen Beweis oder Ablehnung sie nichts vorwenden kann, so bald sie sich nicht nur an das zunächst hält, was nach richtiger Erklärungsart in der heiligen Schrift deutlich enthalten ist, und durch dieses alles vor ähnlichen Fehltritten auf die Zukunft gesichert. Durch sie lernt man die unrechten, tadelhaften und sündlichen Mittel kennen, deren sich öfters der menschliche Stolz, eine unedle Ruhmredigkeit, Selbstsüchtigkeit und Rechthaberey, zum Verderben der christlichen Wahrheit und Seligkeit bedient hat, diesen und jenen menschlichen Einfällen, Bestimmungen und Lehrmeynungen, aufzuhelfen, ihnen Ansehen zu verschaffen, ihnen allgemeine Billigung zuwege zu bringen, und die ungerechter Weise zu unterdrücken, die sie nicht annehmen wollten, und wird dadurch gewarnt, nicht auf ähnliche Wege zu gerathen. Durch sie wird man belehrt, wie dadurch das meiste Unheil in der christlichen Kirche jederzeit ist angerichtet, daß man auf menschliche Einfälle, Bestimmungen und Lehrmeynungen, ein zu grosses Gewicht gelegt hat, und angetrieben, sie zu dessen Vermeidung auf die Zukunft sinken und fallen zu lassen, allerley ähnliche, öfters wild aufbrausende menschliche Lehrmeynungen, der

Unbe-

deutenheit zu überlassen, die sie eigentlich verdienen, und nicht viel Aufhebens von ihnen zu machen. Sie gerathen alsdenn bald in ihre verdiente Vergessenheit. Widrigenfalls geschieht gerade das Gegentheil.

Ein sorgfältiges Studium der christlichen Kirchengeschichte, sollte daher eine der wichtigsten Beschäftigungen der zukünftigen Religionslehrer, in ihrer akademischen Laufbahn, und ihre ganze Lebenszeit über seyn, und sie zu ihm besonders auf jener, auf eine so gemeinnützliche, fruchtbare und praktische Art angeführt werden. Auf jeder Universität sollten besonders rechte unpartheyische und scharfdurchgedachte Vorlesungen über die Geschichte der christlichen Glaubenslehre, nach ihrer mannigfaltig abgeänderten Vortragsart, und mit Hinweisung auf dasjenige, gehalten werden, was von ihr als Wahrheit anzusehen, und in unsern Zeiten noch beyzubehalten oder zu verwerfen ist. Das wäre alsdenn eigentlich die gelehrte Theologie, wie sie z. E. ein **Semmler** in unsern Tagen lieset. Billig sollte aber auch noch neben ihr, ohne Einmischung alles dessen, was in jene eigentlich gehört, eine bloß populare und allgemein faßliche Theologie gelehret werden, die nichts enthielte, als was sich auf richtig erkannte Vernunftwahrheiten gründete, ihnen gemäß wäre, und sattsamen erweislich richtigen Grund in der heiligen Schrift hätte. So wüßte alsdenn jeder, was er eigentlich als wahre christliche Religionslehre anzusehen hätte, und würde nicht so leicht Gefahr laufen, Dinge mit ihr zu vermischen, die eigentlich nicht zu ihr gehören, und andern rechtschaf-

schaffenen Leuten offenbar Unrecht zu thun, die nicht in andern Stücken eben so denken, als er. Und darinnen könnte und müßte sich ein jeder akademischer Gottesgelehrte, nur nach seiner Einsicht und Ueberzeugung in den Verstand der heiligen Schrift, und dem was ihr zufolge dahin gehört, richten, ohne auf die Seitenblicke zu achten, die andere deswegen auf ihn werfen. Und schwöre alsdenn keiner auf seines Lehrers Worte, und dächte, es müßte nun gerade alles so seyn, wie er es von ihm gehört und gelernt hätte; wendete er unabläßlich die Regel an, prüfet alles, und was das Beste behaltet; suchte er durch eigenen Fleiß, Nachdenken und Vergleichen mit dem was andere darüber gesagt, immer weiter zu kommen: es würde bald mehr Gewißheit in die eigene Einsicht eines jeden kommen, was eigentlich nur wahre christliche Religionslehre wäre, und bald mehr Einigkeit in unserer Kirche herrschen.

Auf diese wahre biblische und vernünftige Theologie, müßte sich auch alsdenn nur die sogenannte Streittheologie einschränken; nicht aber auf die, mit so vielen menschlichen Kunstwörtern, Theorien, unfruchtbaren Meynungen und Speculationen angefüllte Theologie überhaupt. Jeder christlichen Kirchenparthey würde alsdenn Gerechtigkeit wiederfahren, und nicht eine jede nur immer allein Recht haben wollen. Die Einigkeit unter ihnen würde dadurch selbst befördert werden. Und wie viele sophistische und machiavellische Künste, unchristliche Wortverdrehungen und falsche Consequenzmachereyen, würden alsdenn in ihr wegfallen, viele nicht dadurch

durch an sie gewöhnt, sondern geschickter gemacht werden, nur den wahren christlichen Irrthümern zu begegnen, und sie von unserer Kirche abzuwenden, die alsdenn den Namen der allein wahren und seligmachenden, im höchsten Grade verdiente.

Was für Dank verdienen daher Männer, die andern zu einem richtigen und scharfen Denken über die Religion behülflich sind, in die Schrifterklärung und Kirchengeschichte immer mehr Licht, Klarheit, Deutlichkeit und Gewißheit zu bringen, und gleich einem Semmler und andern, fast mit herkulischer Arbeit, die zu ihnen und den zu ihnen gehörigen Hülfswissenschaften hinführenden, für viele unzugänglichsten und verschlossensten Zugänge zu öffnen suchen? Selbst der Zwerg, der auf ihren Riesenschultern steht, kann alsdenn, wenn er nur gleich ihnen, eben so gute, gesunde und scharfsichtige Augen hat, weiter und mehr sehen, als es vor und neben ihnen, den größten Männern möglich war, die ihren Beystand, nicht eben so nutzen konnten und wollten; und es zum gemeinen Nutzen besser zu verarbeiten und anzuwenden suchen, als es ihnen zum Theil selbst, an diese mühseligen Beschäftigungen immerdar angebunden, möglich ist!

Achtes Hauptstück.

Von dem Ursprunge und den Quellen der Intoleranz.

Die Intoleranz ist beynahe mit der Religion von gleichem Alter. Und diejenigen haben daher so Unrecht nicht, die da glauben, daß sie mit der Religion unauflöslich zusammenhange. Sie ist eigentlich auf die Ausschließung dessen gerichtet, was wider Gott und die Religion ist. Wie es aber mit allen Dingen in der Welt geht, daß sie öfters ihres ursprünglichen Zwecks verfehlen, und unrecht angewendet werden: so hat es auch mit ihr die nemliche Beschaffenheit. Auf die Verhütung aller Irreligion und dessen, was ihr förderlich ist, nur abzielend, ist sie öfters zu einem Mittel gemacht worden, die Ausbreitung und Beförderung der einigen wahren Religion unter den Menschen zu hindern, und deren Ausübung zu schwächen. Hält man menschliche Meynungen, Erfindungen und Klügeleyen, für nöthige Zusätze zu ihr, und setzt man mit der Zeit das Wesentliche der Religion selbst in sie: so ist es nicht anders möglich, als daß sie sich auch auf sie mit erstrecke, und denen wohl gar alle Religion absprechе, die sie nicht annehmen, und ihnen mit ihr gleiche Rechte zugestehen wollen. Und je länger man es gewohnt gewesen, sie sich nur nach ihnen und in ihnen zu denken, desto natürlicher werden dergleichen Gesinnungen gegen diejenigen, die von ihr nicht eben so halten, als von andern geschieht.

Mit der Verschiedenheit in der Religion, hält sie daher wenigstens gleichen Schritt. So lange die Menschen wegen ihrer übereinstimmig denken, ist es ihr nicht möglich, sich sichtbar zu machen. So bald aber diese Uebereinstimmung unter ihnen in Ansehung ihrer, durch diese oder jene Veranlassungen und Umstände aufhört, erlangt sie Gelegenheit, sogleich in helle Flammen auszubrechen. Und je mehr diese zunehmen, und jene zu verschwinden scheint, desto mehr Nahrung erhält sie; desto auffallender werden ihre Wirkungen. Scheint jene gewissermaaßen noch statt zu finden, oder widersetzt sich deren Mangel nicht ganz den gewöhnlichen Begriffen von ihr, und wendet sie bloß auf andere Gegenstände an: so wird er immer von ihr so sehr nicht geachtet werden. Und das ist vornemlich die Ursache, warum unter den alten Griechen und Römern, und allen andern abgöttischen Völkern so viele politische und religieuse Toleranz herrschte, und öfters ein Volk geneigt war, den unter einem andern gewöhnlichen Götzendienst aufzunehmen, und mit dem seinigen zu verbinden. Die religieusen Gegenstände selbst waren einander gleich, und öfters nur unter verschiedenen Namen ein und eben dieselben. Und die Art von ihnen zu denken, und sie zu behandeln, war sich gleichfalls in gar vieler Absicht ähnlich.

Empört er sich dagegen ganz wider die herrschenden Vorstellungen: so wird sie sogleich tobender und rasender, und macht sich der wildesten Ausschweifungen schuldig. Und dieß war nicht nur die hauptsächlichste Ursache der großen

Antipathie, die vormals zwischen Juden und Heyden in Ansehung der Religion statt fand; sondern warum sich auch beyde, mit einander vereinigt, der Ausbreitung des Christenthums widersetzten, und es auf das grausamste zu bedrängen und zu verfolgen suchten, so, daß selbst die tolerantesten Völker gegen das Heydenthum und auch gewissermaaßen gegen das Judenthum, die intolerantesten gegen dasselbe wurden, und es gänzlich auszurotten und zu vertilgen suchten: ob sie gleich ihres Endzweckes gar sehr verfehlten, und es selbst durch die Verfolgungen immer mehr ausgebreitet wurde, da zumal dessen Bekenner anfiengen, aus dem Juden- und Heydenthum manches in selbiges mit aufzunehmen, es nach deren Gestalt zu formen, es gleichsam zu versinnlichen, und mit der herrschenden Denkungsart in mehrere Uebereinstimmung zu setzen, so, daß Juden und Heyden, und besonders die letztern, in ihm das größtentheils wiederfanden, was sie durch dessen Annehmung eingebüßt hatten. Und das Christenthum würde vielleicht nimmermehr so schnell, so tiefe Wurzeln geschlagen, sich so schleunig ausgebreitet, und dadurch so vielen Völkern den Weg gebahnt haben, es mit der Zeit in mehrerer Reinigkeit und Vollkommenheit zu erlangen, und immer mehr nach ihr zu streben, wenn solches nicht geschehen wäre, und es die göttliche Vorsehung nicht aus weisen Absichten zugelassen hätte.

Aber daraus folgt nicht, daß es in diesem Zustande immmerdar bleiben müßte, in den es durch diese Zeitumstände ist versetzt, und solches selbst durch die göttliche Weisheit seines Stifters ist zugegeben worden. Wie

sich

sich jene Zeitumstände änderten, mußte es der Absicht seines Urhebers zufolge, zu mehrerer Reinigkeit hindurchdringen, welches selbst durch die dadurch angefachte Intoleranz, erleichtert und befördert wurde. Und in Zukunft kann und wird es ihr gemäß, immer mehr geschehen können und müssen, wenn sich gleich die Intoleranz noch dawider setzt, und es zu verhindern sucht; aber eben so endlich unterliegen wird und muß, als ihr schon ein ähnliches mehrmalen begegnet ist, und sie selbst das Mittel dazu mit abgiebt. Jedes Uebel in der Welt begrenzt sich selbst. Und jede unrechte Anwendung des Guten, erzeugt öfters die herrlichsten Früchte. Ohne sie würde das Gute selbst in der Welt nicht entstanden, und dessen Ausbreitung und Vermehrung nicht möglich gewesen seyn. Durch anderer Schaden wird man endlich klug.

Es ist gar ein weiser Gott, der alle Umstände in der Welt weislich regiert, sie auf eine öfters gar unerforschliche Art zusammenkettet, alles in ihr so geschehen läßt, wie es deren Verbindung unter einander mit sich bringt, sie nur selten gewaltsam zerreißt, alle dadurch in sie gebrachte Wirkungen nach und nach heranreifen und zur endlichen Zeitigung gedeyhen läßt, und selbst aus dem Bösen Gutes schafft. So verhält es sich mit allen Begebenheiten in der Welt, die auf das Ganze von Einfluß sind, und jeden einzelnen Menschen betreffen. So verhält es sich mit der Religion, zu deren Beförderung er von jeher durch sein außerordentliches Zuthun, bisweilen so viel beygetragen, und sich selbst der großen

Weltbegebenheiten und der einzelnen Umstände eines jeden Menschen, dazu mit als geschickter Mittel in seiner Hand bedient hat. Erst hinten nach, und bey genauem und aufmerksamen Nachdenken und Nachforschen sieht man ein, warum dieses oder jenes so oder so hat geschehen müssen, indem sonst der Erfolg nimmermehr hätte seyn können, der er durch Verbindung von Ursachen und Wirkungen wirklich ist, wenn ein Glied in der Kette der menschlichen Begebenheiten gefehlt hätte, oder ein Umstand anders gewesen wäre, als er wirklich gewesen ist. Was einem Anfangs, oder bey dem ersten flüchtigen Anblick, öfters unerforschlich und undurchdringlich war, verwandelt sich mit der Zeit in das helleste und klärste Licht. Gott, du bist ein verborgener Gott, und meines Lebens, so wie aller Menschen Heiland! Ohne deinen Willen geschieht nichts in der Welt: du weißt alles zum Besten zu lenken!

Bey der großen Ungewißheit, die selbst noch heutiges Tages in der natürlichen Erkenntniß Gottes und seines Willens von der Menschen Seligkeit herrscht, da einer mehr, der andere weniger zu ihr rechnet, und manche wohl gar nichts von ihr wissen wollen, und sie gänzlich zu verwerfen scheinen, ist es gar nicht wahrscheinlich, daß die Menschen bey allem natürlichen Reiz, den sie gleich vom Anfange haben konnten, nach ihr zu streben, entweder sogleich für sich, auf sie verfallen, oder sie gar in einiger Vollkommenheit besitzen konnten, wenn ihnen nicht selbst durch die Gottheit zu ihr mit wäre verholfen worden. Von allen wirklichen Begriffen

sen und Vorstellungen ganz leer, obgleich mit dem Vermögen zu deren Erlangung und Einsammlung begabt, mußte der erste Mensch nothwendig auf die Welt kommen, wenn er nicht selbst Gott seyn sollte. Anerschaffene Weisheit und Erkenntniß ist bey einem endlichen Geschöpfe gar nicht denkbar. Sie würde ihm auch nichts nützen. Er würde nicht wissen wie er zu ihr käme, wozu er sie anzuwenden, und wie er sie zu erhalten hätte. Er müßte denn auch die vollkommenste Fertigkeit in diesem allen, zugleich ursprünglich mit besessen haben, und also das allervollkommenste Wesen selbst gewesen seyn. Das ist aber unter allen gewöhnlicher Weise gebohrnen Menschen kein einziger, wenn sie gleich alle in ihm leben, weben und sind. Und der erste Mensch konnte es eben so wenig seyn. Sein Verhalten wäre sonst unerklärbar, und die ganze Geschichte der Menschheit ein unerforschliches Räthsel.

Für sich würde er auch wohl schwerlich bald zu ihnen gelangt seyn, und sie noch weniger zeitig in einiger Vollkommenheit besessen haben. Sich seiner eigenen Fähigkeit zum Denken, Ueberlegen und Nachsinnen unbewußt, würde sich sein anfänglicher Zustand von der Thiere ihrem, an die er durch seinen sinnlichen Leib so nahe angrenzt, nicht viel unterschieden haben. Zwar selbst durch ihn und seine äußerlichen Werkzeuge, auf die um ihn her befindlichen Gegenstände hingelenkt, würde sich seine Vernunftfähigkeit nach und nach entwickelt haben, und in wirkliche Vorstellungen übergegangen seyn. Aber damit würde es ungemein langsam hergegangen seyn,

und sich deren Gebrauch nicht viel von demjenigen unterschieden haben, den man selbst öfters an manchen Thieren gewahr wird, die manche Menschen an ihm durch die ihm ähnlichen natürlichen Instincte, bisweilen zu übertreffen scheinen. Wie bey diesen, würde auch wohl lange Zeit und auch wohl fremde Anweisung und Zucht dazu erforderlich gewesen seyn. Gar viele vorläufige Proben und und Versuche, in denen er durch Schaden klug geworden wäre, hätten wenigstens vorhergehen müssen. Und dann würde er doch immer nur bey dem Sichtbaren stehen geblieben seyn, und sich nur an dasselbe gehalten haben, ohne sich zu dem Unsichtbaren empor zu schwingen. Dazu wird eine schon ziemlich angebauete und im Denken geübte Vernunft erfordert, zu der er wohl auch, aber nach Ueberwältigung vieler Schwierigkeiten hätte gelangen können. Und allerley mißrathene und verunglückte Versuche, vor denen er dabey nicht sicher gewesen wäre, hätten ihm leicht alle Hoffnung dazu rauben, oder in völlige Unthätigkeit versenken können, wie dieses bey vielen Menschen, noch bis auf den heutigen Tag, wirklich der Fall ist.

Was die Vernunft der ersten Menschen, sich selbst überlassen, gleich anfangs würde gethan haben, ist nicht nach dem zu beurtheilen, was sie nachmals und besonders in unsern Tagen, bey manchen geleistet hat und noch leistet, nachdem sie durch sich und andere, und durch so manche außerordentlich gewirkte Vorfälle, so viele Bearbeitung, Zucht und Unterweisung genossen hat. Und ist sie selbst unter diesen Umständen, noch bey vielen sehr

schwach,

schwach, schwankend und ungewiß: so kann man daraus mit desto mehr Grunde schließen, was sie zu einer Zeit hätte seyn und werden müssen, da alle diese günstigen und vortheilhaften Umstände noch nicht eingetreten waren, und nicht eintreten konnten, wenn sie nicht auf andere Art wären ersetzt worden.

Wollte nun Gott auf unserer Erde Menschen haben, ein Bild, das ihm gleich wäre: so mußte er sie nicht nur in solche Umstände versetzen, daß es ihnen möglich war, desselben durch Uebung und Fleiß, unter seiner Aufsicht und Leitung theilhaftig zu werden; sondern er mußte ihnen auch anfangs gleich selbst mit dazu behülflich seyn. Es ihnen gleich in seiner ganzen Vollkommenheit bey ihrer Schöpfung mitzutheilen, war ihm selbst nicht möglich, wo sie nicht Gott selbst seyn sollten, und er seiner Absicht mit ihnen, sie durch eine errungene, in vielen Hindernissen und Schwierigkeiten, sattsam erprobte Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen mit den seinigen, zu gleicher Seligkeit mit sich zu erheben, verfehlen wollte. Und was Gott dießfalls gleich anfangs und nachmals fortgesetzt gethan hat, und zum Theil noch thut, wie solches alles geschehen und noch geschieht, und wie er dadurch die Menschen zu ihrer endlichen Bestimmung hindurch zu führen sucht, dessen Erörterung würde mich hier zu weit von meinem Zwecke entfernen, und kann vielleicht bald ein andermal vorgenommen werden.*) Genug

*) In einer vielleicht nächstens erscheinenden besondern Abhandlung: über die Bestimmung des Menschen, die bereits

nug daß so viel daraus erhellet, daß ohne seinen außerordentlichen Beystand, gleich anfangs und nachmals die Menschen schwerlich, wo nicht gar niemals, doch wenigstens nur sehr späte, und auf eine sehr unvollkommene Art, zur Religion würden gelangt seyn, wenn er sie nicht anfangs, und selbst nachher noch, von Zeit zu Zeit, unmittelbar zu ihr angeführt hätte, ihrer Unvollkommenheit und Schwachheit zu Hülfe gekommen wäre, den unter ihnen durch sie eingerissenen Verderbnissen gesteuert und gewehret hätte, und sich ihnen selbst noch bis auf den heutigen Tag, durch den unter den Christen auf eine ganz außerordentliche Art, angefangenen Lauf der Religionsbegebenheiten, nachdrücklichst widersetzte, und die selbst unter ihnen wieder eingeschlichenen, durch ihn nach und nach immer mehr und mehr zu verdrängen suchte.

Unterdessen konnte Gott diesen außerordentlichen Beystand; selbst bey einreißenden Verderbnissen, nicht einem jeden einzelnen Menschen gewähren, wo er sie nicht durch deren gewaltsamen Hinderung, ihrer Freyheit berauben, den durch ihn einmal in Thätigkeit gesetzten Gebrauch der Vernunft hemmen, und die daraus herströmende Seligkeit ihnen ungenießbar machen wollte. Er mußte die Menschen öfters ihre eigenen Wege wandeln lassen, damit sie durch Schaden klug, und selbst durch ihre Verwirrungen zubereitet würden, den Beystand zu nutzen und anzunehmen, den er ihnen von Zeit

bereits dem größten Theil nach fertig ist, und nur noch die letzte Uebersicht und Ausfeilung erwartet.

Zeit zu Zeit, zu deren Zurechtbringung von ihnen leisten würde. Und ließe er ihnen denselben nur alsdenn angedeyhen, wenn sie selbst durch sie, zu ihm waren reif gemacht worden, und auf eine solche Art, daß die herrlichsten Wirkungen davon nicht nur für jetzt, sondern auch auf die Zukunft daraus entstehen konnten: so mußte er ihnen den Gebrauch der dazu in die Hände gegebenen Mittel wieder überlassen, um sie selbst darauf aufmerksam zu machen, wie sie sich ihrer bisher bedient hätten, oder sich ihrer in Zukunft bedienen müßten, um vor ähnlichen Verwirrungen der Vorwelt sicher zu seyn, und der durch sie zu erlangenden Seligkeit, auf eine ihrer moralischen Natur angemessene Art, wirklich theilhaftig zu werden. Und darum hat auch Gott, nach der durch so viele außerordentliche Thaten veranstalteten und zubereiteten Entstehung des Christenthums, zu dessen Beförderung und Ausbreitung unter den Menschen, nichts unmittelbar mehr beygetragen, sondern alles nach der gewöhnlichen Verbindung von Ursachen und Wirkungen bey ihm erfolgen lassen, und alles an den Gebrauch der durch selbiges dargebotenen Mittel geknüpft, so, daß es nun durch seine eigene Kraft bestehen, und bey deren gehörigen Gebrauch, zu der Vollkommenheit nach und nach hindurch brechen kann, die eigentlich durch selbiges, unter die Menschen in der Welt soll gebracht werden. Selbst die Wahrheit der biblischen Geschichte, wird also durch diese Betrachtungen bestätigt, wenn gleich nach so langem Zeitverlauf, sich nichts ähnliches mehr unter den Menschen vorfindet, als vormals unter ihnen so häufig geschahe.

Höchstwahrscheinlicher Weise, und nach der Geschichte der Schrift, mit vollkommenster Gewißheit, gründet sich also alle Religion in der Welt, ursprünglich auf unmittelbare göttliche Belehrung. Und hätten sich nun die Menschen immer genau an sie gehalten: so hätte die Intoleranz nie Gelegenheit gefunden, sich zu regen und öfters wild auszubrechen. So bald aber die Menschen ihrer uneingedenk wurden, sich nicht mehr nach ihr richteten, sondern anfiengen, ihre eigenen Wege zu wandeln: so war es auch natürlich, daß sie sich zeigen, und sich dergleichen Abweichungen von ihnen widersetzen mußte. Die an ihnen vesthielten, würden die sträflichste Gleichgültigkeit gegen sie verrathen haben, wenn es ihnen gleich viel hätte seyn wollen, ob solches von andern geschehe oder nicht, die sie leicht in ähnliche Verderbnisse mit hätte verflechten können. Nur darinnen fehlte sie öfters, daß sie auf Dinge verfiel, und sie für gewisse Unterweisungen zur Seligkeit hielte, die es eigentlich nicht waren, sondern bloß von Menschen herrührten, und jene wohl gar mit verhinderten, verdunkelten, entkräfteten und unterdrückten. Dieß macht eigentlich nebst der Art, wie sie nun auf solchen mit unrecht für göttlich gehaltenen Dingen zu halten sucht, das Verwerfliche und Sträfliche von ihr aus, da sie alsdenn in beyderley Absicht in dem Uebermaaße sündigt. Außerdem ist sie sehr billig, gerecht und erlaubt, und selbst zur Erhaltung, Hervorbringung und Vermehrung der göttlichen Wahrheit zur Seligkeit, das zureichendste und kräftigste Mittel; wozu sie auch selbst durch ihre Ausschweifungen öfters nicht wenig beträgt.

So

So bald sich daher Verschiedenheit in der Religion zu äußern begann: so war auch mit ihr zugleich die Intoleranz da. Und hätte sie sich nur immer in den gehörigen Schranken gehalten, und sich nicht selbst durch sie mit misleiten lassen: so wäre sie das sicherste Mittel gewesen, selbst aller Verschiedenheit in der Religion vorzubeugen, und sie zu verhüten. So bald sie aber auf diese selbst fiel, sich durch sie mit leiten und regieren ließ, und allen denen, die auf ihrer Seite vielleicht eben so viel Recht dazu hatten, als diejenigen, die sich ihrer schuldig machten, alle Wahrheit und Seligkeit absprach: so bald wich sie aus ihren gehörigen Grenzen, machte aus menschlichen Meynungen und Erfindungen zu viel, und erhob sie wohl gar über die göttlichen Belehrungen und Vorschriften zur Seligkeit. Doch ist auch gewiß, daß sie öfters sehr scheinbare Vorwände dazu mit hatte, die selbst durch die Religion und das, was zu deren Beförderung, Vermehrung und Erhaltung von Gott geschahe, vielfältig mit begünstigt, obgleich keinesweges genehmigt und gerechtfertigt wurden.

Waren durch menschliche Erfindungen, Klügeleyen und Zusätze, die Menschen einmal in Ansehung ihrer, aus der rechten Bahn gewichen, und Gott suchte sie durch außerordentliches Zuthun, oder durch die gewöhnlichen Wege seiner Vorsehung, wieder in sie einzuleiten: so entstand so wohl auf Seiten derer, durch die er solches ausrichtete, als auch auf Seiten derer, bey denen es sollte durchgesetzt werden, eine sehr reizende Veranlassung zur Intoleranz, die nachmals durch andere Umstände

stände häufig noch vermehrt, und sogar dringender und hinreißender wurde. Jene waren sich ihrer guten Sache selbst öfters durch übernatürliche göttliche Belehrungen, und deren anschauendes innerliches Gefühl bewußt, und konnten diesen nicht weichen und nachgeben, zu deren Zurechtbringung sie selbst von Gott unmittelbar waren erweckt, mit Einsicht und Verstand von ihnen begabt, und dazu öffentlich autorisirt worden. Und diese waren öfters, bey allen noch so auffallenden Merkmalen davon, ungeneigt ihren bessern Einsichten Platz zu geben, da sie mit ihren bisher gewöhnlichen Vorstellungen nicht übereinzukommen, ihnen wohl gar zu widersprechen, und deren Abiegung und Verleugnung zu fordern schienen. Und daher hauptsächlich die vielen Aeußerungen der Intoleranz, vom Anfange der Welt an, besonders bey der sich auf unmittelbare göttliche Belehrungen gründenden Religion, so, daß man sie selbst als die Ursache ansieht, durch die sie eigentlich in der Welt wäre erregt, angefacht und ausgebreitet worden, und ihr die traurigen Verwüstungen mit aufbürdet, die durch ihre wilden Ausschweifungen, in ihr öfters sind angerichtet worden. Und wer billig seyn will, wird jenes nicht nur in seinem Maaße zugestehen, sondern es auch selbst gewissermaaßen rechtfertigen und genehmigen müssen, wenn er auch gleich die letztern nicht gut heißt; aber auch nicht gestatten will, daß das auf die Rechnung der Religion gesetzt werde, was eigentlich nicht von ihr sondern gar vielen andern Nebenumständen abhängt.

So bald daher durch diese oder jene Veranlassungen, Verschiedenheit in der Religion entstanden war, oder

oder Gott den in ihr eingerissenen Verderbnissen zu steuern und zu wehren suchte: so bald mußten sich auch die Wirkungen der Intoleranz, selbst durch die Religion und den ihr zukommenden Werth mit einfinden. Und darauf gründet sich vornemlich, die Unverträgbarkeit des Judenthums mit dem Heydenthum, die man eigentlich als den Ursprung aller eigentlichen und pflichtmäßigen Intoleranz ansehen muß, ohne ihr deswegen, ihre ungerechten Ausschweifungen zur Last legen zu müssen. Jenes hatte es eigentlich zur Absicht, durch allerley sinnliche, zum Theil selbst von Heyden entlehnte Gebräuche, die unter vielen damaligen Völkern, fast gänzlich erloschene Erkenntniß des einigen wahren Gottes, der Himmel, Erde, Meer und alles was darinnen ist, gemacht hatte, wieder herzustellen, sie von den eingerissenen Verderbnissen der Abgötterey zu reinigen und zu säubern, deren immer mehrern Ausbreitung von Zeit zu Zeit Einhalt zu thun, eine gänzliche Gottesvergessenheit von der Erde zu entfernen, seine wahre Erkenntniß unter Juden und Heyden, durch die außerordentlichen Begebenheiten mit jenen, und deren Verbindung mit andern benachbarten und angrenzenden Völkern, zu erleichtern, seiner vernünftigen Erkenntniß und Verehrung unter ihnen mehr Platz zu machen, und sie durch dieses alles auf die große Religionsveränderung zuzubereiten, die durch **Jesum Christum** sollte zu Stande gebracht werden.

Darauf zielte die ganz besondere Herablassung Gottes zu der Denkungsart der damaligen Zeit ab, daß er sich für den besondern Schutzgott Israels erklärte, das

er aus allen übrigen Völkern sich zum Eigenthum erwählt hatte. Darauf zielte die ganze politische und gottesdienstliche Nationalverfassung des israelitischen Volks ab. Darauf zielte besonders, das mit den feyerlichsten und fürchterlichsten Sanctionen versehene Verbot, aller Gemeinschaft und alles vertrauten Umgangs, mit den benachbarten abgöttischen Völkern ab. Daraus entsprungen die häufigen Ahndungen und Vollziehungen der fürchterlichsten Drohungen, so oft es in seinem Dichten und Trachten, nach Art der andern heydnischen Völker, eitel wurde, mit seinem Herzen vom Herrn wich, sich an die Götzen der benachbarten Heyden hieng, und sie in seine gemeinschaftliche Verehrung aufnahm. Darauf bezogen sich, die wunderthätigen Hülfsleistungen, die er ihm öfters wiederfahren ließ, wenn es seiner Sünden wegen, von ihm war heimgesucht, und andern Völkern zur knechtischen Dienstbarkeit übergeben worden. Darauf gründete sich die Sendung so vieler außerordentlichen Lehrer und Propheten, als besonders nach der Trennung des israelitischen und jüdischen Königreichs, in diesem wie in jenem, die Gefahr öfters sehr groß war, daß die Erkenntniß und Verehrung des einigen wahren Gottes, in ihnen völlig untergehen möchte, und ein gänzliches heydnisches Wesen in ihnen zu herrschen anfieng. Daraus entstanden die mancherley Reformationen, die selbst mit dem jüdischen Gottesdienst von Zeit zu Zeit vorgenommen werden mußten. Davon schrieb sich der besondere Nationalstolz des jüdischen Volks her, als nicht nur zu Davids Zeiten, und selbst durch ihn, sondern auch durch die übrigen Propheten, eine mehr vernünftige und intellectuelle Erkenntniß

niß und Verehrung Gottes, besonders nach den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft, unter ihnen aufkeimte, und aufblühete. Darauf gründete sich der Nationalhaß, die Verachtung anderer Völker, die keine Juden waren, und die Antipathie, die unter ihnen herrschte; so gar die Meynung, daß durch den ihnen verheißenen Messias, das Judenthum durch die ganze Welt würde ausgebreitet, und sie von ihm zur Herrschaft über dieselbe würden erhoben werden. Daraus leitete sein Eifer, unter andern Völkern Proselyten zu machen, seinen Ursprung her.

Und als nun durch dieses alles, besonders aber durch seine Zerstreuung in alle bekannte Weltgegenden, und die vielen Proselyten, die es daselbst gemacht hatte, die Erscheinung des ihnen verheißenen Messias hinlänglich zubereitet war, der der Heyden Licht, und der Juden Trost seyn sollte, der die vernünftige Erkenntniß und Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, unter ihnen sämmtlich wieder herstellen, vermehren und ausbreiten, und sie mit Aufhebung der Einschränkungen, die sie bisher von einander abgesondert und öfters mit tödtlichem Haß gegen einander angefüllt hatten, in eine Gemeine vereinigen sollte, die mit Verlassung alles jüdischen und heydnischen Aberglaubens, ihm diente in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist, erschien er wirklich, und hub an das große Werk zu vollenden, das bis an das Ende der Welt dauern, und sich bis in Ewigkeit mit erstrecken sollte. Mit ihm nahm das Christenthum seinen Anfang. Und mit ihm erlangte die In-

toleranz eine neue Gelegenheit, noch ſichtbarer loszubrechen, als ſie ſelbſt zuvor unter den Juden, in Anſehung der einzelnen Partheyen wenigſtens, die unter ihnen entſtanden waren, gewöhnlich war. Ihr feindſeliger Sinn gegen Heyden und Samariter, gieng mit in das Chriſtenthum über, und richtete, da er ſich nicht allezeit gegen Juden und Heyden in den gehörigen Grenzen hielte, ſelbſt unter deſſen Bekennern, die gräulichſten Verwüſtungen an. Die Umſtände der damaligen Zeiten, brachten es zum Theil ſelbſt ſo mit. Und der Zuſtand der erſten Chriſten trug ſelbſt viel dazu mit bey.

Die erſten Bekenner und Beförderer des Chriſtenthums, waren größtentheils aus den Juden. Mit ihnen pflanzte ſich die Liebe zu ihrem Volke, zu ihren väterlichen Sitten und Gebräuchen in daſſelbe mit hinüber. Einigen kam es ſo gar Anfangs nicht in den Sinn, daß auch die Heyden an den Vortheilen des Chriſtenthums Antheil nehmen ſollten, ſo deutlich es ihnen auch von Jeſu war zuvor verkündiget worden; bis ſie erſt auf eine ganz außerordentliche und auffallende Weiſe, von dem Gegentheil überführt wurden. Aus Liebe zu ihnen nahmen ſie viele Einrichtungen, Anſtalten und Gewohnheiten von ihnen mit an, kleideten die Lehren des Chriſtenthums in ihnen gewöhnliche Vorſtellungen und Redensarten ein, um die übrigen ihres Volks deſto ehender zu gewinnen, verſtatteten deſſen Bekennern aus ihm, ſich nach ihrem hochgeachteten väterlichen Geſetze zu richten, und richteten ſich, zu Vermeidung alles Anſtoßes und Aergerniſſes, zum Theil ſelbſt noch nach ihm; ob es gleich

eigentlich

eigentlich durch **Jesum** seine Endschaft erreicht hatte. Manche giengen gar so weit, daß sie dessen Beybehaltung zu ihm für nöthig achteten, und sie auch den aus den Heyden an **Christum** gläubig gewordenen aufdrängen wollten, denen sich **Paulus** auf das nachdrücklichste widersetzte, und auf der Freyheit bestand, in die selbst gebohrne Juden durch **Christum**, dießfalls waren versetzt worden.

Und dieses letztere war eine der ersten Veranlassungen, zu der Intoleranz unter den Christen. Die Meynung der jüdischgesinnten Christen, war schlechterdings dem Sinne des Evangelii zuwider, und suchte es auch, wie das vormalige Judenthum, nur an ein Volk zu binden, da es doch eigentlich seiner Absicht und Bestimmung nach, eine Religion aller Völker des ganzen Kreises des Erdbodens seyn, und sie alle in Ansehung ihrer mit einander vereinigen sollte. Es war daher nicht anders möglich, als daß sich ihnen die Apostel nachdrücklich widersetzen, und alle dergleichen dem Christenthum schädliche und seinen Geist tödtende Meynungen von ihm ausschließen suchen mußten. Dazu kam, daß manche Betrüger aus dem Judenthum, die sich entweder zu dem Christenthum mit zu halten das Ansehen haben wollten, und **Jesum** nur für einen großen Propheten und Lehrer zur Verbesserung des Judenthums von Gott gesandt erkannten, ohne ihn für den verheißenen Messias oder Sohn Gottes nach jüdischen Vorurtheilen, zu halten, der dazu gekommen war, das ganze mosaische Gesetz aufzuheben, und an dessen Statt ein allgemeines Religions-

ſyſtem zu lehren; oder ſich ſelbſt dadurch, daß ſie ihm dieſen Vorzug, nach der Meynung der Oberſten ihres Volks, ſtreitig machten, der Ausbreitung und Annehmung ſeiner Lehre widerſetzten, oder doch wenigſtens das Judenthum mit dem Chriſtenthum vermiſchen wollten. Und darauf ſind vornemlich viele Vorſchriften der Apoſtel, daß wer z. E. dieſe Lehre, die ſie predigten, nicht mitbrächte, nicht für einen Chriſten ſollte aufgenommen, und als ein ſolcher von der Gemeine beherberget und geſpeiſet, oder ihm erlaubet werden, in den chriſtlichen Verſammlungen einen öffentlichen Vortrag zu thun; daß man einen ſolchen Menſchen meiden, und nichts mit ihm zu ſchaffen haben ſollte, um ſich nicht ſeiner Sünde theilhaftig zu machen; daß wenn ein Engel vom Himmel käme, und das Evangelium anders predigte denn ſie, der ſollte verflucht ſeyn, gerichtet: welcherley Stellen und Ermahnungen nachmals und ſelbſt noch bis auf den heutigen Tag, ganz ohne Rückſicht auf dasjenige, worauf ſie eigentlich giengen, auf den ſelbſt durch kirchliche Autorität veſtgeſetzten kirchlichen Lehrbegriff angewendet wurden, und das für ihn aus ihnen mit erzwungen werden will, was eigentlich nur auf die reine Schriftlehre der Apoſtel paßt.

Hiermit vereinigte ſich eine andere, die mit ihr von ähnlichem Gewichte war. Viele der erſten Bekenner des Chriſtenthums waren vormals Heyden geweſen, die zum Theil ſelbſt mit der vormaligen heydniſchen, morgenländiſchen, oder griechiſchen und römiſchen Philoſophie bekannt und ihr ergeben waren, die ſich zum Theil ſelbſt

unter

unter den Juden viele Verehrer, Freunde und Anhänger verschafft hatte. Und von jener galt dieses Anfangs besonders, so wie nachmals, in der alexandrinischen Schule vornemlich von dieser. Gleich den Juden, suchten sie deren Anhänger, ebenfalls mit dem Christenthum zu verbinden, es nach ihr einzukleiden und vorzutragen. Und dadurch entstanden manche, das Christenthum selbst zu Boden stürzende Irrthümer, besonders in den anfänglich gnostischen und essenisch gesinnten Secten, die freylich die ersten Lehrer desselben von ihm abzuwenden suchen mußten, wenn es seinen wahren Werth, Vorzug und Würde behaupten, und alle bisherigen menschlichen Grillen und Einfälle vertreiben sollte. Und daraus ist begreiflich, wie sich gleich von der ersten Entstehung des Christenthums an, die wahre rechtmäßige Intoleranz, nothwendig regen mußte. Nur artete sie nachmals gar sehr aus, und blieb, nach dem Beyspiel der Apostel, nicht bey dem stehen, worauf sie sich eigentlich erstrecken sollte. Sie dehnte sich auf Dinge aus, wegen der eigentlich keine Intoleranz, oder doch wenigstens nicht in der Art und Maaße nothwendig war, als sie sich bey ihnen zu Tage legte.

Durch diesen anfänglichen Zustand der ersten christlichen Gemeinden, wurde es, bey der zuerst stattgefundenen Freyheit der mancherley Vorstellungen, wenn sie nur das Wesen der Religion und des Christenthums nicht berührten und es umkehrten, nach und nach gewöhnlich, alle allgemein angenommenen, oder von diesem und jenem einzelnen angesehenen christlichen Lehrer, für wahr ge-

haltenen Vorstellungen, als die einzigen, wahren, richtigen und der heiligen Schrift gemäßen anzusehen. Es kam dabey nicht allezeit auf eine ruhige und gelassene Untersuchung dessen an, was eigentlich nach ihr wahr oder falsch war. Wer in der Hitze des Streits den andern durch allerley, öfters sehr falsche Künste, übermeistern und überlisten konnte, dessen Meynung wurde für die wahre und herrschende erklärt, und das Gegentheil als falsch und unwahr verworfen. Vielfältig wurde dabey gar nicht auf die heilige Schrift Rücksicht genommen, mit der viele öfters nicht einmal bekannt genug waren. Alles wurde nur nach menschlichen Meynungen und Muthmaaßungen entschieden, und vieles nicht einmal richtig verstanden. Manches gründete sich bisweilen gar auf Mißverständnisse der Schrift, und Mangel an hinreichender Einsicht in die Beschaffenheit der Sache. Auf wessen Seite sich jedoch die meisten Stimmen neigten, dessen Meynung gieng durch, und wurde für die wahre und herrschende gehalten, der viele öfters freywillig oder gezwungen, nach ihren mangelhaften Einsichten, oder selbst wider besser Wissen und Gewissen beytraten, um sich nur die angesehenste und größte Menge nicht zum Feinde zu machen, und sich deren Unwillen, Haß Verfolgung und andere ungleiche Begegnung zuzuziehen.

Und so geschahe es, daß manche Vorstellungen als allgemein wahr, richtig und gut, angenommen wurden, die öfters nichts weniger als dieses, der Absicht des Christenthums und deren Beförderung mehr hinderlich als förderlich waren, und ihr wohl gar entgegenstunden.

Man

Manches, das bloß menschlicher Witz, Einfall und unbedachtsames Gutmeynen war, wurde für göttliche Wahrheit verkauft und angenommen. Und manches, das sich zum Theil selbst durch die darüber entstandenen Streitigkeiten, aus ganz unreinen Quellen herschrieb, wurde für wahre seligmachende Religionslehre erklärt, das nichts weniger als dieses, und ihr wohl selbst zuwider war. Man weiß, wie unordentlich und tumultuarisch es öfters auf den sogenannten Kirchenversammlungen hergegangen ist, und was für Ränke und Kniffe bey ihnen sind angewendet und gespielet worden. War aber nur erst einmal etwas auf einer durchgegangen und für rechtgläubig declarirt worden: so durfte es niemand wagen, davon nur im mindesten abzuweichen. Wer sichs demohnerachtet unterstand, wurde für den schlimmsten und gefährlichsten Ketzer gehalten, der mit Feuer und Schwerdt müßte verfolgt, gar nicht unter den Lebendigen geduldet, und als ein mit dem Krebs behaftetes Glied von dem übrigen Körper abgesondert werden, wenn er ihn nicht ganz inficiren und um alles Leben und Seligkeit bringen sollte; obgleich öfters an nichts weniger, als an dieses zu denken war, und sie gerade dadurch am meisten befördert wurde.

Ehrsucht und Stolz, eitele Selbstsucht und Rechthaberey gesellete sich dazu, und machte das Uebel unheilbar. War einmal eine Bestimmung oder Distinction in der Hitze des Streits erfunden, oder ein aus dem Zusammenhange herausgerissener und unrichtig erklärter Spruch als beweisend angeführt worden: so bestand man

auf jenen hartnäckig, und suchte diesen so lange zu drehen und zu wenden, bis man das in ihm antraf, was man gerne in ihm erblicken wollte, sollte es auch öfters noch so widersinnig und inconsequent gewesen seyn. Genug, das aufgebrachte Gemüth des theologischen Streiters erforderte solches. Und hätte man ihn nicht so verstehen wollen: so würde er nicht Recht behalten haben, und der Gegentheil seyn überwunden worden.

Mit der Zeit gieng man darinnen immer weiter, und kanonisirte selbst menschliche Meynungen und Vorschriften, die der Absicht des christlichen Glaubens und der heiligen Schrift mehr zuwider, als ihr gemäß waren. Und unter diesen Umständen kam Luther und fieng die längstgewünschte Kirchenverbesserung an. Mit ihr bekam die Intoleranz einen neuen Zuwachs. Und so sehr seine Gesinnungen ihr auch zuwider waren; so schlich sie sich doch auf eine unrechte und verwerfliche Art, selbst durch die damaligen Zeitumstände, in unsere Kirche wieder sehr zeitig ein. Er übte dieselbe auf eine höchst gegründete und rechtmäßige Art, gegen das Pabstthum aus. Und durch diesen scheinbaren Vorwand verführt, streckte sie ihren verfänglichen Arm, bald noch weiter aus.

Die erste Veranlassung dazu, fand sie in den Mißhelligkeiten, die gleich Anfangs zwischen ihm und einigen seiner Gehülfen an der Reformation ausbrachen, die selbst zu der unglücklichen Trennung der beyden so nahe verschwisterten protestantischen Kirchen, Gelegenheit gaben.

Er

Er ſuchte ſich Anfangs nur an der Hauptſache zu begnügen, da im Gegentheil andere gleich mehr mit auf Nebenſachen ſahen, von denen er glaubte, daß es ſich nachmals mit dieſen von ſelbſt geben würde, wenn nur jene erſt erreicht wäre. Ueberdieſes glaubte er in ihren Meynungen und Geſinnungen manches zu finden, das mit dem Worte Gottes, ſeiner Einſicht und Ueberzeugung nach, nicht genug übereinſtimmte, und die Veränderung auf einmal im Aeußerlichen zu groß machte, als daß man hoffen könnte, daß ſie gleich ganz durchgehen, und gehörig zu Stande gebracht werden könnte. Dazu glaubte er, müßten die Zeiten erſt noch reifer werden, und verwies daher ſeine Nachkommen immer darauf hin, ſie zu erwarten, ſich ihrer weislich dazu zu bedienen, und das Werk zu vollenden, das er angefangen hätte. Er führte daher ſelbſt in der Vorrede zu den ſchmalkaldiſchen Artikeln, *) das künftig zu haltende Concilium, auf die große Sittenverbeſſerung hin, an der es ſeine Kraft vornemlich üben ſollte, zu der er ſich durch ſeine angefangene Reformation den Weg zu bahnen ſuchte, die noch bis auf den heutigen Tag nicht zu Stande gekommen iſt.

So geneigt er auch war, die zwiſchen ihm und ſeinen Genoſſen an der Reformation ausgebrochenen Mißhelligkeit beyzulegen, und ihnen freundſchaftlich die Hand dazu zu bieten: ſo wurde er doch durch ihren Eigenſinn daran gehindert, und beſtand daher um ſo mehr auf ſeiner

*) S. 304. der Walchiſchen Ausgabe des Concordienbuchs.

seiner Meynung. Dieß geschahe um so mehr, da er durch die fantastischen und fanatischen Gefühle und Bewegungen mancher, dazu mit veranlasset wurde, die bey ihnen Aufnahme und Billigung fanden, denen er sich nachdrücklich zu widersetzen mit gutem Grunde berechtigt hielte. Ueberhaupt fesselte ihn und seine Genossen an der Reformation, eine viel zu große Anhänglichkeit an **Augustinum**, dieses Orakel seiner Zeit und seines Ordens, als daß er sich von den Unschicklichkeiten, die er zu Schulden kommen lassen, gleich im Anfange ganz hätte losreißen können. Er achtete auch mit ihnen die Uebereinstimmung mit dem christlichen Alterthume noch zu hoch, nicht bedenkend, daß sich der Geist des Pabstthums, selbst nach der Vorherverkündigung der Apostel, in ihm sehr zeitig zu regen angefangen hatte. Und durch die nachfolgenden Zeitumstände, wurde besonders der Geist der unrechtmäßigen Intoleranz wieder rege, der seine Wirkungen noch bis auf den heutigen Tag erstreckt, und sie zum Schaden der christlichen Wahrheit und Seligkeit aufrecht zu erhalten sucht.

Ueberhaupt war es unsern ersten Reformatoren, oder vielmehr ihren ersten Nachfolgern nicht möglich, den Geist der Kirche gleich ganz zu verleugnen, aus der sie ausgegangen waren. Durch ihre Zeitumstände, wurde er wenigstens sehr zeitig wieder unter sie zurückgebracht. Die erste Veranlassung dazu gab, die durch **Melanchthon** eigenmächtig vorgenommene Veränderung in der augspurgischen Confession, zu Gunsten der Reformirten, nach seiner toleranten und nachgiebigen Gesinnung und Denkungs-

kungsart, und der tadelhafte Gebrauch, der nachmals von den Feinden unserer Kirche davon gemacht werden wollte. Wegen des letztern hielte man es für bedenklich, von ihr im mindesten abzuweichen, und man wurde auf den Melanchthon äußerst böse, daß er sich so etwas unternommen und angemaaßt hatte. Und die damaligen bedenklichen Zeitumstände, machten auch eine dergleichen Vorsicht äußerst rathsam. Anstatt aber nach dem geschlossenen Religionsfrieden, dergleichen ihn vernichtenden Bemühungen den rechten Fleck anzuweisen, und ihnen zu zeigen, daß solches selbst nach ihm, gar wohl erlaubt und rechtmäßig wäre, ließ man sich durch sie unbedachtsam überlisten, und sich ein Netz über den Kopf zusammenziehen, in das man unvorsichtig verstrickt wurde, das zu leichterer Vereinigung unserer Kirche mit der römischen Kirche, listig über sie war ausgebreitet und zu deren Verderben aufgestellet worden. Die in ihr selbst durch bloße Mißverständnisse ausgebrochenen Unruhen und bedenklich scheinenden Bewegungen erleichterten solches. Und die zu deren Beylegung verabfaßte Concordienformul, nebst der bey ihr aus freyem Antriebe geschehenen Anheischigmachung vieler weltlichen Oberhäupter derselben, bey dem in ihr vestgesetzten Sinn der christlichen Wahrheit, als dem ihrer damaligen Einsicht und Ueberzeugung nach, einzig richtigen, für sich und ihre Nachkommen zu verharren, stürzte sie vollends in selbiges hinein.

Und dieß ist eigentlich die wahre und eigentliche Quelle der häufigen Bewegungen der Intoleranz in unserer Kirche, selbst noch bis auf den heutigen Tag, wenn

es jemand wagt, von den in ihr enthaltenen Bestimmungen abzuweichen, die gleich dem Consensus Helveticus, und der dortrechtischen Synode, alles Unheil in unserer, und der mit uns so nahe verbrüderten reformirten Kirche, anrichtet, das besonders in unsern Tagen recht überwiegend werden will; ob gleich dem von ihnen beyderseits mit hinlänglichem Grunde angenommenen Hauptgrundsatz wider die römische Kirche, nichts mehr als dieses alles entgegen steht. In unserer und überhaupt in der ganzen protestantischen Kirche kommt es nicht so wohl darauf an, was **Luther** oder **Calvin**, **Beza** oder **Melanchthon**, **Augustin** oder **Pelagius**, **Arius** oder **Athanasius**, **Clemens von Alexandrien** oder **Origines**, **Irenäus** oder **Justin**, **Baumgarten** oder **Wernsdorf**, **Stapfer** oder **Pfenninger** sagt; sondern was ist Wahrheit der Schrift. Und nichts als diese ist mir ihm zufolge, nach erweislich richtigen Vernunftwahrheiten und hermeneutischen Grundsätzen heilig. Möchte sie es doch einem jeden mit mir nur seyn! Die unvernünftige und unchristliche Intoleranz, würde alsdenn in unserer Kirche weniger häufig seyn, und weniger traurige Zerrüttungen in ihr anrichten, die der guten Sache des Christenthums selbst schaden!

Anhang.

1. Von der Hoffnung besserer Zeiten, für und durch das Christenthum.

Und wäre dieses der allgemein herrschende Sinn unter allen Mitgliedern unserer Kirche, oder doch wenigstens unter ihren sämmtlichen Lehrern, größern und kleinern, wie er es billig seyn sollte, und es auch bey vielen, obgleich noch nicht allezeit in seiner ganzen Vollkommenheit und Lauterkeit, wirklich schon ist, und sich mehrere durch sie mit auf dem Wege zu ihm befinden, wenn gleich noch viele durch die Scheidewand des menschlichen Ansehens, von ihm ab- und auf falsche Nebenwege geleitet werden; die in und durch das Christenthum verheißenen glücklichen Zeiten, deren Hoffnung schon viele bey sich unterhalten haben, würden in unserer Kirche wenigstens, nicht ferne mehr seyn, und ihre heilbringenden Früchte, vielleicht auch noch weiter ausbreiten; nicht in alt jüdischem und sinnlichem apokalyptischen, nicht einmal in Petersenschem und Poiretschem, oder Bengelischem und Crusiusischem, sondern in ächtchristlichem und protestantischem Sinn; da sie nur in vermehrter Erkenntniß und Verehrung Gottes, erleichterter Einsicht in das Wahre und Gute, der mehrern und durchgängigen Ausübung des letztern, und der daraus vornemlich entspringenden, mehrern und größern Seligkeit, schon hier in dieser Welt bestehen werden.

Der Verkläger unſerer Brüder, der ſie Tag und Nacht vor Gott verklaget, Irrthum und Sünde, würde in ihr bald vollends verworfen werden, und das Heil und die Kraft, und das Reich und die Macht Gottes und ſeines Chriſtus werden, *) womit bey der Entſtehung des Chriſtenthums durch ihn bereits der Anfang iſt gemacht worden, ſolches aber bis an das Ende der Erde immer muß fortgeſetzet und zu immer mehrerer Vollkommenheit gebracht werden. Jeder, der wider Irrthum und Sünde ſtreitet, iſt ein Michael, ein Mann wie Gott, unter denen Jeſus der vornehmſte iſt; er das Haupt, ſie ſeine Glieder, ſeine Engel, Abgeſandte, Diener und Boten, die er ſich nicht ſcheuet, ſeine Brüder zu nennen, die einſt mit ihm zu gleicher Herrlichkeit ſollen erhaben werden, leuchten wie des Himmels Glanz, und als ſolche die viel zu der Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich. Der große Drache, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, würde alsdenn bald aus dem Himmel, der chriſtlichen Kirche, vollends ausgeworfen, und mit ſeinen Engeln, Dienern, Boten, Beförderern und Verführern zu Irrthum und Sünde auf die Erde verſtoßen werden, unter die ungläubigen und abgöttiſchen Völker, in denen er noch ſein Werk hat, und durch Irrthum und Sünde über ſie herrſcht, mit den böſen Geiſtern unter den Himmel. Und wenn er alsdenn auch noch unter dieſen, nach und nach vollends wird verdrungen werden, nicht mehr ſeyn, und Gott und Jeſus allen alles in allem ſeyn.

Die

*) Offenb. Joh. 12, 10.

Die Verheißungen Gottes, die schon durch Jesum dem Anfange nach bey der Entstehung und Ausbreitung des ersten Christenthums in aller Welt, in ihre Erfüllung gegangen sind, würden alsdenn auch noch mehr und sichtbarer auf die gehörige Art erfüllet werden. Es würde sich bald mehr zeigen, wie wahr es ist, was geschrieben steht: *) „Ich will mein Gesetz in „ihr Herz geben, und in ihren Sinn schreiben; und sie „sollen mein Volk seyn, so will ich ihr Gott seyn. Und „wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern „lehren und sagen, erkenne den Herrn: sondern sie sol„len mich alle kennen, beyde klein und groß, spricht der „Herr!“ Die Hindernisse würden alsdenn bald vollends weggeräumt werden/ die es aufhalten und verzögern, daß der Herr seine Verheißung durch Joel ertheilt, nicht auch in unsern Tagen, nicht in Gaßnerischem und Lavaterischem, sondern in ächtchristlichem und rein protestantischem Sinn, noch mehr und allgemeiner erfüllt, wenn es heißt, „und nach diesem will ich meinen Geist „ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und „Töchter sollen weissagen; eure Aeltesten sollen Träume „haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen. Auch „will ich zur selbigen Zeit beyde über Knechte und Mägde „meinen Geist ausgießen. Und will Wunderzeichen ge„ben im Himmel und auf Erden. — Und soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, der „soll selig werden. **)“

Durch

*) Jerem. 31, 33. 34. vergl. Ezech. 36, 26. 27.

**) Joel 3, 1 — 5. Apost. Gesch. 2, 17 — 21.

Durch Jesum und den seinen Aposteln auf eine ganz außerordentliche Art, mitgetheilten Geist Gottes, der auch auf ihm ruhete, mehr als auf allen seinen Gesellen, wurde sie dem Anfange nach in ihre Erfüllung gebracht. Aber deren Fortsetzung soll und muß bis an das Ende der Tage fortdauern, wo anders die Zusage Jesu nicht unerfüllt bleiben soll; „Siehe! ich bin bey euch „alle Tage, bis an das Ende der Welt.*)“ Aber nur alles auf die gehörige Art und Weise. Nicht in enthusiastischem und fantastischem Sinn. Ich, und gewiß noch viele mit mir, die ich zum Theil dem Namen nach nennen wollte, wenn ich sie auch nicht allezeit von Person kenne, befinde mich wenigstens mit ihnen in der glücklichen Lage, daß ich gleich ihnen mit Paulo, mit völliger Einstimmung meines Herzens und Gewissens sagen kann:**) „Ich denke, ich habe auch Gottes Geist!“ Ich weiß auch, durch sorgfältiges und gewissenhaftes Ueberlegen und Nachdenken über die uns in heiliger Schrift kund gethanen göttlichen Wahrheiten und Anweisungen zur Seligkeit, und deren sorgfältigen Vergleichung mit der selbst durch sie deutlich gemachten Natur und Bestimmung der Menschen, und der aus eigener und fremder Erfahrung abgemerkten Art, wie uns Gott zu ihr hindurch zu führen sucht, was recht und wahr, gut oder böse ist; und wünsche aus wahrer Inbrunst meines Herzens unabläßlich: „Möchte doch der Herr „seinen Geist auf ähnliche Art, allem Fleische mittheilen!“

*) Matth. 28, 20.

**) 1 Corinth. 7, 40.

len!“ So sehr sympathisirt das Gefühl seiner Wirkungen, mit denen in andern, daß man gleich erkennt, ob die Geister aus Gott sind, oder ob sie von sich selber reden.

Vielleicht würde alsdenn bald die ganze Erde der Erkenntniß des Herrn und seiner Herrlichkeit voll werden, und selbst unter den übrigen Christen, wie in unserer Kirche, die Hindernisse vollends bey Seite geschafft werden, die es unter ihnen noch verhindern und erschweren, und das Werk Gottes zurücke halten, das er durch Jesum zu vollenden willens ist. Vielleicht würde auch alsdenn die Weissagung Jesaiä, selbst dem Buchstaben nach noch erfüllt werden, wenn er spricht:*) „Die „Wölfe werden bey den Lämmern, und die Pardel bey „den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe, wird Kälber „und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben. „Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß „ihre Jungen bey einander liegen: und Löwen werden „Stroh essen, wie die Ochsen. Und ein Säugling „wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwehnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Baasilisken. Man wird nirgends letzen noch verderben auf „meinem heiligen Berge: denn das Land ist voll Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt. Und es wird geschehen, daß, welcher schwach „seyn wird unter ihnen zu der Zeit, wird seyn wie David; und das Haus David wird seyn, wie Gottes

*) Jes. 11, 6 — 9.

„Haus, wie des Herrn Engel vor ihnen.“ *) Die wildesten und unbändigsten Menschen werden durch die Lehre Jesu leicht gezähmet und gebändigt, in Friede und Ruhe bey einander wohnen, und in Ordnung können erhalten werden. Selbst die Einsicht in sie, wird ungemein erleichtert werden, und selbst Kindern am Verstande einleuchtend, deutlich und begreiflich seyn. Völker, die sich sonst selbst der Religion wegen unter einander gehässig angefeindet, beneidet, bekrieget und verwüstet haben, werden in Friede und Ruhe neben einander leben. Allgemeiner Friede und Wohlstand wird auf der ganzen Erde herrschen. Man wird von keinem Haß und Neid, Zank und Streit mehr etwas wissen. Es wird kein Leid, kein Geschrey, kein Schmerzen seyn. Denn das erste ist vergangen und alles neu worden; auf daß Gott und Christus sey alles in allem, gelobet und gepriesen in Ewigkeit. Amen!

Und ist es gewiß, daß die Seele des Menschen ein von dem Leibe abgesondertes, für sich bestehendes geistiges Wesen ist, das nach der Trennung von ihm fortdauert, und den Lebenszustand fortsetzt, in dem es sich hier befunden hat, wie nach den in der heiligen Schrift darüber enthaltenen Zeugnissen unwidersprechlich gewiß, und selbst nach richtig erweislichen Wahrheiten der Vernunft und Erfahrung, höchst wahrscheinlich ist, obgleich immer noch manche Schwierigkeiten für den menschlichen Verstand übrig bleiben, ob sie nicht etwa in einem feinern

*) Zacharia 9, 8.

feinern Mechanismus und einer subtilern Organisation bestehe, die wenigstens allezeit zu ihr mit erforderlich sind, die zwar aus der genauen Vereinigung beyder mit einem Ganzen, und deren gegenseitigem Einfluß auf einander einigermaaßen, aber nie ausreichend mit hinlänglicher Evidenz können gehoben werden: so muß eine dergleichen glückliche Zeit, unserm Erdboden noch bevorstehen. Die in unsern Tagen leben, und in den noch zukünftigen Zeiten leben werden, würden sonst gegen die, die viele hundert, ja tausend Jahre vor ihnen gelebt haben, und in ihrem Zwischenzustande, von der Zeit ihres Todes an, bis zur allgemeinen Auferstehung alles Fleisches, ungehinderter und mehr, an Vollkommenheit zugenommen haben, als es außerdem den besten Menschen in diesem Leben möglich gewesen ist, gar sehr zu kurz kommen. So wahr finde ich noch bis auf den heutigen Tag eine Anmerkung, die ich mir schon vor beynahe zwanzig Jahren, in des seligen D. Venzky Geschichte des Menschen in seinem Zwischenzustande, vom Tode an bis zu seiner Auferstehung,*) als das Resultat der Betrachtungen eingezeichnet habe, auf die ich durch deren Lesung, und besonders den ihr enthaltenen Auszug**) aus Worthingthons Versuch über den Entwurf, die Ausführung, den Fortgang und den Umfang des Werks der Erlösung, hingeführet wurde. Und haben wir schon in unsern Zeiten, vor unsern Vorfahren

*) Bützow und Wismar 1762.

**) S. 409. f.

viel voraus, wie es dieſe auch öfters in gar mannigfaltiger Hinſicht, vor den ihrigen gleichfalls hatten: ſo iſt ſolches auf die Zukunft immer mehr zu hoffen.

Und iſt aus den Anſtalten, die Gott gegenwärtig in der Welt dazu vorzukehren ſcheint, etwas zu ſchlieſſen: ſo kann dieſer glückliche Zeitpunkt ſo gar weit eben nicht mehr entfernt ſeyn, zu dem ſelbſt durch die gröſste allgemeine, politiſche und kirchliche Toleranz der Weg gebahnt wird. Der ſelige **Bengel** möchte ſich alſo auch ſo gar ſehr nicht verrechnet haben, wenn er den Anfang ſeiner Erſcheinung in das Jahr 1836. geſetzt hat. Es brauchte alſo nicht bis in das Jahr 2440. damit Anſtand zu haben. Doch würde er alsdenn vielleicht noch in gröſserer Vollkommenheit vorhanden ſeyn, und an ihr immer mehr zunehmen, bis endlich das Ende der Tage einbrechen, dieſe gegenwärtige Welt in Feuer vergehen, und ein neuer Himmel und eine neue Erde nach ſeiner Verheiſſung entſtehen würde, in der nichts als Gerechtigkeit wohnte.*) So führt Gott ſein Werk immer nach und nach, zu mehrerer Vollkommenheit heran, und wird es endlich in der zukünftigen Welt auf das vollkommenſte und herrlichſte hinaus führen und vollenden: bey deſſen Vollendung alsdenn auch Jeſus, Gott und dem Vater das Reich und die Macht und die Kraft wieder überantworten wird, auf daſs Gott alsdenn ſey alles in allem, gelobet und geprieſen in Ewigkeit. Amen!

*) 2 Petr. 3, 13.

2. Einige

2. Einige theologiſche Conſectaria, zu mehrerer Berichtigung der bibliſchen Theologie.

Alle und jede, die ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums dieſe Hoffnung bey ſich gehegt und unterhalten haben, haben bibliſche Wahrheit dazu für ſich gehabt. Nur war ſie für viele öfters noch zu ſymboliſch und emblematiſch, nicht enthüllt und entwickelt, nackend und deutlich genug. Und viele haben ihrer deswegen gar nicht geachtet, ſie wohl gar verworfen, oder ſich doch wenigſtens mit einer unvollſtändigen Erfüllung derſelben begnügt, den Anfang gleich für die gänzliche Vollendung angeſehen, und dieſe nicht weiter erwartet, wenn ſie gleich ſelbſt öfters unwiſſend zu deren Beförderung etwas beygetragen haben. Jenes gilt ſelbſt noch von den ſeligen Bengel und Cruſius. Und dieſes von allen Antibengelianern und Anticruſianern.

Die nemliche Beſchaffenheit hat es auch mit allen und jeden, die ſich, ſeitdem das Chriſtenthum in der Welt iſt, zu Erforſchung der chriſtlichen Wahrheit zur Seligkeit an die heilige Schrift gehalten, und ſie durch Mühe und Fleiß, Ueberlegen und Nachdenken aus ihr heraus zu finden geſucht haben. Jeder hat chriſtliche Wahrheit zur Seligkeit gehabt und erkannt. Nur war ſie öfters noch zu emblematiſch und typiſch, und durch allerley menſchliche Zuſätze verunſtaltet und verhüllt.

Jeder der ſie aus ihr aufzufinden, und ſich durch ſie den eingeriſſenen Irrthümern und Sünden nach ſei-

ner besten Einsicht, Ueberzeugung und Vermögen, zu widersetzen gesucht hat, hat daher auch zur Erbauung der Behausung Gottes im Geiste, erbauet auf dem Grunde der Propheten und Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist, einen Stein mit beygetragen; aber auch öfters noch viel Streh, Heu und Steppeln, die zu weiter nichts nütze sind, und mit Feuer müssen verbrennet werden. Es fehlt nur noch an einem weisen und geschickten Baumeister, der die zusammengetragenen Materialien verständig ordnet, sie von den unnützen und untauglichen absondert, und die Hand ans Werk legt, diesen großen Bau Gottes vollends zu vollenden, und in seiner Hand ein geschicktes Werkzeug dazu abzugeben. Und alsdenn wird er gut von statten gehen, schnell in die Höhe steigen, und dann seiner endlichen Vollendung entgegen eilen.

Die Anlage zu ihm, ist in der heiligen Schrift vollständig enthalten. In ihr liegen wenigstens alle Keime der zu dessen Ausbildung nöthigen Weisheit und Erkenntniß verborgen. Nur müssen sie sorgfältig entfaltet und entwickelt, und von allen sie am Durchbruch hindernden Gegenständen befreyet werden, damit sie hervorsprießen, und zu einem großen edlen Baum, durch sorgfältige Pflege und Wartung heranwachsen können, der die herrlichsten Früchte bringt. Nur muß er auch immer von Zeit zu Zeit von allem ihm anklebenden und am Wachsthum hindernden Unrathe gereinigt, von allem beschmeißenden Ungeziefer gesäubert, aller wilden Nebensprossen und entkräftenden Wasserreiser beraubet, vor Frost und Kälte verwahret, wider brennende Hitze beschirmet,

ſchirmet, und vor allen reißenden Sturmwinden und und ſchädlichen Ungewittern geſichert werden. So verhält es ſich mit ihnen bey jedem einzelnen Menſchen. So verhält es ſich mit ihnen in Anſehung der ganzen Sache des Chriſtenthums, und deſſen jedesmaligen Zuſtandes unter den Menſchen. Wird dieſe Sorge nicht auf ſelbiges verwendet, ſo wird es ein kahler und unfruchtbarer Baum, der endlich wohl gar verdirbt und abſtirbt. Wenn gleich nicht im Ganzen, doch wenigſtens bey einzelnen Menſchen und Völkern. Die Erfahrung aller Zeiten und Gegenden beſtätigt es zur Gnüge.

Das tauſendjährige Reich, in dem gewöhnlichen Sinne, in dem es ſich ſelbſt **Bengel** und **Cruſius** noch dachte, da man glaubt, daß bey deſſen Erſcheinung Chriſtus ſichtbarlich vom Himmel wiederkommen, und mit allen Heiligen, die je gelebt haben, und noch leben werden, über die Welt tauſend Jahr regieren werden, iſt ein bloßer eitler, jüdiſcher und phantaſtiſcher Traum, und eine apokalyptiſche Mißgeburt, die bloß aus der unrecht verſtandenen und zu irrdiſch und ſinnlich gedeuteten Bilderſprache der Apokalypſe ihren Urſprung genommen hat. Es wird eigentlich in nichts anderm beſtehen, als in vermehrter gereinigter und ausgebreiteter Erkenntniß und Verehrung Gottes, im Geiſte und in der Wahrheit, bey der es allen recht ſichtbar werden wird, wie Jeſus und ſeine Lehre, allen göttliche Kraft und göttliche Weisheit zur Seligkeit ſey, und ſie ihrer ſchon hier durch ſie, auf eine recht vollkommene und augenſcheinliche Art werden theilhaftig werden, ſeyn und bleiben.

Die Offenbarung Johannis, ist bey aller Ungewißheit, ob sie wirklich von ihm herkomme oder nicht, kein so verächtliches und verwerfliches Buch, als es öfters von manchen erklärt wird. Nur der auf den Mangel einer hinreichenden Einsicht in dessen wahren Verstand sich gründende Mißbrauch derselben, zur Erweckung und Unterhaltung allerley sinnlicher und fleischlicher Vorstellungen und Erwartungen, hat ihm diesen Verdacht zugezogen. Eigentlich sind in ihm allerley, in sinnbildliche Bilder, Vorstellungen und Redensarten eingehüllte Beschreibungen, des verschiedentlich abgeänderten Zustandes der Kirche Jesu hier auf Erden, enthalten, die mit allen Weissagungen Gottes im alten Testament und selbst denen von Jesu und seinen Aposteln ertheilten, dieß gemein haben, daß bey ihnen nicht alles im eigentlichsten Sinne und Verstande muß genommen, sondern von seiner symbolischen und emblematischen Hülle befreyet, und auf eine dem Christenthum gemäße Weise verstanden werden; daß sie vor der Zeit ihrer gänzlichen Erfüllung, nie vollkommen verstanden und eingesehen werden; und nicht auf einmal, sondern nach und nach in ihre ganze Erfüllung gehen, und von dem Anfange des Christenthums an, bis an das Ende der Tage reichen.

Freylich ist es deswegen für viele, die in dieser hieroglyphischen und sinnbildlichen Sprache nicht genug bewandert sind, und mit ihr nicht geschickt genug umzugehen wissen, oder kein Vergnügen an ihr finden, ein in gar vieler Absicht versiegeltes und verschlossenes Buch, das selbst vielen Mißbräuchen unterworfen ist. Aber

daraus

daraus folgt nicht, daß nicht Verſtändige an ihm ihre Verſtandskräfte üben, und ſelbſt dadurch viel Licht über den übrigen Theil der heiligen Schrift, und die in ihm herrſchende Bilderſprache, mit verbreiten könnten. Es iſt auch nicht wohl gethan, aus ihm beſtimmt anzugeben, da oder da, ſey dieſes oder jenes in ſeine ganze Erfüllung gegangen. Dieß wird nicht ehender, als an dem Ende der Tage, oder erſt nach Verlauf noch mehrerer Zeit, mit gänzlicher, oder doch mehrerer Zuverläſſigkeit geſchehen können, als es jetzt noch möglich iſt, und das Werk Gottes vielleicht ſelbſt dadurch mit verhindert wird. Wenn erſt alles wird geſchehen ſeyn, dann wird es ein völlig entſiegeltes Buch werden. Für gemeine Fähigkeiten, die immer nur an dem Aeußerlichen und Sinnlichen hangen bleiben, und ſich an ihm beluſtigen, iſt es daher noch zur Zeit von keinem ſonderlichen Nutzen, und kann vielmehr Schaden für ſie bringen.

Der Teufel, in der bisher gewöhnlichſten Bedeutung dieſes Worts genommen, da man ſich unter ihm ein gewiſſes beſonders geiſtiges Weſen denkt, das bey einem ſehr großen und ausgebreiteten Verſtande, nichts als Böſes an ſich haben und thun, und die Urſache alles Böſen in der Welt, mittelbar und unmittelbar ſeyn ſoll, iſt ein wahres Unding, ein bloßes Geſchöpf der Einbildungskraft, und eine contradictio in adjecto. Er iſt eigentlich das perſonificirte Böſe in der Welt, ſo wie Gott das perſonificirte Gute in der Welt iſt. Jenes iſt aber nichts als lauter Negation, und kann daher kein für ſich beſtehendes beſonders Weſen ſeyn. Dieſes aber

lauter

lauter Realität, und muß daher als ein solches wirklich seyn. Es würde ihm sonst eine der vorzüglichsten Realitäten, aus der alle andere ihren Ursprung nehmen, fehlen, und alsdenn gar nichts Gutes, und selbst das Böse in der Welt nicht wirklich seyn, obgleich nur jenes, nicht aber das letztere von ihm herrührt, wenn er gleich die ganze Welt gemacht hat. Der Teufel in solchem Verstande genommen, ist der wirkliche **Arimanes** oder **Ahramanes** der alten Perser oder Magier, die glaubten, das Nihilum sey eine Substanz und ein eigentliches positives Wesen, daraus alle nachtheilige Dinge, die zur Einschränkung und Zerrüttung der Geschöpfe Gottes gereichen, geflossen seyn, und ihren Ursprung haben.

Er existirt bloß in der natürlichen Einschränkung der Menschen, und den aus ihr entspringenden sinnlichen Trieben, Lüsten, Neigungen und Begierden derselben, die durch allerley äußerliche, in die Sinne fallende Veranlassungen und Gegenstände gereizt, die Quelle alles Irrthums und aller Sünde, samt dem aus beyden entstehenden Bösen in der Welt sind, die eigentlich in ihrem Fleische ihren Sitz haben, und daher nicht von Gott herrühren, da ihr Leib ist aus Erde gebildet worden, der daher auch wieder zur Erde werden muß, da sich die Menschen durch sie einmal haben leiten und regieren, ihre Vernunft durch sie betäuben, und deren Gebrauch und Herrschaft über sie rauben lassen. Die Schlange, die **Evam** verführte, waren ihre sinnlichen Lüste, die bey dem Anblicke der Frucht von dem verbotenen Baume in ihr erwachten, zu deren Befriedigung sie bey dem Nachdenken

denken darüber, warum ihnen doch nur von Gott deren Genuß wäre untersagt worden, der Ursache, die er ihnen selbst davon angeben hatte, uneingedenk, dieselbe durch ihre Einbildung verführt, in etwas ganz anders setzte, und dadurch bezaubert, ihre Hand nach ihr ausstreckte, und ihrem Manne auch davon gab. Der Teufel, der es dem David eingab, das Volk zählen zu lassen, war sein Ehrgeiz und Stolz. Und der Teufel, der Judam verleitete, Jesum zu verrathen, war sein Geldgeiz; daher er auch ausdrücklich als ein solcher geschildert wird, der ihm ergeben gewesen wäre.

Jeder trägt also den Teufel gleichsam in sich selbst, in seinen bösen Lüsten und Begierden, mit sich herum, und ist sich sein eigener Teufel, oder Verführer zum Bösen. Jeder wird durch seine eigene böse Lust gereizet und gelocket. Widersteht man dem Teufel, unterdrückt man seine bösen Neigungen und Begierden, und hängt ihnen nicht nach, so flieht er von uns. Thut man aber dieses nicht, sondern giebt ihnen nach: so führt er uns in seinen Stricken gefangen, zu thun seinen Willen, und hat sein Werk in den Kindern des Unglaubens. An den Gläubigen hat er dagegen keine Macht. Die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Und Christus ist erschienen, die Werke des Teufels, das ist, Irrthum und Sünde zu zerstöhren, und sie aus Kindern der Finsterniß und des Satans, zu Kindern des Lichts und Gottes zu machen, die nicht mehr liebhaben und thun die Sünde und Lügen, sondern was recht, heilig und gut, und Gott wohlgefällig ist. Und die aus

Gott

Gott so gebohren sind, thun nicht Sünde, denn sein Saame bleibet in ihnen, welcher ist das Wort Gottes.

Wenn daher selbst Jesus von den Juden sagt:*) ihr seyd von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun: so meynt er damit eigentlich nichts anders, als daß sie nur nach ihren sinnlichen Lüsten, Neigungen und Trieben handelten, die in ihm ihre Befriedigung nicht fänden, da sie an ihm nichts von demjenigen gewahr würden, was sie nach ihren irrdischen Erwartungen, von dem ihnen verheißenen Messias sich einbildeten, ohne auf den Willen Gottes zu sehen, und sich nach denselben, gleich ihrem leiblichen Vater Abraham zu richten, wenn auch die Verleugnung ihres bösen Willens, ihnen eben so schwer würde, als ihm die befohlne Aufopferung seines einigen Sohns nothwendig fallen mußte, bey der er aber doch Gott gehorsamte. Und wenn er hinzusetzt: derselbige ist ein Mörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit: so will er damit nichts anders sagen, als: die bösen Lüste haben vom Anfange an, Sünde und Tod in die Welt gebracht, und ihnen zufolge sucht ihr auch mich zu tödten. Sie sind nicht bestanden in der Wahrheit, sie haben nicht die Wahrheit geredt, sondern Lügen, und haben den Menschen durch scheinbare Vorspiegelungen in Irrthum und Sünde verführt. Denn die Wahrheit ist nicht in ihm; sie hintergehen den Menschen, der sich ihnen überläßt, durch Irrthum und Lügen. Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen, da die bösen Lüste eigentlich nicht von Gott, sondern von der Welt, von der Erde sind,

*) Joh. 8, 44.

ſind, aus der der Leib des erſten Menſchen iſt gemacht worden. Denn er iſt ein Lügner und ein Vater derſelben. Vom Anfange an haben ſie den Menſchen belogen und trüglich hintergangen. Und aller Irrthum und Lügen, nehmen noch aus ihnen ihren Urſprung her.

Dieſes damals herrſchenden Sprachgebrauchs konnte ſich Jeſus ohne Bedenken bedienen, und ſich ihm gemäß erklären, wenn er auch keine weitern Winke von dem beyfügte, was eigentlich durch ihn gemeynt werde. Er mußte es ſogar thun, wo er anders von denen, mit welchen er redete, wollte verſtanden ſeyn. Er wußte nicht nur an ſeinem Theil, was er eigentlich damit anzeigen wollte, ſondern konnte auch vermuthen, daß er ſeinen Zuhörern und Jüngern eben ſo deutlich und begreiflich ſeyn würde. Wäre er es ihnen aber auch nicht geweſen, wiewohl ſich in den Schriften der Apoſtel hinreichende Spuren finden, daß ſie ihn mehr als zu wohl verſtanden haben: ſo konnte er doch vorausſetzen, daß ſie und ihre Nachfolger, bey vermehrter Einſicht in die chriſtliche Wahrheit, in die ſittliche Natur der Menſchen, und das unter ihnen herrſchende Böſe, ſeine Meynung ganz wohl einſehen würden, ſollte es auch durch mancherley Umſtände verhindert erſt in ſpätern Zeiten geſchehen, wenn erſt noch mehr andere Erkenntniſſe würden aufgeblüht und aufgewachſen ſeyn, weswegen er ihnen ſelbſt ſeinen Geiſt verhieß, der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Er hatte vielleicht auch wichtige Urſachen, ſich nicht anders darüber zu erklären, da ſie und ihre Zeitgenoſſen, noch nicht tüchtig waren, die reine Wahrheit, ohne weitern Schmuck und Zierrathen zu ertragen.

Daher

Daher kommt es auch, daß alle Folgen der bösen Lüste der Menschen, und der aus ihnen entspringenden Sünden und Vergehungen derselben, als eine Wirkung des Teufels oder eines unreinen und bösen Geistes angesehen werden, und er selbst in sie mit gesetzt wird. Da Saul wegen seines Ungehorsams gegen Gott, von ihm war verworfen worden: so heißt es von ihm, daß der Geist des Herrn, Freude und Wonne, Ruhe und Zufriedenheit, Munterkeit und getroster Sinn, von ihm gewichen sey, die freylich nicht mit unrechten und sündlichen Handlungen bestehen können. Und wenn es dagegen von ihm heißt, daß ein böser Geist, Unruhe und Betrübniß, Sorge und Gram, Melancholie und Kümmerniß, diese gewöhnlichen Folgen sündlicher Handlungen, über ihn gerathen seyn; so war dieß freylich bey seinen Vergehungen und der ihm wegen ihrer angekündigten Strafen nicht anders möglich. Wenn David auf der Harfe vor ihm spielte, so wich dieser von ihm, und jener kehrte in seine Seele zurück; eben so, wie sich noch viele in unsern Tagen durch Musik und andere irrdische Ergötzlichkeiten und Belustigungen, die Unruhe über ihre Sünden zu vertreiben, und sich durch sie wieder heiter und zufrieden, munter und getrost zu machen suchen; ob es gleich öfters nur eine kurze Zeit, und nicht länger als sie selbst währen, zu dauern pflegt.

Und darauf gründet sich vornemlich die damalige Gewohnheit, gewisse, öfters für unheilbar gehaltene Krankheiten, dem Einfluß der bösen Geister oder sogenannten Dämonen zuzuschreiben, und die, so mit ihnen behaftet waren, also anzusehen, als wenn sie von ihnen besessen wären. Durchgängig war man damals der Meynung ergeben, wie sie denn selbst noch bis auf den heutigen Tag gewissermaaßen gegründet ist, daß mit manchen Vergehungen und Versündigungen, gewisse Krankheiten verbunden wären, die auf sie, als deren natürliche Folgen

und Strafen folgten, zu denen die bösen Lüste der Menschen die Veranlassung gegeben hatten. Da man sich nun diese als ein besonderes geistiges Wesen, das die Ursache alles Bösen und alles daraus entspringenden Uebels in der Welt wäre, gedachte: so war es natürlich, daß man sie sich auch als Wirkungen, eines unsaubern und unreinen Geistes, der in den Menschen seinen Sitz hätte, vorstellte, und sich überredete, daß er von ihm besessen seyn müßte. Denn wirklich hatte es nur allzuoft seine gute Richtigkeit damit. Die unreinen und bösen Lüste der Menschen, und deren ungezähmte Befriedigung, waren nur allzuoft die traurige Quelle der schmerzhaften Krankheiten vieler, wie sie es noch für die, die sich ihnen ungescheut überlassen, bis auf den heutigen Tag sind.

Die bösen Lüste der Menschen, werden jedoch auch gemeiniglich, durch allerley äußerliche sinnliche Gegenstände gereizt und erregt. Was daher außer uns das Gute bey uns zu hindern, oder das Böse zu befördern, und uns in Irrthum und Sünde zu verführen sucht, oder uns selbst durch sie mit empfindlicher Reue und Schmerz, Quaal und Pein anfüllt, das ist unser Teufel. Dieß gilt nicht nur von allen leblosen Dingen, die öfters dergleichen Einfluß auf uns haben, von den Spielen des Witzes und der Einbildungskraft, sondern auch von einem jeden Menschen, der uns Gelegenheit dazu giebt. Ein Mensch wird öfters des andern Teufel.

Wer bey andern das Gute zu hindern sucht, der wird ihm sein Teufel. Und in der Absicht sagte selbst Jesus zu Petro, als er wegen der Vorherkündigung des ihm bevorstehenden Leidens, besonders mit ihm redete, ihn anfuhr und zu ihm sprach: Herr! dieß wiederfahre dir ja nicht; hebe dich weg von mir Satan, denn du bist mir ärgerlich, du meynest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist, du willst mich vom Guten, von der Vollbringung des Willens meines Vaters im Himmel, von der Beförde-

rung des Werks der Seligkeit der Menschen, und von meiner eigenen Glückseligkeit abhalten, und wirst durch irrdische und fleischliche Absichten, durch zeitlichen Vortheil und Gewinn dazu angetrieben. Du siehest nicht auf Gottes Willen, und das durch ihn zu befördernde Beste der Menschen, sondern auf leibliche Ruhe und Bequemlichkeit, Wohlstand und Glückseligkeit, mit Zurücksetzung der beständigen und ewig dauernden Glückseligkeit. Und in eben der Hinsicht schreibt Jesus die Bemühungen seiner Feinde und Widersacher, die Wirkungen seiner Lehre an den Herzen derer zu verhindern, die sie hören und durch Gehorsam gegen sie, selig werden könnten, dem Teufel zu, der da käme und raubte das Wort Gottes von den Herzen der Menschen, daß sie nicht glaubten und selig würden.

Wer andere vom Guten abzuhalten, und zum Bösen zu verführen, oder ihn darinnen zu erhalten sucht, und ihm deswegen allerley Unrecht, Leiden, Schmerz und Widerwärtigkeit zufügt und anrichtet, der ist des andern Teufel. Jeder Beleidiger, Widerwärtiger, Verläumder, Verfolger, Ketzermacher, verdient daher diesen Namen. Und in der Rücksicht ermahnt Petrus die Christen seiner Zeit: seyd nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und sucht welchen er verschlinge, dem widerstehet vest im Glauben. Er siehet damit auf einen ihnen wohlbekannten Lästerer, Verläumder und Verfolger, der immer damit beschäftigt war, den Christen nur Unheil und Verdacht und Verfolgung zuzuziehen und anzurichten, und sich aller, selbst der unschuldigsten und besten Handlungen derselben, dazu zu bedienen pflegte, sie über sie zu erwecken. Deswegen ermahnt er sie zu bedächtlicher Vorsichtigkeit in ihrem gesammten Verhalten, um nicht dem Lästerer ins Maul zu fallen, und ihm, zur Beschönigung seines feindseligen Betragens, einen scheinbaren Vorwand darzuleihen. Und tröstet sie wegen der ihnen durch ihn zustossenden Widerwärtigkeiten, durch

den

den Beysatz: und wisset, daß dergleichen Leiden auch über eure Brüder ergehen. *)

Des Satans Engel sind diejenigen, die andere zum Irrthum und zur Sünde verführen, und ihnen dazu behülflich sind, daß deswegen allerley Böses über sie kommt; so wie diejenigen Gottes Engel, seine Boten, Diener und Abgesandte sind, die andere aus ihnen herauszureißen und vor ihnen zu bewahren suchen. Und das Böse, so manchen ihrer Sünde wegen, oder aus andern Ursachen wiederfährt, und ihnen zur Hinderung des Guten an ihnen selbst, oder dessen Beförderung in und durch sie bey andern, begegnet, wird gleichfalls mit diesem Namen bezeichnet. So redet Paulus von des Satans Engel, der ihn mit Fäusten schlug, und meynt darunter gewisse körperliche Leiden, Schmerzen und Schwachheiten, die er sich entweder durch jugendliche Ausschweifungen selbst zugezogen hatte, oder durch andere Umstände in sie gerathen war, unter denen manche empfindliche Gichtschmerzen verstehen wollen, die wenigstens von seinen Feinden und Widerwärtigen dazu gemißbraucht wurden, sein apostolisches Ansehen zu schwächen, und das Gute rückgängig zu machen, das er aus allen Kräften zu befördern sich angelegen seyn ließ. Und so sind noch bis auf den heutigen Tag, alle diejenigen Satans Engel, die durch allerley Lügen, Verunglimpfungen, Lästerungen und Verläumdungen, sich der Beförderung des Guten in den Weg setzen, das andere nach ihrem Amt und Stand, Pflicht und Gewissen, auszurichten sich berufen achten, und der unberichteten Menge, ganz ungleiche Gesinnungen von ihnen dadurch beyzubringen suchen, die es bey ihr alsdenn nicht hervorkeimen lassen, sondern es gleich in der ersten Geburt ersticken.

Der Wille Gottes von der endlichen Glückseligkeit aller seiner vernünftigen Geschöpfe auf unserm Erdboden,

*) 1 Petr. 5, 8. 9.

wird endlich noch erreicht werden. Was ihnen hier auf dieser Welt, durch eigene und fremde Schuld, nicht möglich war, wird in ihrem Zwischenzustande, von der Zeit ihres Todes an, bis zur allgemeinen Auferstehung, und zum Theil selbst noch in jener zukünftigen Ewigkeit geschehen. Jeder bringt die Erkenntniß aus ihr in sie mit hinüber, die ihm in dieser Welt von der Lehre Jesu möglich gewesen ist, und die wird selbst in ihr durch mancherley Umstände noch vermehrt, kräftiger und anziehender werden. Und die hier nichts von ihr gewußt haben, oder nichts von ihr haben wissen können, denen wird sie selbst noch nach ihrem Tode mitgetheilt werden. In der Rücksicht wird selbst von Christo gesagt; *) daß nachdem er nach dem Fleisch, als Mensch, getödtet worden, aber nach dem Inhalt seines Evangelii wieder lebendig gemacht worden, er auch mit diesem Evangelio hingegangen ist und den Geistern im Gefängnisse geprediget hat, die etwa nicht gläubeten, da Gott einsmals harrete und Geduld hatte zu den Zeiten Noä, da man die Arche zurichtete, in welcher wenig, das ist acht Seelen, behalten wurden durchs Wasser. Wenn und wie solches geschehen, das ist eine Frage, die nichts verschlägt, und nur die Neubegierde beschäftiget. Genug ist es, wenn es nur diesem apostolischen Zeugniß zufolge geschehen ist, es mag auch geschehen seyn, wenn und wie es wolle, und daraus auch auf andere Fälle zu schließen ist.

Der zukünftige Zustand eines jeden Menschen wird gleich nach seinem Tode entschieden, und steht mit dem in der gegenwärtigen Welt, in dem genauesten Verhältniß. Keiner wird dort sogleich etwas werden, das er nicht schon hier in diesem Leben gewesen ist. Doch wird auch derjelbe nicht sogleich so unwiderruflich veste gesetzt werden, daß in ihm keine Aenderung und Verbesserung möglich seyn sollte.

*) 1 Petr. 3, 19. 20.

ſollte. Jeder gute Menſch wird nicht nur immer mehr an Güte und Vollkommenheit zunehmen können, ſondern auch jedem böſen Menſchen noch Raum zur Beſſerung überbleiben, welches ſelbſt durch ſeine Umſtände, in die er ſich alsdenn wird verſetzt ſehen, anſehnlich wird erleichtert und befördert werden. Und bey wem ſie noch in der Zeit ſeines Zwiſchenzuſtandes, bis zum allgemeinen Weltgericht wird erreicht werden, der wird alsdenn auch mit zur Rechten geſtellet werden, und zu ewiger Freude und Wonne eingehen.

Das auf die allgemeine Auferſtehung folgende Weltgericht, wird in nichts anderm, als in einer gänzlichen Scheidung der Guten von den Böſen, und in einer feyerlichen Publication, des bis dahin ſich zugezogenen Endurtheils Gottes und Jeſu Chriſti, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Menſchen beſtehen, ohne daß eine weitläuftige Rechenſchaft, von ihrem geſammten Thun und Laſſen, alsdenn erſt nöthig ſeyn wird. Dieſe iſt ſchon bey der Entſcheidung ihres endlichen Schickſals gleich nach ihrem Tode vorgegangen, aus der ſie ſich noch durch geändertes und gebeſſertes Verhalten werden herausreißen können. Und denenjenigen, denen es ſelbſt bis zu ihr noch nicht möglich geweſen iſt, wird die Hoffnung dazu auf die Zukunft, nicht gänzlich geraubt werden. Werden ſie gleich bey ihr in die ewige Pein verwieſen werden: ſo heißt doch ewig, wenn es nicht von Gott, und denen, die zur vollkommenſten Aehnlichkeit mit ihm gelangt ſind, gebraucht wird, nie in der heiligen Schrift, eine unendlich dauernde Zeit. Selbſt das Königreich des Meſſias, das doch auf die vollkommenſte Art unendlich und ewigwährend genannt wird, iſt nicht von einer ſolchen abſoluten Ewigkeit. Wenn er das ihm übertragene Werk Gottes wird vollendet und alle ſeine Widerwärtigen entweder wird ausgereutet oder bezwungen und überwältiget haben: ſo wird er das Reich und die Macht und die Kraft, die er von dem Vater erhalten hat, wieder Gott und dem Vater überantworten, auf

daß Gott sey alles in allem, gelobet und gepriesen in Ewigkeit, Amen!

Selbst die Höllenstrafen werden also einmal ein Ende nehmen. Das Wort Hölle, oder Hades und Scheal, heißen in heiliger Schrift gemeiniglich nichts anders, als der Zustand der Menschen im Tode und in der Verwesung im Grabe. Diese erreichen also durch die allgemeine Auferstehung einmal ihr Ende. Werden alsdenn gleich manche, an denen bis dahin keine Besserung und Zurechtbringung hat verfangen und anschlagen wollen, in die zukünftige ewige Pein mit verwiesen, um mit den Teufeln und seinen Engeln, den Quellen und Beförderern des menschlichen Elends, des Irrthums und der Sünde, den von ihnen verdienten Lohn zu empfahen: so wird ihnen doch, wie gesagt, die Hoffnung zu aller noch zukünftigen Veränderung und Verbesserung, und der dabey noch möglichen Veränderung ihres ewigen Schicksals, dadurch nicht abgesprochen werden. Durch ihre sehr unglückseligen Umstände, durch die marternden und nagenden Vorwürfe ihres Gewissens, daß sie selbst an dem sie betroffenen Elend und Verderben Schuld sind, als worinnen ihre Pein hauptsächlich bestehen wird, durch den Anblick der großen Seligkeit derer, die auf die an sie ergangenen Warnungen und Zurechtweisungen geachtet haben, durch die gänzliche Verstoßung von dem Angesichte des Herrn und der völligen Beraubung aller seligen Gemeinschaft mit ihm und des segnenden Einflusses auf sie, werden noch vielen die Augen über ihrem thörigten Selbstbetrug geöffnet, ihnen dadurch der Weg zu ihrer endlichen Verbesserung und Zurechtbringung gebahnet, und die Absicht aller göttlichen Strafe über Irrthum und Sünde, an ihnen noch erreicht werden. Und wie sie zu deren Entrinnung durch sie nach und nach reif werden, werden sie ihnen entrissen, und der Seligkeit dem Anfange nach theilhaftig werden, wie sie ihrer nach ihren einzelnen Umständen fähig und empfänglich sind, und sie

ihnen

ihnen alsdenn, wie sie im Guten wachsen und zunehmen, immer reichlicher wiederfahren.

Häufigem Mißbrauch ist diese trostvolle Lehre, die so viele Schwierigkeiten, der gnadenvollen Haushaltung Gottes mit den Menschen in der Zeit und in der Ewigkeit, enthüllet und entwickelt, freylich unterworfen, und kann ganz unrecht gemißbraucht und angewendet werden. Aber daraus folgt nicht, daß sie deswegen ganz ungegründet und verwerflich sey. Wo ist eine noch so gute, rechtmäßige und trostvolle Sache in der Welt, die nicht auf ähnliche Art, zur Sicherheit im Sündigen, könnte gemißdeutet und angewendet werden? Selbst die trostvolle Lehre von der Gnade Gottes in **Christo Jesu** für die sündigenden und gefallenen Menschen, und deren wonnevollen Aussöhnung mit Gott, ist nicht davon ausgenommen. Und darum hat sie uns auch Gott nicht mit so vollkommener Deutlichkeit und Gewißheit, durch **Jesum Christum** bekannt machen lassen, als es mit vielen andern trostreichen Lehren des Christenthums, zur Beruhigung erschrockener und verzagter Gewissen geschehen ist. Und darum ist es auch nicht rathsam, viel zu denen mit entschiedener Gewißheit von ihr zu reden, die an dem Gegentheil keinesweges zweifeln, und es sich wohl gar einen mächtigen Antrieb, zur Beförderung vieles und mannigfaltigen Guten seyn lassen, und selbst denen nur eine schwache Hoffnung von ihr übrig zu lassen, die sich in selbiges nicht finden können, und dadurch nur in ohne sie unauflösliche Schwierigkeiten, wegen der Weisheit und Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes verleitet werden. Dergleichen Menschen sind freylich durch sie, ruhig und zufrieden zu stellen, und der Anstöße und Aergernisse derer daher nicht zu achten, die sich nicht mit ihnen in ähnlichen Umständen befinden, denen das Gegentheil wohl gar nachtheilig und schädlich seyn könnte. Und eine selbst nur auf unbestimmte Zeit lang dauernde Unseligkeit, verdient es schon, daß man allen

Fleiß

Fleiß und Eifer, ihr zu entrinnen anwende. Was hilft es, endlich einmal, nach lange ausgeſtandener Pein, auch noch glücklich zu werden, und zwar im mindern Grade, als andere? Iſt es nicht ſeliger, ihr lieber gleich gar zu entgehen, und einer vollkommenern Seligkeit zu genießen?

Wäre es aber auch, daß manche ſelbſt in und durch ſie unverbeſſerlich wären und blieben, wie es viele ſchon öfters in dieſem Leben zu ſeyn ſcheinen: ſo wäre ſolcher Verdammniß alsdenn nicht nur ganz recht; ſondern ſie würden auch wohl gar, unter ihren unſäglichen Schmerzen und Pein, endlich erliegen, und der ewigen Vernichtung endlich anheimfallen. Und dieß iſt wohl auch die Urſache mit, warum der Zuſtand der Verdammten, der ewige und der andere Tod genannt wird. Nichts als Freude und Wonne, Seligkeit und Vergnügen würde alſo alsdenn, unter allen Menſchen und ſeligen Bewohnern des Himmels herrſchen, und Gott allen alles in allem hochgelobet und geprieſen in Ewigkeit ſeyn. Ihm ſey Ehre und Gewalt, Preis und Herrlichkeit, von nun an bis in Ewigkeit, Amen!

Er aber, unſer Herr Jeſus Chriſtus, und Gott und unſer Vater, der überſchwenglich mehr thun kann, als wir bitten und verſtehen, der uns geliebet hat, und gegeben einen ewigen Troſt und eine gute Hoffnung durch Gnade, der ermahne unſere Herzen und ſtärke uns in allerley Lehre und gutem Werke. Treu iſt Gott und kein Arges an ihm. Er hats verſprochen, und wirds auch thun und halten. Ihm ſey Ehre und Macht, Herrlichkeit und Gewalt, von nun an bis in Ewigkeit, durch unſern Herrn und Heiland, Jeſum Chriſtum! Amen!

Erfahrungen

von

Johann Georg Büſch

Profeſſor in Hamburg.

Erſter Band.

Hamburg, 1790.

bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Schreibsucht war wenigstens kein Laster meiner Jugend. Ich habe bis zu meinem acht und dreissigsten Jahre nichts drucken lassen, was man ein Buch nennen könnte. Aber desto öfter bin ich seit siebenzehn Jahren in der Reihe deutscher Schriftsteller erschienen, und kann, so wenig auch ich dies allein mir zum Ruhm rechnen mögte, schon jezt erwarten, unter den deutschen Vielschreibern genannt zu werden.

Es ist Zeit, daß ich die Ursache davon meinen Zeitgenossen erkläre. Zwar habe ich dies schon vor sechs Jahren bei einer andern sehr natürlichen Veranlassung gethan, aber in einer lateinischen Schrift: Tractatus duo Optici, welche Leser einer

andern Claſſe vorausſezt, als welche meine übrigen Arbeiten kennen.

Die geſchäftvolle Lebensweiſe, welche ich ſeit ſo vielen Jahren führe, läßt mir noch immer Zeit genug übrig, die ich in dem Wege eines denkenden Weſens zu verwenden ſuche. So lange es möglich war, und auch noch jezt, ſo viel es möglich iſt, wende ich dieſelbe zum Leſen an. Dazu aber muß ich gutes Tageslicht haben, und ſeit vielen Jahren verbietet mir die anhaltende Augenſchwäche, welche mich gewiß, ſo lange ich lebe, nie verlaſſen wird, beinahe alles Leſen bei einem künſtlichen Lichte, wenigſtens alles anhaltende Leſen oder ſorgfältige Nachſchlagen. Aber bis jezt erlaubt ſie mir noch auf einem bläulichten Papier zu ſchreiben. Iſt der Zu-

ſtand meiner Augen erträglich, ſo ermüdet dieſes ſie in mehrern Stunden nicht. So ſehr ich an das geſellſchaftliche Leben gewöhnt bin, ſo kann ich doch unmöglich alle Winter-Abende demſelben widmen. Mit meinen Briefen muß ich ſuchen bei Tage fertig zu werden, weil ich doch nicht zu allen das Papier ſo wählen kann, wie es meinen Augen zuträglich iſt.

Dieſer Umſtand macht alſo ſchriftſtelleriſche Arbeiten nicht nur zu einer Art von Bedürfnis für mich, ſondern beſtimmt auch die Art derſelben. Ueberſetzen mag ich nicht, und kann es auch nicht, weil ich doch auch dabei leſen müßte. Arbeiten, die viel Literatur und Nachſchlagen erfodern, fallen mir unmöglich. Wenn ich auf eine Materie gerathe, die dies er-

fodert, ſo muß ich den Vorraht dazu bei Tage einſammeln. Ich kann mich alſo nur mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen, wozu meine Beobachtungen, meine Erfahrungen und mein Nachdenken darüber mir den Stoff vorzüglich geben.

Die Urſache iſt alſo mir keinesweges erfreulich. Die Wirkung darf ich deswegen mir minder unangenehm ſein laſſen, weil ſie in diejenige Periode meines Lebens fällt, in welcher ich doch glauben darf, daß mein Kopf zum Nachdenken über diejenigen Gegenſtände reif genug geworden ſei, mit welchen ich mich beſchäftige, und über welche ich demnächſt wage, diejenigen zu unterhalten, die mich leſen wollen.

Ich bin jezt über ſechzig Jahre in der Geſchäftvolleſten Stadt Deutſchlands alt

geworden. Ich habe die Art und den Gang derer Beschäftigungen, durch welche Menschen sich einander Verdienst und Auskommen geben, und die mannigfaltigen Hindernisse derselben beobachtet. Ich habe gesehen, wie den Reichen sein Fleis, nicht Glück allein, reich mache, und wie der Arme, auch ohne Unfleis, arm bleibe. Die Lage Hamburgs bringt mir auch ausser deren Einwohnern eine grössere Mannigfaltigkeit von Menschen unter Augen, als vielleicht in Einer Stadt Deutschlands sich mir darbieten mögte. Aber ich habe auch ausser deren Ringmauren Menschen gesehen und beachtet. Daß ich die Menschen der Vorzeit etwas kenne, davon glaube ich doch auch Einen Beweis in meinem Abriß der Geschichte der neuesten

Welthändel gegeben zu haben. Daß ich mich selbst kenne, davon wird bald eine nicht kurze Schrift in dieser Sammlung zeugen. Ob ich also zum Erfahren und Beobachten vorbereitet, ob ich alt genug dazu geworden sei? davon mögte wol nicht mehr die Frage sein. Ob ich zum richtigen Beobachten aufgelegt sei, ob ich zum richtigen Nachdenken über das beobachtete Kraft habe? — — darüber entscheide Du selbst, lieber Leser! Wenigstens für Eins bürge ich Dir, nemlich für die vollkommenste Wahrheitsliebe. Von allen denen Strafen, durch welche Gott und Menschen die Unwahrhaftigkeit ahnden, von allen Beschämungen, denen sich der Mensch aussezt, welcher anders redet oder schreibt, als er denkt, fürchte ich keine.

Ich rede gern, wie es mir ums Herz ist, und, wo und wenn ich nicht glaube dieß kühn zu dürfen, da schweige ich ganz. Ich hasche nach keinem andern Schmuck meiner Schreibart, nicht nach Witz, nicht nach mühsamer Einkleidung, sondern bin mit den Worten, mit den Redensarten und Wendungen zufrieden, wie der Gegenstand und die Lebhaftigkeit meiner Empfindungen bei dessen Ueberdenkung mir sie angiebt. Wenn ich mir zuweilen eine Ironie erlaube, so wird man doch nicht lange nach meinem wahren Gedanken suchen dürfen. Auf Schönschreiberei mache ich gar keinen Anspruch, aber einen desto grössern auf Richtigkeit, und Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks.

Ich habe dieser Sammlung die Ueberschrift, Erfahrungen, gegeben. Eine

jede in derſelben enthaltene Abhandlung iſt das Reſultat gewiſſer Erfahrungen meines Lebens, ſo verſchieden auch dieſelben ihrem Gegenſtande nach ſein mögen.

Es wird zuvörderſt von dem Beifall meiner Leſer, und demnächſt von der Fortdauer meines Lebens und der mir jezt noch möglichen Thätigkeit abhängen, wie lange ich dieſe Sammlung fortſetzen werde. Vorjezt werde ich alles in dieſelbe eintragen, was ich für reif genug zum Druck halte, und auch einige Abhandlungen zu derſelben aus periodiſchen Schriften wieder hervorziehen, von welchen ich glaube, daß ſie des erneuerten Drucks und der Mühe der Nacharbeitung wehrt ſind, ohne welche ich nicht gerne eine Schrift zum zweiten mal ins Publicum gebe.

I.

Ueber

die Einförmigkeit

des Lebens.

Vorbericht.

Wenn bald nach einer viel geleſenen und beliebt gewordenen Schrift eine andre unter einem etwas ähnlichen Titel erſcheint, ſo iſt freilich der Gedanke ſehr natürlich, der zweite Schriftſteller habe dem erſten nachahmen wollen. Oft iſt auch ein ſolcher beſcheiden genug, dieß (einzugeſtehen) und ſein Stückchen Arbeit einen Pendant zu der ſeines Vorgängers zu benennen. Thut er dieß nicht ſelbſt, ſo erklärt das leſende Publicum ſie dafür, und glaubt damit dem nachahmenden Schriftſteller eine Ehre zu erweiſen.

So wird es vielleicht dieſem meinen Schriftchen bei denen Leſern ergehen, welche ſich bei deren Ueberſchrift an die Abhandlung des Herrn Ritters von Zimmermann über die Einſamkeit erinnern.

Man wird eilen, ſie als einen Pendant von dieſer anzuſehen.

Aber eben dieß muß ich aus mehr als Einer Urſache höchlich verbitten. Als ich jung war, entſtanden mir zwar die erſten Aufwallungen zur Schriftſtellerei aus Nachahmung. Aber zum Glück fühlte ich jedesmal, daß alles, was ich in ſolcher Nachahmung zu ſchreiben verſuchte, mir ſchlecht geriete, und es iſt, gewiß zu meinem Glücke! nichts von dem allen ins Publicum gekommen. Und nun hat mich in denen vierundzwanzig Jahren, ſeitdem ich ein Schriftſteller geworden bin, keine Nachahmung ſo wenig in der Wahl des Inhalts, als in der Schreibart, geleitet. An dieſer Originalität will ich feſt halten, ſo lange ich ſchreibe. Bin ich mit derſelben nicht einer der vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands geworden, ſo weiß ich doch das gewiß, daß ich bei bloſſer Nachah-

mung sehr tief an unserm deutschen Parnaß wäre sitzen blieben.

Wer jedoch dieß Schriftchen als ein Gegenstück zu der Zimmermannischen ansehen will, dem rede ich nicht ein. Ich mahle Menschen und Sitten, die sich hin und wieder denjenigen ähnlichen, welche Herr von Zimmermann beschrieben hat, die aber nach ganz andern Gründen sich bilden, als aus der Einsamkeit, und die nicht einsamen Menschen viel stärker interessiren. Der wirklich Einsame ist, darf ich es sagen? nicht ein Gegenstand, mit welchem ein Schriftsteller sich sehr beschäftigen dürfte; und in der Taht hat Herr von Zimmermann in seinen vier Bänden mit diesem am wenigsten sich beschäftigt. Wer durchaus einsam sein will, wer die neben ihm lebenden Menschen in seiner Einsamkeit durchaus vergessen will, den lasse man dabei. Will er nichts gutes mehr für sie

schaffen, so wird er auch nichts böses mehr wider sie bewirken. Wendet er jedoch seine Einsamkeit an, um desto ungestörter in dem von ihm gewählten Wege sich noch mit andern Menschen zu beschäftigen, dann ist er nicht mehr der wirklich einsame. Dann wird es aber sehr darauf ankommen, ob er in seiner Einsamkeit auch Einförmigkeit, ob er diejenige Wendung des Geistes angenommen habe, mit welcher ich mich in dieser Abhandlung beschäftige. Sieht er auf die Welt, welcher er sich entzogen hat, mit richtigem Blick zurück, so wird sein von den Fesseln der Gesellschaft freier gewordner Geist einen so viel richtigern Weg zur Erreichung derjenigen Zwecke wählen, um deren willen er sich einsam machte.

Ueberhaupt sind die Erfahrungen, worauf sich diese Abhandlung gründet, und meine Folgerungen aus denselben sehr alt

bei mir. Sie hängen sehr mit denjenigen zusammen, die ich in einer Abhandlung über den Gang meines Geistes und meiner Tähtigkeit noch darlegen werde. Nicht leicht kan das Leben eines Privat-Mannes minder einförmig sein, als das meinige in meinem mittlern Alter gewesen, und noch fortdauernd ist. Ich weiß, was es auf mich gewirkt hat, daß ich nicht habe so einförmig leben können, als der Anschein ehemals war, daß ich es einst würde tuhn müssen. Ich habe aber auch sehr viele Menschen gekannt, die wider ihre ehemalige Vermutung, wider ihren eigenen Vorsatz einförmig wurden, und habe die Folgen davon an ihnen zu beachten Gelegenheit gehabt. Diese Einförmigkeit des Lebens und die Folgen, welche sie auf den Character und die Art zu handeln derjenigen hat, welche sich ihr überlassen, kann man in jeder gemischten

bürgerlichen Gesellschaft sehr in der Nähe beachten. Man darf nicht weit reisen, um ihre Wirkungen bei andern Völkern kennen zu lernen; man darf nicht in die Vorzeiten zurückgehen, um ihre ehemaligen Wirkungen mit den jetzigen zu vergleichen. Die Sitten oder Manieren, die Schwachheiten, die Tohrheiten, welche aus ihr entstehen, sind von der Art derjenigen, welche Pope seinen Freund Bolingbroke auffoderte im Aufspringen zu haschen, oder im Fluge nach ihnen zu schiessen. Und dieß glaube ich so ziemlich richtig gethan zu haben.

I.

Einſamkeit und Einförmigkeit ſind keinesweges mit einander verbunden.

Der Ausdruck, Einförmigkeit des Lebens, führt in unſerer Sprache einen ſehr beſtimten Begrif mit ſich. Jede Sprache anderer polizirten Völker hat auch ihre Ausdrücke dafür, die man eben ſo beſtimmt verſteht. Auch die metaphoriſchen Ausdrücke, Eintönigkeit des Lebens, Monotonie de la vie, une vie monotone, die man oft in deſſen Stelle ſezt, werden in der Sprache der feinern Welt eben ſo geſchwind und beſtimmt verſtanden. Ich würde alſo nicht, um etwan blos methodiſch zu verfahren, eine Erklärung deſſelben vorausſchicken dürfen. Aber ich muß vor allen Dingen verhüten,

daß man nicht wegen der anscheinenden Aehnlichkeit und oft zufällig entstehenden Verbindung der Einsamkeit und der Einförmigkeit des Lebens die Begriffe von beiden vermenge, oder auch nur beide als mit einander verbunden ansehe.

Einförmig lebt der Mann, dessen zur Erhaltung seines Lebens nötige Handlungen und übrige Beschäftigungen in Einem Gange fortgehen, oder in einer Ordnung wiederholt werden, in welcher wenige oder gar keine Veränderung erscheint, als diejenige, welche die Abwechselung der Tages- oder Jahres-Zeiten nothwendig macht. Einsam lebt der Mensch, welcher seine Beschäftigungen ohne Zeugen und ohne Theilnehmung anderer verrichtet. Es kömmt darauf an, von welcher Art diese Beschäftigungen sind, und ob die Entfernung anderer Menschen von denselben die Folge einer selbst gewählten oder einer erzwungenen Lage ist.

Blos aus diesen Erklärungen erhellt, daß ein Mensch Einsam, sehr einsam, sein könne, ohne

einförmig zu leben, und ein andrer sehr einförmig leben könne, ohne im geringsten einsam zu sein. Dieß will ich jedoch näher erläutern.

Robinson Crusoe lebte nach der Erdichtung des Verfassers gänzlich einsam, so lange bis er seinen Freitag zur Gesellschaft bekam. Aber auch dann waren es zwei Einsame in Gesellschaft. Einförmig lebte jedoch weder der eine, noch beide nachher vereint. Eben die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen, und die von ihnen geübte Erfindsamkeit in Erfüllung ihrer Bedürfnisse und Besorgung ihrer Sicherheit ist es allein, deren Beschreibung diesen Roman noch immer zu einem der reizendsten macht. Doch ich darf mich bei Erdichtungen nicht aufhalten.

Der Einsiedler, welcher in seiner selbst erwählten Einsamkeit die vermeint heilsamen Zwecke seiner Absonderung von Menschen durch eine regelmässige Abwechselung in seinen Andachts-Uebungen zu erfüllen sucht, und eben so regelmäßig die Beschäftigungen einschiebt, durch welche

er zu seinem Unterhalt gelangt und dem Hunger wehrt, lebt nicht nur einsam, sondern auch einförmig. Aber man setze einen andern, der aus Ueberdruß des gesellschaftlichen Lebens sich in eine fruchtbare Einöde versteckt hat, und in allem nach dem Gefühl seines Bedürfnisses handelt, schläft, wenn er sich müde fühlt, umher wandelt, wenn ihm die Lust entsteht, sich zu bewegen, oder die Natur ihm Reizung dazu anbietet, Erdgewächse oder Eier der Vögel sucht, wenn ihn hungert, bald zum Bache geht, bald saftvolle Baumfrüchte aufsucht, wenn ihn durstet. Dieser Mensch lebt doch in der vollkommensten Einsamkeit nicht mehr so einförmig, als er vielleicht vorher in der Gesellschaft andrer Menschen that, da er schlief, wenns Nacht ward, und seine Mahlzeit hielt, wenn ihm angesagt ward, daß sie fertig sei.

Noch vor zehn Jahren sahen wir in Hamburg auf unsern Gassen einen Schwärmer umher wandern, immer allein und immer ein frommes Lied stille vor sich summend. Er war ein nicht un-

geſchickter Schneider, und arbeitete faſt täglich. Aber ſeine Regel war, nur zwei Schillinge täglich zu verdienen. Brachte der Verdienſt eines Tages ihm mehr ein, ſo arbeitete er an dem nächſtfolgenden nichts. Mit den zwei Schillingen beſtritt er ſeine Bedürfniſſe, auch die Miete ſeiner Wohnung, in der er ganz einſam war, und inſonderheit das Brod, das er, wenn ihn hungerte, aus dem Laden des Beckers mitnahm, der ihm auf ſeiner Wandrung zuerſt vorkam, und es wandernd verzehrte. Dieſem Manne war es gelungen, ſich ſo einſam zu machen, als man es in einer Stadt werden kann, von deren Einwohnern er doch täglich zwei Schillinge verdienen wollte, und mußte. Aber ſeine Lebensart war nichts weniger, als einförmig.

II.

Beispiele der Einförmigkeit bei nicht Einsamen.

Dagegen lebt mitten in dem Gewühl der Städte und in anhaltender Verbindung mit deren Beschäftigungen so mancher Mensch in der größten Einförmigkeit. Ein Tag vergeht ihm, wie der andre, und, wenn die Religion ihn abhält, den ersten Wochentag mit den Beschäftigungen der übrigen zu belasten, so wird er doch auch alle Sonntage, in Absicht auf die Verwendung seiner Zeit, sich einander vollkommen ähnlich machen. Dieß ist die Lebensweise aller fleissigen Handwerker, wenn gleich ihre Werkstätte mit so vielen Gehülfen besezt ist, daß man sie nimmermehr einsam nennen könnte. Sie schieben in diese Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen hinein, was sie können. In den Hamburgischen Werkstätten hört man noch immer viel geistliche Lieder singen. Aber in der Zeit

zum Singen dieſer Lieder und in deren Inhalte entſteht auch wieder die gröſte Einförmigkeit nach dem Geſchmack und der Gemütsart des Meiſters. Wer dieſen Werkſtätten nahe wohnet, oder oft vor ihnen vorbei geht, wird in Einer Lieder vom Vertrauen auf Gott, in einer andern lauter Bußlieder, in einer dritten von Creuz und Anfechtung, in einer vierten immer von den vier lezten Dingen ſingen hören. Ich reiſete vor einigen Jahren zur See von Flensburg nach Copenhagen. Auch in meines Schiffers Lebensweiſe mogte ſich eine groſſe Einförmigkeit eingeſchlichen haben, ſo wenig das Leben eines Seemanns dieſelbe zuzulaſſen ſcheint. Seine Gehülfen waren gutmütige Leute, und mogten, da ſie jährlich dieſe Reiſe mit ihm acht bis zehnmal machten, unter ihren beſtändigen Beſchäftigungen der Verſuchung zu groben Sünden wenig ausgeſezt ſein. Dennoch endigten ſich ſeine Morgen- und Abend-Andachten, die er ſehr regelmäſſig hielt, immer mit einem weinerlichen

Bußliede. Am zweiten Morgen befanden wir uns schon nahe vor Copenhagen. Es war die schönste Seereise gewesen, die man machen kann. Wir hatten in 36 Stunden 40 Meilen zurückgelegt. Die Stunde zur Morgen-Andacht war da. Jezt, erwartete ich, würde dem lieben Gott für die so schnell und glücklich vollendete Reise recht herzlich gedanckt werden. Aber nicht dieses! Auch diese Morgenandacht endigte sich mit dem Bußliede: Straf mich nicht in deinem Zorn, grosser Gott verschone! Und doch war dieser Schiffer mir als ein verständiger Mann in Flensburg angerühmt worden, welches ich denn auch nicht anders fand. Aber es ist noch nicht der Ort, von dem Einflusse zu reden, welchen diese Einförmigkeit der Lebensweise auf den Verstand und das Herz der Menschen hat.

Die Beschäftigungen des Landmanns sind bei weitem nicht so einförmig, wie die des Handwerkers in Städten. Wenigstens bringt der Wechsel der Jahrszeiten mehr Veränderung in diesel-

ben. Aber seine Lage, sein Wohnort bringt ihn der Einsamkeit sehr nahr. Daraus entsteht dann auch gerne Einförmigkeit der Lebensweise, die auch auf seinen Verstand und auf sein Herz natürliche Folgen hat. Aber er strebt dieser Einförmigkeit entgegen, wie und wo er kann. Hat er eine Stadt in der Nähe, so ist die Reise dahin allemal ein Fest für ihn. Er wird sie öfter machen, als sein Bedürfnis im Verkauf und Einkauf ihn dazu nötigt. Er wird dort seinen Wagen voll Feurung für weniger Geld verkaufen, als was er zum Fuhrlohn für eine einzelne Person auf eben diesem Wege verlangen würde. Denn in diesem ausserordentlichen Fall wird er sein Versäumnis in seinem Hauswesen und seine Auslagen in Anschlag bringen, in jenem nicht. In jenem denkt er nur an die Nothwendigkeit, seine Producten zu Gelde zu machen, und an das ihm auch zur Gewohnheit gewordne Bedürfnis der Aufheiterung durch eine Reise zur Stadt. Lebt er einer grossen Landstrasse nahe, so zieht

er allen Verdienst von Fracht- und Post-Fuhren dem übrigen vor. Freilich zu seinem Schaden! indem er nun einen so viel schlechtern Landwirth macht.

III.

Auch Eingezogenheit kann ohne Einförmigkeit, und das Leben in der grossen Welt mit vieler Einförmigkeit verbunden sein.

Was man Eingezogenheit oder eine eingezogene Lebensart nennt, nähert sich der Einsamkeit noch mehr, als die Einförmigkeit. Sie ist diejenige Art von Einsamkeit, welche ein Mensch mit seiner Lebensweise zu vereinigen sucht, die ihm zwar nicht erlaubt, sich von den in Gesellschaft lebenden Menschen ganz zu entfernen, der sich aber doch in jeder Stunde so einsam, als möglich, zu machen sucht, in welcher ihn nicht Geschäfte, und Verbindungen, deren er sich nicht ganz entschlagen kann und

mag, mit andern Menschen zusammen führen. Sehr vieles von demjenigen, was Herr Ritter von Zimmermann von der Einsamkeit sagt, trift auf diese Eingezogenheit zu. Ich werde sehr vieles von ihr und ihren Folgen zu sagen haben, in so ferne sie bei vielen Menschen auch Einförmigkeit des Lebens veranlaßt. Aber sie kann auch gar wol ohne dieselbe bestehen. So mancher Mensch lebt eingezogen, aber keineswegs einförmig, sondern wechselt mit denen Beschäftigungen und stillen Vergnügungen, die nach seinem Geschmack sind, so sehr ab, daß kein Tag dem andern gleichförmig vergeht. Dagegen leben, wie ich gegen das Ende dieser Abhandlung zeigen werde, sehr viele Menschen in dem Gewühl der grossen Welt und wol gar in dem Geräusch der Höfe, gerahten aber dennoch in die einförmigste Lebensweise und alle deren schädliche Folgen hinein.

Auf der andern Seite giebt es sehr viele Zustände des Lebens, die in ihrem ersten Anblick

die Idee einer Einsamkeit erwecken, welche doch eigentlich nicht Statt in ihnen hat. Solche sind das Klostir-Leben, das Leben in Hospitälern, ja selbst das in vielen Gefangenhäusern. Man sieht zu sehr dabei auf die erzwungene Entfernung von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft, und die gestörte oder erschwerte Wahl des Umganges mit andern Menschen, denkt aber nicht daran, wie wenig einsam im eigentlichen Verstande des Worts der Mensch sei, welcher zwar von dem freien selbst gewählten Umgange mit andern Menschen abgeschlossen ist, aber doch mit einer Zahl Menschen, die oft in die Hunderte geht, in einer Verbindung lebt, die oft nur gar zu enge geknüpft ist, so daß man ihr nicht ausweichen, nicht sie wieder trennen kann, und die eben dadurch lastig und manchem unerträglich wird.

IV.

Im Kloſter-Leben hat eigentlich keine Einſamkeit aber deſto mehr Einförmigkeit Statt.

Man neunt inſonderheit das Kloſter-Leben einſam. Die erſte Inſtitution deſſelben hatte eine Zurückziehung von der menſchlichen Geſellſchaft zum Zweck. Man wählte auch entlegene Oerter zu deren Anlegung. Bei einigen Orden, inſonderheit den weiblichen, ward eine gezwungene Abſonderung von der übrigen menſchlichen Geſellſchaft zur Hauptregel gemacht. Gründe genug, um eine ſolche Lebensweiſe einſam zu nennen! Aber eigentlich kann ich doch den Menſchen, der mit zehn ja wol funfzig andern unter Einem Dache lebt, nicht Einſam nennen. Mitten in groſſen Städten lebt ſo mancher Menſch in dem Gange ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen mit wenigern Menſchen in Verbindung, genieſt weniger Unterhaltung, und ſieht überhaupt ſelt-

ner ein ihm neues Menschengesicht, als die Nonne vor ihrem Sprachgitter, oder der Mönch, der in einer zahlreichen Gesellschaft ißt, trinkt und schwazt, und doch auch von Zeit zu Zeit die Gassen seiner Stadt, wäre es auch nur Bettelns halber, durchwandert.

Aber der Umstand, daß die in diesen und andern Verbindungen vereint lebenden Menschen alle von Einer Classe sind, daß die Beschäftigungen aller so übereinstimmend, daß Ort und Zeit derselben durch gewisse unabänderliche Regeln bestimmt sind, bringt in deren Lebensweise eine Einförmigkeit hinein, deren Wirkungen ganz andrer Art sind, als die der Einsamkeit. Ob sie nachteiliger sei, ob auch das Gute, was die Einsamkeit bewirken oder vorbereiten kann, bei dieser Einförmigkeit Statt haben könne? das wird der Gegenstand meiner nun erst anfangenden Untersuchung sein.

Wahre Einsamkeit, gänzliche Zurückziehung oder Entfernung von dem menschlichen Umgange,

ſie ſei freiwillig oder erzwungen, entzieht den einzelnen Menſchen der menſchlichen Geſellſchaft und den in derſelben zu erfüllenden Zwecken ſeines Lebens. Iſt ſie nicht erzwungen, ſo iſt ſie die Folge einer ungewöhnlichen Richtung des Geiſtes, oder bewirkt und vollendet dieſelbe hintennach. Sie hat indeſſen auf die Menſchen, welche der Einſam gewordne ſo ganz verlaſſen hat, keinen weitern Einfluß,

Man laſſe indeſſen einen ſolchen der Einſamkeit ſchon gewohnt gewordenen Menſchen wieder in die Geſellſchaft anderer tähtigen Menſchen eintreten, ſo wird er freilich noch eine gewiſſe Brauchbarkeit äuſſern können, aber in die Art von Geſchäften, welche in einer gemiſchten bürgerlichen Geſellſchaft vorfallen, eine Mannigfaltigkeit von Ueberlegungen erfodern, und mit einem gewiſſen Intereſſe betrieben werden müſſen, wird er ſich ſchwerlich wieder hinein finden können.

Setzt einen Menſchen in eine Lebensweiſe, welche alles dieſes nicht erfodert, nötigt ihn

nicht, dabei einsam zu sein, sondern überlaßt ihm ganz, wie er die einzelnen Geschäfte treiber wolle, die ihm vorkommen, gebt ihm aber kein anderes Interesse dabei, als daß er durch dieselben seinen Unterhalt sich verschaffen, und, so bald er müssig wird, hungern muß, so wird sein Geist eben dieselbe Wendung bekommen, und er wird ganz untüchtig werden, in Geschäfte überzugehen, die mehr Anstrengung und mehr Ueberlegung der Zwecke des Lebens und derer Verhältnisse erfodern, in welchen Menschen mit Menschen leben. Seine Lebensweise wird äusserst einförmig werden, aber ohne andern Grund, als weil kein gemeinsames Interesse ihn genügsam mit andern Menschen zusammen führt.

V.

Einförmigkeit in dem Leben roher Völker, und einzelner Landleute.

In jedem rohen Volke, wo die Erwerbung der phyſiſchen Bedürfniſſe der vornehmſte ja wol gar der einzige Zweck menſchlicher Thätigkeit und Strebſamkeit iſt, lebt der Menſch ſo einförmig, wie das Vieh. Nur die Abwechſelung des Tages mit der Nacht und der Jahrszeiten mit einander bringt periodiſche Veränderungen in die Lebensweiſe ſolcher Völker. Andre aus ihren Bedürfniſſen entſtehende Umſtände nötigen ſie in Horden oder in kleine an ihren Wohnſitzen klebende Geſellſchaften zuſammen. Hier vereint ſie die Jagd, dort die Fiſcherei, und am gewöhnlichſten die Furcht vor einem gemeinen Feinde. Ohne dieſe würde aus der Einförmigkeit des Le-

bens, welche ihre Lage ihnen erlaubt oder vielmehr veranlaßt, Einsamkeit, wenigstens Absonderung aller einzelnen Familien von einander, werden. Der Landbau in seinem ersten Anfange, insonderheit in Gegenden, wo die Natur demselben keine solche Schwierigkeiten entgegen sezt, die nur durch Vereinigung mehrerer Familien überwunden werden können, hebt diese Einförmigkeit in der Weise und der Beschäftigung des Lebens nicht auf. Nur der Beistand, den die zu Einer Familie gehörenden sich einander leisten, wird durch ihn noch etwas notwendiger, als durch die Viehzucht und Jagd, und hindert die sonst bald folgende Zerstreuung einer zahlreich werdenden Familie. In solcher Einförmigkeit leben in unsern Helden manche einzelne Familien. Sie nähern sich auch der Einsamkeit eines Einsiedlers so sehr, daß nur die eheliche und die Familien-Verbindung und deren Folgen einen Unterschied angeben können. Auch in manchen sogenanten Geest-Dörfern unserer Gegend lebt jede Familie in

einer Art von Einſamkeit, die hier blos die Folge von der Einförmigkeit ihrer Lebensweiſe iſt. Da geht bei langen Winter-Abenden ſelten ein Nachbar zu dem andern, oder in den Krug des Dorfs, um ſich die Langeweile zu vertreiben; denn dieſe kennen ſie nicht. Langeweile iſt nicht ſo ſehr, wie man glaubt, eine Folge des Mangels an Beſchäftigungen. Wer dieſen allein fühlt, dem werden, wenn ſeine gewohnten Beſchäftigungen ſehr einförmig ſind, Müſſiggang und Ruhe jedesmal willkommen ſein. Sie entſteht aber dem Menſchen leicht, der mannigfaltiger Beſchäftigungen gewohnt iſt, nicht nur dann, wenn es ihm ganz an Beſchäftigungen fehlt, ſondern ſchon dann, wenn einerlei Beſchäftigung ihm zu lange und zu einförmig fortdauert.

VI.

Einförmigkeit der Denkungsart, eine Folge der Einförmigkeit in Beschäftigungen. Notwendigkeit derselben für gewisse Volksclassen.

Ich habe schon der Einförmigkeit in der Lebensweise fleissiger, wenn gleich in Gewühlvollen Städten lebender Handwerker erwähnt. Ich könnte noch die Lebensweise manches andern Menschen, z. B. der Taglöhner, und der die Arbeit der ersten Hand für die Manufacturen verrichtenden Menschen hinzusetzen.

Bei allen diesen, sie mögen leben, wo sie wollen, und sich der Einsamkeit mehr oder weniger nähern, wird die Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen und Lebensweise auch eine solche Einförmigkeit in ihrer Denkungs-Art, ihren Einsichten und Entschlüssen hervor bringen, mit

welcher ſie als höchſt unbrauchbare Menſchen erſcheinen würden, ſo bald man ihren Zuſtand verändern, und ihnen nicht etwa mehrerlei, ſondern nur Ein einzelnes neues ihnen ungewohntes Geſchäfte zuteilen wollte. Dadurch aber wird kein Nachteil weder für dieſe Menſchen, noch für die bürgerliche Geſellſchaft, bewirkt, der ſie doch immer noch angehören. Sie können immerhin in dem Geſchäfte bleiben, in welchem ſie dieſe Einförmigkeit angenommen haben. Sie wird ihnen nicht nur in deſſen Betreibung nicht ſchädlich, ſondern ſelbſt vorteilhaft. Ohne dieſe würden ſie nicht in derſelben ausdauern. Es dient zum Glück und Beſſerſein der menſchlichen Geſellſchaft, daß ein ſo groſſer Teil derſelben in dieſe Einförmigkeit übergeht, und in ihr zufrieden lebt, ohne durch dieſelbe zur eigentlichen Einſamkeit übergeleitet zu werden. So wenig Aufheiterung Menſchen dieſer Art aus dem Umgange mit andern entſteht, ſo feſt hängen ſie dennoch an demſelben. Manchem Bauer, manchem

Handwerker wird die Gefangenschaft, wenn Schulden oder Verbrechen ihm dieselbe zuziehen, eben so lastig, er wird eben so lebhaft um baldige Befreiung bitten, als mancher andre, der aus einem grossen Gewühl und einer Mannigfaltigkeit der Geschäfte sowol, als des Umganges, in eine solche gezwungene Einsamkeit geräht. Sie würden ohne eine solche allmählige Gewöhnung an Einförmigkeit eine Langeweile fühlen, die sie nun nicht kennen lernen. Sie würden sich nach Veränderungen in ihrer Lage und Täthigkeit sehnen, welche ihnen die Ruhe ihres stumpfwerdenden Geistes stören, und ihrem kleinen Wolstande durchaus schädlich werden würden. Diese Folge zeigt sich in jedem Vorfall, der ihre Lage gänzlich verändert. Wenn z. B. ein solcher Mann durch Erbschaften oder ein glückliches Loos zu einigem Reichthum kömmt, so mag er eintreten, in welchen Zustand er wolle; er wird sich nicht darein zu finden wissen, und selbst dem so klein scheinenden Geschäfte, von den Einkün-

ſten ſeines neuerlangten Vermögens nach einem ſichern Ueberſchlag zu leben, wird er nicht gewachſen ſein. Wenn Menſchen aus jenen ſo einförmig lebenden und arbeitenden Volksclaſſen in ihrem Nahrungsſtande nicht fortkommen, ohne wahres Unglück oder Mangel der Arbeit vorwenden zu können, ſo liegt die Schuld bei neun unter zehn daran, daß ſie ſich an dieſe Einförmigkeit nicht hatten hinlänglich gewöhnen können, und durch zu öftere oder zu koſtbare Vergnügungen dieſelbe unterbrachen. Der oft ſo hart angeklagte Handwerkszwang, der den Lehrling einer bald begreiflichen Kunſt zu ſo überflüſſig langen Lehrjahren unter der Botmäſſigkeit des Meiſters erhält, ſchafft eben dadurch ein unerkanntes Gute, daß ein ſolcher Menſch in dieſer ihm ſo notwendigen Einförmigkeit, ſo zu reden, ausgebildet wird. Auch für die höhere Volksclaſſe der Krämer und ſelbſt einiger Kaufleute gilt dieſe Anmerkung in gewiſer Maaſſe. Dem Lehrling der Handlung, der die Stelle und das Ge-

ſchäfte zum voraus kennt, in welchen er ſein Brod gewinnen wird, und der kein allgemeiner Kaufmann werden ſoll, iſt es ganz zuträglich, wenn er unter den ſtrengen Befehlen ſeines Lehrherren ſechs bis ſieben Jahre in einer ſolchen Einförmigkeit der Lebensweiſe und der Beſchäftigungen erhalten wird, und das ihm ſo notwendige Sitzfleiſch gewinnt.

VII.

Darſtellung der Folgen einer erzwungenen Einförmigkeit der Beſchäftigungen ohne Einſamkeit.

Aber ſezt eine Zahl Menſchen in eine enge Verbindung zuſammen, die keinen ſo beſtimmten Zweck hat, als die Gewinnung des notdürftigen Lebens-Unterhalts, es ſei durch Producte der Natur oder die der Kunſt. Bringt ſie in einer ſo groſſen Zahl zuſammen, daß von eigentlicher Einſamkeit nicht mehr die Rede ſein kann. Gebt ihnen entweder gar keine Beſchäftigungen, oder

nehmt ihnen alle Freiheit in Auswahl der Art und der Zeit derſelben. Sezt unumſtößliche Vorſchriften in Anſehung beider feſte, doch ohne ihnen das Intereſſe zu erwecken, das der Bauer oder der Handwerkemann dabei fühlt, weil er weiß, daß das, was er heute producirt oder bearbeitet, ihm über kurz oder lang ſeine notwendigſten Bedürfniſſe zu erfüllen dienen werde. Verſucht es jedoch, wenn ihr könnt, in ihnen dieß Intereſſe unter der Androhung einer Strafe rege zu machen. Sagt ihnen täglich, ja ſtündlich: Wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen, Aber ſezt nicht etwan hinzu: Wer mehr arbeitet, ſoll mehr, ſoll beſſer eſſen, als der, welcher weniger arbeitet.

Der Geiſt dieſer Menſchen wird einen umgekehrten Gang nehmen. Einſamkeit, wenn ſie auch ſie liebten und wünſchten, hat gar nicht für ſie Statt. Arbeit ohne lebhaftes Intereſſe, Einförmigkeit in dieſer Arbeit, gebotene Thätigkeit ohne Freiheit in Anſehung der Art oder

der Zeit, kein Gewinn aus ihrer gröſſern oder mit mehrerer Geſchicklichkeit geübten Thätigkeit; keine Vereinigung mehrerer für ſolche Arbeiten, die, ſo einfach ſie auch ſein mögen, doch zu der Arbeitenden gemeinem Beſten beitragen, oder ihr Beſſerſein befördern könnten! Was wird dies alles auf einen menſchlichen Geiſt natürlich wirken? Meine Abhandlung wird gewiß keine Leſer haben, die ſich in dieſer Lage wirklich befinden, vielleicht aber doch einzelne, die in einer ſolchen Lage ſich gewiſſermaſſen befunden haben. Leztere darf ich nur auffordern, ſich in dieſelbe zurück zu denken. Ein jeder andre wird keine groſſe Schwierigkeit haben, ſich in Gedanken in dieſelbe zu verſetzen, mir in der Darſtellung der daraus entſtehenden Eindrücke und Wendung des Geiſtes zu folgen, und ſie richtig zu befinden.

Nie können Menſchen mit einander in eine Verbindung von einiger Dauer treten, ohne daß einer den andern aufmerkſam auf ſich machte. Der eine, wie der andere, wird nicht nur auf

die Verhältniſſe denken, in welche ſie mit einander treten, ſondern auch auf die, welche künftig noch entſtehen könnten, auf den Nutzen, den einer von dem andern ziehen, auf die Abſichten, die er erfüllen helfen kann, aber auch eben ſo oft auf den Nachteil oder die Schmälerung eigner Vorteile, die man glaubt beſorgen zu dürfen. Einer wird des andern Lage beurteilen wollen, Intereſſe und Liebe für ihn faſſen, oder ſich ſchon früh vorſetzen, demſelben entgegen zu ſtreben, und ihm Haß und Widerwillen zu beweiſen. In kleinen häuslichen Geſellſchaften, in allen Verbindungen, welche einen einfachen Zweck oder eine ihrer Natur nach allen gleich notwendige Arbeit zur Veranlaſſung haben, entſcheidet ſich alles bald; und, wenn die Verbindung ſich nach freiem Entſchluß wieder aufheben läßt, wird man bald darüber ruhig. Der Bauer mietet ſeinen Knecht, der Handwerker nimmt einen Geſellen oder Lehrjungen zu ſich, weiſet ihm ſein Werk an, und bald iſt es entſchieden, was ſie von

einander zu denken haben. In einer groſſen ſtädtiſchen Haushaltung wird es ſchon anders. Habe ich einen Bedienten, dem mein Dienſt gleichgültig iſt, ſo wird bald entſchieden ſein, was wir in unſerm Verhältnis von einander zu erwarten haben, und er wird ſich um das Verhältnis zu ſeinen Mitbedienten nicht ſo ſehr bekümmern. Habe ich aber mehrere Bediente, denen nicht ſo wohl die Beſchäftigungen, welche ich in meinem Dienſte von ihnen verlange, als die Vorteile aus demſelben wichtig ſind, die, ſie mögen mir gut oder ſchlecht dienen, keine Verminderung dieſer Vorteile beſorgen, und höchſtens nur fürchten, aus dem Dienſt weggeſandt zu werden, wenn ſie es zu arg machen, die dabei, wie natürlich, mich ihren Herrn nicht perſönlich lieben, ſo werden ſie alle nicht nur mich, ihren Herrn, ſondern auch ſich untereinander ausſtudiren und Entwürfe machen, auf welche dieſer mehr, jener weniger einwirken ſoll.

Iſt aber die Verbindung nicht freiwillig, und muß man auf längere Zeit hinausdenken, da

man mit einander wird leben müſſen, ſo iſt das Intereſſe und die Achtſamkeit auf einander vollends lebhaft und anhaltend. Man erdenkt Zwecke, die der andre erfüllen helfen ſoll, oder andere, von denen man fürchtet, daß jener ihnen entgegen ſtreben werde. Der Gegenſtand mag in ſich noch ſo unerheblich ſein, er wird wichtig, wenn die Entwürfe, die wir machen, um ihn durchzuſetzen, uns lange und oft beſchäftigen.

VIII.

Freilich iſt eine ähnliche Wendung des Geiſtes auch bei freier lebenden Menſchen ſehr gewöhnlich.

Das alles hat nun freilich für die mit gänzlicher Freiheit in der bürgerlichen Geſellſchaft lebenden Menſchen ebenfalls Statt. Täglich entſtehen uns, auch in dem freieſten Gange des Lebens, Entwürfe und Ausſichten für unſer Beſſerſein. Täglich finden ſich Gründe, nach welchen ſich unſer Urteil über andre Menſchen und unſer Be-

tragen gegen dieſelben beſtimmt und auch wieder ändert. Freundſchaft und Abneigung, Liebe und Haß wird ſich nach noch mannigfaltigern Gründen und mit gröſſern Abwechſelungen beſtimmen, als welche in jener eingeſchränkten Lage Statt haben. Auch bei aller Freiheit, welche der Menſch behält, der nicht in ſolchen gezwungenen Verbindungen lebt, wird der kleingeiſtige immer kleine Zwecke noch ängſtlich verfolgen, wird ſich im Kleinen groß dünken, wird weit ausſehende Plane machen, um wenig mehr als ein Nichts, das ſeiner Einbildung wichtig erſcheint, zu erreichen, wird ſie mit niedriger Schlauheit verfolgen, und ſeinem Verſtande Ehre gemacht zu haben glauben, wenn ihm ſein Plan gelungen iſt. So mancher bleibt in dieſer Lage, was er durch Erziehung, durch Vorurteil und durch kleinliche Neigungen ward. Der auf ſeinen Adel, oder auf erkauften Rang und Titel ſtolze, wird bei aller Begierde, unter ſeinen Mitmenſchen hoch angeſehen zu werden, daran genug zu haben glau-

ben, und nicht durch Verdienst und Talente sich wirklich Achtung gewehrt zu machen suchen. Der Geldstolze wird noch immer vergessen können, daß er niemandem schäzbar werden könne, wenn jedermann nur von seinem Reichthum und Aufwande, niemand aber von seiner Wohlthätigkeit spricht. Das Weib, welchem früh durch die über ihre Schönheit verschwendeten Lobsprüche der Kopf verdreht ward, wird auch bis ins Alter hinein eitel bleiben, wann nicht mehr von Schönheit die Rede ist, und nicht daran denken, sich durch Erfüllung derer Pflichten, die sie als Ehefrau und Mutter auf sich liegen hat, zu veredeln. Das alles kann nicht nur so sein, sondern ist bei dem größten Teil der Menschen wirklich so. Ihre Seele erhebt sich zu keinen edlen Empfindungen, zu keinem Zwecke, der ihre Existenz ihren Mitmenschen wichtig und nach ihrem Tode der Erwähnung wehrt machen könnte.

IX.

Aber nicht bei Menſchen von einiger natürlichen Kraft.

Aber ganz anders wird unter den mannigfaltigen Veranlaſſungen des geſellſchaftlichen Lebens eine jede Seele ſich ausbilden, welche die gehörige Kraft hat. Da wird das Urteil nicht ſo einſeitig bleiben, und ihre Strebſamkeit wird auf wichtigere Gegenſtände geleitet werden. Kleine Zwecke werden aufgegeben, oder wenigſtens nicht lebhafter verfolgt, als ſie es verdienen, wenn ſich von Zeit zu Zeit wichtigere Zwecke darbieten. Leidenſchaften werden aufgegeben werden, die einen zu unerheblichen Gegenſtand hatten, wenn erheblichere Gegenſtände die Einbildungskraft reizen und Wünſche erwecken, die einer ſolchen Seele würdig ſind. Ernſte kaltblütige Ueberlegung wird die Tähtigkeit und Strebſamkeit einer

ſolchen Seele beſtimmen und leiten. Die Menſchen, mit welchen man in Verbindung lebt, erlangen dann in unſerm Urteile den ihnen zukommenden Wehrt. Man erwartet von keinem mehr, als was er leiſten kann. Man thut für keinen aus Leidenſchaft mehr, als was er verdient und unſere Kräfte uns erlauben, und eben ſo wenig wider andre etwas aus bloſſer Leidenſchaft.

Ich habe faſt zu lange im Allgemeinen und ſo geredet, als wenn ich meines Hauptgegenſtandes vergeſſen hätte. Jezt will ich in beſtimmtern Beiſpielen reden, deren Wahrheit hoffentlich niemand bezweifeln wird.

X.

Wirkungen der Einförmigkeit in dem Kloſter-Leben.

Das erſte Beiſpiel giebt mir das Kloſter-Leben. Ich werde mich aber nicht lange dabei aufhalten. Herr von Zimmermann iſt ſo oft auf dieſen

Gegenstand gerahten, und hat so viel belehrendes darüber gesagt, daß ich nicht mehr nötig finde, mein Gemälde neben dem seinigen hinzustellen, das doch auch um so viel unvollkommener sein würde, da ich niemals in katholischen Ländern eine Zeitlang gelebt habe. Nur das werde ich sagen dürfen: Wenn wahre Einsamkeit in den Klöstern so Statt hätte, wie deren erste Stifter sie zur frommen Absicht hatten, so würde in ihnen das Herz durch keine derjenigen Leidenschaften sehr erschüttert werden, die jezt in denselben oft gewaltsam hervorbrechen. Die strengen Orden, z. B. die Carthäuser, welche sich durch Beobachtung ihrer Ordens-Regel der Einsamkeit näher bringen, geben wenig hieher gehörende Beispiele. Menschen, die nur an wenigen Tagen mit einander zu reden Erlaubnis haben, müssen sich einander sehr gleichgültig werden, und, wenn sie an einzelnen Tagen mit einander reden und in Verbindung treten dürfen, so werden die alsdann entstehenden Eindrücke und das Urteil über die

Beziehungen, in welchen sie einander zu interessiren anfangen, in den folgenden Tagen des Stillschweigens wieder vergessen, und die darauf gegründeten Entwürfe fallen hin. Wenn in andern minder strengen Orden die durch das Gelübde eingegangne Verbindung nach Willkühr wieder aufgehoben oder nur einstweilig verlassen werden könnte, so mögte auch da noch der Geist freier bleiben und nicht in den Gang hinein gerahten, der jezt in dieser Lebensweise so viel unangenehmes und verhaßtes bewirkt. Aber diese Menschen leben in einer ganz gezwungenen Vereinigung in beträchtlicher Anzahl. Sie können nicht anders, als immer auf den andern viel Aufmerksamkeit wenden. Sie leben einander zu nahe, und, insonderheit in Frauenklöstern, keinen andern Menschen nahe genug, daß sie auch auf diese eine anhaltende Aufmerksamkeit wenden könnten. Sie leben von allen wichtigen Zwecken des Lebens abgeschlossen, heute so sicher, als über ein Jahr, daß auch ohne Arbeit ihren Bedürfnissen nichts

abgehen werde. Ihre anbefohlnen Beschäftigungen gehen so einförmig fort, daß sie auch darauf alle Aufmerksamkeit verlieren; und die frommen Zwecke, welche, zufolge ihrer Religion und ihres Gelübdes, dadurch von ihnen erreicht werden sollen, denken sie sich, wenigstens in jüngeren Jahren, auch bei einer lebhaften Ueberzeugung von deren Erlangung weit entfernt hinaus. Jezt leben sie, und wer kann leben, ohne Einen Zweck dieses Lebens zu haben, und, so gut man es kann, ihn zu verfolgen? Sie müssen also diesen bloß in denen Verhältnissen suchen, in welchen sie mit ihren Genossen leben. In diesen Verhältnissen selbst liegt nichts, das sie zu einem Bessersein führen könnte, wenn nicht die Leidenschaften etwas dergleichen entstehen machen. Sie müssen sich entweder hassen oder lieben, um das ewige Einerlei ihrer Lebensweise zu unterbrechen. Etwas in der Sache selbst mehr liegendes bringen die Verhältnisse der Subordination in diese ihre Lebensweise. Nun wird es Zweck, bald

vereint oder einzeln dieser entgegen zu streben, bald eben diese Subordination für und wider einander zu benutzen, es sei um einer Person, die sie lieben, Vergnügen, oder einer andern, die sie hassen, eine böse Stunde zu machen. Hier entstehen Vereinigungen, und machen einstweilige Freude, auf der andern Seite Verdruß, und wiederum Freude, wenn man jene Vereinigung gestört, oder ihrer Absicht entgegen gestrebt hat. Hier ist Ein Mitglied der Gesellschaft, das seinen eigenen Gang gehen will. Es wird so angesehen, als wenn dasselbe sich besser, als die andern, hielte. Auch dem muß gewehrt, und diese Person in eben dasselbe Gleis gebracht werden, in welchem die übrigen denken und leben.

Die Wirkungen der hierdurch bestimmten Art zu denken und zu handeln beschränken sich zwar in den meisten Fällen auf das Kloster, welches diese zur äussersten Kleingeistigkeit herabgewürdigten Menschen einschließt. Die Sphäre ihrer Thätigkeit kann nur selten sich weiter erstrecken.

Aber man biete ihnen dar, welchen Gegenstand man wolle, auf welchen sie ihre Handlungen nach gewissen Entwürfen ausdehnen sollen, so wird es Freude für sie sein, und sie werden mit der anhaltendsten Betriebsamkeit den ihnen angegebenen Entwurf verfolgen, wenn auch kein andrer Vorteil dabei für sie erfinnlich ist, als dieser, daß in das ewige Einerlei ihrer übrigen Beschäftigungen, wenn man sie so nennen darf, doch Einmal etwas neues hineinkömmt. Man kann sich auf sie sichrer, als auf jede andre Gattung von Menschen, verlassen, daß sie dem ihnen angegebenen Plane treu bleiben, in der Ausführung desselben keinen Misgrif tuhn, auch nicht etwan aus moralischen Gründen und Gewissensbissen davon wieder abgehen werden, die Sache mag so boshaft sein, als sie immer wolle. So manches unter freilebenden Menschen geschmiedete Complot ist entdeckt worden, da einzelne der Teilnemenden anders Sinnes wurden, oder es ist mißlungen, da sie sich verplauderten oder ihre

Rolle unrichtig spielten. Aber jedes Complot, für dessen Ausführung Mönche und Nonnen sich vereint haben, wird nicht so leicht durch deren Schuld mislingen.

XI.

Teufeleien zu Loudun.

Die Geschichte hat sehr viele Beweise davon. Ich will aber nur deren Eins, die Teufeleien zu Loudun anführen, und in der Kürze die Hauptsache nach Anleitung der Histoire des Diables de Loudun aus deren zweiter Ausgabe, Amsterd. 1716. 8. um so viel lieber erzählen, da Herr von Zimmerman gar nicht auf diese lehrreiche Geschichte gerahten ist.

Die Stadt Loudun in Orleannois hatte um da Jahr 1630 ein Kloster des damals noch ziemlich jungen Ordens der Ursulinen. Es war arm und, ich weiß nicht, wie zahlreich. Von eigentlicher

Einsamkeit mogten jedoch die Nonnen nicht viel wis-
sen. Denn sie hatten auch junge Kostgängerinnen
unter dem gewöhnlichen Vorwande der Erziehung.
Noch lebten sie auch nicht in einem eigentlichen
Klostergebäude, sondern in einem für sie ange-
schaften bürgerlichen Wohnhause. Aber die Form
des Klosterlebens, und die Einförmigkeit der
durch die Ordens-Regel vorgeschriebenen Be-
schäftigungen war doch ganz da. In der Stadt
lebte ein Pfarrer, Urban Grandier, ein Mann
von Talenten, aber keinesweges von strenger
Moral. Sein Stolz und seine Rechthaberei
verwickelten ihn in viele Händel mit Weltmän-
nern und Geistlichen, welche er fast alle mit gros-
ser Demütigung seiner Feinde ausführte, die
ihm zu viele Freude machte, in deren Ausbrü-
chen er iedesmal zu laut ward. Einen solchen
Handel hatte er mit einem andern Weltgeistlichen
Mignon gehabt, welcher der Beichtvater dieser
Nonnen war, mit welchen Grandier in so weni-
ger Verbindung stand, daß bei nachheriger Con-

ſroetirung auch nicht Eine derſelben ihn perſönlich kannte. Im October des Jahres 1632 fand Mignon die Superiorin des Kloſters und eine zweite Nonne beſeſſen. Er gab die Sache an und exorciſirte ſie in mehrerer Zeugen Gegenwart. Es gebührte ſich, um die Teufeleien glaubhaft zu machen, daß die Teufel in fremden Sprachen reden mußten. Sie antworteten alſo auf die Fragen dieſes, und andrer Exorciſten, die man freilich dazu abſichtlich ausgewählt hatte, Latein. In dieſem Latein erklärten ſie den Grandier für den Hexenmeiſter, der die Teufel in ihre Leiber gebracht hätte. Als Grandier endlich Erlaubnis bekam, auch zu exorciſiren und die Teufel auf Griechiſch ausfragen wollte, begrif ſich die Beſeſſene geſchwind, und wandte ihm ein, daß es wider ihren Accord wäre, Griechiſch zu reden. Der Lauf der Sache war kürzlich dieſer: Alle die, welche Grandier bisher ſich zu Feinden gemacht hatte, Weltmänner und Geiſtliche trugen das ihrige dazu bei, daß Grandier

gefangen gesezt, der so klare Betrug aufs beste scheinbar wahr erhalten, jenem alle Mittel, ihn klar zu machen gewehrt oder gestört, er fürchterlich gepeinigt und nach einem Processe von beinahe zwei Jahren lebendig verbrannt ward. Ihm war zwar die Erwürgung vor Anzündung des Scheiterhaufens versprochen. Aber die Exorcisten hatten den Strick, mit welchem dies geschehen sollte, durch Knoten verwickelt, und einer dieser Geistlichen zündete selbst den Scheiterhaufen an, bevor der Büttel mit Auslösung der Knoten fertig werden konnte.

Dieß alles aber gehört nicht so sehr zu meinem Gegenstande, als die Bemerkung der von den Nonnen dabei gespielten Rolle. Der zum Gegenstand des Complots bestimmte Mann war ihnen persönlich ganz unbekannt. Der Zweck war äusserst boshaft, ward aber von diesen zu dessen Erreichung gewählten Werkzeugen so lebhaft verfolgt, als wenn ihr ganzes Glück daran gehangen hätte. Anfangs mogten wol nur die

Priörin und Eine Schweſter dazu angeſtiftet ſein. Allein nachher machten ihrer Zehn das Spiel mit. Die erwähnten beiden Anfängerinnen wurden jedoch von Neue ergriffen, als ſie ſahen, wo das Spiel hinausgienge. Aber Grandiers Feinde wußten bald, was die Teufel damit wollten, nemlich ihren Clienten retten, und benuzten eben dies Geſtändnis der erwähnten beiden reuig geworden als einen neuhinzukommenden Beweis von der durch Grandier bewirkten teufliſchen Beſitzung. So gewiß nun die übrigen Nonnen wußten, daß ſie ebenfalls Werkzeuge zur Erreichung der boshafteſten Abſichten wären, ſo ſpielten ſie doch alle ihre Rolle ohne Gewiſſensbiſſe fort. Faſt zwei volle Jahre mußten ſie dieſelbe durchſpielen, die ihnen zwar dadurch ſehr erleichtert ward, daß die Geiſtlichen ihnen hierin auf alle Weiſe halfen, und ſie wenig andre Zeugen hatten, als ſolche, die um die Sache wußten oder ſie gerne für das anſahen, wofür man ſie ausgab. Sie lernten aber ſo darin aus, und

schienen einen solchen Gefallen daran zu finden, daß der gleichzeitige Geschichtschreiber, aus welchem jenes Buch hauptsächtlich gesammlet ist, Scheu trägt das scheuklich unanständige in ihrem Betragen dabei zu beschreiben.

Die Asche des Grandier, des ersten und einzigen Gegenstandes dieser Teufeleien, war schon lange vom Winde verweht, und kein neuer Anlaß und Gegenstand bot sich dar zu deren Fortsetzung. Die Anfänger des Complots hatten ferner keinen Grund dieselbe zu wünschen. Auch Mignon muß keinen Todfeind weiter gehabt haben. Sonst hätte er mit Hülfe dieser Nonnen noch manchen derselben auf den Scheiterhaufen bringen können. Denn diese Dirnen teufelten nun noch ohne jemandes Anreizung sechs Jahre durch fort. Und warum sollten sie es nicht getahn haben? das Spiel war einmal gelernt worden. Es hatte den armen Dingern gefallen, und sie hatten einen Zeitvertreib daran gehabt, den sie nicht aufgeben konnten, ohne in die vorige

Einförmigkeit ihres Lebens wieder zurück zu treten. Sie hatten sich für die boshafte Posse vereinigt. Die Schaam war überwunden, die doch manche mogte gefühlt haben, als sie sich zum erstenmal in der verstellten Verrückung zur Schau darstellte.

Ein junges Mädchen reformirter Religion verlies um diese Zeit ihre Famile, ward catholisch, trat in den Orden und spielte die Besessene eine Zeitlang lustig mit. Diese allein ward des Dinges müde, und entlief wieder aus dem Kloster zu ihren Glaubensgenossen. Auch das war kein Wunder. Denn in die Lebensweise, die dieß Mädchen ausser dem Kloster so lange mogte geführt haben, paßte jenes Spiel nicht gleichmässig. Dagegen aber breitete es sich in andre Klöster dieser Gegend aus, und ward, ohne irgend einen solchen bestimmten Zweck, als der bei dem ersten Anfang zu Loudun war, fortgesezt. Auch frei lebende Weibsbilder, denen aus ihrer Lage Langeweile entstehen mogte, fanden Ge-

fallen daran, und ahmten es zur groſſen Plage ihrer Männer oder ihrer Eltern nach.

XII.

Wirkungen der Einförmigkeit in Zucht- und Gefangenhäuſern.

Solche Wirkungen hat die Einförmigkeit des Lebens auf Menſchen, welche vor ihrem Eintrit in daſſelbe zum Teil nur wenig von den Annehmlichkeiten einer unter mancherlei Beſchäftigungen oder auch Zerſtreuungen abwechſelnden Lebensweiſe erfahren haben. Wie vielmehr müſſen nicht dieſe Wirkungen bei ſolchen Menſchen ſich zeigen, die nach dem Genus eines freiern Lebens in eine ähnliche Lage verſezt werden! Sie werden genötigt, alle ihre ſonſt gewohnte Tähtigkeit, von welcher Art ſie auch geweſen ſein maz, aufzugeben. Die Wahl des Umganges und der in demſelben gewohnten Zerſtreuungen fällt weg,

wenn man gleich keinesweges sie zu einsamen macht. Sie werden um so viel lebhafter eine neue Sphäre der Tähtigkeit in dem engen Cirkel, auf welchen sie eingeschränkt sind, sich zu verschaffen suchen, und einen jeden Gegenstand derselben sich um so wichtiger sein lassen, je weniger sie nunmehr darunter zu wählen haben. Auch mit ihrem Gewissen werden sie jezt viel eher fertig. Dem freien Menschen bietet sich gewöhnlich neben dem bösen Zwecke, den er gern verfolgen mögte, auch ein guter Zweck dar, den er verfolgen kann, so bald er will. Aber mit dem Verluste der persönlichen Freiheit ist auch die Fähigkeit etwas positiv gutes zu tuhn noch mehr verloren, als die Fähigkeit, etwas positiv böses zu tuhn. Sezt den besten Menschen unverschuldet in eine solche Gesellschaft. Die Güte seines Herzens wird nicht in ihr lange ausdauern können. Denn er wird sie fast allein nur in Unterlassung des Bösen behaupten können, zu dessen Begehung die Gelegenheit sich ihm auch dort

noch darbietet. Aber der minder Gute wird das alles willig mitmachen, und wäre es auch nur, um seine Langeweile zu unterbrechen. Ich werde nicht zuerst aus der Erfahrung dartuhn dürfen, wie böse die Menschen durch solche Einsperrung in solchen Gefangenhäusern werden, wo nicht jeder seinen Kerker besonders hat, sondern der ganze Hause mit einander umgehen und sich alle seine bösen Neigungen mitteilen kann. Da muß dies vollends arg werden, wo die Gefangenschaft mit gar keiner Arbeit verbunden ist. Man muß erstaunen, daß man in Grosbritannien in diesem so unrechten Wege noch immer verbleibt. In den dortigen Gefangenhäusern und selbst in den Zuchthäusern, den sogenannten Bridewells, wird an keine Arbeit irgend einer Art gedacht. Der durch Faulheit und Müssiggang in kleine Verbrechen gerahtene Mensch wird dort vollends in die einförmigste Untähtigkeit gesezt; und wie ist es da Wunder, wenn er nach seiner Entlassung so viel schnellere Fortschritte in allerlei Lastern und

Verbrechen macht, die ſich endlich durch den Strang endigen müſſen. In unſern Zuchthäuſern, die denn doch auch insgeſamt Werkhäuſer ſind, geht es in dieſem Stücke viel beſſer, zumal wenn dabei die Einrichtung gilt, daß dem, der über ſein vorgeſchriebenes Maas arbeitet, oder eine Arbeit von mehrerer Einträglichkeit zu verrichten im Stande iſt, doch etwas von ſeinem Fleiſſe zu gute kömmt. Ein Werkhaus kenne ich, nemlich das Hanöveriſche, welches ſehr zuverläſſig junge in daſſelbe aufgenommene und auch zuweilen alte Menſchen beſſert. Aber in dieſem iſt alles darauf abgezweckt, durch die Art, die Stuffen und die Abwechſelung der Beſchäftigungen die verhaßte und verderbliche Einförmigkeit ſo ſehr zu entfernen, als möglich.

XIII.

In Hospitälern.

Ich habe manchen Beweis von den Folgen dieſer Einförmigkeit in ſolchen Hoſpitälern geſehen, welche zur Aufnahme nicht kranker und krüpplichter, ſondern alter, wiewol noch nicht ganz abgelebter Perſonen beſtimmt ſind, dergleichen unſere Stadt verſchiedene hat. Ein jeder in dieſelben eintretende ſieht zwar keinen andern Zweck vor ſich, als ſein Leben in Ruhe und ohne Sorgen zu endigen. Man will nichts mehr, als aller ihrer Thätigkeit ein Ende machen. Ihre Beſchäftigungen auſſer den vorgeſchriebenen Andachts-Uebungen, ſind höchſtens die Reinhaltung des Hauſes und ihrer Schlafſtellen. Um ihnen ja nichts mehr aufzuladen, iſt die gewöhnliche Regel, keine Blinde oder Krüppel, deren Pflege und die ihnen nötige Dienſtleiſtung noch ein-

zelne der übrigen beschäftigen könnte, aufzunehmen. Indessen nehmen sie die Ueberbleibsel ihrer bis dahin gewohnten Tähtigkeit mit hinein. Es giebt keine Gelegenheit sie zu äussern, sondern sie muß auf eben die Art, wie in den Klöstern, gesucht werden. Auch hier ist jeder auf seine Mitgenossen arglistig aufmerksam. Viel Haß, selten Liebe und Freundschaft, viel Neid gegen den, der noch einige Vorteile vor den übrigen genießt, weil er nicht vollends so arm ins Hospital gekommen ist, und allenfalls noch einige Unterstützung von Freunden genießt, ein Bestreben dem wehe zu tuhn, der nicht nach dem Sinne der mehrern ist, um ihn in seinem Betragen mit diesen einstimmig zu machen, das alles hat auch hier Statt. Ein jeder neu eingetretene bekömmt, wenn er nicht bald allen gefällt, in den ersten Tagen einen verhaßten oder lächerlichen Beinamen. Doch ist es in den Hospitälern für Weiber ärger, als in denen für Männer. Ich habe Menschen gesehen, die, wenn sie mit einigem

guten Gefühl und Gewönung an beſſere Sitten in dergleichen Hoſpitäler kamen, die feindſelige Verfolgung der übrigen nicht aushalten konnten, ſo wenig weſentliche Folgen ſie auch davon zu beſorgen hatten, ſondern bald wieder herausgiengen, und ſich lieber allem Elende überlieſſen, das ihnen für ihr Alter drohete.

XIV.

In Waiſenhäuſern.

Klöſter, Gefängniſſe und Hoſpitäler enthalten jedoch Menſchen, die man ſo gut als für verloren für die bürgerliche Geſellſchaft anzuſehen gewohnt iſt. Weit gröſſer iſt der Schaden, welchen dieſe Einförmigkeit der Beſchäftigungen auf Menſchen hat, die man noch zu nüzlichen Mitgliedern derſelben ausbilden zu wollen vorgiebt. Und darin wird es doch ſo gar oft und arg verſehen. Ich will, weil ich doch zulezt von Hoſpi-

tälern redete, demjenigen, was ich über diese wichtige Sache zu sagen habe, die so sehr bestätigte Anmerkung nur kurz vorausschicken, daß die in Waisenhäusern erzogenen Kinder gewöhnlich eine so unangenehme Gemütsart in den Dienst der Herrschaften oder Handmerksmeister mit sich bringen, daß man, so vorzüglich auch ihre Anleitung vor derjenigen sein mag, die man andern Kindern niedrigen Standes giebt, Mühe hat, mit ihnen fortzukommen. Hier in Hamburg ist es eine traurige Bemerkung, daß so viele Gegenstände der Criminal-Processe ehemalige Waisenkinder sind. Insonderheit gehen manche derselben zum Rabenstein in Folge solcher Mordthaten, die sie an unschuldigen verübten, wenn widrige oft selbst verschuldete Schicksale ihnen das Leben verleideten. Ein Verbrechen, das so lange noch oft begangen werden wird, als die Gesetzgeber und Richter nicht einsehen wollen, wie widersinnig es sei, einem Menschen in dem von ihm selbst gewählten Wege

vom Leben zu helfen, der, um diesen Tod sich zu verschaffen, einen andern vor sich hin aus der Welt schaffte! Und doch ist die Erziehung, die man diesen Kindern giebt, so sanft und so liebevoll, daß man glauben mögte, es müßten bei ihnen Gefühle des Wolwollens und der Dankbarkeit gegen jeden, der es gut mit ihnen meint, und ruhige Zufriedenheit mit ihren Schicksalen viel natürlicher, als bei andern Kindern geringen Standes, entstehen. Doch trifft diese Anmerkung hauptsächlich nur solche Waisenhäuser, in welchen die Kinder fast allein zu sitzenden Arbeiten angeleitet werden, in denen die Einförmigkeit unvermeidlich ist. Die Hauptsache aber ist die Entfernung dieser Kinder von aller Bekanntschaft mit der in der bürgerlichen Gesellschaft Statt habenden Betriebsamkeit und deren mannigfaltigen Zwecken. Auch der Handwerksbursche, der Livreebediente und die künftige Haus-Magd haben ihren Grad von Welt- und Menschenkenntnis nötig, um mit einer gewissen

Kraft und Muth in die Geschäfte ihrer Bestimmung einzutreten. Bei körperlichen Beschäftigungen jeder Art aber lernen sie besser darauf hinausdenken, als wenn sie auf die Bank oder an den Tisch geheftet lesen, schreiben, beten, rechnen auch wol gar zeichnen lernen. Hier bieten sich ihnen einzelne Ideale der menschlichen Betriebsamkeit, aber nur Ideale dar. Sie schaffen, wenn ihnen das alles in den Kopf gebracht ist, noch nichts, was sie oder ein andrer unmittelbar in Gebrauch nehmen könnten. Laß sie aber das roheste Werk der Kunst verfertigen, laß sie z. B. grobes Band weben, oder gar Schwefelhölzer schneiden, so sind schon diese eines unmittelbaren Gebrauchs fähig, und haben ihren wenn gleich noch so kleinen Werth. Im übrigen verdreht ihnen die Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen und der nicht nach ihrer Wahl anwendbaren Freistunden eben so sehr die Köpfe, als andern Menschen, und giebt ihnen Launen, Parteigeist und eine Strebsamkeit für unbedeu-

tende Zwecke, weil sie keine wichtigere und edlere kennen lernen.

XV.

In Erziehungs-Anstalten.

Und eben das ist der Fehler einer jeden wenn gleich noch so künstlich angelegten Erziehung, wenn dieselbe unter solchen Umständen betrieben wird, daß daraus eine solche Einförmigkeit der Lebensweise entsteht, die den Geist in eine Art von Fesseln legt. Bringt eure Zöglinge unter Ein Dach mit vielen andern zusammen, beschäftigt sie in aller anscheinenden Freiheit, aber ohne Freiheit in der Art und Auswahl ihrer Beschäftigungen, heitert sie auf, so viel ihr wollt, aber so, daß sie zum voraus wissen: jezt wird man uns so, dann wieder so aufheitern wollen, haltet sie von dem Umgange mit Menschen zurück, die sich schon in dem Wege beschäftigen, in welchem sie sich kün-

ftig beſchäftigen ſollen, laßt den künftigen Staats- oder Kriegsmann, den künftigen Güterbeſitzer, Manufacturiſten oder Kaufmann keinen Menſchen, als etwan den Landmann auf ſeinen Spatziergängen ſehen, gebt ihm indeſſen die Ideen von allerlei Beſchäftigungen des Lebens im Unterricht, durch Bücher, ja ſelbſt durch Zeichnungen: ihr werdet bei dem allen ihren Geiſt ſo in der Enge halten, daß ſie nicht wiſſen werden, wie es ein Menſch anfange, wenn er ſelbſt urteilt, überlegt und Entſchlüſſe faßt. Die Welt, wird ihnen, wenn ſie in dieſelbe eintreten, ſo neu ſein, als wenn ſie auf dieſem Erdball erzogen wären, um in dem Jupiter zu leben. Aber alle übrige Folgen der Einförmigkeit ihrer Lebensweiſe werdet ihr nicht vermiſſen. In der kleinen Welt, worin ſie leben, werden ſie ihre beſondre Sphäre der Tähtigkeit ſich entſtehen machen. Sie werden ihre kleinen Abſichten und Entwürfe haben, werden die mit ihnen lebenden da hinein zu ziehen ſuchen, werden, wenn ſie mehr nichts

können, zu bösen Zwecken mitwirken wollen, wo man ihre Mitwirkung auffordert, werden Euch zu betriegen suchen, und wäre es auch nur um der Freude willen, euch betrogen zu haben. Sie werden andre verführen, blos weil es sie kützelt, euch unbewußt verführt zu haben. Sie werden keinen Verdruß, keine Laune blos für sich behalten, sondern sogleich unter den ihnen so nahe lebenden den suchen, dem sie dieselben mitteilen können. Denn das giebt doch wenigstens einstweilige Unterhaltung und Gelegenheit, von andern Dingen zu sprechen, als von welchen Lehrer und Aufseher wollen, daß man sprechen soll. Oder gelingt es euch, sie an eurem Gängelbande so feste zu halten, daß sie nicht links nicht rechts gehen, ohne wie ihr es wollt, gelingt es euch, ihre auflodernden Leidenschaften so schlafen zu legen, daß ihr keinen Ausbruch derselben besorgt, so habt ihr um so viel weniger Menschen aus ihnen erzogen, die, wenn ihr sie entlaßt, mit eigner Kraft handeln, auf

eigene Ueberlegung gegründete Entschlüsse fassen, und die Mittel zu deren Ausführung wählen können.

Man wird mich schon verstehen, daß ich hiemit auf die Mängel ziele, welche die Erziehung in Pensions-Anstalten hat. Ich habe dies alles umständlicher in meiner Abhandlung, übeer einige bisher zu wenig bemerkte Schwierigkeiten bei Pensions-Anstalten im Augustmonat 1783 des deutschen Museum gesagt, welche ich durch sehr viele und wichtige Zusätze erweitert dieser Sammlung einfügen werde. Hier will ich nur dieß Eine hinzusetzen: die Möglichkeit läßt sich zwar sehr wol gedenken, eine Pensions-Anstalt auf den Fuß zu setzen, daß diese Einförmigkeit der Lebensweise, der Beschäftigungen, der Denkungsart und der Sitten nicht leicht in ihr Statt finde. Aber der Wirklichkeit setzen sich sehr grosse Schwierigkeiten entgegen. Die größte von allen ist, daß die Zöglinge solcher Institute selbst so sehr da-

zu geneigt ſind, und allen Maasregeln gemeiniglich entgegen ſtreben, die man anwendet, um ſie davon zurück zu halten, oder, wenn ſie ſchon ſie mitgebracht haben, ſie aus derſelben herauszuſetzen. Dieß gelingt freilich noch oft genug. Es gelingt bei einzelnen, und überhaupt noch wol auf einzelne Zeiten. Aber das Uebel kömmt immer wieder hervor, und nimmt oft ſeinen Urſprung bei jungen Leuten, von welchen man nach ihrer vorgängigen Erziehung es am wenigſten erwartet. Ich habe nun zwanzig Jahre durch in meinem Inſtitute ſo manche Erfahrung darüber gehabt, wo es aus vielen Gründen doch noch am beſten müßte zu verhindern geweſen ſein, daß ich gewiß mehr belehrendes davon ſagen kann, als viele andere. Doch hier iſt nicht der Ort dazu, da ich eigentlich keine Erziehungsſchrift ſchreibe. Aber dies wenigſtens kann ich hier nicht ungeſagt laſſen; Es iſt der gröſte Misgrif in der neuern Pädagogik, wenn man ſie durch ſolche Inſtitute zu beſſern ſucht, welche ihrer ei-

ſten Einrichtung nach dieſe ſchädliche Einförmigkeit unabwendlich entſtehen machen. Alle auf den Unterricht angewandte Kunſt, alle in denſelben gebrachte Annehmlichkeit, Leichtigkeit und Abwechſelung kann es für jenen Fehler nicht gut machen, kann das Herz nicht heben, kann nicht den Gang des Verſtandes frei machen, kann auch nicht einmal die einer beſſern Seele angebohrne Kraft ganz erhalten.

XVI.

In öffentlichen Schulen.

Ich weiß gar wol, daß auch die öffentlichen Schulen nicht frei von dieſem Uebel ſind. Wenn des Lehrers Unterricht gar zu einförmig iſt, wenn er ſeine Lehrlinge in die Meinung ſezt, daß alle Weisheit nur aus ſeinem Munde flieſſe, wenn er nicht ihnen Luſt und Muth zum Privatfleiß zu machen weiß, wenn er den Pennalismus nicht niederhält, oder wenn er ihn wol gar

begünstigt, wenn der Lehrer seinen Schülern Talente durch Kunst zu geben sucht, welche nicht der Unterricht, sondern die Natur hervorbringen kann und muß, welche zu besitzen jedoch ein junger Mensch sich zu leicht einbilden läßt, wenn er statt brauchbarer Geschäftsmänner Dichterlinge und vermeinte Schönschreiber aus ihnen zieht; da entsteht alles dieses Unglück wol so leicht, als in Pensions-Anstalten. Da kömmt es bald dahin, daß der ganze Hause sich in Sitten, Denkungsart, in der Lebensweise und dem dazu nötigen Aufwande nach Einer Form wandelt, daß alle ernsthafte edle Zwecke des Lebens vergessen werden, daß jeder sich in Kleinigkeiten oder durch Talente groß dünkt, die er nicht hat, oder die nur wenigen in der Welt forthelfen können, daß alle entweder ohne Kraft oder mit zu vieler eingebildeten Kraft handeln, und am Ende nichts beschaffen. Auch davon habe ich viele Beispiele erlebt. Ich kenne stark besetzte Schulen, die unter einer solchen Misleitung, oder auch nur unter

der Fahrläſſigkeit ihrer dieß Uebel nicht beachtenden Lehrer, in einer Reihe von Jahren kaum einen oder den andern brauchbaren Mann und wahren Gelehreen der bürgerlichen Geſellſchaft geliefert haben. Die leidige Genieſeuche iſt nicht in den neueren Penſions-Anſtalten, ſondern ſchon früher in den vorher ſo ſehr geſunkenen öffentlichen Schulen und verdorbenen Univerſitäten im nordlichen Deutſchland entſtanden. Aber darin liegt der Unterſchied: Wenn der Lehrer einer öffentlichen Schule der einförmigen Wendung des Geiſtes gehörig entgegen zu ſtreben weiß, zu welcher alle in engerer oder weiterer Verbindung mit einander lebende Junge Leute ſo ſehr geneigt ſind, und ſich einander ſie mitzuteilen ſuchen, ſo gelingt es ihm gewiß, blos aus der Urſache, weil ſie nicht unter Einem Dache vereint leben; weil zwiſchen die Stunden, in welchen ſie ihm zuwider an einander arbeiten, ſo manche einfallen, in denen ſie ſich einander nicht ſehen; inſonderheit deswegen, weil ſie bei ihren Eltern

oder bei andern Menſchen leben, zu Hauſe andre Gedanken faſſen, ihrer künftigen Beſtimmung nachdenken, oder daran erinnert werden, folglich die in dieſer Abſicht nötige Strebſamkeit wieder gewinnen, und das kleinliche derer Entwürfe, die ihnen unter ihren Mitſchülern wichtig wurden, einſehen. Wenn ein ſolcher Mann Wetteifer zu erregen ſucht, den ernſten Privatfleiß befördert, ſo verfehlt er ſeine Abſicht gewiß nicht. Denn, wenn der Lehrling zu Hauſe iſt, ſo ſtört ihn nicht ſo leicht jemand in dieſem Fleiſſe, oder verleidet ihm denſelben. In Penſions-Anſtalten aber wird der Träge, der darunter zu leiden fürchtet, bald die boshafteſten Entwürfe machen, ihn fühlen zu laſſen, daß er nicht ſich unterſtehen dürfe, beſſer zu ſein und ſich lobenswehrter machen zu wollen, als andre ſeines gleichen.

XVII.

Im Akademischen Leben auf protestantischen Universitäten.

Von allem diesen trift auch so vieles auf das Akademische Leben zu, so wie es, leider! noch auf so vielen protestantischen Universitäten fortgeht. Worin hat der sogenannte Akademische Ton mit allen seinen häßlichen Folgen seinen Grund, als in der Einförmigkeit der Lebensweise, in welche diese, zwar in einer scheinbar schlaffen Verbindung, aber doch immer einander zu nahe lebenden jungen Menschen sich einer den andern hinein zu zwingen suchen? Woher kömmt diesen Menschen die nachher ihnen anklebende ekelhafte Einförmigkeit in ihrem Betragen, mit welcher sie unter seinem Menschen immer so ganz am unrechten Orte sind? Woher die schiefe Wendung des Geistes, bei welcher sie in allen Vorfällen anstossen, wo es darauf ankömmt, mit Ernst

und Würde gute Zwecke zu verfolgen? Woher diese Sorglosigkeit in Ansehung alles dessen, was ein Mensch zu beachten hat, wenn er sein Glück für spätere Jahre gründen will? Ich habe auch darüber schon einmal mein Herz in einer Abhandlung über die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unsrer Zeit, S. 363 f. meiner vermischten Abhandlungen, ausgeschüttet, und mag hier nichts weiter darüber sagen. In den seit dieser Zeit verflossenen zwölf Jahren ist eine und die andre protestantische Universität durch einen Zusammenfluß verschiedner Umstände, aber nur Eine, nemlich die zu Erlangen, durch Landesherrlichen Befehl in bessere Ordnung gesezt; aber mit mancher andern ist es nur schlechter geworden. In dieser und auch nun in Halle hat man es doch wenigstens versucht, dem unseligen Hange zur wilden Verschwendung und dem Reize zu begegnen, welchen einzelne Exempel unter diesen so sehr aneinander haftenden Menschen natürlich haben.

XVIII.

Uebergang von der erzwungenen Einförmigkeit zu der selbsterwählten.

Bis daher habe ich fast allein von derjenigen Einförmigkeit des Lebens geredet, in welche Menschen durch solche Umstände hinein gerathen, die nicht allerdings von ihrer Wahl abhängen, oder bei welchen sie, wenn sie aus eigner Wahl sich in sie hineinsetzen, doch nicht immer voraussehen, wie eben dieselben auf ihren Geist wirken werden. Es ist wenigstens nicht ihr freier Entschluß, daß sie so einförmig mit andern leben *wollen*, wie sie nachher leben *müssen*, wenn sie dem Strom zu folgen genöthigt werden. Der junge Mann, der das Klosterleben in einem Orden wählt, der als nicht gar zu strenge bekannt ist, der Greis, welcher sich seines Eintritts ins Hospital freuet, der Jüngling, welcher froh die Akademie bezieht, glaubt doch wenigstens, daß er

in Ansehung seiner Denkungsart, seiner Moralität, seines ihn dort erwartenden Umganges und seiner unschuldigen Aufheiterungen mehr Freiheit behalten werde, als welche er hintennach ihm verbleibend findet. Auch der Vater, der seinen Sohn in eine Pensions-Anstalt giebt, denkt doch auch, daß dessen Geist in derselben freier bleiben, und daß dessen Wirkungskreis schon dort weiter ausfallen werde, als er bei der in derselben gewöhnlichen Gängelei der Lehrer und der oft gewaltsamen Verleitung seiner Mitgenossen bleiben kann. Aber es giebt so viele Menschen, die mitten im Wechsel der Verbindungen und der Beschäftigungen, mitten in der Mischung des Umganges, der ihnen zu Gebote steht, und sich gewissermassen an sie drängt, aus bestimmter Wahl oder durch allmählige Verwöhnung in eine Einförmigkeit des Lebens hineingerahten, welcher ihre ganze Lage entgegen zu streben scheint. Auch diese hat Folgen, welche auf die bürgerliche Gesellschaft, der sie doch nicht ganz sich entziehen

können, weil sie nur einförmig, nicht einsam leben, mehr Einfluß haben, als die bisher beschriebene Lebensweise solcher Menschen, welche der übrigen Gesellschaft mehr oder weniger entrückt leben.

Es giebt in jeder Stadt und in jedem Volke Menschen, denen ihre Lage erlaubt, von allen solchen Beschäftigungen, die auf ihre Mitmenschen erheblichen Einfluß haben können, sich zurück zu halten, ohne daß sie ihres Unterhalts wegen besorgt sein dürfen. Wenn unter diesen einzelne, wie es oft genug geschieht, in ihrer Lebensweise sich gänzlich isoliren, so bringt dieß der Gesellschaft, welcher sie bis dahin angehörten, nicht mehr Schaden, als den sie durch ihren nachher erfolgenden Tod schaffen, nur daß sie vorerste noch als unnütze Mitesser da bleiben. Von diesen rede ich hier gar nicht.

Aber von solchen Menschen habe ich viel zu sagen, welche nach ihrer Lage dies weder ganz thun können, noch eigentlich wollen. Ich werde

von dieſen, faſt allein unter der Vorausſetzung reden, daß ſie in Städten leben und zu ſolchen beſſern Volksclaſſen gehören, denen die Art ihrer Beſchäftigungen die Städte zum Wohnſitz anweiſet.

XVIIII.

Zwar wirkt das ſtädtiſche Leben derſelben ſehr entgegen.

Natürlich wirkt das ſtädtiſche Leben Einförmigkeit auch in mancher geringeren Volksclaſſe ſehr entgegen. Die Beſchäftigungen der Städter ſind überhaupt mannigfaltiger, als die des Landmanns und müſſen es ſein. Ihre Betriebſamkeit hat mehr Gegenſtände, und ſchon früh muß dem ſtädtiſchen Knaben in ſeiner Erziehung eine Strebſamkeit mitgeteilt werden, die künftig in mehr als Einem Gegenſtande ihre Anwendung finden mögte. Denn auch das trägt dazu bei, daß Menſchen, die in dieſen Volksclaſſen gebohren

werden, so lange Zeit ihrer Bestimmung ungewisser bleiben, als der Sohn des Landmanns. Eben diese Menschen sind, da sie in Städten einander so nahe leben, Zeugen von einer Menge und Mannigfaltigkeit von Vorfällen, die sie bald mehr, bald weniger interessiren, in denen sie sich einen Anteil beilegen und allenfalls eine Rolle mit zu spielen suchen. In der Taht hat auch mancher Vorfall in den sie näher angehenden Verbindungen Folgen, die sich auf mehr Menschen ausbreiten, als dieß unter Landeinwohnern Statt hat. Wenn ein Dorfmädchen zu Falle kömmt, so ist es Unglücks genug für das Mädchen sowol, als ihre Angehörige. Aber mehr Unglück ist es für eine Familie, auch nur vom Mittelstande, in Städten, wo die Schwestern mit geschmähet werden, und nicht so leicht, als die Schwestern einer geschwächten Person auf dem Lande, zu einer guten Heiraht gelangen. Wenn ein Bauer in seiner Wirtschaft zurück kömmt, und von derselben abgetrieben wird, so

hat die Gegend einen Tagelöhner oder einen Bettler mehr an ihm. Die Folgen verbreiten sich nicht viel weiter, und es giebt nicht viel davon zu sprechen. Aber der über einen Bürger verhängte Concurs hat weit ausgebreitetere Folgen. Dem Manne wird entweder wieder aufgeholfen; und das wird das Werk vieler. Oder seine verunglückte Familie fällt mehrern andern zur Last. Daran entsteht eine weit verbreitete Teilnehmung; darüber giebt es unter den Teilnehmenden und nicht Teilnehmenden viel zu sprechen. In diesen Volksclassen wird nicht leicht ein Mensch geboren, noch seltner stirbt einer, ohne daß Folgen dabei Statt hätten, in Rücksicht auf welche mancher etwas zu tuhn bekäme, und, wer nichts dabei zu tuhn hat, wenigstens seiner Zunge etwas zu schaffen geben könnte.

Diese Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen, diese natürlich entstehende Teilnehmung an so vielen in diesen Volksclassen vorkommenden Vorfällen, strebt nicht nur dem Hange zur Einsam-

keit, sondern auch dem zur Einförmigkeit des Lebens entgegen. Diese Wirkung zeigt sich auch in der Taht in bei weitem dem grössern Teil der Städtebewohner. Man bekümmert sich dort um mehr Dinge, als man sollte. Man überläßt sich allen Arten von Zerstreuungen, zu welchen man sich so leicht zusammen findet, und vergißt dann freilich auch der ernsthaften Zwecke des Lebens oft nur gar zu leicht.

Indessen giebt es Menschen genug, die, da ihre Geburt oder spätere Glücksvorfälle sie in diese Volksclassen und in eine Teilnehmung an deren Beschäftigungen gesezt haben, aus welcher sie sich nicht herausseßen können oder wollen, dennoch eine der Einsamkeit sich nähernde Lebensweise annehmen, und mitten in der grossen Gesellschaft, deren Mitglieder sie sind, so gut sie können, behaupten. Einsamkeit kann sie in diesen Umständen nie ganz werden. Aber sie wird Einförmigkeit, oder, wie ich gerade diese Art von Einförmigkeit insbesondre zum Un-

terſchiede am liebſten nennen mögte, Eintönigkeit des Lebens. Dieß unglückſelige Mittelding zwiſchen Einſamkeit und der bei ſolchen Menſchen durch die Umſtände noch immer erzwungenen Art von Geſelligkeit ſchafft viel Uebels, und macht, daß manche Geſchäfte, die in gute und fähige Hände gegeben zu ſein ſchienen, einen ſehr ſchlechten Gang gehen. Der Geiſt ſolcher Perſonen bekömmt dadurch eine ſeltſame unangenehme Richtung, bei welcher jeder, der mit ihnen zu ſchaffen hat, ſie gern in eine völlige Einſamkeit hinein verwünſchen mögte, wenn nur dieſe aus jener ſo leicht entſtünde.

XX.

Doch wird ſie, ſelbſt bei Geſchäftsmännern, durch mehrere Veranlaſſungen bewirkt.

Freilich ſcheint ein geſchäftvolles Leben dieſe Eintönigkeit ſehr zu veranlaſſen. Es ſcheint ſie gewiſſermaſſen zu gebieten. Denn Ordnung und

Regelmäſſigkeit ſind die erſten Tugenden eines Geſchäftsmannes; und, wer dieſe in ſeinen Geſchäften ſtrenge behaupten will, wird ſie auch in ſeiner übrigen Lebensweiſe annehmen müſſen. Dies alles laſſe ich gerne gelten. Aber Regelmäſſigkeit und Ordnung in der Lebensweiſe iſt noch nicht ganz Einförmigkeit derſelben. Sie wird es allererſt durch ſpäter hinzukommende Veranlaſſungen oder mit einwirkende Urſachen:

Eine derſelben iſt die zu groſſe Aengſtlichkeit in dieſer Regelmäſſigkeit und Ordnung. Der Mann nach der Uhr iſt gewiß immer ein kleingeiſtiger Mann, wenn er gleich niemals ſich zu Schulden kommen läßt, ein Geſchäfte, das ihm oblag, verſäumt zu haben. Er kann ſie auch ſo gut verrichten, daß jedermann damit zufrieden iſt. Aber für ihn müſſen Geſchäfte von der Art ſein, daß ſie nach einer gewiſſen Routine fortgehen, daß ſie keine beſondre Anſtrengung erfordern, und nicht die Frage dabei iſt, wie der Kopf des Mannes,

der sie verrichten soll, jedesmal dazu aufgelegt sei, wenn er an sie geht.

Der grosse Staats- und Geschäftsmann Jan de Witt zeigte sich gern und mit einer gewissen Regelmässigkeit im gesellschaftlichen Leben. Einer seiner Freunde fragte ihn, wie er bei seiner ihn überhäufenden Arbeit die Zeit dazu gewinnen könne? Er antwortete: Meine feste Regel ist, kein Geschäfte liegen zu lassen, wenn es getahn werden muß, und dabei behalte ich immer Zeit übrig. Diese Regel ist wichtiger für den wahren Geschäftsmann, als die Regel, zu arbeiten, was vorkömmt, wenn die Glocke schlägt. Sie besteht aber gewiß nicht mit einer strengen Regelmässigkeit und Ordnung in den Geschäften. Es war nicht der Glockenschlag allein, der den de Witt zu Geschäften rief, oder davon abzulassen ihm gebot. Er konnte bei dieser seiner Regel nicht immer gleich viel zu tuhn haben. Er wird auch oft bei der Ueberzeugung, daß dieses oder jenes Geschäfte getahn werden müsse, sich untersucht

haben, ob er es jezt tuhn könne. Er wird doch auch zuweilen aufgeschoben haben, was er jezt zu tuhn sich nicht allerdings fähig fand, aber dann auch gewiß getahn haben, was er tuhn mußte, so bald er es tuhn konnte.

XXI.

Fehler manches Geschäftsmanns, daß er nach Laune arbeitet, und Raht dagegen.

Es ist nicht leicht ein wahrer Geschäftsmann, der nicht in diesen Gang seiner Arbeiten hinein käme, weil es ihm nicht gleichgültig sein kann, ob er alles über den Leisten wegschlage. Dann wird er freilich nicht in die Einförmigkeit hinein gerahten, aber es entsteht leicht ein andrer Fehler. Er wird die Notwendigkeit einer ihm obliegenden Arbeit und seine Fähigkeit sie zu verrichten nicht immer ganz richtig beurteilen. Er wird nach Laune arbeiten, und diese Laune wird ihm oft eingeben, sich für unfähig zu einer Arbeit zu halten, weil sie ihm jezt nicht gefällt. Er

wird auch wol an eine Arbeit gehen, weil ihn gerade jetzt seine Laune treibt, und nicht fühlen, daß er eben dann zu leichtsinnig für die gehörige Anstrengung sei. Der beste Raht dawider ist, die Notwendigkeit der Arbeit als den ersten Grund gelten zu lassen, sie sich allenfalls gröſſer vorzustellen, als sie zu der Zeit wirklich ist, und das Geschäfte so anzugreifen, als wenn man es in Einem fort vollenden wollte und vollenden müßte. Wenn es dann nicht gelingt, und der Kopf bei so gutem Willen nicht gehörig mit fort will, so ist man bei Gott und bei Menschen entschuldigt, wenn man die so notwendig geachtete Arbeit eine Weile auf die Seite schiebt. Indessen giebt doch die Erfahrung, daß ein Mann, der mit gewisser Laune arbeitet, überhaupt besser arbeite, und, wenn Laune und Trägheit nicht Eins bei ihm ist, mehr beschaffe, als der Mann, für welchen der erste Grund zur Arbeitsamkeit der Glockenschlag, oder dieser ist, daß ihm die Arbeit in der von ihm beliebten Ordnung vorkömmt.

XXII.

Einförmigkeit hemmt die einem jeden Menſchen noch immer in dem Fortgange ſeines Lebens notwendige Aufklärung.

Aber noch immer erſcheint nicht in dieſer Parallele, was die Einförmigkeit dem Einen ſchaden, was die Nichteinförmigkeit dem andern nutzen könne. Man hat Recht zu fragen: was gewinnt der leztere dadurch, daß er nicht ſogar regelmäſſig in der Einteilung und Abwartung ſeiner Geſchäfte, nicht ſo ganz der Mann nach der Uhr, nicht ſo einförmig in ſeiner Lebensweiſe, nicht ſo eingeſchränkt in ſeinen Aufheiterungen, nicht ſo ekel in der Wahl ſeines Umganges iſt? die kurze Antwort iſt dieſe: er gewinnt Aufklärung.

Wie aber? iſt denn noch von Aufklärung die Rede bei einem Manne, der nun einmal in Amt und Geſchäften lebt? Läßt ſich nicht mit Grunde vorausſetzen, daß ſo mancher die ihm nötige Auf-

Bayerische Staatsbibliothek München

klärung schon ganz in die Geschäfte mit hineinnehme, zu welchen er angestellt wird? Oder, wenn das nicht ist, wird er sie nicht etwa durch seine Geschäfte gewinnen? — Ja wol! dieser wird Aufklärung in seinem Geschäfte gewinnen, und das Amt, das er bekleidet, wird ihn zum Manne machen; jener wird die Aufklärung, die er in sein Amt und zu seinen Geschäften schon bringt, erhalten und sich dadurch weiter fördern können; aber beide nicht anders, als wenn sie sich vor der Einförmigkeit, beides in Geschäften und in der Lebensweise, hüten. Thun sie dieses nicht, so werden ihre Einsichten einseitig, ihre Urteilskraft wird beschränkt werden, die Kraft zu handeln wird ihnen da fehlen, wo sie deren am meisten benötigt sind, ihr Fleiß wird ängstlich werden, ihre Absichten und Entwürfe werden ins kleinliche fallen, und, wenn wirklich grosse Zwecke ihnen entstehen, so werden sie nicht Muht und Strebsamkeit genug zu deren Erreichung haben. Insonderheit wird es ihnen an

der Menschenkenntnis fehlen, die ihnen nötig ist. Sie werden die Menschen zu einseitig beurteilen, werden Mistrauen oder Zutrauen im unrechten Fall fassen, und nie die Menschen zu leiten wissen, ohne welche sie auch die besten Entwürfe nicht ausführen können. Schwierigkeiten, denen sie sehr leicht ausweichen oder sie heben könnten, werden ihnen unüberwindlich werden, aber andre werden sie nicht achten, und durch sie hinbrechen zu können glauben, welche am Ende in ihren vermeintlich aufs beste ausgedachten Entwürfen sie dennoch scheitern machen. Wenn sie in diesem Gange mehrere Jahre fortgelebt und ohne Erfolg fortgewirkt haben, so wird ihnen am Ende ihre noch übrige Tähtigkeit unangenehm werden. Sie werden die Hände sinken lassen, stumpf werden, sich selbst überleben und sich wundern, wie es mit ihnen, die sie sich so vielen guten Willens bewußt waren, und sich selbst, vielleicht nicht ohne Grund, Talente zutrauten, so weit herab habe kommen können.

Ich darf nicht erwarten, daß man dieß alles so annehme, und, wenn ich auch wagen werde, einzelne Beispiele darzustellen, das, was ich behaupte, in ihnen sogleich finden werde. Niemand wird das, was ich jezt eben geschrieben habe, lesen, ohne sich zu erinnern, daß er manchen Mann auf die beschriebene Art habe sinken, die Kraft verlieren, stumpf werden, und sich selbst überleben sehen. Aber er wird andre Ursachen einzusehen glauben. Er wird sagen: der Mann war gleich Anfangs denen Geschäften nicht gewachsen, in die er gesezt ward. Dieß gab ihm eine Aengstlichkeit, die ihn immer niederhielt. Oder: er war ein guter Kopf, nahm sich aber der Sachen zu sehr an, erschöpfte sich und ward zulezt stumpf. Oder: er hatte bei vieler guten Anlage nicht Urteilskraft genug, Leidenschaft oder Eigensinn verführte ihn, und so gelang ihm wenig oder nichts. Ich räume das alles gern als mitwirkende Ursachen ein. Es mag in manchem Fall als Hauptursache gelten, und deswegen

um so viel mehr, weil eben solche Schwächen einen Mann gern dahin bringen, daß er mitten im Gewühl der Geschäfte einförmig wird. Aber ich glaube auch Recht zu haben, wenn ich sage: Wären diese Menschen nicht zu früh in die schädliche Einförmigkeit übergegangen, so würde der schwache Kopf mit der Zeit mehr Kraft gewonnen und seine Aengstlichkeit verloren haben; so würde der bessere Kopf nicht so früh stumpf geworden sein; so würde der Hizkopf Klugheit und Vorsichtigkeit gewonnen und die Menschen anders zu behandeln gewußt haben, durch deren Widerstand ihm seine Entwürfe vereitelt sind.

XXIII.

Was subjective und objective Aufklärungen sei.

Aufklärung ist allen Menschen nötig. Sie ist theils subjectiv, theils objectiv. Erstere ist der Inbegrif aller derer Kenntnisse, welche einem

Menſchen in der Abſicht mitgetheilt werden, oder die er ſich ſelbſt erwirbt, um ſich zum Erkenntnis der Wahrheit und zu geſchwinder Einſicht in dieſelbe, auch zu richtigen practiſchen Entſchlüſſen überhaupt geſchikt zu machen. Von dieſer ſucht man uns in unſrer Erziehung denjenigen Teil beizubringen, welchen zu faſſen unſre Lage erlaubt. Objective Aufklärung ſind die Kenntniſſe, welche einem jeden einzelnen Menſchen für ſeine Lage und Beſtimmung zu wiſſen nötig ſind. Erſt in den ſpätern Jahren unſrer Erziehung ſucht man uns dieſelbe mitzutheilen; wir ſelbſt ſuchen ſie zu erwerben, doch nur unter der Vorausſetzung einer gewiſſen Art von Beſchäftigungen, in welche wir eintreten ſollen. Die Geſchäfte ſelbſt aber ſind noch nicht da. Je beſtimmter die Beſchäftigungen unſers künftigen Zuſtandes ausgemacht ſind, deſto gewiſſer gewinnen wir uns die dazu dienliche objective Aufklärung. Wird ſie mit Uebung dieſer Geſchäfte ſelbſt verbunden, ſo geht es deſto ſicherer damit. Der

Handwerker, der Landmann, oder der zur gröſ-
sern Landwirhtſchaft beſtimmte Jüngling, der
Comtoir Bediente, der Krieger gewinnt die ihm
nötige mit Ausübung begleitete objective Aufklä-
rung ſehr zuverläſſig. Aber mit den Beſchäf-
tigungen der übrigen Volksclaſſen geht dieß nicht
ſo ſicher. Nicht etwan der Gelehrte, auf wel-
chen man vielleicht glauben mögte, daß ich inſon-
derheit ziele, ſondern der junge Mann vom
Stande iſt, wenn er ſich auf den künftigen Ruf
des Staats zu den wichtigſten Geſchäften vor-
bereitet, von der Art dieſer Geſchäfte nicht ge-
wiß, ſondern muß ſich mit ſubjectiven und mit einzel-
nen Teilen der objectiven Aufklärung hinhalten,
ohne eigentlich zu wiſſen, ob dieß die ihm fürs künf-
tige eigentlich nötige objective Aufklärung wirklich
ſei. Der junge Juriſt, der alle ihm nötige Weis-
heit in dem Vortrage des bürgerlichen Rechts er-
langt zu haben glaubte, ſieht ſich nachher im
Cameral : oder Geſandtſchaftsſache angeſtellt.
Denn es giebt noch Staaten, wo ſo wenig auf

die vorgängige Vorbereitung zu den Geschäften der verschiedenen Departementer geachtet wird, daß man den jungen Mann, der sich darbietet, um in der Kammer von unten auf zu dienen, blos aus dem Römischen Recht examinirt, und wo auch in den öbersten Stellen nach der Anciennität so gewechselt wird, daß ein Mann erwarten muß, der Folge nach nun den gerichtlichen, nun den geistlichen Sachen, nun dem Kriegeswesen, und zulezt dem Kammerwesen vorzustehen. Noch öfter entsteht diese Versetzung in ein Fach, wofür man keine objective Aufklärung gewonnen hatte, dem jungen Mann durch solche Vorfälle, die ihm eine Bahn des Glücks unerwartet eröffnen. Junge Protestantische Gelehrte, welche die Theologie studiren, haben solche Veränderungen ihrer früh gemachten Plane mehr als andre zu erwarten, und mögen immerhin sie sich gefallen lassen, je mehr sie auf ihren Kopf und wol überlegten Fleiß sich verlassen können. Die besten Köpfe, die neben mir vor etwa vierzig Jah-

ren in Göttingen Theologie ſtudirten, ſind durch mancherlei Veranlaſſungen in andre Fächer eingetreten. Ich ſollte es freilich in dieſer Verbindung nicht ſagen, aber ich kann es nicht ungeſagt laſſen, daß, ſo einfach der Gang meines Lebens überhaupt geweſen iſt, ich bei meinen ſpätern Beſchäftigungen nicht gar vieles aus allen denen Kenntniſſen habe benutzen können, die ich in meinen frühern Jahren als objective für mich dienende Aufklärung anſah. Was ich an ſubjectiver Aufklärung in minder beſtimmte Rückſicht gewonnen hatte, das iſt mir verblieben, und ich habe dem darangewandten Fleis nie bereuen dürfen. Dieß wird, wie ich glaube, die Erfahrung eines jeden Mannes ſein, der nicht blos in Einem Zwecke den Wiſſenſchaften obliegt, und nur die daran verbundene objective Aufklärung ſich erwirbt.

XXIII.

Wenig Menschen bringen zu den Geschäften ihrer Bestimmung die ihnen nötige objective Aufklärung, oder erlangen davon jemals zu viel in diesen Geschäften selbst.

Wahr ist es gewiß: Kein Mensch bringt in die Geschäfte seines spätern Lebens, wenn sie nicht ihrer Art nach äusserst einförmig sind, diejenige Aufklärung hinein, die er zu einer glücklichen und leichten Betreibung derselben bedarf. Ja noch mehr! kein Mensch, wenn er auch in derselben beträchtliche Fortschritte gemacht hat, wird sich dabei erhalten können, wenn er zu glauben anfängt, er sei nun weit genug gelangt, und nicht jede Gelegenheit zu fernern Fortschritten sich angenehm sein läßt. Wir müssen lernen, so lange wir leben: dieß wird so oft gesagt, aber deswegen so wenig geübt, weil man es gewöhn-

lich nur von dem förmlichen Lernen versteht, wie es der Gelehrte treibt. Der Geschäftsmann muß, wenn auch seine Geschäfte eine gewisse Art von Gelehrsamkeit voraussetzen, mehr von Menschen, als aus Büchern, lernen. Unter jenen muß er die ihm nötige Aufklärung suchen. Seine Geschäfte haben auf andre Menschen ihre bestimmte Beziehung. Menschen müssen ihm in deren Betreibung zu Hülfe kommen, welche zum Teil mehr Einsicht in dieselben besitzen, als er, aber zum Teil auch aus Unwissenheit, Vorurteilen und Eigensinn ihm oft entgegen wirken. Das gewisse Mittel, in der schon erlangten Aufklärung stehen zu bleiben oder sie gar wieder zu verlieren, ist eine solche Lebensweise, durch welche ein Mann, es sei nun aus Laune, oder aus Aengstlichkeit über das unrichtig beurteiltem Maas seiner Geschäfte, sich die Gelegenheit abschneidet, die in dem menschlichen Umgange sich täglich darbietende Aufklärung und insbesondre die Menschenkenntnis sich zu verschaffen oder auch nur zu

erhalten, welche ihm zur glücklichen und sichern Führung seiner Geschäfte nötig ist,

XXV.

Nähere Darstellung, wie ein Geschäftsmann durch Einförmigkeit des Lebens die Kraft verliere.

1) Im Denken und Urteilen.

Ich bringe so gerne das, was ich in meinem jetzigen Alter schreibe, auf den Geschäftsmann und auf dasjenige zurück, was dessen Bildung zuträglich oder nachteilig sein kann. Denn ich schreibe nicht für Menschen, die in der Einsamkeit und einem daran sich so leicht anknüpfenden Müssiggange ihre Glückseligkeit finden. Ich selbst habe in meinem bisherigen Leben das Glück zu sehr empfunden, welches mir daraus entstanden ist, daß ich nicht müssig, nicht einsam, nicht mit mir selbst allein beschäftigt habe sein können, und desto mehr mein Unglück gefühlt, wenn mein Gesund-

heitszuſtand mich von Zeit zu Zeit dieſer Lage ſo nahe brachte. Ich habe dabei zu oft auf diejenigen zurückgeblickt, denen es bei vielem guten Willen mit ihrer Geſchäftigkeit nicht gelang, die zuletzt das Wohlgefallen an derſelben verloren, und wenig Freude von allem hatten, was ſie mit vielem Fleiß und Eifer vollendet zu haben glaubten. Und faſt bei allen habe ich bemerkt, daß die Schuld an der ſchiefen Wendung des Geiſtes lag, welche ihnen aus der Einförmigkeit ihrer Lebensweiſe nach und nach entſtanden war. Dieß ſcheint mir ſehr natürlich auf folgende Weiſe zu entſtehen:

Bei einem jeden Geſchäftsmann kömmt es auf zwei Dinge an, daß er 1) richtig erkenne und urteile und 2) richtig handle.

1) Erkenntnis und Urteil werden ſo gut, wie das Gedächtnis, durch Uebung erhalten und geſchärft. Der Anlaß beide zu üben entſteht uns nicht blos aus den wichtigern Beſchäftigungen unſers Lebens, aus denen, zu welchen Amt und Pflicht uns anhalten. Auch die Vorfälle unſers

täglichen, unſers häuslichen Lebens, die Abwechſelung in der Lage und denen verſchiedenen Verhältniſſen, in welchen wir uns mit und zu denjenigen befinden, welche uns zunächſt umgeben, oder die ſich uns in einem freundſchaftlichen Umgange nähern, geben uns immer etwas zu denken und zu urteilen. Iſt es nicht das wichtigſte, was uns in dieſen Verhältniſſen zu überdenken vorkömmt, ſo iſt des Denkens und Urteilens deſto mehr und mehrerlei. Bei einer gewiſſen Eingezogenheit und Beſchränkung auf das, was uns das Hauptwerk in der Tähtigkeit unſers Lebens zu ſein ſcheint, bei überlegter Feſtſetzung oder allmähliger Verwöhnung an eine beſtimmte Lebens-Ordnung entfernen wir zu viele derjenigen Veranlaſſungen zum Denken und Urteilen über practiſche Dinge, die ſich uns in einer freieren Lebensweiſe darbieten würden. In unſrer täglichen Lebensweiſe verwöhnen wir uns alsdann, unſre alltäglichen Handlungen an Zeit und Ort zu verbinden, uns, wenn wir nicht ganz den Um-

gang haſſen, an einerlei Umgang ſo zu halten, daß uns keine neue Verhältniſſe zu andern Menſchen entſtehen können. Unſre Denkungsart nimmt einen ähnlichen Gang. Wir denken einerlei zu beſtimmten Zeiten des Tages, weil uns der Glockenſchlag zu faſt immer ähnlichen Gedanken mit den Beſchäftigungen unſers Berufs zurück führt, ohne daß es die Frage iſt, wie wir zu denſelben aufgelegt ſind. Mit eben der Ordnungsliebe, mit welcher wir in unſerm Hauſe, jedem Dinge ſeinen Platz, jedem Papiere ſein Fach in unſerm Schreibſchranke anweiſen, glauben wir auch denken zu können. Allmählig ordnen ſich unſere Ideen Fächerweiſe. Das iſt freilich nicht übel, und dem richtigen Denken an ſich nicht nachteilig. Aber zum Unglück macht der Einförmige ſich nur wenig Gedankenfächer; der ungebundner lebende und denkende Mann macht ſich deren unendlich viele. Jener will, wenn ihm etwas neues zu denken vorkömmt, alles in Eines ſeiner ſchon bekannten Fächer paſſen. Er

fühlt nicht mehr, daß der ſich ihm darbietende oder von andern ihm dargebotene Gedanke einer neuen Art ſei, für welchen ſein Kopf noch kein Fach bereit hat. Er zwingt ihn gewaltſam in Eines der ſchon gemachten Fächer. Eine entfernte Analogie mit andern Dingen, die er ſchon durchgedacht zu haben glaubte, iſt ihm genug, um eben alſo darüber zu entſcheiden, als er ſich erinnert ehemals getahn zu haben, ohne auf die veränderten Umſtände zu achten, unter welchen die Sache ſich ihm jezt darbietet. So wird ſein Blick, ſo wird ſein Urteil mehr und mehr einſeitig. Jedermann kann es ſo gut, wie ich, erfahren haben, wie ſchnell entſcheidend ſolche einſeitig denkende Menſchen ſind. Sie hören auf nichts, ſo bald ſie das Fach gefunden zu haben vermeinen, welchem der ihnen dargebotene Gedanke angehört. Sie wollen auch immer nur allein entſcheiden, und es wird äuſſerſt ſchwer, ſie auf dasjenige aufmerkſam zu machen, worin die Sache von ihrer ſo geſchwind gefaßten Vorſtellungsart

abgeht, und ſie dadurch zu gewiſſen Modificationen ihrer Entſcheidung überzuleiten.

Eine andre unangenehme Folge dieſer Einſeitigkeit im Denken iſt, daß ſolche Menſchen zu irgend einer Entſcheidung in jeder Sache unfähig werden, welche ihnen ſich unter einer neuen Seite darſtellt. So bald ſie fühlen, daß ſie in keines ihrer bekannten Fächer paßt, ſo verfallen ſie auf Einwendungen, und ſind nicht dahin zurück zu bringen, daß ſie dieſelbe von der rechten Seite anſähen. Ich erinnre mich eines ſonſt ſehr würdigen Mannes, der einer der erſten und ächteſten Schüler Wolfens war. Er hatte deſſen Philoſophie in der größten Genauigkeit inne. Aber er erlebte auch die Zeiten, da man in andrem Wege zu philoſophiren anfieng, und nicht mehr alles gelten ließ, was Wolf geſagt hatte. Noch immer redete er gern von Philoſophie; aber wie? So wie man nur dem Mund öfnete, um zu ſeinen Gedanken etwas zuzuſetzen, nahm er es ſchon für Einwendung. Ne! ne! ne! ne! rief

er, drückte die Augen zu, und sprach dann unaufhaltbar sehr oft eben das, was man in seine Gedankenfolge hatte mit eintragen wollen. Aber zum Glück hatte er diesen Fehler nur in speculativen Dingen. Er war sonst durch die grosse Güte seines Herzens ein vortreflicher practischer Mann, und ein billiger und gerechter Entscheider über fremde Handlungen. Doch hieng ihm in Geschäften das sehr an, daß er in kleinen Schwierigkeiten oft zu viel fand und lange mit Einwendungen kämpfte, ehe er zu einem Entschluß zu bringen war.

Einen andern Mann habe ich lange gekannt, der seine jüngern Jahre in einem sehr ausgebreiteten Umgange zugebracht hatte. Als er in seinem männlichen Alter zu einem festen Auskommen gelangte, überließ er sich der Ruhe und einer grossen Weichlichkeit. Er hatte die Freunde seiner Jugend alle überlebt, und war zu bequem, neuen Umgang zu suchen, wenn er ihn gleich nicht floh. Doch strebte er der nun natürlich

entſtehenden Einförmigkeit ſeines ſpätern Lebens auf eine beſondere Art entgegen. Er bewohnte ein für ſeine Wirtſchaft bei weitem zu groſſes Haus, von deſſen Miete die Bezahlung ihm freilich ſchwer ward. Ein Wohnzimmer und eine Kammer waren ihm für ſeine Perſon genug. Aber von Zeit zu Zeit zog er aus einem derſelben in das andre mit allen Sachen, die er um ſich haben mußte, deren ſeine Bequemlichkeit ſehr viele erfoderte, und war dann einige Wochen lang vergnügt, wie ein König. Ich mögte faſt behaupten, daß dieſe Erfindung viel dazu beitrug, ihm in den lezten Jahren ſeines Lebens die feine Ausbildung zu erhalten, die er in ſeiner Jugend gewonnen hatte, wiewohl er bei allem Mangel der Bewegung immer ſchwerfälliger am Körper ward, bis ihn Verſchleimung und Steckfluß aus der Welt brachten.

XXVI.

Wie der Geschäftsmann durch Einförmigkeit 2) im Handeln die Kraft verliere.

Noch klärer dünkt mir der Einfluß zu sein, welchen die Einförmigkeit in dem Leben eines Geschäftsmannes auf dessen Tähtigkeit und Willens-Entschlüsse hat. In allen Dingen muß man den Umständen gemäß handeln. Aber um dieß tuhn zu können, muß man alle Umstände richtig beurteilen, welche auf unsre Entschliessungen einen Einfluß haben. In diesem Urteile aber gelangt man nicht zu einer Fertigkeit, wenn man nicht oft in den Fall kömmt, da man unter veränderten Umständen eine Entschliessung in solchen Vorfällen nehmen muß, welche in der Hauptsache sich ähnlich scheinen, aber in den Neben-Umständen von einander abweichen. Der einförmige, eintönige Geschäftsmann, welcher alles, was ihn umgiebt, alle

Neben-Umstände seiner täglichen Handlungen in eine gewisse Gleichförmigkeit gestellt hat, entfernt von sich tausend kleine Vorfälle und Veranlassungen zu handeln, bei welchen er lernen sollte, die Gründe seiner Entschliessungen aus den sich ihm darbietenden Umständen und seinen Verhältnissen zu andern Menschen zu nehmen. Wer sich durch seine Lebensweise allen denen kleinen Vorfällen des Lebens durch seine Lebensart entzieht, in denen doch noch immer eine gewissermassen überlegte Wirksamkeit nötig ist, wer sich selbst in die Lage sezt, daß er in eben diesen täglichen Vorfällen, so viel deren noch an ihn kommen, immer unter fast unveränderten Umständen gleichförmige Entschliessungen fassen muß, der muß zulezt die Kraft verlieren, in wichtigern Dingen den wahren Umständen der Sache gemäß zu handeln, und die Beweggründe seiner Entschlüsse da zu suchen, wo sie eigentlich liegen.

XXVII.

Die Einförmigkeit wird vollends schädlich bei einem Geschäftsmanne, wenn sie aus Leidenschaften, insonderheit wenn sie aus Stolz entsteht.

Ich habe bisher nur von Menschen geredet, die durch allmählige Verwöhnung, allenfalls gar mit kaltblütiger Ueberlegung, weil sie glauben, so sei es besser, und bei anhaltendem guten Willen, den Pflichten ihres Berufs ein Genüge zu thun, sich einförmig machen. Das schafft schon Uebels genug. Aber viel schlimmer wird es, wenn ein solcher Mann viele und lebhafte Leidenschaften hat. Ich würde meinen Lesern die unangenehmste Langeweile machen, wenn ich ihnen noch erst beweisen wollte, daß Leidenschaften den Verstand einseitig denkend, und den Willen in seinen Entschlüssen irre gehend machen.

Zum Unglück aber ist die Einförmigkeit, welcher ein Geschäftsmann sich überläßt, fast immer

mit Leidenſchaften begleitet. Eines Teils liegt in dieſen Leidenſchaften ſelbſt der gewöhnlichſte Grund der Einförmigkeit. Der Stolz inſonderheit, mit ſeinen vielfältigen Modificationen in Ehrgeiz, Rangſucht, Menſchenfeindlichkeit, und der verhaßten Laune, für welche wir Deutſche noch kein Wort, und die Franzoſen nur das Adjectiv, journalier, haben, bringt den Geſchäftsmann bald dahin, aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen mit andern Menſchen, ſelbſt denen, welche ſeine Geſchäfte ihm gebieten, ſich herauszuſetzen. Wenn er dieß nicht ganz kann, ſo wird er eben dieſe Verhältniſſe unrichtig beurteilen, und zulezt nicht mehr wiſſen, wie er ihnen gemäß handeln ſolle. Er wird ſich über alle dieſe Verhältniſſe hinausſetzen, ſich alles gegen andre Menſchen erlaubt halten, inſonderheit gegen die, welche unter ihm ſind, und durch Grobheit und Sittenloſigkeit ſie abhalten, ihm ſo, wie ſie ſollten und gerne wollten, in ſeinen Geſchäften zu Hülfe zu kommen. Er iſt noch nicht in Nieder-

Deutschland vergessen, der grosse Geschäftsmann, (denn das war er wenigstens nach seinem Range, Titel und wirklichen Aemtern) der bei den ersten Aufwallungen seiner Leidenschaft, bei der kleinsten Beleidigung seines Stolzes, diejenigen, mit welchem er zu schaffen hatte, mit der Erklärung von sich wieß, daß er ihr Gesicht nicht leiden könne. Auf einer Geschäftsreise saß er allein mit einem zu diesem Geschäfte ihm notwendigen Subalternen im Wagen. Mürrisch und voll seiner gewohnten Laune war er schon Stundenlang mit ihm fortgerollt, als dieser sich zum Kutschfenster herauslehnte, und so lange aufmerksam gaffte, bis die Excellenz ihn fragte: wo sieht Er nach? Ich sehe, sagte er, dort nach einem grossen Bauerhunde, der einen kleinen schon lange unter sich hält. Mich jammert das arme Tier. Da liegt es unter dem grossen Bollenbeisser, und darf sich gar nicht rühren. Geschwind deutete die Excellenz das auf sich, wie es auch wol so gemeint gewesen sein mogte. Ich kann

sein Gesicht nicht leiden, schnarte er ihr an. Fort mit ihm! Hinaus aus der Kutsche! Dawider half denn auch nichts. Der Mann mußte zum Wagen heraus, und den langen Weg zu Fuß wieder heim gehen. Wie es mit dem Geschäfte ergangen sei, welches der Gegenstand der Reise war, davon habe ich keine Nachricht.

Eben dieser Geschäftsmann gab doch auch Ehren- und Ranges halber zuweilen zu essen. Ein Gast versah es, Sr. Excellenz bescheiden in einer Sache zu widersprechen. Daraus entstand folgendes Gespräch:

Die Exc. Ich kann sein Gesicht nicht leiden.

Der Gast. Das ist viel Unglück für mich.

Exc. Er muß weg nach Hause gehen.

Der Gast. Das werde ich die Ehre haben zu thun, wenn ich satt bin.

Exc. Er muß jezt gleich gehen. Denn er hört ja wol: Ich kann sein Gesicht nicht leiden.

Der Gast. E. Exc. werden es auch nicht oft wieder sehen. Aber jezt doch so lange, bis

ich satt bin. Denn dazu haben Sie mich eingeladen.

Exc. So muß ich wol gar selbst vom Tische gehen.

Der Gast, immer fortessend: Das würde mir leid thun, aber nicht meine Schuld sein.

Die Excellenz gieng dann wirklich vom Tische. Der Gast, der nach seiner Lage wissen mochte, daß er ihr etwas mehr, als andre bieten dürfe, blieb ruhig sitzen. Ein Bedienter kam nach dem andern um zu sehen, und endlich laut zu fragen, ob der Mann noch nicht fort wäre, dem S. E. gesagt hätten, daß Sie sein Gesicht nicht leiden könnten. Der Gast bat, S. E. seinen Respect zu vermelden und ihr zu sagen, daß Dero Essen und Wein ihm gar zu gut schmecke, und er nicht eher gehen könne, biß er sein völliges Genüge genossen hätte; und war wirklich einer von denen, die von der Tafel schieden.

Dieß erinnert mich an einen andern Geschäftsmann, der, so lange er in seinem hohen Posten

lebte, in dem ganzen Lande, das er regieren helfen sollte, wegen seines Stolzes und seiner Grobheit, beständig den Namen Flegel-Excellenz führte.

Freilich rede ich von Zeiten und Sitten, die ich zwar noch erlebt habe, die aber doch jezt nicht mehr zu sein scheinen. Aber der Stolz eines Geschäftsmannes darf nicht gerade in so auffallender Grobheit sich äussern. Auch unter etwas mildern Aeusserungen fällt er dem gutdenkenden wolerzogenen Manne, der mit und neben einem solchen Obern arbeiten soll, unerträglich, und da geht es mit den Geschäften nimmermehr so gut, als wenn der grosse Mann Ohr und Herz für seine Untergeordnete offen hat, und ihr Zutrauen durch sanftere Sitten gewinnt, als diejenigen sind, mit welchen Stolz und die aus ihm entstehenden Launen sich vertragen, auch wenn sich dieselben unter kalter Höflichkeit verstecken.

Aber wenn auch dieser Stolz und diese Launen selbst nicht die Ursache der Einförmigkeit sind, welcher sich ein Geschäftsmann überläßt, so tuhn

ſie doch noch groſſen Schaden, und machen ihn in dem Gange ſeiner Geſchäfte irre gehen. Ich erinnere mich eines Mannes, der in ſeinen frühern Jahren ein wahrer ſehr brauchbarer Geſchäftsmann war. Eigenliebe und Ehrſucht waren jedoch die vornehmſte Triebfeder ſeiner Handlungen. Bei jedem Geſchäfte, an welchem er Teil hatte, ſtrebte er immer als der erſte, wo nicht als der einzige genannt zu werden, und ſo viel er auf ſeine Untergeordnete ankommen ließ, ſo ließ er doch nicht gerne erſcheinen, wie deren Einſichten ihn geleitet hätten, ſondern ſtellte ſich als den Mann dar, der alles allein durchgeſchaut und entſchieden hätte. Ich würde ihm iedoch Unrecht thun, wenn ich ihm nachgäbe, daß er eine einzige wirklich böſe Sache aus Ehrſucht durchgeſezt hätte. Bei zunehmendem Alter verfiel er aus Bemächlichkeit in eine weit gehende Einförmigkeit. Den Geſchäften wollte und konnte er ſich nicht ganz entziehen, nahm aber die ganze Ehrſucht ſeiner jüngern Jahre in ſein

Alter mit. Nun ward es vollends Regel für ihn, seine Subalternen so zu wählen, daß man bei ihnen an keine Vergleichung ihrer Einsichten mit den seinigen denken sollte. Leute, die nicht wagten, etwas aus eigenem Triebe und Eifer zu thun, und nicht einen Finger rührten, als wenn und wie er es befahl, waren ihm als solche die liebsten. Seine Gemächlichkeit mache ihm alle persönliche Untersuchung, wo sein Auge noch hätte besser sehen können, unangenehm. Er hatte für alles eine gewisse Förmlichkeit, in welcher er seine Untergeordneten anwieß, zu sehen, zu untersuchen und demnächst zu berichten. Mancher, der ausser dieser Förmlichkeit und Ordnung mit ihm gründlich über ein solches Geschäfte reden wollte, verlor Wochen, ehe er ihn dazu gelangen ließ, und fand ihn, wenn es zur Unterredung kam, nach einigen Minuten schon ungeduldig ihn anzuhören. Aber wenn er dann recht viele Papiere über ein Geschäfte beisammen hatte, so sezte er sich mit einer Art von Wollust hin,

um viele Bogen über eben dieſe Sache in die Feder zu ſagen, in welchen er dann ganz allein erſchien, als der Mann, der alles zwiſchen ſeinen vier Wänden durchgeſchaut und zur Ausführung vorbereitet hatte. Ich darf nicht hinzuſetzen, wie ſchädlich dies für alle Geſchäfte ward, die in dieſer Periode ſeines Lebens noch in ſeinen Händen verblieben.

XXVIII.

Dieſe Leidenſchaften ſelbſt entſtehen nicht immer, aber doch ſehr oft aus der Einförmigkeit.

In der Tahr giebt es viele Geſchäftsmänner, die nur ein Geſchäfte anrühren dürfen, um es, ſo zu reden, verdorren zu machen. Freilich iſt nicht immer Einförmigkeit des Lebens Urſache daran. Aber ich habe nicht geſagt, daß bloß einförmige Menſchen Leidenſchaften haben, einſeitig denken und eine ſchiefe Wendung des Geiſtes annehmen.

Es giebt so manche andere Ursachen menschlicher Tohrheit und schädlicher Leidenschaften, als die Einförmigkeit. Ich selbst würde einen starken Beweis gegen mich selbst geben, daß ich in dieser Sache alles zu einseitig ansehe, wenn ich alle Ursachen, die den Geschäftsmann in frühern oder spätern Jahren verderben, blos auf die Einförmigkeit hinausbringen wollte. Ich behaupte nur dies, daß dieselbe mit Leidenschaften, insonderheit mit Stolz verbunden, vollends schädlich werde. Noch mehr! ich behaupte, daß eben dieselbe diese Leidenschaften nähre, ja sogar, sie nach und nach hervorbringe. Ein Mann, der bei seinen Geschäften aufhört, mit und unter vielen und mancherlei Menschen zu leben, hört nicht nur auf, seine Menschenkenntnis zu erweitern, eine Kenntnis, in welcher man nimmer auslernen kann! sondern verliert mehr und mehr in derselben. Die Schwierigkeiten, die seinen auch gut gemeinten Entwürfen von Menschen in den Weg gelegt werden, die anders denken, als

er, wird er einerseits nicht voraussehen, anderseits, wenn sie entstehen, bösern Bewegungsgründen zu schreiben, als welche wirklich Statt haben. Er wird sich darüber in Leidenschaft setzen und eben deswegen die rechten Mittel verfehlen, um diese Schwierigkeiten zu heben, seine Entwürfe nicht den Umständen gemäß verändern, sondern sie früher ganz aufgeben, als er billig sollte, und bei kälterer Ueberlegung thun würde. Ich habe einen Mann gekannt, aus dessen Kopf gewiß nie ein Entwurf gekommen ist, der nicht vollkommen moralisch gut war. Aber er konnte es nicht ertragen, wenn eine Sache, die er glaubte reiflich überlegt zu haben, nicht so gleich allen Teilnehmenden so gefiel, wie er sie angab. Er glaubte persönliche Feindschaft in dem Widerstreben anderer zu sehen, wo diese gar nicht zum Grunde lag. Er ahndete Verachtung seiner Talente bei jeden, die nicht sogleich mit ihm einig waren, fürchtete den Neid noch früher, als er entstanden war. Und wenn ja eins oder das an-

dere von dieſen zum Grunde lag, ſo war er zu geſchwind gekränkt, und verlor die Faſſung, in welcher er gewiß mögte die Wege gefunden haben, ſeinen Entwurf, wenigſtens in der Hauptſache, unter dieſen oder jenen Modificationen zur Erfüllung zu bringen. Seine Geſundheit litt dabei jedesmal aufs äuſſerſte, und er hörte viel zu früh auf, der brauchbare Mann zu ſein, der er nach ſeinem Verſtande und Herzen viel länger hätte ſein können.

XXVIIII.

Geſellſchaftliche Zerſtreuungen ſind jedoch keinesweges das einzige Gegenmittel wider die Einförmigkeit.

Aus einem groſſen Teile desjenigen, was ich bisher geſagt habe, mögte der Misverſtand entſtehen, als wenn ich dabei auf viele geſellſchaft-

liche Zerſtreuungen hinaus ſähe, denen ſich der Geſchäftsmann überlaſſen müſſe, um nicht in eine zu einförmige Lebensweiſe hinein zu gerahten. Keinesweges! Ich lebe in einer Stadt, wo ich zu viele Beiſpiele unter Augen habe, wie ſehr eben dieſe den Geſchäftsmann verderben, wie manchem Manne ſie ſeine ganze Betriebſamkeit benehmen, durch welche er ſich und ſeine Familie nähren, und andern nüzlich werden ſoll. Ich ſelbſt habe in frühern und ſpätern Jahren einzelne Perioden gehabt, in denen ich an mir ſelbſt gefühlt habe, wie nur noch wenig daran fehle, um mir alle nüzliche Geſchäftigkeit durch den Hang zu ſolchen Zerſtreuungen zu verleiden. Ich habe der Erfahrungen ſehr viele an jungen Männern gehabt, von welchen ich die größte Erwartung faßte, als ſie meine Lehrlinge waren, daß ſie ſich der bürgerlichen Geſellſchaft recht ſehr nüzlich machen würden, denen aber nach der Zeit der Hang zu geſelligen Vergnügungen alle Kraft dazu und alle Strebſamkeit benahm. Ich weiß,

wie in den höhern Volksclaſſen eben dieſe Zerſtreuungen, die der erſte Zweck des Lebens an manchem Hofe ſind, die erſten Geſchäftsmänner im Staate fahrläſſig und leichtſinnig machen. Woher kämen ſonſt die Staatsmänner, denen keine Sache ernſthaft wird, die alles nicht durchſchauen, ſondern durchblizen zu können glauben, und, wenn es zum Entſcheiden oder zum Handeln kömmt, die wichtigſte Angelegenheit mit einem Bonmot abfertigen. Aber nicht aller menſchliche Umgang, er entſtehe zufällig oder ſei mit Abſicht gewählt, iſt Zerſtreuung. Derjenige Umgang iſt es am wenigſten, der durch die Geſchäfte ſelbſt veranlaßt wird, und auf dieſelben ſeine Rückſicht behält, wiewol ohne Zwang, in den dadurch veranlaßten Zuſammenkünften nur Ein Ding zu tuhn, nur immer über Einerlei zu reden. Es giebt hier ein glückliches Mittel, das der verſtändige immer zu treffen wiſſen wird. Einige Schilderungen, für welche ich aber die Originale aufzuſuchen verbitten muß, deren keins

ich einzeln vor Augen gehabt habe, werden hier an ihrem rechten Orte ſein.

XXX.

Einige Schilderungen zur Erläuterung der Wirkungen der Einförmigkeit auf Geſchäftsmänner.

Medon iſt mit einer zu weit getriebenen Aengſtlichkeit zu denen Wiſſenſchaften angeleitet worden, durch die er ſein Glück zu machen hoffte. So lange er blos zu lernen und nichts in Uebung zu bringen hatte, gab ſein Fleis und ſein glücklicher Fortgang in dieſen Kenntniſſen groſſe Erwartung von ihm. Er gelangte zu einem Amt, das zwar nur Einen Namen, aber mannigfaltige Beſchäftigungen zum Gegenſtande hat. In ſeinen erlernten Kenntniſſen liegt zum Teil die Theorie für dieſe Geſchäfte. Aber um dieſe recht anzuwenden, mußte er noch die Menſchen beſſer kennen lernen, mit welchen und für welche er arbeiten ſoll. Er mußte, da man durch bloſſe Theorie gern verleitet wird, die Gegenſtände ein-

seitig zu beurteilen, und nur nach Einer Weise zu handeln, im menschlichen Umgange auszulernen, wie man eine und dieselbe Sache von so mancherlei Seiten ansieht, und auf wie mannigfaltige Weise die Menschen handeln, aber auch mit sich handeln lassen. Aber gleich bei dem Antritt seines Amts fällt ihm die Wichtigkeit seiner Geschäfte so schweer aufs Herz, daß er sich nur diesen widmen zu müssen glaubt. Er sieht keine andre Menschen, als die über diese Geschäfte notwendig mit ihm zu reden haben, hört sie aber ungern so aus, wie doch mancher Mensch ausgehört werden muß, um ganz verstanden zu werden, wenn er nach seiner Weise redet. Die Geschäfte selbst beurteilt er blos aus denen Papieren, in welchen sie ihm mitgeteilt werden; die Menschen aber aus Idealen, die er sich bildet, oder aus einzelnen ihm vorgekommenen Beispielen. So wie er Einen Menschen hat handeln sehen, so, meint er, handeln sie alle, wenigstens in ähnlichen Fällen. So wie er Einen

Menſchen gewonnen hat, in eben dem Wege glaubt er alle gewinnen zu können, wenn es ihm nötig wird. So wie Einer ihn in ſeinen Erwartungen getäuſcht hat, ſo, fürchtet er, werden ſie ihn alle täuſchen. Er lernt nie die groſſe Kunſt, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind. Denn er lernt ja nie die Menſchen kennen, wie ſie einzeln ſind. In der Ausführung eines jeden Geſchäftes, zu welchem andre Menſchen beitragen ſollen, ſtößt er an. Er glaubt, alles müſſe ſo gehen, wie er es zu Papier gebracht hat. Aber Menſchen ſind nicht ſo leicht in die Ordnung geſtellt, in welcher ſie zur Ausführung unſrer Abſichten beitragen müſſen, als die Buchſtaben und Worte, durch welche wir unſere Abſichten und Entwürfe ausdrücken. Nun ſchreibt er alles dem böſen Willen derer zu, deren Willen er gar nicht zu leiten wußte und ſuchte. Er wird in ſeinen Urteilen und Entſchlüſſen entſcheidend, und vermeint, in dem Eigenſinn, womit er alles durchzuſetzen ſucht, eine Kraft ſeiner

Seele zu zeigen, die er eigentlich nicht hat. Denn um entscheidend und eigensinnig zu sein, darf man nur nach Theorie handeln, und die Dinge einseitig ansehen.

Cleon hatte noch bessere Anlagen, als jener, hatte auch die Welt gesehen, und sich Menschenkenntniß erworben. Sein Umgang war mannigfaltig aber gut gewählt, so lange er Meister seiner Handlungen war. So trat er in ein Amt. Aber nun nahm er eine Frau, welche die Herrschaft über seine Lebensweise und insonderheit über seinen Umgang despotisch an sich gerissen hat. Der guten Frau aber hängt das Herz ganz an ihrer lieben Familie. Nur diese mag und will sie, nur diese darf ihr Mann sehen. Höchstens darf er zuweilen einen seiner Angehörigen in diesen auserwählten Zirkel mit einschieben. Zwar sieht er diesen Zirkel oft, und lebt dem äusserlichen Anschein nach in einem lebhaften Umgang. Denn Madame kann nicht leicht einen Abend ohne Gesellschaft sein. Aber das ewige Einerlei, das in

diesem Cirkel von Leuten herrscht, die einer den andern so ganz auswendig gelernt haben, die Nichtswürdigkeiten, mit welchen man sich in denselben unterhält, die Stadtklatschereien, welche noch das einzige Salz in den schmacklosen narkotischen Unterhaltungen abgeben, machen den guten Cleon so kleingeistig, machen seine Urteile und Einsichten so einseitig und eingeschränkt, daß es besser wäre, er hätte sich, seitdem er in Geschäften lebt, in gar keinen Umgang eingelassen.

Strephon hat bis in sein funfzigstes Jahr gelebt, wie ein Mann leben muß, der den Zusammenhang zwischen Geschäften und einem teils aus derselben entstehenden, teils frei gewählten Umgang kennt. Ihm gelang nicht alles, doch das meiste, was er unternahm. Fast eine jede Angelegenheit, in die er sich einmischte, gieng den Gang, welchen er wünschte. Das Vorurteil für seine Talente gab ihm in fast jedem Falle viel Gewicht. Er selbst hatte die Menschen genug kennen gelernt, und wußte sie in vorkommenden

Fällen zu gewinnen oder zu leiten. Nicht leicht stellte sich ihm jemand in den Weg, den er gehen wollte, oder er lenkte ihn bald so, daß er ihn willig, oder durch solche Gründe, die er ihm unter die Augen zu bringen wußte, gezwungen mitgieng. Als er sich dem Alter näherte, entstand ihm ein falscher Gedanke an mehrere Ruhe des Lebens, und, da er sich den Geschäften nicht ganz entziehen konnte noch wollte, so glaubte er, sich diese Ruhe durch Einschränkung seines Umganges zu verschaffen. Seit dieser Zeit widmet er einige Morgenstunden seinen gewöhnlichen Arbeiten. Wenn er mit diesen zu Ende ist, so ist der übrige lange Tag immer gleichförmig eingeteilt, nun ein Spatziergang in seinem Garten, dann die Mittagsmahlzeit mit seiner Familie und einem einzelnen Hausfreunde, doch nur selten; dann wieder ein Spatziergang, dann Mittagsruhe, darauf ein unbedeutendes Spiel mit seiner Familie oder mit gewissen Hausfreunden, die wie gedungene dazu erscheinen müs-

ſen. Strephon hat auch noch im Alter viel Lebhaftigkeit. Er ſpricht viel, ſpricht gerne; aber da er keine Menſchen mehr ſieht, die auch etwas reden können, das des Hörens wehrt wäre, ſo fällt alles auf Stadt-Neuigkeiten und Klatſchereien hinaus. Am liebſten aber redet er von ſich ſelbſt und von dem, was er in der bürgerlichen Geſchellſchaft geleiſtet zu haben glaubt, und noch immer in der jezt ſo eingeſchränkten Sphäre ſeiner Thätigkeit zu leiſten vermeint. Sonſt hatte er einen gewiſſen Witz, und, als er noch mit Leuten umgieng, die ihm mit Witz zu begegnen wußten, hatte er die Gabe einer geſchwinden Antwort. Noch jezt übt er gern ſeinen Witz an denen, mit welchen er lebt. Aber da dieſe Leute ſind, die alles ſo von ihm hinnehmen müſſen, wie er es ihnen ſagt, ſo wird ſein Witz äuſſerſt ſchaal und eintönig. Er iſt nun ſo ſehr von aller beſſern Unterhaltung entwöhnt, daß ein jeder Menſch, den Geſchäfte oder andre Veranlaſſungen zu ihm führen, ihm ſogleich zur Laſt

wird. In der ersten Minute wird er ihm schon sagen, daß er wie auf Kohlen sitze. Geschäfte wird er vorwenden, und doch drängt ihn nichts, als der Glockenschlag, der ihn zum Nachmittagsschlaf, zum Toback, oder zu seinen Hausfreunden an den Spieltisch ruft. Was er noch von Geschäften unter Händen hat, glaubt er zwischen seinen vier Wänden mit der Feder abthun und alles in die richtige oder ihm gefallende Lage bringen zu können. Eine Angelegenheit mit denen, die in seine Geschäfte mit einwirken können, gehörig durchzusprechen, ist ihm so verhaßt, daß der diesen lieber anmuhtet, viele Bogen Papier darüber vollzuschreiben, als daß er sie auf Eine Viertelstunde zu sich lassen sollte. Ein ordentlicher Mann ist er, und wenn er dann den zu solchen Geschäften gehörigen Stoß von Acten und Belegen recht stark anwachsen sieht, so glaubt er, die Sache in dem besten Gange zu sehen, und wenn er endlich diesen Stoß gehörig rubricirt und zusammen gebunden auf die Seite

legen kann, dann hält er ſie für aufs beſte geendigt. Er kann indeſſen der Notwendigkeit nicht immer ausweichen, ſich mit Menſchen einzulaſſen, wenn ihm Abſichten und Entwürfe entſtehen, die er gern durchſetzen mögte. Dann aber hat er faſt immer den Verdruß, nicht durchzukommen. Die Menſchen, die er ſonſt ſo lenkſam fand, ſind jezt ſeiner Leitung entwachſen. Denn man lenkt nicht leicht die Gemühter derer, denen man ſich nicht nähert, als wenn ſie merken, daß es mit Abſicht geſchicht.

Gerſon lebt in einer groſſen Stadt in einem geiſtlichen Amte. Er iſt ein gelehrter Mann, und als ein ſolcher nur gar zu fleiſſig. Wenn er unter Menſchen erſcheint, hat er die Gabe der Unterhaltung; denn er beſizt viele Kenntniſſe. Doch wird er gern eintönig, hält die Unterredung zu lange an ſich, und jeden einzelnen Gegenſtand derſelben gar zu feſte. Ueberhaupt aber verläßt er ſein Haus ungern, in welchem, wenn er ja ſeine Studierſtube verläßt, eine ſchwächliche

Frau und ein paar weibliche Verwandte seine einzige Gesellschaft sind. Diese haben dann einen so reichen Vorraht von Stadtneuigkeiten und insonderheit von dem, was seine Collegen thun, und was in deren Häusern vorgeht, gesammlet, daß für einen Mann, der sich selbst nun einmal so kleingeistig gemacht hat, die Unterredung immer sehr reichhaltig ist. Die Chronique scandaleuse der Stadt ist in keinem Hause so vollständig zu lernen, als in diesem, wenn nur ungeweihte in dieser lehrreichen Versammlung erscheinen dürften. Aber von guten Handlungen wird selten etwas neues ins Haus gebracht, und Gerson selbst ist dadurch so von denselben entwöhnt, daß man auch keinen Fall von ihm anführen kann, da er sich zum Besten anderer wirksam erwiesen hätte. Man liest und hört seinen Namen nirgends, wo von Woltuhn die Rede ist. Wer ihm glauben will, kann nicht annehmen, daß es nur Einen rechtschaffenen Christen in der Stadt gebe; und das sagt er auch bei jeder Ge-

legenheit von der Kanzel. Sein Collegenhaß ist ohne Gränzen, er allein wider alle, und alle wider ihn. Immer steht er auf der Lauer, ob dieser oder jener wider seine geistliche Ehre, seinen Ruhm, als eines Theologen, aber auch, ob er gegen seine Einnahme etwas thue oder auch nur im Schilde führe. Und dann ist sogleich ein kleineres oder grösseres Schriftchen fertig, deren keines seine Mitbürger mehr lesen, wiewol er zwischen seinen vier Wänden meint, daß sich die Stadt in zwei grosse Parteien seinentwegen teile. Der Mann wird manchmal hart beurteilt, und, wer ihn von ferne kennt, wird es für entschieden halten, daß er dieß verdiene. Auch ich kenne ihn nur von ferne, habe aber immer geurteilt, daß die erste Veranlassung zu denen Schritten und Handlungen, worin er so manchem so sehr misfällt, in seiner Zurückziehung von Menschen und in der Einförmigkeit seiner Lebensweise liege, und daß sein Verhalten ganz anders ausfallen würde, wenn er die Menschen, mit denen

er lebt, näher kennte und erführe, wie manche gute Seele doch noch unter dem Monde zu finden sei.

Nicanor lebt in Geschäften, die nicht eigentlich zu Einem Amte gehören, und die ihn täglich mit einer grossen Zahl und Mannigfaltigkeit von Menschen zusammen bringen. Er hat Höflichkeit und Weltgebrauch im höchsten Grade, ist nicht etwan Launenweise unterhaltend, sondern in einer beständigen Anstrengung, es in jeder Unterredung zu sein. Und das kann er auch sein, da er ein Gelehrter von vorzüglichem Verdienst, und auch als Schriftsteller sehr geachtet und beliebt ist. Er scheint für den menschlichen, scheint für einen sehr mannigfaltigen Umgang gebohren zu sein; er hat alle Talente dazu sich erworben. Er scheint sich in demselben allenthalben wol zu befinden, wo man ihn darin antrift, und doch liebt er ihn nicht. Wenn seine Geschäfte geendigt sind, wenn er den Umgang abgewartet hat, in welchen ihn diese Geschäfte

und mit denselben zusammenhängende Veranlassungen notwendig hineinführen, dann lebt er zu Hause in der größten Einförmigkeit. In seiner Stadt, wo er jedermann und jedermann ihn kennt, wo der gesellschaftliche Ton gute, fröliche, gesittete Menschen täglich zusammen bringt, sieht man ihn nicht anders, als auf unabwendlichen Besuchen. Er selbst nimmt jeden Besuch an, den seine Geschäfte veranlassen, nach lieber jeden, den sein schriftstellerischer Ruhm herbeileitet. Aber wer ihn einmal oder zehnmal besucht, wird in der Freundschaft mit ihm nicht Einen Schritt weiter kommen. Wenn zehn derjenigen, die ihn besucht haben, sich einander hintennach den Gang ihrer Unterhaltung mit ihm erzählen, so wird es im Ganzen auf Eins ausfallen. Immer ist er voll von sich, immer in einer gewissen Spannung des Geistes, um die Achtung, mit welcher er annimmt, daß jedermann zu ihm komme, abzuwägen, und, wo möglich, zu erhöhen. Nur er will einnehmen, gewinnen, und ist anhaltend

ſtrebſam, ſie mit der Meinung von ſich zu entlaſſen, daß ſie einen groſſen Mann geſehen haben. Zwar mögten ſie ſelbſt auch von ihm beachtet ſein, ihn gewinnen, einnehmen, und zu ihrem Freunde machen. Aber dafür hat er kein Ohr, kein Auge. Er will eigentlich nicht ſie kennen lernen, ſondern, weil ſie gekommen ſind, ihn kennen zu lernen, ihnen nur in der Erfüllung dieſes groſſen Zwecks helfen, und ſich ihnen von jeder Seite zeigen, von welcher er zu glänzen glaubt. Das ruht er nicht mit Pedanterei, nicht mit Prahlen, ſondern der Weltgebrauch, in welchem er in gewiſſer Abſicht Meiſter iſt, leitet ihn, dieß ſo unvermerkt und mit ſo vieler anſcheinenden Beſcheidenheit zu tuhn, daß man ihn auch von dieſer Seite bewundern muß. Aber eben dieß koſtet ihm auch viele Anſtrengung.

In der Taht aber lernt er bei ſeinem ſo mannigfaltigem Umgange (wenn man anders ſeine Unterredungen Umgang nennen kann) die Menſchen nicht mehr kennen, als wenn er deren gar

keine ſähe. Vielweniger gewinnt ſein Kopf dadurch in der für ihn noch möglichen Aufklärung. Denn weitere Aufklärung hat doch für jedes denkende Weſen Statt, ſo lange es lebt. Aber in dieſer Abſicht redet er mit wenig Sterblichen.

Die Folge davon zeigt ſich in ſeinem Betragen, in ſeinen Geſchäften, und auch in ſeinen Schriften auf mancherlei Weiſe. Er ſieht gewöhnlich alles, was ihn in jenen leiten ſollte, und jeden Gegenſtand, den er in dieſen behandelt, nur von Einer Seite an, und dieſe Eine Seite iſt nicht immer die wahre, nicht immer diejenige, von welcher die Sache vorzüglich betrachtet zu werden verdient. Er thut ſo manchen Misgriff; ſo oft leitet ihn Hitze oder der Verdruß minder geachtet zu werden, als er es erwartete, irre. So oft ſieht er auf den erſten Blick falſch, und wird deſſen zu ſpät inne. Kurz, er iſt nicht zur Hälfte der Mann, der er nach ſeiner Anlage, nach ſeinem wirklich angewandten Fleiſſe, nach dem Gange ſeiner frühern Ausbildung, und der

für seine spätere Ausbildung so überaus vorteilhaften Lage hätte werden können, und gewiß geworden wäre, wenn er nicht in Einem Teile seiner Lebensweise so einförmig wäre, da er es in seiner ganzen Lebensweise nie werden konnte.

Frage mich doch niemand nach den Originalen zu diesen Schilderungen. Er wird, wenn er ein richtiger Beobachter von Menschen und Sitten ist, unter Personen, von denen er gewiß sein kann, daß ich sie niemals gesehen, niemals ihnen nahe genug gelebt habe, um von ihrer Lebensweise viel zu erfahren, genug antreffen, auf welche diese Schilderungen anwendbar sind. Er wird Menschen genug bemerken, die nicht durch Einsamkeit, nicht durch Eingezogenheit, sondern durch Einförmigkeit ihrer Lebensweise sich entweder ganz unbrauchbar machen, oder die Zwecke, für welche sie leben, welche sie erfüllen könnten und erfüllen zu wollen vorgeben, nicht erfüllen.

XXXI.

Einförmigkeit kann auch bei dem größten scheinbaren Gewühle des Lebens Statt haben.

Ich habe die lezte Schilderung deswegen genauer ausgezeichnet, um zu einer wichtigen Bemerkung dadurch vorzubereiten, welche vielleicht manchem unerwartet und zu sehr gewagt scheinen mögte, welche ich aber dennoch wahr zu machen mich getraue. Sie ist diese:

Die der Aufklärung des Geistes und der nüzlichen Thätigkeit so schädliche Einförmigkeit kann auch bei dem größten scheinbaren Gewühle des Lebens Statt haben.

Die Lebensweise in den höhern Volksclassen ist wenigstens von Einsamkeit und Eingezogenheit so entfernt, der Umgang in ihr ist so mannigfaltig, der Zerstreuungen sind so viele und so mancherlei, daß man bei ihr an Einförmigkeit gar

nicht denken mögte. Und doch herrscht in ihr so viel Einförmigkeit, daß sie der Aufklärung, welche die Grossen der Welt vor andern bedürfen, und in welcher sie nie weit genug kommen können, mächtig entgegen wirkt. Dieser Teil des menschlichen Geschlechts ist es doch, an dessen Erziehung und Ausbildung die meiste Sorgfalt gewandt wird. Und eben diese Ausbildung ist insonderheit darauf abgezweckt, sie in dem Umgange mit andern Menschen im äusserlichen recht glänzen zu machen. Sie gewinnen, zumal in unsern Zeiten, dieß so sehr, daß der Vorzug, den sie in dieser Absicht behaupten, in jeder etwas gemischten Gesellschaft auffallend ist. So mancher Mann, den Verdienst oder Glück aus den niedern Volksclassen in die höheren versetzen, wird nachher durch die gröste Anstrengung das nicht mehr gewinnen, was jene schon durch die Erziehung gewonnen haben. In denen gemischten Gesellschaften, welche bei den vorzüglich berühmten Bädern zusammen kommen, wird jeder Men-

ſchenkenner, auch ehe er die Namen hört, ehe er Stern und Band oder den Schlüſſel an der Hüfte erblickt, aus dem Anſtande, aus der erſten zufälligen gleichgültigen Unterhaltung, die Standesperſonen erkennen, mit welchen er da zuſammen trift. Freilich giebt es Ausnahmen; aber ich rede vom Allgemeinen.

Aber, wenn er zur nähern Unterredung, noch mehr, wenn er zur ernſthaften Unterhaltung kömmt, ſo wird er nicht lange fragen dürfen, ob die Standesperſon ein Geſchäftsmann oder ein bloſſer Hofmann ſei.

XXXII.

Einförmigkeit des eigentlich höfiſchen Umgangs.

Umgang und Unterhaltung ſind dem Anſehen nach der erſte, ja der einzige Zweck des Hofle-bens. Aber in dieſen Umgang, in dieſe Unterhaltung, ſchleicht ſich eine Einförmigkeit ein, die

dadurch wenig verändert wird, ob zwanzig oder ob hundert Personen in den Vorzimmern, zur Cour, oder zum Apartement erscheinen. Belehrung, Erweiterung der Ideen, Aufklärung in Dingen, die man nicht früher eingesehen hatte, entsteht sonst so leicht aus jedem Umgange mit denkenden Geschöpfen. Man erwarte nicht von mir, daß ich angebe, wie sehr und warum diese in dem eigentlichen höfischen Umgange wegfallen. Ich habe das Glück gehabt, wenn ich mich den Grossen der Welt genähert habe, dieß nicht in dem höfischen Wege tuhn zu dürfen. Ich würde also das ewige Einerlei nicht nach dem Leben schildern können, was mir doch so mancher als in demselben Statt habend angegeben hat, und wovon so mancher Mann, der in demselben seine Tage zubringen muß, die Last so sehr fühlt. Ein gewisser Ober-Hof-Marschall entließ gewöhnlich die Personen, welche er seinem Fürsten präsentirt hatte, mit den Worten: das hätten wir denn nun auch gehabt! Und wie mancher Fürst

mag am Ende einer Cour, wobei ihm neue Menschengesichter bei Dutzenden präsentirt sind, wenn er nun aus freier Brust wieder Athem holen kann, sagen: Nun, das haben wir denn auch gehabt! So viele Fürsten unsre Zeiten haben, denen alles willkommen ist, was zu ihrer Aufklärung etwas beitragen kann, so mögte doch wol deren keiner sagen, daß er in seiner Antichambre, Cour und Apartement etwas darin gewonnen habe, wenn er nicht durch das höfische Ceremoniel selbst durchbricht, und wahre Unterhaltung zu seinem Zweck macht, so wie er an eine Person geräht, die ihm diese geben kann. Auch solcher Fürsten hat Deutschland jetzo mehrere. An einem gewissen Hofe war unter der vorigen Regierung die Etiquette so strenge, daß, da ein Obrister mit einem jungen Lieutenant seines Regiments bei Hofe erschien, der Lieutenant, weil er vom alten Adel war, zur fürstlichen Tafel gezogen, der Obriste aber, weil er bürgerlicher Abkunft war, an die Marschalls-Tafel gewiesen

wurde. Noch ist an eben diesem Hofe Marschalls-Tafel so gut, wie damals. Aber der Fürst zieht jeden Fremden, insonderheit Gelehrte, die seine Aufmerksamkeit erwecken, an seinen Tisch und giebt ihnen den Platz so nahe bei sich, daß er sich mit ihnen fortdauernd unterhalten und seinen Mann ganz kennen lernen kann.

XXXIII.

Beispiele einzelner sehr tätiger, aber gar nicht höfischer Regenten.

Ich habe in der Einleitung zu meinem Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel unsrer Zeit. S. 23. mir nicht verbieten können, die Anmerkung zu machen, daß die drei Fürsten, welche "fast zu Einer Zeit dem übrigen Europa die lehr-"reichsten Beispiele einer gebesserten Staats-"wirtschaft gaben, Peter I. Carl XI. und

"Friedrich Wilhelm I. sich durch ihre Sitten von "den Fürsten ihrer und der nächstvorhergehen- "den Zeit auf eine auffallende Art unterschieden." Die Erklärung ist leicht zu geben. Eben deswegen, weil diese Herren dem eigentlichen höfischen Wesen so fremd und abgeneigt waren, ward es ihnen leichter, mit jedermann sich einzulassen, der zu ihren guten Absichten etwas beitragen konnte. Sie lernten also mehr als andre Regenten, und sahen manches besser durch. Ihre so oft ins rauhe fallende Lebhaftigkeit fiel den vornehmern freilich mehr zur Last, als den geringern, mit welchen sie zusammen trafen. Jene mogte sie oft scheu machen, ihre wahre Meinung zu sagen. Dafür hörten sie aber auch manchen ausstudirten und dem Eigennutz angemessenen Raht von jenen nicht, wol aber alles, was der gesunde Menschenverstand diesen eingab, und hörten im ganzen mehr Wahrheit. Aber auch eben deswegen, weil sie grosser Zwecke voll waren, die nicht ohne Einwirkung der niedern im Volk erfüllt

werden konnten, waren sie geneigter, auch bei dem Niedrigern alle Belehrung zu suchen, deren sie bedurften, wo sie nur einigermassen dieselbe erwarten konten.

Friedrich Wilhelm hatte noch einen andern Weg, durch einen gemischten Umgang sich die Aufklärung zu verschaffen, die er wünschte. Dieß war seine Tabagie. Man urteilt sehr falsch von dieser Gesellschaft, wenn man sie bloß als eine Folge der mangelhaften Erziehung dieses Königes ansieht, die demselben das höfische Wesen so zuwider, und die Stunden so angenehm machte, in denen er den König ablegen, und nach seiner Sinnes-Art leben konnte. Man irrt auch noch, wenn man blosse Aufheiterung als den Zweck des gemischten und freien Umganges ansieht, den der König in dieser Versammlung genoß. Die wahre Absicht war, wie mir glaubhaft versichert worden, diese: Der König fühlte bei allem, was er durch sich selbst tahte, wie viele Lücken in seinen Einsichten und Kennt-

niſſen von ſeiner Erziehung her geblieben wären. Er wuſte, wie ſehr der höfiſche Umgang ſelbſt diejenigen Perſonen, von welchen er Licht und Aufklärung erwarten konnte, hinderte, ſie ihm mitzuteilen. Aber in dieſem freien Umgange erwartete er es, und fand es auch. In jenem hörte er nichts, als was man glaubte nur ihm ſagen zu dürfen. In dieſem hörte er ſo manches, was man nicht ihm vermeinte zu ſagen, ihm ſelbſt zu ſagen nicht gewagt hätte, in den ſich durchkreuzenden Unterredungen ſeiner Geſellſchafter. Hier konnte er Männer hersiehen, welche das Ceremoniel vom Hofe entfernte, oder welche, wenn ſie auch Courfähig waren, der Mangel an höfiſchen Sitten doch immer ſcheu und zurückhaltend machte. Männer, die er ſonſt in beſtimmten Angelegenheiten zu ſich rief, ſagten ihm nichts ohne eine gewiſſe Vorbereitung. Hier redete man ohne viele Vorbereitung, und eben deswegen ſo viel mehr Wahrheit. So unterrichtete ſich der König, ohne ſich das Anſehen zu geben, daß er es

tuhn wollte, und sah sich im Stande, in wichtigen Dingen nach fremden Einsichten zu handeln, ohne daß diejenigen es allemal merkten, die sie ihm mitgeteilt hatten, und sich dessen berühmen oder deswegen sich geltend machen konnten.

XXXIIII.

Von der den Fürsten so nötigen Gabe des leichten Umgangs.

Man misdeute jedoch jene meine Anmerkung, die ich bis so weit verfolgt habe, nicht so, als wollte ich etwan angeben, daß eine gewisse Rauhigkeit der Sitten die Regenten vorzüglich fähig mache, sich aus dieser schädlichen Einförmigkeit des Hoflebens heraus zu reissen und sich der wahren Staatswirtschaft zum Besten ihrer Völker nachdrücklicher anzunehmen, als solche Fürsten, die im Ganzen mehr auf ihre Würde, in dem Gange des Hoflebens mehr auf Rang und Stand sehen, und ihr Betragen sorgfältiger studiren,

als es diese drei oft bis zum Ungestüm lebhafte Regenten rahten. Fürsten haben ein sicheres Mittel, aus der Unterredung mit denen, deren Eifer und Einsicht ihren guten Absichten zu Hülfe kommen soll, allen erwarteten Nutzen zu ziehen. Dieß ist, wenn sie sich gewöhnen, über jede Angelegenheit natürlich und so, wie es die Sache mit sich bringt, zu reden. Der Ton des Hofes, das in demselben gewöhnliche Caquet, giebt nicht die Sprache an, die in Geschäften brauchbar ist. Der Fürst selbst wird es nicht treffen, wird nicht das richtig sagen, was er sagen will, wenn er mit dem Manne, den er in Geschäften zu sich rufen läßt, in eben dem Ton reden will, in welchem er mit denen Menschen redet, die ihm sein Ober-Hof-Marschall oder Ober-Cammerherr bei der Cour präsentirt. Der Geschäftsmann hingegen, mit dem er zu schaffen hat, wird immer verlegen sein und nicht klar und offenherzig sagen, was sein Fürst von ihm wissen will, wenn er aus dem Ton, den

der Fürſt angiebt, merkt, daß er ſich einer andern Sprache, als deren er ſonſt in ſeinen Geſchäften gewohnt iſt, bedienen, und auf Wendungen denken müſſe, die ihm in ſeiner Geſchäfts-Sprache nicht natürlich ſind. Faſt alle Fürſten älterer und neuerer Zeiten, welche die Geſchichte als würdige Regenten lobt, hatten die Gabe des leichten Umgangs. (Une converſation aiſée.) Es iſt nicht überflüſſig hinzuzuſetzen, daß eben dieſe Gabe die Fürſten, welche ſie beſeſſen haben, mehr als alle andre Talente, im eigentlichen Verſtande unvergeßlich macht. Die geſchriebne Geſchichte könnte ihrer vergeſſen, und dennoch würde eine auf unbeſtimmbare Zeit ſich erhaltende Tradition ihr Andenken aufbewahren. Und ſelbſt aus ihrer Geſchichte hebt man die Vorfälle am liebſten aus, in welchen ſie dieſe Gabe auf eine ausgezeichnete Art bewieſen haben. So mancher, der nichts von der Schlacht bei Ivry weiß, oder ihrer vergeſſen hat, läßt ſeinem Gedächtniſſe doch nicht die characteriſtiſchen Ausdrücke entfal-

len, welche die Handlungen Henrichs IV. begleiteten. Friedrich der Grosse hatte diese Gabe sehr, wiewol in einem freilich ihm eigenthümlichen Tone. Aber wenn hundert Schriftsteller sein Leben beschrieben haben werden, nachdem schon seine eigene so begierig erwartete Darstellung desselben erschienen ist, so wird manche grosse Kriegsthat manchem Leser derselben schon wieder entfallen sein, wenn er keinen derer Vorfälle vergißt, in welchen der König auf eine seinen kraftvollen Geist bezeichnende Art redete. Aber auch solche Fürsten, deren sich die Geschichte weniger annimmt, bleiben wenigstens ihren Unterthanen durch diese unvergeßlich. Auch die niedern im Volke in Niedersachsen wissen noch von einem Georg Wilhelm und von einem Anton Ulrich, als Regenten ihrer Vorfahren zu reden, wenn sie einen Johann Friedrich, oder Ernst August, nicht anders als aus Büchern werden kennen können. In Ober-Sachsen ist Churfürst August noch nicht in den niedern

Volksclaſſen vergeſſen, welche vielleicht nicht mehr wiſſen, daß ihr Land nach ihm von vier Johann Georgen beherrſcht worden iſt. Der Fürſt, der dieſe Gabe beſitzt, wird aus der Eintönigkeit des Hoflebens ſich ſo herauszuſetzen wiſſen, daß er mit Beibehaltung aller Fürſtenwürde von jedem ihm ſich darbietenden Umgange um ſo viel mehr Vorteil zieht, je mannigfaltiger derſelbe für ihn alsdann werden kann, wenn er ihn als Umgang benutzt: ein Wort, das man ſonſt als der Lebensweiſe der Fürſten ſo ganz fremd anſieht, daß es manchem Hofe zum Wunder, ja wol gar zum Aergernis wird, wenn ein fremder Fürſt an demſelben erſcheint, der die Sprache menſchlichen Umganges redet. Der Fall iſt nicht ſelten, da eine Prinzeſſin durch Heiraht an einen Hof, wo alles ganz höfiſch zugieng, kam, wie andre Menſchen, wenn gleich mit aller erſoderlichen Würde, redete, und man ſie durch ſehr unangenehme Weiſungen nötigte oder nötigen wollte, minder natürlich im Umgange zu wer-

den, als ihre gute Erziehung sie angeleitet hatte, es zu sein.

Aber auch diese Anmerkung muß eingeschränkt und nicht etwan so gedeutet werden, als wenn alle Fürsten, welche die Gabe des leichten Umganges besitzen, auch gute Regenten gewesen sein. Die Geschichte nennt uns manchen Regenten, der dieselbe in hohem Grade hatte, und kann und darf ihn im übrigen nicht loben. Carl II. in England hatte sie im hohen Grade. Ludwig XV. hatte sie mehr, als Ludwig XIV., vielleicht mehr als sein Enkel, der es mit seinen Unterthanen so herzlich gut meint. Aber es kömmt doch immer darauf an, mit wem der Fürst, und in welcher Absicht er Umgang pflegt.

Bloße Redseligkeit, Geschwätzigkeit über ein jedes sich darbietende Nichts, Fertigkeit in der Hof- und Cerimoniensprache, selbst Beredsamkeit bei feierlichen Vorfällen können Fürsten und ihre Geschäftsmänner in hohem Grade besitzen, und doch kann ihnen die Fähigkeit man-

gein, von der ich rede, die Fähigkeit, über Sachen, die sie interessiren, ohne Verlegenheit sich leicht und deutlich auszudrücken, und dem Manne, um dessen Meinung es ihnen zu tuhn ist, Muht zu machen, daß er in der den Geschäften allein angemessenen Sprache diese seine Meinung gegen sie ausdrücke.

XXXV.

Folgen des gänzlichen Mangels dieser Gabe bei Fürsten.

Das aber bleibt gewiß, daß der Fürst, dem diese Gabe ganz fehlt, Gefahr läuft, unter der Einförmigkeit des Hoflebens so in seinen Geisteskräften zu sinken, daß er zu einer Maschine wird, bei der es nur darauf ankömmt, wer sie drehet und wohin er sie drehet. Carl V. hatte jene Gabe in hohem Maasse. Seinen Nachkommen in Spanien fehlte sie ganz; und was ist Spanien unter die-

ren steifen eintönigen Menschen geworden? Was war es auch noch unter Philipp V., der schlaffsten Seele, die vielleicht jemals unter einem Diadem gewohnt hat, aber auch dem einförmigsten Menschen, wie ihn der Duc de St. Simon und andre uns kennen gelehrt haben. Noch bis in unsere Zeiten lebte ein gewisser Fürst, der zwar guten Willen hatte, ein guter Regent zu sein. Wenigstens scheute er die Arbeit nicht allerdings und teilte in seinen frühern Jahren in seiner sehr regelmässigen Lebensweise derselben noch wol so viel Zeit zu, als andre Fürsten. Aber die Sprache fiel ihm schweer. Er war verlegen, wenn er über Sachen anhaltend reden sollte, und eben so sehr, wenn er in dem Tande des Hofes so vielen ihm sich darstellenden Menschengesichtern, dem einen dieses dem andern jenes, sagen sollte. In dieser Rücksicht insonderheit, daß er in solchen Fällen weniger verlegen sein mögte, machte einer aus seinen Hofleuten ihm sich vorzüglich angenehm, der wol nicht die der wahren Gabe des leichten Um-

ganges, so wie ich es verstehe, aber vollkommen die Fertigkeit hatte, das in höfischen Unterredungen vorfallende Nichts in unendliche Formen einzukleiden, und darüber so wortreich zu sein, als es die Umstände mit sich zu bringen schienen. Dieser stand seinem Herrn immer zur Seite, und nahm das Wort, so oft und so bald es nötig war. Nun aber, da er statt des Regenten zu reden angestellt war, sezte er sich natürlich nach und nach in die Befugnis, auch statt desselben zu denken und zu handeln. Kein Mann kam mehr vor diesen, von dem derselbe hätte erfahren, lernen und das geringste zu seiner fernern Aufklärung gewinnen können. Der allzeit fertige Sprecher wußte sie so von ihm ab- oder so im Zwange zu halten, daß der Fürst nachher in seinem ganzen Leben nichts weiter, als leeres Hofgeschwäz, zu hören bekam. Von der Zerrüttung, die der Günstling in seinen Staaten anrichtete, ward ihm weniger bewußt, als dem jüngsten Edelknaben seines Hofes. Bei dem allen war er der

regelmässigste Mann in seiner Lebensweise. Der Tag war Stundenweise aufs genaueste eingeteilt. Auch die Regimentsgeschäfte hatten Eine ihnen gewidmete Stunde, in welcher alles unterschrieben ward, was der Günstling zur Unterschrift hinschob. Um ihn noch mehr zu betäuben, ward der Hof zu einem der glänzendsten in Europa gemacht, wo der gutmühtige Fürst mit seinem Günstling die Rolle des Moses an der Seite des beredtern Aaron fortdauernd unter tödtender Langeweile spielte. Denn er lebte und starb in dem Gedanken, in welchem er erzogen war, daß der wichtigste Teil der Regimentssorge eines weisen Fürsten diese sei, einen glänzenden Hof in aller demselben anklebenden Pedanterei zu halten. Auch dieser Fürst liebte den Toback, und widmete demselben eine bestimmte Stunde des Morgens. Hätte er sich zu rechter Zeit einfallen lassen, auch eine Tabagie, wie Friedrich Wilhelm, zu halten und in ähnlichem Zwecke zu benutzen, so würde er von einem einzelnen Günstling nimmer so un-

terjecht worden sein. Dieser würde nie haben hindern können, daß der Fürst nicht die ihm nötige Wahrheit von andern erführe. Dann würde er wenig von allem dem gewagt haben, was er zum Verderben des Landes wagte. Und eben diese Tobagie wäre doch auch seiner Fürstenwürde anständiger gewesen, als die Spasse der Hofnarren, welche man an diesem Hofe hielt, um eine Art von Würze in das schale Einerlei des Hoflebens zu bringen.

Auch Ludwig XV. war der regelmässigste Mann in Einteilung seiner Zeit. Der Verfasser der Geschichte seines Privat-Lebens hat viel davon gesagt, aber nicht so viel, als sich davon sagen liesse. Der Tag war genau eingeteilt, und die Abwechselung derer Dinge, mit welchen der König die Zeit verbrachte, ware der Zahl nach grösser, als je ein Regent, vielweniger ein Privatmann, sie erdacht oder benuzt haben mag. Eine Morgenstunde, die gleich auf die Messe folgte, war der herrschenden, eine Abendstunde

der zufälligen Liebe gewidmet; Morgens und Abends Eine Stunde dem Genuß ſtärkender Speiſen oder Getränke. Auf die Stunde der öffentlichen Mahlzeit, bei welcher der König wenig oder nichts genoß, folgte die eigentliche Mahlzeit in Geſellſchaft der dû Barry. In die Stelle der Tabagie des guten Friedrich Wilhelms trat hier die Verſamlung in dem Hirſchgehölze (bois aux cerfs), wiewol in einem ganz andern Zwecke, als der einem Könige immer nüzlichen Aufklärung. Aber ſo vergieng denn auch Ein Tag wie der andre in einer Einförmigkeit, über deren Folgen ich bei dieſem Regenten nicht nötig habe die geringſte Anmerkung zu machen.

XXXVI.

Sichre Mittel, einen Fürsten in dem Gange des Hoflebens zu verderben, der sonst gern ein guter Geschäftsmann wäre.

Freilich sollte der Fürst der erste Geschäftsmann in seinen Staaten sein. So mancher gute Fürst in unsern Zeiten ist es auch wirklich. Aber ihr, die ihr dieß nicht gerne seht, bringt es dahin, wenn ihr früh als Erzieher und späterhin als Rahtgeber auf ihn wirken könnt, daß er einförmig werde; so wird euch euer Wunsch nicht triegen. Fangt allenfalls, um eure Absicht zu verstecken, dabei an, daß ihr ihn selbst in seinen Geschäften an eine ängstliche Regelmässigkeit gewöhnt. Schon darin wird Grund genug sein, ihm diese Geschäfte zu verleiden. Denn keine Arbeit schmeckt in die Länge, die nur getahn werden darf, wenn die Glocke dazu ruft. Der Glockenschlag, der sie endigt, schallt immer angehmer ins Ohr. Der

Fürſt wird, weil er Meiſter davon iſt, die Zeit mehr und mehr einzukürzen ſuchen, und zu dem Ende ſchon in dieſen Geſchäftsſtunden beſchleunigen und übereilen, was er kann. Er wird ſich Anfangs darüber wundern, wie man mit Anwendung ſo weniger Zeit Land und Leute regieren könne. Dann ſagt ihm, daß ſei die Frucht der ſtrengen Regelmäſſigkeit. Laßt ihm aber auch durchſcheinen, daß er ſeinen ſchnellen Einſichten viel dabei zu verdanken habe. Bald wird er ſich viel damit wiſſen und glauben, daß er die Regierungskunſt um ſo viel beſſer verſtehe und übe, je ſchneller er alle Geſchäfte abfertigt. Das übrige könnt ihr in dem gewöhnlichen Gange des Hoflebens bewirken. Wickelt ihn in die demſelben natürliche Einförmigkeit ſo tief ein, als ihr immer könnt, und erhaltet ihn in dem guten Glauben, daß er eigentlich nur in dem Fürſtentande ſich als Fürſt zu zeigen Gelegenheit habe. Macht ihn, wenn ihr durch dieß alles ſeinen Geiſt noch nicht genug in Feſſeln legen könnt, etwas mili-

tarisch gesinnt, nur etwas, nur gerade so viel, daß er an der äusserlichen Einförmigkeit des Kriegswesens Gefallen finde; aber ja nicht weiter! Auf diese Weise werdet ihr euren Fürsten bald so vollenden, daß ihr von seiner Thätigkeit nichts zu fürchten habt, aber auch sein Land und Leute nie etwas von derselben hoffen dürfen.

XXXVII.

Sind die Revolutionen zur Freiheit für jeden Staat unsrer Zeit so wünschenswehrt?

Ich bin ferne von der Hofnung, die eben jezt das Herz so manches Lobredners der Freiheit erwärmt, daß das, was jezt in Frankreich vorgeht, bald in mehreren andern grossen Staaten Europens ebenfalls geschehen werde. Für mich kann es noch nicht Hofnung oder Wunsch bei aller Teilnehmung an demjenigen werden, was das Menschengeschlecht besser und glücklicher macht, so

lange ich noch nicht überzeugt bin, das jedes Volk in dem Maasse besser und glücklicher werden werde, in welchem es freier wird. Die Geschichte älterer und neuerer Staaten bestättigt dieß bisher nicht allerdings. Bei der in dem Norden Europens entstehenden Uebereinstimmung für die Ertheilung der Freiheit an die Bauern, so viel deren noch Sklaven ihrer Gutsherrn sind, haben viele unter leztern, welche am geneigtesten dazu waren, die Nothwendigkeit eingesehen, ihren Bauern vorher eine Erziehung, oder eine wenigstens anfangende Ausbildung zu geben, welche sie des rechten Genusses ihrer Freiheit fähig machen könne. Bei der Wärme, mit welcher man jezt in England die Freiheit der Neger durchzusetzen sucht, scheint man mir noch zu sehr der Frage zu vergessen, ob nicht eine Vorbereitung von vielen Jahren nötig sei, um diese Menschen des Genusses der ihnen zugedachten Freiheit fähig zu machen. Aber auch so manches Volk, das man freilich nicht mehr mit den leibeigenen Bauern

unſrer Gegend, vielweniger mit Negern verglei-chen mögte, iſt doch in der ihm nötigen Ausbil-dung und Aufklärung noch zu weit zurück, als das es der Freiheit, nach welcher es ſtrebt, zu ſeinem wahren Vortell genieſſen könnte. Ich räume gern ein, daß die Franzöſiſche Nation dieſen Punct erreicht habe, und für die Freiheit, welche ſie jezt errungen hat, völlig ausgereift ſei. Ich laſſe eben dieß von den Nord-Amerika-nern gelten. Aber ihr Beiſpiel gehört nicht hie-her. Sie waren ſchon vorhin ein ſehr freies Volk, und ihr Schritt zur Independenz war wenig mehr, als eine andre Art von Freiheit, die Losreiſſung Eines freien Volks von einem an-dern, welches bis dahin nur einige Rechte des Mutterlandes über jenes behaupter hatte. Aber vielleicht ſind wir nahe daran, das contraſtirende und eben deswegen ſehr belehrende Beiſpiel einer Nation zu ſehen, die ohne eine gleiche Ausbil-dung zu früh nicht blos bürgerlich frei, ſondern auch unabhängig zu werden ſtrebt. Wir werden

sehen, ob es bei seiner Anhänglichkeit an veral-tete nicht mehr den Zeiten angemessene Gesetze und Sitten und an Lehr-Dogmen verstehen werde, durch die Freiheit, wenn es sie nach sei-nem Sinne erlangt, sich glücklicher zu machen, als es bisher war. Durch Mönche mit Cruci-fixen in der Hand geleitet, und im Gefolge von wundertähtigen Marienbildern findet ein Volk gewiß nicht den richtigen Weg zur Freiheit. Auch die Franzosen würden ihn vor zweihundert Jahren noch nicht gefunden haben, wenn schon damals die Ligue die Freiheit für sie errungen, wenn entweder der Bannstrahl der Päbste ihre Könige ganz vernichtet hätte, oder andre in deren Stelle unter solchen Einschränkungen getre-ten wären, wie die Ligue nach ihren Einfällen und Vorurteilen sie ihnen vorgeschrieben haben mögte. Hat man nicht noch immer Grund an-zunehmen, daß dieß Volk unter einer solchen Freiheit noch weit minder glücklich gewesen sein würde, als es unter denen drei Despoten gewe-

sen ist, welche es nach Heinrich IV. beherrscht haben? Man wende nicht etwan ein: Aber einer dieser Despoten verjagte durch sein vieljähriges Quälen die Protestanten? Was hätte sein durch die Ligue frei gewordnes Volk ärgeres tuhn können? Denn die Geschichte giebt die Antwort klar: die Ligue wollte ja schon ein Jahrhundert vorher sie nicht verjagen, sondern vertilgen, wenn dagegen der fürchterliche Despot Richelieu, klüger als Ludwig, sie gerne in ihrem bisherigen Bestande ließ, als es ihm gelungen war, sie gänzlich zu entwafnen.

XXXVIII.

Aber sehr wahrscheinlich werden der guten Fürsten immer mehr werden.

Aber Eins wage ich zu hoffen. Es ist dieses, daß Europa mehr und mehr gute Fürsten bekommen werde, mehr und mehr derer Fürsten, de-

ren es doch wirklich schon manche jetzo hat, bei deren Untertahnen eben so wenig ein Gedanke an Freiheit und Unabhängigkeit entstehen kann, als er in eben diesen Tagen, da ich dieß schreibe, bei den Co·sen entstanden ist, einem Volke, das nie so ganz Meister von der Unabhängigkeit war, welche es mit Verlust so vielen Blutes zu erringen suchte, als es im November dieses Jahres ward, und das eben jezt sich an die Nation gern und freiwillig wieder anschließt, deren ehemaliger Despote es ohne allen wahren Rechtsgrund überwältigt hatte. Ich schreibe dieß eben so wenig aus Beweggründen der Schmeichelei, als man in dem, was ich nun ferner sagen werde, solche Beweggründe annehmen wird.

Nie ist das Menschengeschlecht, wenigstens ist nie der aufgeklärtere Teil desselben, so sehr, so bald, so richtig geleitet worden, seiner Regenten wahren Wehrt abzuwägen, als jetzo. Zwar sind diese ihres Lebens sichrer, als ehemals, da öffentlicher Aufstand, oder der Dolch

einzelner Verschwornen eben so oft gute als schlechte Regenten aus der Welt schafte, bloß um andern Despoten den eisernen Zepter wieder in die Hand zu geben. Aber in einem andern Stücke hat es sich sehr geändert. Ehemals ward auch mancher schlechte Fürst durch die Schmeicheleien seiner Höflinge und Schriftsteller über alle Besorgnis wegen seines Nachruhms hinweg gesezt. Vor den Zeiten der Buchdruckerei und insonderheit, als fast alle Schriftsteller Mönche waren, konnten ihm nur selten richtige Urteile über das Verhalten seiner schlechten Vorfahren zu Gesichte kommen, und ihm zur Warnung dienen, was er selbst von der Geschichte zu fürchten habe. Im sechszehnten Jahrhundert ward zwar mehr und manches freier über die Fürsten geschrieben. Aber die Bücher dieser Art kamen nicht in einen so schnellen Umlauf, daß die Fürsten aus ihnen hätten lernen können. Im vorigen Jahrhundert ward es vollends wieder arg, zumal nach dem dreissigjährigen Kriege. Spa-

niſche Steifigkeit bei den Fürſten Oeſterreichiſchen Urſprunges und blendender Prunk an dem Hofe Ludwigs des XIV., beide nachgeahmt von kleinen wie von groſſen Fürſten Deutſchlands, ſezten ſie alle in die Meinung, daß ſie wahre Götter der Erde wären, die mit andern Menſchen nichts Gemeines hätten. Schriftſteller ohne Geſchmack, ohne Siten und ohne Kraft im Herzen thaten alles mögliche durch ihre Schriften, um ſie in dieſer Meinung von ihrer Vergötterung zu beſtärken. Fürſten, denen dieß nicht genug war, hatten feile Federn zu ihrem Dienſte, die ihre unbedeutendſten Handlungen zur Nahrung ihres Stolzes in ermüdender Weitläuftigkeit und einem Schwall von gedankenloſen Worten ihren Zeitgenoſſen beſchreiben muſten. Johann Georg II., Ehurfürſt zu Sachſen, hatte im Februar des Jahrs 1678 ſeine drei Brüder, die Stifter der nun ſchon insgeſamt ausgegangenen Linien zu Weiſſenfels, Merſeburg und Zeiz mit ihren Familien zum Beſuch in Dresden bei

ſich. Da gieng es dann ſehr prächtig zu. Dieſe alten verlebten Fürſten wurden von ihrem Durchlauchtigſten Herrn Bruder mit Aufführung von allerhand Aufzügen, ritterlichen Exercitien, Schauſpielen, Schieſſen, Jagden, Opern, Comödien, Balletten, Maſkeraden, Königreichen, (ſo heißt es auf dem Titel des Buchs) Feuerwerken und andern Denkwürdigkeiten gar herrlich beluſtiget. Damit nun von dieſem allen nicht das geringſte für die Nachwelt verloren gienge, muſte ein gewiſſer Gabriel Tzſchimmer auf gnädigſten Befehl und Anordnung höchſtermeldter Sr. Chfl. Durchlauchten alles genau bemerken und das vornehmſte nach dem Leben in Kupfer zu bringen beſorgen, und nebſt etlichen hier beigefügten Erläuterungen, nachdenklichen Geſchichten, heilſamen Sittenlehren, politiſchen Erinnerungen, und gefaßten Sprüchen, wie nicht weniger Religions- Etats- Kriegs- Jagd- und an-

dern deesfals dienlichen Sachen, allen edlen Gemüthern zur fernern Aufmunterung heroiſcher Tugenden, Anführung kluger Welt- und Staats-Händel und dann zur Beſpiegelung menſchlicher Glückſeligkeit, Ehre, Hoheit, Fälle, Anſtöſſe, Mängel und Gebrechen in Druck geben. Dieſe Beſchreibung wuchs zu einem Folianten von beinahe zehn Alphabeten an, nebſt einem Bande mit 28 Kupfern, zum Teil des größten Formats, in welchen dann jeder Leſer, welchen es behagt, alle Umſtände dieſer herrlichen Vorfälle Haarklein leſen und ſehen mag. Z. B. Seite 54, wer bei der Mahlzeit am 2ten Febr. Sr. Chſl. Durchl. und den andern Hoch- und Fürſtl. Mannsperſonen die Quehle zum Waſchen geworfen, das iſt hergereicht, wer ſie von dieſem empfangen, wer das Gießbekken getragen, wer die Gießkanne mit dem Waſſer dargereicht, wie auch, wer eben dieſes vor die Durchl. Churfürſtin, Hoch- und Fürſtliche Frauenzimmer gethan

habe, wie nicht weniger, daß das Gebet vor und nach nach der Tafel von dem dritten Hofpre-diger Samuel Carpzovius verrichtet sei. Mit solchem Fürstentande geht es nun freilich mehr und mehr zu Ende, und die Pressen haben nur noch selten mit dessen Beschreibung zu tuhn, so bereit auch einzelne Gelehrte noch immer sein mögten, ihre tief unterthänigste Dienstergeben-heit in dessen Darstellung zu beweisen. Aber desto mehr und desto kühner sind seitdem die Hand-lungen der Grossen grossenteils von deren Augen-zeugen beschrieben worden. Freilich kömmt man ches spät ans Licht. Wir haben z. B. Ludwig XIV. mit allen denen verworfenen oder schwachen Men-schen, die ihn umgaben, allererst seit kur-zem aus den Briefen der guten Charlotte Elisabeth, Herzogin von Orleans recht anschau-lich und zum Teil ganz anders kennen gelernt, als die freiesten bei dessen Leben und nach sei-nem Tode erschienenen Zeitschriften sie uns dar-stellten. Denn freilich kömmt der Wust von Ge-

schwiere, welcher insonderheit nach der Vertreibung der Protestanten mehrenteils in Holland unter der Aufschrift des Peter Marteau erschien, und ihn samt allem, was ihm nahe lebte, aufs schwärzeste abmahlte, bei dem ernsten Freunde der Wahrheit gar nicht in Betrachtung. Aber Ludwig XV. war kaum gestorben, als schon die Geschichte seines Privatlebens den Schleier über fast alles das hinwegzog, was man bis dahin nur halb gewußt, oder halb geglaubt hatte. Ich habe zu viel Gründe, anderer Schriften nicht zu erwähnen, welche in diesen lezten Jahren so manchem Fürsten noch bei seinem Leben seine Handlungen vorgemalt haben, und, so wenig ich diese Gemälde als getreu annehmen mag, doch ihn lebhaft belehren, wie wenig der Schimmer des Hofes die Regenten der Beurteilung ihrer Zeitgenossen jezt noch entziehen könne. Friedrich der Grosse hat durch seine so bald nach seinem Tode erschienenen Urteile über seine mit dem Diadem und Fürstenhut prangenden Zeitgenos-

sen selbst gezeigt, wie wenig er annahm, daß eben diese Diademe und Fürstenhüte der Wahrheit die Augen blenden dürften. Ich räume jedem, der die Sache anders ansieht, gern ein, daß es mit dieser freien Schreiberei über Fürsten und Regenten unserer Zeit zu weit gehe. Ich rede nur von dem, was wirklich geschicht, und blos dies, daß es geschicht, sehr oft unbefugt geschicht, ist nicht nur für Fürsten warnend, denen ihr Andenken bei der Nachwelt wehrt und wichtig ist, sondern auch vollends allen, die wenigstens unter ihren Zeitgenossen mit einigem Ruhme zu glänzen wünschen. Der Erzieher junger Fürsten, welcher es mit seinem Amte ernstlich meint, darf nun nicht mehr, wenn er sie durch Beispiele eines verabscheueten Andenkens ehemaliger Erdengötter belehren will, ihnen Nerone, Tiberе, oder Domitiane nennen. Er kann ihnen aus den neueren Zeiten Regenten darstellen, die schon lebend allen Tadel ihrer sträflichen oder unweisen Handlungen hervorbrechen sahen, und

die Ueberzeugung ins Grab nahmen, wie ſchwarz oder verächtlich ihr Andenken auf die Nachwelt kommen würde.

XXXIX.

Nähere Beweiſe von dem böſen Einfluſſe der Einförmigkeit auf die Sitten des Hofes.

Niemand wird dergleichen Zeitſchriften leſen, welche nicht blos Weltbegebenheiten, ſondern auch das Leben der Fürſten neuerer Zeit darſtellen, ohne die in dem gewöhnlichen Hofleben faſt unfehlbare Misleitung des Herzens und des Verſtandes zu bemerken. Die in demſelben herrſchende Einförmigkeit iſt überall auffallend. Wer wirklich darin lebt, darf ſie freilich nicht aus Büchern kennen lernen, ſondern zu allen Zeiten hat der weiſere Mann den Druck davon gefühlt, wenn er ſich in daſſelbe, oft wider ſeinen Wunſch, verſezt ſahe. Man mögte indeß glauben, daß,

wenn ein seine Hoheit gehörig behauptender und alle, die sich ihm nahen, in tiefem Respect erhaltender Fürst seinen Hof nach seinem Sinne bildet, wenn er selbst keinen groben Lastern ergegeben ist, wenn zumal es demselben nicht am Verstande und an fürstlichen Sitten fehlt, wenn er, ohne selbst gelehrt zu sein, die Weisern und die feinen Köpfe im Volk nicht von demselben abhält, nicht nur eine gewisse Bildung der Hofleute die Folge davon sein alsdann, sondern auch die Unterwürfigkeit, die er allenthalben, wo er hinblickt, entstehen macht, eine Art von Zucht für dieselben abgeben, welche, wenn sie gleich nicht das Herz zu hohen Tugenden erhebt, doch ihrer Moralität gewissermassen zuträglich ist, und wenigstens dem zum Laster geneigten Höfling Wohlstand und Zurückhaltung gebietet. So hielt Ludwig XIV. seinen Hof. Nie hat ein König von denen, die sich ihm näherten, sich mehr verehrt, vielleicht von den meisten mit innerem Gefühl verehrt und gefürchtet gesehn. Voltaire,

der nie einem Fürſten ſchmeichelte, wenn nicht viele Nebengründe ihn leiteten, ſagt von deſſen Hofe: La Cour de Louis XIV. reſpirait une Galanterie pleine de decence. Zwar gab er bis zu dem Jahre 1685 keine Beiſpiele ernſter Tugend. Seine eigenen Liebesgeſchichten rechtfertigten gewiſſermaſſen lange die Ausſchweifungen ſeiner Höflinge beiderlei Geſchlechts. Wann dann aber in den lezten dreiſſig Jahren ſeines Lebens Frömmlei ohne Aufklärung in die Stelle ſeiner frühern Neigungen trat, ſo ſollte dieſe doch wol etwas auf ſeine Familie und auf ſeine Hofleute gewirkt haben. Aber da ſteht nun beinahe ein volles Hundert derſelben nahmentlich in den Briefen ſeiner Schwiegerin, der Herzogin von Orleans, in Zügen geſchildert, denen man doch Wahrhaftigkeit zutrauen muß, und ſo mancher beiläufig erwähnt. Daß ſie dem Charakter wirklich guter Menſchen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ſieht man aus ihrem Urteil über einzelne. Aber ich mögte fragen: So wenig ich bei den

Menſchen eine überwiegende Neigung zur Tugend und Rechtſchaffenheit im Allgemeinen annehmen mägte, ſollte es wol möglich ſein, eine ſolche Sammlung von verworfnen, für alle der Tugend gebührende Achtung unempfindlichen, in ihren Laſtern ſo ſchamloſen oder aufs beſte ſchwachen Menſchen auf Einen Ort zuſammen zu bringen, als dieſe Menſchen faſt insgeſammt an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. waren? Freilich in Gefangen- und Zuchthäuſern und auf den Galeeren mag man der Buben mehr beiſammen ſehen, welche die Gerechtigkeit zur Strafe dahin verſammlet. Aber jene Menſchen hatten dieſe ſcheuſliche Bildung eben an dieſem Hofe angenommen, welchen man denn auch aus eben dieſen Schilderungen als einen der einförmigſten kennen lernt. Man muß zu manchem Hülfsmittel lachen, durch welches einzelne dieſe Einförmigkeit und daraus entſtehende Langeweile zu unterbrechen ſuchten. Die Herzogin von Bour-

gogne, nachmals zweite Dauphine, übte unter mehreren andern auch dieſes, daß ſie ſich von den Laquaien bei den Füſſen auf dem Boden herumziehen ließ. Allons, ſagten dieſe Bengel, wenn die Stunde für dieſen Spaß kam, bientot nous divertir avec la Ducheſſe de Bourgogne, und das ſagten ſie an dem Hofe Ludwigs XIV! Das war eine Galanterie pleine de decence einer der Crone ſchon damals ſo nahen Prinzeſſin!

Doch auch dieſe Bemerkung muß eingeſchränkt und nicht etwan angenommen werden, daß an jedem Hofe es beſſer zugehe, wo man minder einförmig lebt. Nicht an jedem Hofe ſteht es deswegen beſſer, weil man dort nicht ſteif und einförmig iſt. Vielleicht war nie ein Hof weniger einförmig, als der Hof Carls des II. in England gerade in eben der glänzendſten Periode des ſtolzen Ludwigs war. Noch jezt nennt ſeine Nation ihn den luſtigen König. Nicht luſtig ſondern überluſtig gieng es an ſeinem Hofe zu. Man kann ſich davon aus den Memoiren des Comte

de Grammont am beſten belehren. Aber dieſer Hof hatte nicht nur wenige Tugendbilder, ſondern auch viel böſe Menſchen, bei dem allen aber gewiß weit weniger ſo haſſenswürdige Geſchöpfe, als diejenigen waren, welche Ludwig XIV. umgaben. Ich mögte meinen Leſern, welchen dieſe Vergleichung intereſſant ſein kann, rahten, nach dieſen Briefen der Herzogin des Grammont Memoires zu leſen. Beide ſind äuſſerſt contraſtirende Gemälde zweier gleichzeitigen Höfe. Beide Monarchen trugen in ganz verſchiedenem Wege viel zur Ausbildung ihrer Völker bei; Ludwig mit groſſem Aufwande, aus Stolz und ohne eigene Gabe des Wizzes; Carl ohne beſondern darauf abzweckenden Aufwand, blos durch das Beiſpiel eigenes Wizzes und eigner Lebhaftigkeit, und auch dadurch, daß er viele Menſchen von ähnlicher Fähigkeit in einem frohen Umgange ſich ihm nähern ließ. Das auffallendſte aber iſt dieſes: Ludwig hatte einen Hof ohne Tugend, als es ihm ſelbſt noch gleichgültig war, tugend-

haft und fromm zu erſcheinen. Er änderte ſich in ſeinen ſpätern Jahren, und ſein Hof ward vielleicht nun noch laſterhafter. Carl II. war von Anfang an gleich leichtſinnig und wollüſtig, und verlor zulezt alles Gefühl für die Religion, das er noch mogte in frühern Jahren gehabt haben. Mit dem Anfang ſeiner Regierung ſah ſich die Nation derer Feſſeln entſchlagen, welche die Heuchelei Cromwells ihrer Denkungsart angelegt hatte. In ſo fern war es alſo zwiſchen beiden Königen gewiſſermaſſen umgekehrt. Carls luſtige Hof-Wirtſchaft folgte auf eine Periode, welcher die ſpätere Periode Ludwigs ziemlich ähnlich war. Freilich ſchlug es nun bei vielen auf die entgegengeſezte Seite über. Jederman weiß, daß der Anfang der Freigeiſterei und der Verachtung der Religion in Grosbritannien unter Carl II. ſeinen Anfang genommen hat. Aber ſo niedrig laſterhaft ward man nicht zu St. James, als man es zu Verſailles in der frommen Lebenshälfte Ludwigs XIV.

war; und ich mögte behaupten, daß, wenn Carl II. bei seiner frölichen Gemütsart, bei seiner grossen Gabe des leichten Umganges nicht ganz denselben Grad des Leichtsinns gehabt hätte, wenn er, ohne deswegen stolzer zu sein, und mehr auf die Würde des Königes zu halten, mehr Gefühl für die Pflichten dieser Würde gehabt hätte, er seinen Hof in eben der Lebhaftigkeit und mit eben so wenig Einförmigkeit hätte halten können, als er wirklich gethan hat, und derselbe dann ein Muster für manche Fürstenhöfe hätte sein können, an denen es zwar viel anständiger, als an Carls Hofe, aber auch desto einförmiger und steifer zugeht.

XXXX.

Billige Einschränkung des bisher gesagten.

Sehr wahrscheinlich sind mehreren Lesern dieser lezten Abschnitte Fürsten vergangener und gegenwärtiger Zeit beigefallen, die sie mir als Beispiele des Gegenteils anführen möchten. Aber es bedarf dessen nicht. Ich selbst habe mich, indem ich dies niederschrieb, an dieselben erinnert. Ich weiß, daß es zu allen Zeiten Fürsten gegeben hat, ich weiß mehr als Einen noch jezt lebenden, dessen Betragen und Lebensweise dem Anschein nach sehr einförmig war oder ist, und auf welche die Geschichte kein Urteil des Tadels geworfen hat oder wird werfen können. Aber ich habe nirgends gesagt, daß der Weise, daß der Geschäftsmann, vielweniger daß der Fürst, wenn er beides ist, nicht so ganz frei in der Auswahl und Bestimmung seiner Lebensweise sei. Ich habe nicht ge-

ſagt, daß er, wenn die Stimmung ſeines Geiſtes ihn darauf leitet, ernſthaft, eingezogen, zurückhaltend, wo es nötig iſt, ſein dürfe. Ich habe nirgends die von dem Herrn Ritter von Zimmermann geprieſenen Vorteile der Einſamkeit geleugnet, wenn der Weiſe ſie zwiſchen ſeinen gemeinnützigen Beſchäftigungen mit Ueberlegung einſchiebt, ſie als eine heilſame Erholung benuzt, und gern wieder aus ihr hervorgeht, wenn er ſich um ſeiner Geſchäfte willen den Menſchen, die mit ihm wirken ſollen, mitteilen muß.

Die Hauptſache kömmt darauf an: Hat der Character eines Mannes, welches Standes er auch ſei, von welchem es aber der Welt nicht gleichgültig ſein kann, wie er ſeine Lebensweiſe beſtimme, bereits eine hinlängliche Feſtigkeit gewonnen, ſo liegt weniger Gefahr in der Sache. Kennt ein Fürſt ſeine Geſchäfte, deren Umfang und Wichtigkeit, liebt er ſie, hat er ſich bereits hinlänglich an ſie gewöhnt, um ſie nicht überläſtig zu finden, ſo wird ihn Eingezogenheit, ja ſelbſt

Einſamkeit nicht mehr ſo leicht verderben. Die Regelmäſſigkeit ſeiner Lebensweiſe wird bei allem Anſchein der Einförmigkeit für ihn zuträglich werden können. Er wird durch ſie nicht eintönig werden, weil er zu viel und zu mancherlei zu denken und zu wirken hat. Er wird ſelbſt in ſeine Einſamkeit immer etwas hineinnehmen, das ſeinen Geiſt noch immer an eben die Menſchen zurück denken macht, und mit ihnen ſich zu beſchäftigen veranlaßt, wenn er ſie von Zeit zu Zeit zu verlaſſen ſcheint. Man muß ſchon ein Weiſer ſein, um die Einſamkeit als Ruhe des Weiſen benutzen zu können. Man muß die Menſchen genugſam kennen, und dieſer Kenntnis gemäß ſeine Sitten ausgebildet haben, um nicht in der Zurückhaltung von ihnen Sitten anzunehmen, welche mit denen Zwecken nicht zuſammen ſtimmen, welche man doch noch immer zu erfüllen wünſcht. Als ſolche Männer kennt man diejenigen Fürſten, an welche ich hiebei zurückdenke, und welche ich nicht näher auszeichnen mag. Man weiß von

ihnen, daß sie Land und Leute nach festüberleg-ten Entwürfen regieren, daß sie wahre Geschäfts-männer, und in diesen Geschäften selbst keines-weges einförmig, nicht blos Männer nach der Uhr sind. Ihr Hof ist ihnen nicht als ein Hülfs-mittel zu ihrer Unterhaltung und Zerstreuung wich-tig, sondern eine Nebensache, deren ein Fürst um seiner Fürstenwürde willen nie ganz entbeh-ren kann.

Aber das wird immerhin wahr bleiben, daß der Gang eines noch nicht ausgebildeten Geistes sehr unsicher sei, wenn er seine Ausbildung in und durch eben dieses Hofleben noch allererst er-langen soll, wenn er sich dadurch abhalten läßt, auch ausser demselben die Wege zu der ihm so notwendigen Kenntnis der Menschen zu suchen, wenn er durch übertriebene Achtsamkeit auf seine Fürstenwürde Menschen, deren Tähtigkeit ihm wichtig sein soll, in einer zu grossen Entfernung von sich hält, wenn er blos aus Stolz zurückhal-

tend ist, und aus Laune oder wol gar aus entschiedenem Menschenhaß die Einsamkeit sucht.

XXXXI.

Ursprung aller Pedanterei in der Einförmigkeit.

Lange hat die Benennung eines Pedanten nur Personen aus dem gelehrten Stande angeklebt, die sich in ihrem Betragen einförmiger, in ihren Unterredungen einföniger zeigten, als man es in dem menschlichen Umgange überhaupt gewohnt ist, die dabei in Kleinigkeiten zu wichtig thaten, und sie andern eben so wichtig zu machen suchten. Von einem solchen Mann verspricht man sich in wichtigen Teilen der Gelehrsamkeit wenig, und nimmt überhaupt nicht viele Brauchbarkeit von seinem Wissen und wenig wahre Tähtigkeit in demjenigen an, was ein gründlicher Gelehrter eigentlich zu leisten hat. Man denkt sich nicht einen Dummkopf dabei,

sondern einen Mann, dessen Geist und Tähtigkeit eine falsche Richtung bekommen haben. Man sieht dieß so sehr als eine natürliche Folge der in den Beschäftigungen eines Gelehrten gewöhnlich herrschenden Einförmigkeit an, daß es manchem genug ist, jemanden nur als einen gelehrten Mann nennen zu hören, um anzunehmen, daß er einen Pedanten an ihm sehen werde. Niemanden fällt es indessen ein, einen noch jungen Gelehrten dafür anzunehmen oder so zu benennen, wenn gleich die Anlage dazu schon sich bei ihm zeigt. Denn man sieht es als einen Fehler an, welchen anzunehmen man schon lange als ein Gelehrter gelebt haben müsse. Und das ist auch wahr. Denn es ist nicht die Schuld der Gelehrsamkeit selbst, wenn unser einer ein Pedant wird, sondern die Folge der in unsern Beschäftigungen und Lebensweise zu sehr gewöhnlichen Einförmigkeit; und wir gerahten um so viel gewisser in diesen Fehler hinein, je einförmiger und oft auf eben dieselbe Art wiederholt unsre Beschäftigun-

gen sind. Dies hat nun aber bei uns Professoren, bei Schullehrern und bei Bibliothekaren am meisten statt. Auf uns haftet daher die Benennung des Pedanten am gewöhnlichsten. Wir dürfen nur einen kleinen Anstrich von diesem Fehler haben, so bemerkt ihn jedermann, weil man ihn schon voraussezt, ehe man uns zu Gesichte bekömmt. Aber, wahrhaftig! man tuht uns Stuben- oder Katheder- oder Schuldank- oder Bücherstaubgelehrten darin zu nahe. Es ist nichts, als die leidige Einförmigkeit, nichts als die daraus entstehende Pünctlichkeit, Eintönigkeit, Steifsinnigkeit, Kleingeistigkeit, und was sonst zu dieser im Ganzen durch alle Stände sich ähnlichen Wendung des Geistes gehört, was den eigentlichen Pedanten macht. Wen diese ergreift, er sei Fürst, Staatsmann oder Hofmann, oder Drost, oder Amtmann, oder Bürgermeister, oder Syndicus, oder Gerichtsschulze, oder Professor, oder Schullehrer, er wird über kurz oder lang ein Pedant, comme il faut, wenn man auch nie bei ihm an

dieſe Benennung denkt. Ein Gelehrter, der in minder einförmigen Beſchäftigungen lebt, als die der eigentlich dafür geltenden Gelehrten ſind, ein Geiſtlicher, ein Rechtsgelehrter oder Arzt kann viel wunderliches und unangehmes in ſeinem Betragen haben. Man wird es zwar auch bemerken; aber man wird noch nicht ſogleich an die Benennung eines Pedanten denken, als wenn es ſich verſtünde, daß man unter abwechſelnden Beſchäftigungen und Umgange nicht in die verhaßte Einförmigkeit eines Pedanten hineingerahten könnte.

XXXXII.

Verwahrungsmittel wider die Pedanterei. Warum viele Beſchäftigung mit Büchern ſo leicht pedantiſch mache.

Aber wie ſoll es nun ein Mann machen, der als Gelehrter in einem Amte lebt, das ihn immer in einer gewiſſen Einförmigkeit beſchäftigt?

Sein Amt sei beschaffen, wie es wolle, so wird er doch einen Teil seiner Zeit frei von dessen Beschäftigungen haben. Und diesen Teil seiner Zeit muß er anwenden, um der Wirkung von jener Einförmigkeit seiner Beschäftigungen entgegen zu streben. Er muß leben mit so mancherlei Menschen und in so mannigfaltigem Umgange, als er nur leben kann. Es wird ihm gelingen, wenn er jeden ihm entstehenden Umgang als eine Quelle zur Belehrung ansieht und benuzt.

Ich will hier eine Anmerkung beibringen, welche ich am besten hier anknüpfen kann, die aber im Allgemeinen erklärt, warum ein Geschäftsmann, von welcher Art er auch sein mag, bei allem Fleisse, den er seinen Beschäftigungen widmet, einförmig in seinem Betragen und einseitig in seinen Urteilen werden müsse, so bald er sich von einem solchen Umgange zurück zieht, der ihm Aufklärung geben kann. Es bleibt immerhin wahr, daß der Geschäftsmann die meiste ihm nötige Aufklärung aus seinen Geschäften selbst,

der Gelehrte aus seinen Büchern schöpfen müsse. Aber es bleibt eben so wahr, daß diese allein sie ihnen nicht geben können. Denn die Geschäftspapiere und die Bücher haben einen grossen Fehler: Sie reden nicht. Sie geben zwar gewisse Gedanken an, lassen aber dem Leser die Freiheit, eben das, oder etwas entgegengesetztes zu denken. Thut er das erste, so sagen sie nichts weiter dazu. Thut er das leztere, so sagen sie auch nichts dawider Wenn einer immer mit Menschen umgienge, die nur Einmal ihre Meinung sprächen, aber dann zu allem, was man dazu, dafür oder dawider sagt, stille schwiegen, so würde man in solcher Menschen Umgange wenig Aufklärung gewinnen. Man würde aber selbst in die Gewohnheit hineingeraten, jeden zuerst gefaßten Gedanken für den besten zu halten. Wäre er mit den Gedanken jener einstimmig, so hätte man keinen Anlaß, etwas mehr noch hinzu zu denken, auch keinen Anlaß, die Sache von mehr als Einer Seite zu

betrachten, oder noch mehrere Gründe zu deren Bestätigung zu suchen, deren sie doch noch wol bedürfen mögten. Wäre man nicht mit jenen einstimmig, so würde man sich mit den ersten Gründen seines Zweifels oder seiner Verneinung begnügen, auf welche man ganz keine Widerrede hörte. Der Geist eines Mannes, der fortdauernd mit solchen Menschen umgienge, würde dadurch eine unangenehme Wendung bekommen. Er würde glauben, eine Sache geschwinder einzusehen, als es möglich ist, würde durchblitzen wollen, was er mit Ernst und Bedacht durchschauen sollte, würde schnell entscheiden, und, wenn er dann nach dieser Verwöhnung zuweilen Widerspruch hören müßte, nur dadurch entrüstet, aber nicht zu mehrerem Nachdenken veranlaßt werden. Dieß ist in der Tahr das Unglück der Grossen der Welt, und das die größte Hinderniß der ihnen noch immer nötig bleibenden Aufklärung. Von Jugend auf mit Menschen umgeben, die keinen andern Gedanken zu äussern

wagen, als den der Fürſt hat, oder die ſogleich ſchweigen, wenn ſie unglücklicherweiſe einen Gedanken geäuſſert haben, der nicht der Gedanke des Fürſten war, werden ſie in eine zu groſſe Meinung von ihrem Verſtande hineingeſezt, und halten jeden erſten Gedanken auch für den beſten. Doch ich wollte ja von Geſchäftsſchriften und von Büchern reden, und rede wieder von Fürſten! Es mag immerhin ſtehen bleiben.

Der Geſchäftsmann und der Gelehrte ſind unter ihren Papieren und Büchern eben ſo übel daran, wie der Fürſt unter ſeinen Höflingen, die, wenn ſie einmal geſprochen haben, den Mund nicht wieder in eben der Sache aufthun, und alles gern gelten laſſen, was beide zu demjenigen denken, was ſie Einmal geſagt haben. Dem Manne, der bloß mit Akten, Berichten oder Büchern umgeht, erſcheinen ſeine erſten Gedanken gewöhnlich als die beſten, und bleiben folglich die einzigen. Iſt er kein vorzüglicher Kopf, ſo denkt er nur mit jenen, und alles, was ſie ihm ſagen,

wird ihm zur unumstößlichen Wahrheit. Ist er ein nicht gemeiner Kopf, so wird er auf Zweifel und Einwürfe gerahten, aber, weil seine Schriften und Bücher ihm nichts dagegen einwenden, jeden derselben bald für unüberwindlich halten, und für die Gegenseite enscheiden. Er wird endlich fast an jede Lectüre, von welcher Art sie auch sei, mit dem Vorsatz gehen, das, was sie ihm sagt, nicht bei sich gelten zu lassen, und sich gewöhnen, so in stiller Zufriedenheit seinen Verstand und Scharfsinn zu bewundern. Er wird sich in Geschäften für einen hellen Kopf, in gelehrten Arbeiten für einen scharfsichtigen Wahrheits-Forscher halten. Denn er glaubt, alles richtig eingesehen zu haben, weil ihm niemand die andre Seite der Sache darhält. Der Professor und der Schullehrer haben noch ein Uebel mehr wider sich. Das was sie mit ihren Büchern oder wider dieselben gedacht haben, tragen sie Zuhörern vor, die eben so wenig, als ihre Bücher, ihnen ein-

reden. Und so gut wir es wissen, daß sie bloß deswegen schweigen, weil sie müssen, so verwöhnen wir uns doch, ihr Stillschweigen, ihr Anstarren unsrer hochgelahrten Person, ihr Niederschreiben der ihnen mitgeteilten Weisheit als Beweise ihres Beifalls und der von uns bewirkten Ueberzeugung anzusehen.

Wann dann ein solcher Mann nohtgedrungen unter Menschen kömmt, wo er nicht bloß denken und schreiben darf, sondern auch reden muß, so klebt ihm das alles so sehr an. Er redet zu den Menschen, wie er gegen seine Bücher dachte. Es wundert und bald entrüstet es ihn, daß sie nicht alle so, wie seine Acten, Protokolle und Berichte, oder wie seine Bücher und Zuhörer zu seiner Weisheit schweigen. Er ist entscheidend, hört nicht auf Widerspruch, und wenn er ja darauf achtet, so faßt er ihn nicht. Er ist immer voll von seiner Sache. Lassen sie mich doch auch einmal reden! haben mir nicht bloß Professoren, sondern auch mehr als Ein Ge-

schäftsmann entgegen geschrieen, wenn ich ihnen lange zugehört hatte, und nun doch auch etwas sagen wollte, wovon sie von ferne merkten, oder ohne Grund glaubten, daß es ein Einwurf werden könnte. Oder scheint ja ein solcher zu hören, so darf man nicht deswegen glauben, als wenn er beachtete, was man ihm sagte. Er wird bald die Unterredung wieder an sich reissen, und so fortreden, als wenn nichts gesagt wäre. Es gehört nur wenig Zeit dazu, um sich in diesen Fehler hineinzusetzen. Der junge Gelehrte ist ein Character, den Lessing nur Einmal auf die Bühne gebracht hat. Aber er hat so viele Seiten, daß man ihn noch viel öfter auf die Bühne bringen könnte, ohne daß Eine Darstellung sich der andern sehr nähern dürfte. Wer ihn einmal angenommen hat, verliert ihn nicht wieder, zumal, wenn er zu bestimmten Geschäften kömmt, und sich alsdann nicht vor Eingezogenheit und Einförmigkeit in seiner Lebensweise hütet.

XXXXIII.

Ein Wort über Gelehrte Streitigkeiten.

Der unangehmſte Ausbruch der Pedanterei in den Streitigkeiten der Gelehrten hat eben in dieſer Verwöhnung des Geiſtes ſeinen leicht zu erklärenden Grund. Der denkende Kopf lieſet zwar in dem Vorſaze ſich zu belehren. Aber bei allem, was er zu dem geleſenen hinzudenkt, iſt doch ſein Gedanke der einzige und beſte, ſo lange, biß er über eben dieſen Gegenſtand mit andern denkenden Köpfen zu reden kömmt, auch deren Gedanken hört, die Sache von einer neuen Seite zu betrachten veranlaßt wird, da er dann ſehr oft ſeine Gedanken oder Vorſtellungsart anders beſtimmt oder gar aufgiebt. Noch mehr! der Denker, welcher gern mit andern Menſchen umgeht, ſchöpft ſehr oft die Gegenſtände ſeines weitern Nachdenkens aus dieſem Umgange, bear-

beitet sie, spricht wieder davon, schöpft neues Licht, und vollendet seine Arbeit, immer mit dem Bewußtsein, daß er in der Erfindung sowol als in der Ausführung sich nicht alles allein zu verdanken habe. Aber der Mann, der nur an seinen Büchern haftet, nur mit diesen umgeht, bleibt länger bei den ersten Gedanken bestehen, die ihm aus seiner Lectüre entstanden sind. Wenn nachher auch ferneres Nachdenken ihn auf reifere Gedanken führt, die er dann selbst für besser hält, so ist er auch darin noch sein eigener Lehrer, und hat sich selbst eingeredet. Was er denen Schriften, die ihn dabei leiten, zu verdanken habe, verkennt er teils, teils formt er den gelesenen Gedanken um, denkt das seinige hinzu, benutzt ihn in seinem eigenen Wege, und vergißt dabei ganz, daß derselbe eigentlich nicht ihm zugehöre. Das Buch, aus welchem er ihn entlehnte, ist stumm, und kann ihn nicht von ihm wieder fodern.

Wenn wir so verwöhnt, uns nur durch uns selbst zu belehren, die Belehrung anderer durchs

Schreiben gehen, so denken wir durchaus nicht mehr auch nur an die Möglichkeit einer Belehrung von andern. Diese komme nun, von wem sie wolle, von Recensenten oder von andern Schriftstellern, sie geschehe beiläufig, oder sei ausdrücklich an uns gerichtet, so ist sie uns um so viel unangenehmer, je unerwarteter sie uns ist. Denn wer nicht unter dringenden Veranlassungen, oder wer blos fürs leidige Geld schreibt, hält doch alles zu der Zeit, da er es in den Druck giebt, für so richtig gedacht und für so gut gesagt, als es nur immer gedacht und gesagt werden kann, und mögte es nicht geschrieben haben, wenn er annähme, daß irgend ein Sterblicher es besser schreiben könne.

Es ist freilich seltsam, aber doch sehr allgemein wahr, daß wir Menschen den Zweifel anderer an unserm Verstande weniger ertragen können, als Zweifel an der Güte unsers Herzens. Nicht nur laute Vorwürfe gegen jenen sind uns unerträglich, sondern wir lassen uns auch nicht einmal

im Scherze ſagen, daß man von unſerm Witz, Geſchmack oder Urteil nicht vorteilhaft denke. Dies geht bis in die niedrigſten Volksklaſſen herab. Man ſage einem Menſchen, daß man ihn für einfältig, dabei aber doch für vollkommen ehrlich halte, ſo werden wir es damit nicht gut machen, und er wird nicht mit Wohlwollen von uns ſcheiden. Wie iſt es denn Wunder, daß wir Gelehrte bei jedem Vorwurfe dieſer Art ſo geſchwind, ſo heftig entrüſtet werden, zumal eben dann, wenn wir uns durch Schriften zu Lehrern aufgeworfen des Menſchengeſchlechts dargeſtellt haben?

Es iſt jedoch durch die Erfahrung ausgemacht, daß Streitigkeiten unter keiner Art von Gelehrten heftiger ſind, als unter den Philologen oder ſogenannten Humaniſten, wenn gleich deren Kenntniſſe immer eine Benennung gehabt haben, welche auf den Einfluß deutet, den ſie auf die Ausbildung der Sitten haben ſollen. Die ſchönen Künſte ernſthaft lernen, ſagt Ovidius, das erweicht die Sitten und läßt ſie nicht rauhe bleiben. Aber

wo kann man wol rauhere Sitten ſehen, als in den Ausbrüchen philologiſcher Streitigkeiten, und dies in unſern Zeiten eben ſo gut, als in den Zänkereien der Humaniſten des ſechzehnten Jahrhunderts; es mögte denn der Unterſchied dieſer ſein, daß den Humaniſten unſerer Zeiten das lateiniſche Schelten nicht mehr ſo gut flieſſen will, als ehemals einem Scaliger, Scioppius Burmann und ihres gleichen. Zwar habe ich nie eine gelehrte Streitigkeit gehabt, und bin von Recenſenten noch immer gut genug behandelt worden. Aber das fühle ich doch, daß mir der lebhafte Vorwurf eines Irrthums in ſolchen praktiſchen Wahrheiten, worüber ich gewöhnlich ſchreibe, unendlich empfindlicher ſein würde, als eine Anklage, wenn ſie gegen mich entſtehen könnte, daß ich irgend einen alten Schriftſteller misverſtanden habe. Irrthümer jener Art ſind an ſich wichtiger, und der Vorwurf, ſie begangen zu haben, deutet wenigſtens auf eine Möglichkeit, durch ſeine Schriften einen Schaden an-

zurichten, den die fehlerhafteste Ueberſetzung eines alten Schriftſtellers doch nimmermehr anrichten kann.

Aber ſollte nicht etwan ſelbſt das Bewußtſein von der Unwichtigkeit des Gegenſtandes humaniſtiſcher Streitigkeiten einen Grund der Heftigkeit abgeben, mit welcher ſie geführt werden? Mich dünkt, der Philolog muß es fühlen, daß ſeine ängſtliche Nachforſchung des Sinnes einer alten Stelle und die endlich daraus entſpringende Entſcheidung über denſelben einen nicht ſo wichtigen Gegenſtand habe, als practiſche Wahrheiten, durch welche Menſchen gebeſſert und glüklicher gemacht werden ſollen. Aber eben deswegen iſt ihm der Vorwurf um ſo viel kränkender, daß ſein Verſtand nicht Kraft genug zur Entſcheidung über eine ſo unerhebliche Sache gehabt haben ſolle. Ihm fällt daher der Gedanke ſchwer auf das Herz, daß niemand von ſeinem Verſtande auch für wichtigere Gegenſtände vorteilhaft denken werde, wenn er nicht ſeine Meinung durch-

ſetzen und die Ehre ſeines mit oder ohne Grund bezweifelten Verſtandes retten kann. Dazu kömmt, daß man ſich bei Streitigkeiten über practiſche Wahrheiten doch endlich über eine Mittelmeinung vergleichen kann. Aber bei kritiſchen Streitigkeiten iſt dies ſo gut wie unmöglich. Wenn Ein Philologe den Dichter Virgilius, und ein anderer ihn Vergilius, oder einer den Kritiker Gellius, ein anderer ihn Agellius ſchreibt, oder wenn ein Gelehrter das ϑ der Griechen wie äh ein anderer es wie ieh ausgeſprochen wiſſen will, ſo iſt keine Mittel-Meinung erdenklich, für welche beide Teile ſich vereinigen könnten. Iſt dann der Krieg' Einmal erklärt, ſo kann es nimmer wieder Friede werden, und wenn auch die ganze Gelehrten-Republik ihre Vermittelung anbieten ſollte.

XXXXIIII.

Das beſte Verwahrungsmittel gegen die Pedanterei iſt der Umgang mit denkenden Menſchen.

Aber laß einen Menſchen, der ſich Geſchäften, oder Wiſſenſchaften, oder allen beiden widmet, nur viel mit Menſchen leben, die auch denken, und in eben dieſe Dinge, die ihn beſchäftigen, Einſicht haben, ſo wird er bald merken, daß die Weisheit, die man von jenen ſtummen Lehrern, und die, welche man unter Menſchen lernt, ganz verſchiedener Art ſein, und jene durch dieſe gar ſehr erhöhet und eigentlich reif werde. Unter denkenden Menſchen muß man bald aufhören, einſeitig zu urteilen, wenn man nur nicht mit zu vielem Eigendünkel und Vertrauen auf die in jenem Wege erlernte Weisheit unter ſie eintritt. In der groſſen Verſchiedenheit von Meinungen, die unter den Menſchen herrſcht, fühlt man es bald, daß ein Alleindenker und ein Selbſtdenker

nicht einerlei ſein, und daß man um ſo viel richtiger ſelbſt denke, je mehr man ſich unterrichtet, wie auch andre über eben dieſe Gegenſtände denken. Will man durch eigenes Denken wahren Nutzen ſchaffen, ſo wird man erſt dann es recht tuhn können, wenn man durch das oft unbegreifliche Widerſtreben einzelner gegen das, was wir als wahr erkennen, lernt, wie weit der menſchliche Verſtand im Bezweifeln oder in vorgefaßten Meinungen gehen könne. Auch der nichtsbedeutendſte Widerſpruch eines ſchwachen Kopfes lehrt mich doch oft auch den Gang eines ſolchen Geiſtes und die Art kennen, wie ihm anzukommen ſei, wenn es mir darum zu tuhn iſt, auch ihn für die Wahrheit zu gewinnen. Als Geſchäftsmann lerne ich nur in dem Umgange mit Menſchen vorausſehen, wie ſie mein Betragen in dieſem oder jenem Falle beurteilen werden. Iſt es mir nicht etwan blos um ihren Beifall, ſondern, als einem ehrlichen Manne, auch darum zu tuhn, daß ich, wenn ich künftig mehr Gutes

tuhn will, von ihrer guten Meinung mich zum voraus verſichert halten kann, ſo muß ich unter Menſchen lernen, wie ſie auch die beſte Handlung von einer oft ganz unerwarteten Seite anſehen, wenn der Mann, der ſie tuht, ihnen zu fern lebt, wenn nicht ein weit verbreitetes Vorurteil für ſeine Rechtſchaffenheit die argliſtige Unterſuchung ſeines Charakters ſtört, zu welcher jeder ſich befugt hält. Ich muß lernen die Menſchen ſo zu nehmen, wie ſie ſind, wenn ich ſie nach meinen Abſichten ſo brauchen will, wie ſie dazu brauchbar ſind. Ich rede immer nur von guten Abſichten. Denn der Mann, der in ſeinem Wirkungskreiſe nur böſes zu tuhn ſucht, weiß das alles und übt es gewiß. Sein Bewußtſein, daß er nichts gutes im Sinne habe, macht ihn immer viel weiter hinaus denken, und er tuht das alles, um Menſchen zu misbrauchen, was der gute Mann zu tuhn unterläßt, aber doch tuhn ſollte, um Menſchen zu guten Abſichten zu gebrauchen. Dies aber giebt jenem in ſeiner Art zu handeln

und Geschäfte zu betreiben, einen entschiedenen Vorteil vor diesem, daß derselbe einseitiger urteilt und sich zu sehr auf die Redlichkeit seiner Absicht und auf die von ihm mit einseitiger Ueberzeugung eingesehene Vernunftmässigkeit seiner Entwürfe verläßt. Das würde er aber nicht tuhn, wenn er nicht zu einförmig dächte und handelte.

XXXXV.

Bei den Alten hatte eine solche Einförmigkeit nicht Statt, und dieß war vielleicht ein Hauptgrund ihrer Vorzüge.

Fast mögte ich behaupten, daß die Vorzüge der alten Griechen nnd Römer ihre vornehmste Ursache in dem Umstande hatten, daß in ihrer Erziehung sowol, als in ihrer spätern Lebensart die Einförmigkeit nicht Statt hatte, welche bei uns die Jugend, wie das Alter, auf so vielfältige

Weiſe verderbt und entkräftet. Sie hatten keine Koſtſchulen, keine Penſionsanſtalten für die Erziehung der Knaben, keine Akademien für die Ausbildung ihrer Jünglinge, auf welchen dieſe mit einander um die Wette geſchwärmet und ſich einander in blinder Nachahmung Sitten mitgeteilt hätten (wenn ſie ja Sitten heiſſen können) die keine andere Volksclaſſe billigen, vielweniger achten kann. Der wißbegierige Jüngling und ſelbſt der Mann wählte ſich ſeinen Lehrer, wenigſtens mit einer vorgängigen Kenntnis, lernte von ihm, nicht wenn der Sonnenlauf die Stunde angab, ſondern im Umgange, wenn der Geiſt des Lehrers frei und heiter genug und wenn ſelbſt ſein Kopf helle genug war, um unter ſeinen Antworten und Einreden die Wahrheiten, mit welchen ſie ſich beſchäftigten, ſchärfer zu unterſuchen und in das gehörige Licht zu ſtellen. Sie hatten keine Klöſter, in welche ein Teil ihrer Denker ſich hätte verſtecken dürfen, um auſſer der Verbindung mit der bürgerlichen Geſellſchaft Gedan-

ken zu sammeln, die am leichtesten im menschlichen Umgange entstehen, und sich selbst die Gelegenheit zu denen Erfahrungen zu benehmen, welche den Gedanken den besten Ursprung und die beste Nahrung geben, und ohne welche der Verstand nur gar zu gern in einer blossen Ideenwelt schwebend bleibt. Man bedenke doch, daß unter Griechen und Römern auch kein einziger Schwärmer und Enthusiast durch Schriften sich einen Ruf gemacht, oder einen Anhang erworben hat. Zeigte sich ja etwas dergleichen in einzelnen Lehren der Philosophen, oder nahmen die Wahrsager-Künste einzelne schwache Köpfe ein, so kamen ihnen diese falschen Auswüchse des Verstandes aus dem Orient. Sie hatten keine Orden, in welchen Ein Mensch dem andern seine Denkungsart aufzudringen oder practische Weisheit mitzuteilen suchte, die sich im freien Umgange eben mit Menschen, die durchaus verschieden von uns denken und handeln, am leichtesten erwerben läßt. Auch in den Beschäftigungen

des bürgerlichen Lebens war keine solche Einförmigkeit, keine solche Einheit der Bestimmung, als welche jezt bei uns Statt hat. Der, dessen Kopf stark genug für mehr als Eine Art der Thätigkeit war, konnte erwarten, sie in jeder derselben benuzt zu sehen. Wer sich zu Einem Geschäfte vorzüglich bestimmte, entsagte dadurch keinem andern ausdrücklich, wenn dagegen jezt schon der Jüngling gewöhnlich eine Benennung annehmen muß, um die Volksclasse zu bezeichnen, welcher er für sein ganzes Leben anzugehören entschlossen ist. Eben diese Volksclassen mischten sich daher mehr unter einander, rieben sich die Ecken und Auswüchse einander ab, und glätteten sich die Falten aus, welche jezt den Stand oder das Amt selbst eines in seinem Fache brauchbaren Mannes so kenntlich machen. So sehr die Grossen jener Zeit ihres Vorranges und ihrer Macht sich bewußt waren, so sehr mancher derselben sie gegen den niedern und schwächern misbrauchte, und wenn auch gleich bei

den Römern mit dem Verluſt der Freiheit Geiſteskraft und woldurchdachte Wiſſenſchaft ſeltner wurden, ſo feſſelten doch deren Beherrſcher noch nicht diejenigen, welche ſich ihnen näherten, durch die Bande des Cerimoniels und der Etikette. Noch lange blieb die Sprache des Hofes gewöhnliche Volksſprache, und, wenigſtens bei guten Fürſten konnte deren Höfling, der Günſtling, oder der Freund in der ihm natürlichen Wendung des Geiſtes reden und handeln, wenn er dagegen jezt nicht lebhaft, nicht witzig ſein, ja nicht einmal ſchmeicheln darf, ohne dem, was er ſagt, die Wendung der Cerimonienſprache zu geben.

So von Jugend auf geleitet, oder vielmehr nicht ſo misleitet, wie wir es jezt alle, einer mehr, der andre weniger, werden, behielt der Geiſt jener Menſchen ſeine urſprüngliche Kraft, bildete ſich ohne Zwang aus, und wirkte in allen Aeuſſerungen dieſer Kraft, im Reden, Schreiben und Handeln, in Laſtern ſelbſt ſo gut, wie in

Tugenden, auf eine mehr originale Art. Man war mehr, als zu unſern Zeiten, das, was man ſelbſt fühlte ſein zu können. Wer ja nachahmte, that es mehr mit dem Gefühl, ſein Muſter erreichen zu können, nicht, wie jezt, in Folge unwillkührlicher Verbindungen oder einer aus Täuſchung gewählten Abhängigkeit. Die Schätzung der Geiſteskraft einzelner Menſchen und ihres ganzen Wehrts, war ebenfalls damals gewiß viel leichter, als jezt. Die in unſern Zeiten ſo häufigen Veranlaſſungen, viel Geſchwäz über ein leeres Nichts zu machen, der Hofſtand, die Sprache der Cerimonien und Complimente, welche der ſchaale Kopf immer leichter auswendig lernt und ſich gelöufig macht, als dieß dem Denker möglich iſt, die Etikette, hinter welcher der Mann ohne Kraft ſich lange verſtecken und Würde behaupten kann, ohne einigen innern Wehrt zu haben, kurz, alle die Masken der erkünſtelten Einförmigkeit, bei deren Gebrauch Tohren und Narren in unſern Zeiten

ſich ſo wol befinden. hatte und kannte das Alterthum ſo lange nicht, bis im Oſten Europens der Luxus des Orients und in deſſen Mitte und im Weſten die Barbarei deren Gebrauch als ihre nächſte Folge einführte. Denn Cerimonien und Complimente ſind allemal der erſte Schritt eines aus der Barbarei hervorgehenden Volkes, mit welchem aber ein ſolches ſich zu oft begnügt, und ſich für ſchon hinlänglich verfeinert zu halten anfängt, wenn es nur Cerimonien hat.

Inhalt.

I. Einſamkeit und Einförmigkeit ſind keinesweges mit einander verbunden. 19.

II. Beiſpiele der Einförmigkeit bei nicht Einſamen. , , , 24.

III. Auch Eingezogenheit kann ohne Einförmigkeit und das Leben in der groſſen Welt mit vieler Einförmigkeit verbunden ſein. , , 28.

IV. Im Kloſter-Leben hat eigentlich keine Einſamkeit, aber deſto mehr Einförmigkeit Statt. , , , 31.

V. Einförmigkeit in dem Leben roher Völker und einzelner Landleute. 35.

VI. Einförmigkeit der Denkungsart, eine Folge der Einförmigkeit in Beſchäftigungen. Notwendigkeit derſelben für gewiſſe Volksclaſſen. , , 38.

VII. Darſtellung der Folgen einer erzwungenen Einförmigkeit der Beſchäftigungen ohne Einſamkeit. ſ 42.

VIII. Freilich iſt eine ähnliche Wendung des Geiſtes auch bei freier lebenden Menſchen ſehr gewöhnlich. ſ 47.

IX. Aber nicht bei Menſchen von einiger natürlichen Kraft. ſ ſ 50.

X. Wirkungen der Einförmigkeit im Kloſter-Leben. ſ ſ ſ 51.

XI. Teufeleien zu Loudun. ſ 57.

XII. Wirkungen der Einförmigkeit in Zucht- und Gefangenhäuſern. ſ 62.

XIII. In Hoſpitälern. ſ ſ 68.

XIV. In Waiſenhäuſern. ſ ſ 70.

XV. In Erziehungsanſtalten. ſ 74.

XVI. In öffentlichen Schulen. ſ 79.

XVII. Im Akademiſchen Leben auf proteſtantiſchen Univerſitäten. ſ ſ 83.

XVIII. Uebergang von der erzwungenen Einförmigkeit zu der selbsterwählten. ‚ ‚ ‚ 85.

XVIIII. Zwar wirkt das städtische Leben derselben sehr entgegen. ‚ 88.

XX. Doch wird sie selbst bei Geschäftsmännern durch mehrere Veranlassungen bewirkt. ‚ ‚ 92.

XXI. Fehler manches Geschäftsmannes, daß er nach Laune arbeitet und Raht dagegen. ‚ ‚ ‚ 95.

XXII. Einförmigkeit hemmt die einem jedem Menschen noch immer in dem Fortgange seines Lebens notwendige Aufklärung. ‚ ‚ 97.

XXIII. Was subjective und objective Aufklärung sei. ‚ ‚ ‚ 101.

XXIV. Wenige Menschen bringen zu Geschäften ihrer Bestimmung die ihnen nöthige objective Aufklärung,

oder erlangen davon jemals zu viel in ihren Geſchäften ſelbſt. ſ 106.

XXV. Nähere Darſtellung, wie ein Geſchäftsmann durch Einförmigkeit des Lebens die Kraft verliere 1) im Denken und Urteilen. ſ 108.

XXVI. Wie ein Geſchäftsmann durch Einförmigkeit 2) im Handeln die Kraft verliere. 116.

XXVII. Die Einförmigkeit wird vollends ſchädlich bei einem Geſchäftsmanne, wenn ſie aus Leidenſchaften, inſonderheit, wenn ſie aus Stolz entſteht. ſ ſ 118.

XXVIII. Dieſe Leidenſchaften entſtehen nicht immer, aber doch ſehr oft aus der Einförmigkeit. ſ ſ 126.

XXVIII. Geſellſchaftliche Zerſtreuungen ſind jedoch keinesweges das einzige Mittel wider die Einförmigkeit. 129.

XXX. Einige Schilderungen zur Darſtellung der Wirkungen der Einförmigkeit auf Geſchäftsmänner. 132.

XXXI. Einförmigkeit kann auch bei dem größten ſcheinbaren Gewühle des Lebens Statt haben. 148.

XXXII. Einförmigkeit des eigentlich höflichen Umgangs. 150.

XXXIII. Beiſpiele einiger ſehr thätigen, aber gar nicht höflichen Regenten. 153.

XXXIIII. Von der den Fürſten ſo nötigen Gabe des leichten Umgangs. 157.

XXXV. Folgen des gänzlichen Mangels dieſer Gabe bei Fürſten. 163.

XXXVI. Sichere Mittel, einen Fürſten in dem Fange des Hofſtehens zu verderben, der ſonſt gern ein guter Geſchäftsmann wäre . . . 169.

XXXVII. Sind die Revolutionen zur Freiheit jedem Staat unſerer Zeit ſo wünſchenswehrt? . . . 171

XXXVIII. Aber ſehr wahrſcheinlich werden der guten Fürſten immer mehr werden. . . . . 175.

XXXVIIII. Nähere Beweiſe von dem böſen Einfluſſe der Einförmigkeit auf die Sitten des Hofes. . 184.

XXXX. Billige Einſchränkung des bisher geſagten. . . . . 192.

XXXXI. Urſprung aller Pedanterei in der Einförmigkeit. . . . 196.

XXXXII. Allgemeiner Rahr wider die Pedanterei. Warum viele Beſchäftigungen mit Büchern ſo leicht pedantiſch mache. , 199.

XXXXIII. Ein Wort über Gelehrte Streitigkeiten. , , , 207.

XXXXIIII. Das beſte Verwahrungsmittel gegen die Pedanterei iſt der Umgang mit denkenden Menſchen. 214.

XXXXV. Bei den Alten hatte eine ſolche Einförmigkeit nicht Statt, und dieß war vielleicht ein Hauptgrund ihrer Vorzüge. , 217.

II.

Ueber Manieren und Sitten,

oder:

über Höflichkeit und Lebensart.

Schon vor vielen Jahren fiel mir in den Synonymen des Girard die Auseinandersetzung der Begriffe von fünf Wörter sehr auf, die wir Deutsche gewöhnlich unter dem Einen Ausdruck höflich zusammen fassen. Er unterscheidet honnête, civil, poli, gracieux und affable, und folgendes honnêteté u. s. w., als so viele verschiedene Fähigkeiten, die den Umgang eines Menschen angenehm machen. Wir werden, wenn wir eine von diesen an jemandem rühmen, aber nicht eben diese Wörter den Franzosen abborgen wollen, glauben, genug gesagt zu haben, wenn wir sagen, er sei höflich gewesen. Nur bei den Grossen der Welt glauben wir andrer Ausdrücke zu bedürfen, oder werden vielmehr belehrt nnd genötigt, sie anzuwenden. Da sagen wir gerne, der Fürst, der grosse Mann sei gnädig, huldreich, sei herablassend gegen uns gewesen, wenn er uns den ge-

ringsten Grad gemeiner Höflichkeit erwiesen hat. Und doch ist nicht alles, wodurch sich mancher gute Fürst, mancher Menschenfreund unter den Grossen der Welt in dem Umgange mit denen, die weit unter ihm sind, angenehm zu machen sucht, Gnade und Herablassung, und soll es auch nach ihrer Absicht nicht sein. Ich werde Gelegenheit finden, Beweise davon beizubringen.

Die französische Nation ist wirklich seit langer Zeit in der Achtsamkeit auf das, was den Umgang unter Menschen gleichen oder verschiedenen Ranges angenehm machen kann, andern Nationen vorgeeilt. Sie hat daher diese fünf Ausdrücke und noch einige mehr von verwandter Bedeutung, z. B. obligeant, prévenant, im Gebrauch, um das alles zu unterscheiden, was wir nur unter Einen ziehen. Freilich ist deren Bedeutung nicht so bestimmt, und Girard tuht mit deren Auseinandersetzung mir keinesweges Genüge. Denn die Hauptsache kömmt auf die Verhältnisse an, in welchen wir zu denen stehen, gegen welche

wir honnêtes, civils, polis, gracieux, affables oder prévenants ſein wollen. Dieſes Verhältniſſes erwähnt er nur bei dem affable, da man doch eben ſowol gracieux nur gegen ſolche Perſonen ſein kann, die unter uns ſind.

Zu viel in Ausdrücken unterſcheiden, die Begriffe gar zu ſehr zerſplittern wollen, iſt nicht immer gut, und ſchaft Undeutlichkeit ſtatt der Deutlichkeit. Die Hauptſache liegt darin: In allen einigermaſſen cultivirten Völkern hat die Gewohnheit gewiſſe Sitten eingeführt, welche ſich derjenige geläufig machen muß, der in dieſem Volke wenigſtens nicht misfallen will. Sie dienen hauptſächlich zur erſten Einleitung und zur Beendigung des Umganges in einzelnen Vorfällen, haben aber wenig Beziehung auf den Gegenſtand des Umganges und der Unterredungen, auch keine ſehr feſte Beziehung auf die Verhältniſſe der mit einander umgehenden Peſonen. Zu wenig in denſelben tuhn, macht misfällig; zu viel, nicht immer, weil nur wenig Menſchen einzuſehen

fähig sind, daß man in der Uebung dieser Sitten gegen sie weiter gehe, als sie es erwarten dürfen, sich nicht dadurch geschmeichelt fühlen, und willig jede übertriebene Höflichkeit für einen redenden Beweis der Achtung annehmen, die sie zu verdienen glauben.

Diese Sitten lassen sich einem jeden Menschen, der sehen und hören kann, und nur einigen Wunsch zu gefallen hat, durch Erziehung mitteilen, oder durch Nachahmung erlernen. Viel Kopf gehört nicht dazu, sondern nur Gedächtnis, um die Ausdrücke zu erlernen, die in einem Volke gäng und gebe sind, wenn man eine Unterredung anfängt oder endigt, oder wenn man in der Unterredung andern wörtliche Beweise der Achtung geben will, die er von uns erwarten mögte. Die Geberden, die Stellung des Körpers, welche diese Ausdrücke begleiten, lehrt der Tanzmeister, oder auch die Nachahmung.

Aber man reicht mit diesen Sitten nicht aus, wenn man wahre Begierde hat, nicht bloß äusser-

lich zu gefallen, ſondern einen jeden, mit dem man in Umgang geräht, wahrhaftig und innig zufrieden mit unſerm Betragen zu machen. Eine jede Unterredung, die nicht ganz leer von Inhalt iſt, ein jeder Vorfall, der Menſchen, die keinen böſen Willen gegen einander haben, mit einander zuſammen bringt, macht dieſen oder jenen Umſtand entſtehen, in dem wir fühlen, daß, um wirklich zu gefallen, wir etwas mehr nöthig haben, als wiederholte Scharrfüſſe oder die Papagayenſprache der Stadt- und Landüblichen Complimente. Man lebt nicht viel mit Menſchen, ohne daß Vorfälle entſtünden, die unſre Ueberlegung über den Gegenſtand unſrer Unterhaltung, über die Art, ihn auf eine gefallende Art zu behandeln, über unſer Verhältnis zu denen Perſonen, mit welchen wir reden und handeln, nnd über ſo manchen andern kleinen Umſtand auffodern, um unſer Betragen ſo einzurichten, daß wir aus der Unterredung mit der gewiß allemal ſehr angenehmen Ueberzeugung

ſcheiden können, Zufriedenheit, Wolwollen und Liebe erweckt zu haben.

Die Sitten, welche dahin zielen, ſind es, welche Girard unter den drei Worten poli, gracieux und affable angiebt. Sie werden ebenfalls durch Erziehung und Nachahmung gewonnen. Geberden und Stellung des Leibes kommen ihnen zu Hülfe. Aber ſie ſind kein Geſchäfte des Gedächtniſſes, ſondern der Ueberlegung und einer anhaltenden Aufmerkſamkeit auf jeden in unſerm Umgang entſtehenden Umſtand, der auf die Zufriedenheit, das Wolwollen und die Liebe derjenigen einen Einfluß haben kann, mit welchen wir zuſammen treffen. Nicht die bloſſe eigennützige, nur auf uns zurückſehende Begierde andern zu gefallen bewirkt ſie oder belohnt die Anſtrengung unſers Verſtandes, welche dieſe Sitten erfodern. Das Herz muß noch auf eine andre Art einwirken, und nur dann kann es uns der Mühe wehrt werden, uns die Fertigkeit in dieſen Sitten zu erwerben, wenn es uns Freude

macht, nicht blos um unſerntwillen, jeden Menſchen, mit dem wir zu ſchaffen haben, zufrieden und vergnügt zu machen. Wenn das Herz nicht dabei einwirkt, ſo gewinnt man nie dieſe Sitten ſelbſt, ſondern nur einen Anſtrich davon. Girard ſagt: il faut être poli ſans fadeur, gracieux ſans minauderie, affable ſans familiarité. Aber wo das Herz bei dieſen Sitten fehlt, da wird fadeur aus der politeſſe, da wird das air gracieux ein Gebärdenſpiel, und die Leutſeligkeit nicht etwan zur Vertraulichkeit, ſondern zur Geſchwätzigkeit, die ſelbſt dem, den man dadurch zu gewinnen glaubt, zur Laſt wird.

In jedem Volke, deſſen Cultur und Aufklärung noch nicht weit gediehen iſt, ſind jene Sitten hinlänglich, und da kann man ſich ganz an ſie halten. In ſolchen Fällen ſind ſie auch beſtimmter für jeden Vorfall, der in dem Umgange der Menſchen entſteht. Die Ausdrücke, die Geberden, die Stellung des Leibes, mit denen man ſich einander anredet und von einander ſcheidet, ſind

zum Teil gesetzmässig, und richten sich sehr genau nach den Verhältnissen des Ranges und Standes. Cerimonien und Complimente sind der erste Schritt eines aus der Barbarei hervorgehenden Volkes. Wenn sie aber zu wichtig bleiben, wenn in dem Betragen der Menschen gegen einander zu viel durch sie bestimmt wird, und so feste, daß man nicht davon abgehen darf, dann wird der menschliche Geist zu sehr in Fesseln gehalten, und dann werden eben diese Sitten ein Haupthindernis des weitern Fortganges der Cultur und der Aufklärung. China ist das Land der Cerimonien. Dort kann ein Mensch kaum die Hand bewegen, ohne daß die Gesetze bestimmen, wie er sie bewegen solle. Aber eben dies ist (nicht zuerst nach meiner Bemerkung) eine Hauptursache, warum dies Volk in der Aufklärung fortdauernd stehen bleibt. Unter unsern rohen Vorfahren herrschte viel Cerimonie, insonderheit an Höfen. Sie nahm zwar ab in demjenigen Teil Europens, wo in dem funfzehnten und sechszehnten

Jahrhundert die Aufklärung zunahm. Da aber, wie Denina richtig anmerkt, die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Epoche des im ganzen Europa ſinkenden guten Geſchmacks ward, und zu gleicher Zeit die Deutſchen Fürſten Nachahmer des Franzöſiſchen höfiſchen Weſens wurden, da gieng es bei Höfen mit den Cerimonien wieder recht in die Höhe. Man kann davon den Beweis in ſo manchem Schriftſteller jener Zeit leſen. Ich werde hier in ſonderheit an die Durchl. Zuſammenkunft zu Dresden erinnern dürfen, welche ich bereits S. 179 der erſten Abhandlung angeführt habe.

Damals kamen wieder Sitten auf, welche die Demüthigung der niedern Stände gegen die höhern auf die unnatürlichſte Art auszeichneten. Gnädige Herren und Damen hatten wieder die Freude, ſich den Rock küſſen zu laſſen. Auch mit Menſchen ſeines gleichen gieng man um und redete, noch mehr ſchrieb man an ſie, als an Weſen höherer Art. Man ſehe die vielen Briefſteller

jener Zeit. Complimente verſchlangen den Inhalt aller Briefe und aller mündlichen Unterhaltung. Dies hat lange gedauert. Noch vor weniger als dreiſſig Jahren beſtand ja noch bei uns die ganze Unterhaltung bei Gaſtmalen in Ausbringung der Geſundheiten nach der Ordnung von Rang und Stand. Derjenige, dem getrunken ward, mußte geſchwind einen aus der Geſellſchaft ausſuchen, und ihn als einen ſolchen vorſchieben, der ihm in der Ordnung vorgienge, dann aber ſich ſo lange wehren, als er konnte, ehe er ſich den Zutrunk gefallen ließ. Wann endlich die groſſe Sache entſchieden war, ſo ſuchten die Trinkenden einen jeden in der Geſellſchaft aus, den das jezt: *geſundheitete* Perſönchen nahe oder fern angieng, tranken auch dieſen zu, um ihren Dank für die dem Vater, Gemahl, Bruder u. ſ. f. angethane Ehre *entgegen zu nehmen*, und wann dann aus dieſem Lärmen eine Stille ward, ſo ergriffen dieſe alle mit dem, den es gegolten hatte, ihre Gläſer, und dankten allerſeits für

die ihnen wiederfahrne Ehre. Wer in diesen leeren Complimenten fehlte, oder nicht aufmerksam genug war, verlohr so gewiß das Lob eines feinen Menschen, als jezt durch wahre Ungesittetheit.

Warum haben wir, warum haben auch die höheren Stände diese Sitten, wo nicht ganz, doch grossenteils aufgegeben? Warum befinden wir uns so wohl dabei, und erfahren so viel mehr Vergnügen von unserm wechselseitigen Umgange? Blos deswegen, weil wir überhaupt aufgeklärter sind, und in unsern gesellschaftlichen Umgang mehr Kenntnisse, mehr Fähigkeit selbst zu denken und mit andern zu denken hineinbringen, als unsre Vorfahren, folglich derjenigen Behelfe weniger bedürfen, welche ihnen für Umgang und Unterhaltung galten. Wir können also jener Sitten entbehren. Sie waren nur die Lükkenfüller des menschlichen Umgangs, und werden jedem zur Last, welcher andere und bessere Ressourzen für den Umgang hat. Freilich trift

man noch in manchem etwas zahlreichen Cirkel Menſchen aus jener Zeit an, die, weil ſie wenig zur geſellſchaftlichen Unterhaltung beitragen, und wenig Genuß davon für ſich haben, jene Lükkenfüller ſehr entbehren, ſie gern wieder eingeführt ſähen, ſie zuweilen ſelbſt als eine Reſſourze herbeiholen und die Unterhaltung gewaltſam dadurch unterbrechen. Der Umgang mit ſolchen Leuten, die wir itzt ſteif nennen, wenn ſie in frühern Jahren vielleicht für feine im Weltgebrauch ſehr geübte Perſonen galten, wird, wenn ſie in anderer Rückſicht unſre Achtung fodern können, dadurch unſicher, weil ſie noch immer mehr Anwendung von dieſen Sitten gegen ſich ſelbſt erwarten, als woran man jezt gewohnt iſt. Du inſonderheit, junger Mann! nimm dich bei ſolchen Greiſen in Acht, wenn du ihrer Gunſt zu deinem Glück und Fortkommen bedarfſt. Sei, wenn du dich ihnen näherſt, nicht zu treuherzig, nicht ſo gerade und offen, als dir wol bei andern Gönnern erlaubt iſt zu ſein. Sie werden in deinem Be-

tragen Zudringlichkeit ja wol gar Dummdreistigkeit zu sehen glauben, und aufs mindeste dir keinen deiner Wünsche erfüllen, wenn sie nicht gar denselben entgegen wirken.

Was noch von diesen Sitten übrig ist und billig behalten werden muß, das rechne ich zur blossen Höflichkeit. Sie müssen beibehalten werden, weil sie die schiklichste Einleitung zum Umgange, zumal unter Personen, die sich nicht genau kennen, und die schicklichste äusserliche Bezeichnung des Verhältnisses sind, in welchem wir mit denen zu stehen glauben, mit welchen wir in Unterredung zusammen treten. Bei den alten polizirten Völkern, bei den Römern und Griechen insonderheit, bedurfte es solcher Einleitung zum Umgang wenig oder gar nicht. Aber eben durch die spätere Einführung dieser Sitten sind wir gewiß noch auf viele Jahrhunderte verwöhnt, und werden schwerlich jemals uns derselben ganz entledigen. Indessen haben sie auch ihre gute Seite. In jeder Zusammenkunft mit

Menſchen, die uns neu ſind, iſt es angenehm, einen Zwiſchenraum zu gewinnen, in welchem wir den Mann, mit welchem wir reden wollen oder müſſen, ins Auge faſſen und aus dem Anſtande, mit welchem er ſeine Höflichkeitsworte vorbringt, oder die unſrigen aufnimmt, Grund zu einem vorläufigen Urteile über ihn und zur Beſtimmung unſers Benehmens gegen ihn hernehmen können. Dem Blöden thut es ſo ſanft, lieber dies unbedeutende Etwas als gar nichts zu ſagen. Der Zurükhaltende kann dabei noch ein Weilchen in ſeinem Hinterhalte bleiben. Das beſte aber, was man von ihnen rühmen kann, iſt dieſes, daß man durch ſie der Zudringlichkeit und voreiligen Vertraulichkeit anderer ausweichen kann. Und dieſer Fall entſteht dem Mann, der mit Ueberlegung auf ſeine Würde hält, um ſo viel öfter, je mehr bei der jetzigen Veränderung unſerer Sitten mancher Menſch einen Schein der Offenheit und Freimüthigkeit als ſeine erſte Empfehlung im menſchlichen Umgange an-

sieht. Auch der ehrlichste Mann muß oft in einer kalten Höflichkeit seinen Schutz suchen, um sich solcher Menschen, mit welchen sein Herz nicht zusammen stimmt, zu erwehren, wenn sie mit einer scheinbaren Zutraulichkeit sich an ihn drängen.

Aber ganz andere Sitten sind es, durch welche wir wahre Zufriedenheit, Wolwollen und Liebe bei denen zu erwecken hoffen können, mit welchen wir in Umgang gerahten, dieser mag nun von längerer oder kürzerer Dauer, oder blos zufällig sein. Wen sein Herz treibt dieses zu wünschen, der wird bei jeder Gelegenheit fühlen, daß er mit denen Sitten nicht auereiche, die der Volksgebrauch eingeführt hat. Er wird auch in seinem Umgange mit andern fühlen, daß er für den, der in der blossen Höflichkeit die äusserste Fertigkeit hat, und ihn mit deren Aeusserungen überschüttet, noch nicht Wolwollen und Liebe gewinne, vielmehr in manchem Fall noch sehr unzufrieden mit ihm sein könne. Es ist Zeit, auf bestimmtere Auedrücke für beiderlei Sitten zu

denken, um nicht immer zu Umſchreibungen genötigt zu ſein. Jene, die Sitten der Höflichkeit, mögte ich nicht einmal Sitten nennen, in ſo fern das, was man in genauerem Verſtande Sitten, auch im Franzöſiſchen moeurs nennt, doch auch den Kopf und das Herz beſchäftigen muß, welche bei der bloſſen Höflichkeit wenig zu ſchaffen bekommen. Ich mögte ſie blos Manieren, jede Art des Betragens aber, bei welcher Herz und Verſtand einwirken, Sitten im vorzüglichen Verſtande nennen. In der Tahr iſt dieſe Beſtimmung des Worts: Sitten, den Deutſchen ſo fremd nicht. Man ſagt von einem blos höflichen durch Erziehung und Nachahmung zugeſtuzten Menſchen: er hat feine Manieren. Man denkt weit mehr dabei, wenn man von einem andern ſagt: er hat feine Sitten. Im Franzöſiſchen nennt man das Benehmen des höflichen manieres: Gewiſſe façons de parler, und fertiger Gebrauch und ſchickliche Abwechſelung in denſelben gehören mit dazu, und in

dieſen ſind die Franzoſen viel weiter gelangt, als andre Nationen. In die Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrücke und Redensarten miſchen ſich viele ein, welche den feinern Sitten anzugehören und Wolwollen und lebhafte Gefühle des Herzens auszudrücken demjenigen ſcheinen, der ſie nicht ſchon als phraſes conventionelles der kalten Höflichkeit kennt. Im Engliſchen wird die bloſſe Höflichkeit durch good manners, good breeding ausgedrückt. Dieſem Volke fehlen die dazu gehörenden façons de parler mehr, als jedem andern, und haben eine verhaßte Einförmigkeit; vielleicht eben deswegen, weil es dieſem Volke weniger natürlich iſt, vieles zu ſagen, wobei man nichts denkt. Aber der höfliche Engländer wird ſie mit der größten Regelmäſſigkeit und Einförmigkeit gebrauchen. Sein J hope You are well; J hope, Miſtreſs — is well; J hope, You ſlept well to night, wenn man ſich den Tag vorher geſehen hat, und einige dergleichen mehr folgen ſich bei jeder an-

fangenden Unterredung, auch ohne Abwartung einer Antwort; und ehe fängt ein an dieſelben gewöhnter Britte nicht an von etwas anderem und beſſerem zu reden, als er mit dieſen Phraſen fertig iſt.

Girard unterſcheidet in jenen Ausdrücken 5 Arten des Betragens. Er hätte, wie ſchon geſagt, noch einen ſechſten Ausdruck, obligeant und einen ſiebenten, prévenant, dazu fügen mögen. Denn ſein homme poli, gracieux und affable iſt noch nicht allerdings ein homme obligeant et prévenant. Doch iſt den franzöſiſchen Schriftſtellern im Allgemeinen gewöhnlich, nur civilité und politeſſe zu unterſcheiden. Für jene dürfen wir kein anderes Wort als Höflichkeit ſuchen. Das Wort Politeſſe aber hat in unſerer Sprache ſchon das Bürgerrecht gewonnen, hat aber bei denen, die ſeine Kraft nicht kennen, eine ſeltſame Verwandlung der Bedeutung angenommen. Dieſen gilt es durch eine Vermengung mit Politik nicht etwan für Weltklugheit, ſon-

dern für Liſt, Schlauheit. Dafür gilt es insonderheit in Hamburg. So oft höre ich mit Verdruß (denn lächeln kann ich nicht zu ſolchen Misgriffen) Leute, die doch glauben gut zu reden von andern ſagen, wenn ſie erzählen, daß ſie von ihnen betrogen oder belogen ſind: Er hatte die Politeſſe, das und das zu ſagen oder zu tuhn; und wenn ſie erzählen wollen, daß ſie ſelbſt ſchlau gehandelt haben: aber ich hatte die Politeſſe. —

Ich habe lange gezweifelt, ob der Ausdruck überſetzbar ſei. Aber mein Freund Ebeling giebt mir den Ausdruck, Lebensart, an, und er hat Recht. Die Gabe, in den mannigfaltigen Vorfällen des Lebens die Art des Betragens zu treffen, durch welche man gefällt und einnimmt, kann ſie eine ſchicklichere Benennung haben, als dieſe, Lebensart? Wir dürfen nur feſtſetzen, daß er uns Deutſchen dafür allein gelten ſolle, dann aber zur Verhütung der Misdeutung die Weiſe, in welcher ein Menſch für ſeine na-

türlichen Bedürfnisse sorgt, und sein Leben zubringt, die auf die Sitten keine Rücksicht hat, in der Analogie mit dem Französischen Ausdruck, maniere de vivre, Art zu leben, oder Lebensweise nennen. Beide Ausdrücke haben wir auch schon, und wenden sie in diesem Verstande an. Dadurch kömmt eine Zweideutigkeit aus der Sprache heraus, die sonst so oft entsteht, wenn wir z. B. von einem Manne sagen: seine Lebensart taugt nicht, ist sehr schlecht, ist seltsam; mit einer solchen Lebensart wird es ihm schlecht ergehen; bei welchen Ausdrücken der uns hörende fragen oder errahten muß, ob wir von Sitten oder von Essen und Trinken sprechen. Auch darin ist der Sprachgebrauch bei denen, die den Unterschied zwischen Manieren und Sitten nur dunkel fühlen, schon feste genug, daß man von dem bloß Höflichen nicht gern sagt: er habe Lebensart, viel Lebensart, eine feine Lebensart.

Wer in diesen Sitten es zur Fertigkeit bringen will, muß beides Kopf und Herz haben. Doch

kömmt es gewiſſermaſſen mehr aufs Herz, als auf den Verſtand an. Der Mann guten Herzens, der Menſchenfreund, dem jeder Menſch in gewiſſer Rückſicht der Bemühung wehrt iſt, ſich ihm angenehm zu machen, wird bei einem mittelmäſſigen Verſtande es beſſer in dieſen Sitten treffen, als der feinſte Kopf, wenn tiefer hinab in der Bruſt ihm kein lauteres Herz ſchlägt. Dem, der beides beſizt, gelingt es gewiß damit, wenn er auf ſein Betragen gehörig Acht hat, und nicht leicht bei irgend einem Vorfall des Lebens im Handeln und Reden ſich glaubt vernachläſſigen zu dürfen. Es iſt eine groſſe praktiſche Wahrheit: Es iſt nichts leichter, als ſich allgemein beliebt zu machen, wenn man nur geſunden Menſchen-Verſtand und ein reines Herz hat.

Aber hier kömmt ein wichtiger Umſtand in Betrachtung: Um dieſe Sitten zu üben, muß man viel mit ſolchen Menſchen umgehen, denen unſer Betragen wirklich Vergnügen machen kann, die

es merken, daß wir nicht blos ihren Beifall gewinnen, sondern ihr Herz für uns einnehmen wollen; mit Einem Wort, daß wir mehr auf sie, als auf uns dabei sehen. Dieß aber hat eigentlich nur in dem Umgange mit Personen Statt, die sich selbst unter uns herab rechnen, und uns Vorzüge des Standes, der Einsichten, oder den so allgemein geltenden Vorzug des Reichthums einräumen. Der Mann, der sich seiner Vorzüge vor mir bewußt ist, wird nicht annehmen, daß ich in meinem Betragen gegen ihn mehr auf ihn, als auf mich sehe. Wenn ich die Kunst seiner Lebensart aufs sorgfältigste gegen ihn übe, so wird er es blos als eine Bemühung ihm zu gefallen und seinen Beifall zur Beförderung meiner Absichten zu gewinnen, auslegen. Ich selbst werde bei dem Eindrucke, den seine Vorzüge auf mich machen, so handeln, als wenn ich nur um meinetwillen seine Zufriedenheit, sein Wolwollen, und, wenns möglich, Liebe, nicht als ob ich ihm selbst durch meinen Umgang Ver-

gnügen zu erwecken ſuchte. Dies iſt vollends unvermeidlich, wenn ich mit einem Manne zu ſchaffen habe, der nach der Weiſe voriger Zeiten in unaufhörlicher Wiederholung der Wörter: Gnade, Untertähnigkeit und dgl. den Beweis zu hören erwartet, wie ſehr ich mich unter ihn herabwürdige.

Man kann daher dieſe Sitten nicht eher zu üben anfangen, als bis man einen gewiſſen Standpunct in der bürgerlichen Geſellſchaft erlangt hat, in welchem, wiewol ohne Stolz, man weiß, was man unter ſeinen Mitmenſchen gelte, und alſo öfter, als es ſonſt ſein kann, mit ſolchen Menſchen zuſammentrift, die etwas dabei fühlen, wenn wir ſie durch unſer Betragen vergnügt zu machen ſuchen. Darin liegt eine Hauptur-ſache, warum dieſe Sitten auch bei Perſonen von reinem Herzen und Verſtande ſo ſelten ſind. Sie zu erlangen wird inſonderheit dem Jüngling ſchweer, der ſeine Jugend in eingeſchränkten Umſtänden zubringen muß, und mit wenig an-

dern Menſchen, als ſolchen umgeht, denen er entſchiedene Vorzüge vor ſich einräumen muß. Wenn er dann nachher zu einem ſolchen Standpunct gelangt, der ihn über einen Teil ſeiner Mitmenſchen hinausrückt, ſo iſt es zu ſpät, ſich in dieſen Sitten eine ſolche Fertigkeit zu erwerben, als er nun noch wünſcht. In dieſer Lage habe ich meine Jugendjahre zugebracht, und könnte viel darüber aus eigner Erfahrung ſagen, wenn ich nicht einen andern Ort dazu ſchon gewählt hätte. Wenn jemand, der mich in einiger Nähe kennt, von mir urteilen ſollte, daß ich ſelbſt in dieſen Sitten, die ich viel früher beobachtet habe, als ich ſie ſelbſt üben konnte, es nicht hoch gebracht habe, ſo wundert es mich nicht; und hier iſt mein Geſtändniß der Urſache davon.

Bei vielen Menſchen dieſer Art wirkt eben dieſe Verſetzung aus eingeſchränkten Umſtänden in eine ſolche Lage, in der ſie den ſie umgebenden Menſchen wichtiger werden, ein falſches Urteil

über ihre Verhältniſſe zu denſelben und über den Standpunkt, welchen ſie nunmehr in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen. Leben Sie den Groſſen der Erde fortdauernd nahe, inſonderheit denen, welche ihnen zu ihrem Glücke verholfen haben, ſo können ſie ſich nicht leicht von denjenigen Manieren und Ausdrücken entwöhnen, unter deren Schutze ſie in frühern Jahren ihr Glück zu erwerben ſtrebten. Daneben lernen ſie ſchwerlich oder gar nimmer gegen andre, die wirklich unter ihnen oder ihnen gleich ſind, den Wehrt gehörig behaupten, der ihnen unter denſelben wirklich zukömmt. Immer bleiben ſie blos höfliche, übertrieben höfliche Menſchen, und wundern ſich ihr Leben durch, wie es ihnen ſo gar nicht gelingt, Achtung bei den wolgemeinten Aeuſſerungen ihrer Tähtigkeit, Liebe und Wolwollen bei aller ihrer Gutmütigkeit zu erlangen. Von ſolchen, welche das Glück ihrer ſpätern Jahre verleitet, ſich deſſelben zu überheben, und ihre Mitmenſchen zu verachten, mag ich nicht

reden. Denn ich ſchreibe nur von ſolchen und für ſolche, welchen ihr Verſtand und das Gefühl ihres Herzens die Kunſt Menſchen zu gewinnen wehrt und ſchäzbar macht; und in ſolche Herzen muß der Hochmuht auch bei dem glänzendſten Glückswechſel nimmer Eingang finden.

Freilich liegt vieles an dieſen Sitten ſelbſt. Ich habe ſo manches Beiſpiel junger Männer unter Augen gehabt, die bei ſehr eingeſchränkten Glücksumſtänden, aber durch die Natur begünſtigt, die ihnen nicht nur Kopf und Herz, ſondern auch eine gefallende Bildung gegeben hatte, ſich ſehr früh Liebe, ja ſelbſt Achtung erwarben. Dadurch gewannen ſie ſehr bald ſo viel, daß man des niedrigen Standpuncts vergaß, in welchen das Glück vorjezt ſie geſtellt hatte, und daß man in ihren Sitten manches für wahre Lebensart oder Politeſſe aufnahm, was man, unter eben denſelben Ausdrücken und mit den conventionellen Geberden begleitet, bei andern für bloſſe Aeuſſerungen der Höflichkeit und der ſchuldigen

aus dem Erkenntnis fremder Vorzüge entſpringenden Ergebenheit annahm. Dieß geht durch das ganze ſpätere Leben fort. Der Mann von wahrer Lebensart, der feine Mann, welcher in dieſen Herzengewinnenden Sitten Meiſter iſt, mag ſtehen, auf welcher Stuffe des Glücks oder der Ehre es auch ſein mag, wenn ſie nur nicht gar zu niedrig iſt. Durch dieſe Sitten allein wird er einen beſondern Standpunct in der menſchlichen Geſellſchaft gewinnen, bei welchem man es ganz vergißt, auf jene ihm vom Glück angewieſene Stuffe zu ſehen. Jedermann wird in ſeinem Betragen eben ſo gut, als bei den Größten der Erde, Manieren und Sitten unterſcheiden, und nichts für bloſſe Höflichkeit nehmen, was er in dem Vorſaz das Herz anderer zu gewinnen redet und tuht.

Merke dir dieß, guter Jüngling! der du wahre Kraft beides in deinem Verſtande und in deinem Herzen fühlſt. Laß dich nicht ſo, wie ich, in denen Jahren, wenn deine Sitten ſich ausbil-

den ſollen, durch zu öftere Erinnerung an deine eingeſchränkten Glücks-Umſtände niederſchlagen. Beachte dieſe Sitten an Männern, die ihr Verdienſt mehr, als das Glück, über dich bereits hinausgeſezt hat. Mache ſie dir eigen, ſo gut du kannſt, und ſo gut es ſich für deine Lage ſchickt. Du wirſt bald einzelne finden, die alles Stolzes, der ihnen ſonſt aus dem Bewußtſein ihrer Vorzüge enſtehen mögte, gegen dich vergeſſen. Du wirſt andre finden, die deinen Umgang nicht bloß ſich gefallen laſſen, ſondern ihn ſich zu einiger Ehre rechnen. Da kannſt du ſchon mit gutem Erfolge dieſe Sitten üben. Aber vor zwei Dingen hüte dich: Dränge dich an niemanden an, und ſage niemanden etwas angenehmes, wenn dein Herz nicht damit einſtimmt.

Freilich hat es der Jüngling weit leichter, den ein angebohrner Rang, oder der doch auch ſo ſehr als Vorzug geltende Reichthum ſchon früh in eine ſolche Lage ſezt, daß er bei vielen Menſchen, mit welchen er zuſammentrift, annehmen kann,

daß er eine gewisse Wichtigkeit in ihren Augen habe, und daß folglich sein Betragen und seine Sitten auf ihr Herz wirken. Aber eben hier ist eine gefährliche Klippe für solche junge Herzen. Sie werden oft zu früh und zu weit in die Voraussetzung geleitet, daß sie andern Menschen wichtig vorkommen müssen. Sie treffen aber oft mit Personen zusammen, die auch ihre grossen Vorzüge vor ihnen, wenn gleich Vorzüge anderer Art, haben. Sie sollten mit Höflichkeit anfangen, geben aber ihrem Betragen eine Wendung, die zu klar als eine Herablassung erscheint, und dem, der keine Herablassung von ihnen verlangt oder erwartet, anstössig wird. Durch solche Vorfälle, wenn sie oft kommen, werden sie irre in ihrem Betragen, und gewinnen nie das Natürliche, Gefallende und Einnehmende, was ihnen so leichte werden müßte, weil sie so früh und so oft es zu üben Gelegenheit haben.

Ich schreibe nicht hier für die Pädagogik. Sonst wäre hier der Ort zu zeigen, wie in diesem Umstande eine Haupturſache liege, warum es für die Grossen der Welt, insonderheit für

vornehme Frauenzimmer, so schwer mit diesen Sitten hält. Aber Eins will ich doch als eine Hauptursache anführen: Personen von hohem Range und Stande bedürfen es nicht, so ängstlich über ihr Verhältnis zu denjenigen Personen zu sein, mit denen sie sich unterhalten, wenn sie nur sich die Fähigkeit und Fertigkeit eigen machen, natürlich über eine jede Sache zu reden. Um es ohne Verlegenheit tuhn zu können, müssen sie freilich nicht ganz ohne Kenntnisse sein, und die Fähigkeit haben, eine jede Sache ohne Schwierigkeit von der rechten Seite anzusehen. Aber ohne den gesunden Verstand, welcher dazu hinreicht, wird ein Fürst so wenig wie ein Bürger, diese Sitten erlangen. Alle die Fürsten, welche uns die Geschichte als so liebenswürdig darstellet, alle die Anekdoten, in deren Erzählung sie der Nachwelt noch immer so sehr gefallen, zeigten diese Gabe des leichten natürlichen Umganges. Haben sie diese, so haben sie es unendlich weniger, als andere Menschen, nötig, ihre Verhältnisse zu denen, mit welchen sie sich unterhalten, zu überlegen und abzumessen.

Denn überhaupt befinden ſie ſich doch in dem Verhältniſſe des Höhern zu dem Niedrigern. Den Abſtand genau abzumeſſen, iſt für ſie überflüſſig. Der gröſſere Mann macht aber gewiß jeden geringern völlig mit ſich zufrieden, wenn er ſo mit ihm redet, wie es die Sache mit ſich bringt. Herablaſſung liegt nicht darin, vielweniger eine dem groſſen Mann unanſtändige Vertraulichkeit. Aber der geringere nimmt ſchon das für Herablaſſung, daß jener mit ihm ſo redet, wie es die Sache mit ſich bringt, kurz, daß er die menſchliche Sprache dazu braucht, wozu ſie gut iſt. Es wird ſein Herz mehr rühren, als wenn der groſſe Mann die Ausdrücke ängſtlich einſchiebt, wodurch er ihn merken läßt, daß er mit Gnade und mit Herablaſſung zu ihm rede. Der groſſe Mann kann ſich auch deswegen die Gabe der leichten Unterhaltung mit mindrer Schwierigkeit eigen machen, weil er faſt immer ohne Leidenſchaft reden kann, auch nie mit der Abſicht, ſich wichtig zu machen, reden darf. Zwei Veran-

lassungen, die den guten Ton der Unterhaltung bei andern Personen so oft stören!

Dies hat ebenfalls noch in dem Umgange unter Personen Statt, zwischen welchen der Abstand nicht so sehr groß ist. Der Vornehmere gewinnt sicher das Herz des Geringeren in diesem Wege, ohne im übrigen sein Betragen sehr studiren zu dürfen. Aber je mehr man sich der Gleichheit nähert, oder wenn man mit Personen umgeht, die denen Vorzügen, welche auf unserer Seite entscheiden, andere Vorzüge entgegen setzen, die auch sie uns wichtig machen können, desto mehr Ueberlegung gehört dazu, durch unser Betragen sie einzunehmen.

Moncrif sagt in seiner Art de plaire, es sei eine grosse und seltene Kunst, die Kunst gut zu hören; und er hat Recht. Sie will insonderheit in dem Umgange mit Personen geübt sein, die sich uns gleich achten, oder über die wir uns wenigstens nicht hinaussetzen kön-

nen. Der Mann, mit welchem wir uns unterhalten, will nicht nur gehört sein, sondern er wird auch sehr die Art beachten, mit welcher wir ihn hören. Glaubt er uns durch seine Reden zu unterhalten, so muß er es merken, daß wir sie für Unterhaltung nehmen. Glaubt er uns zu belehren, so muß er in den Glauben gesetzt werden, daß wir seine Belehrung nicht verschmähen. Bemerkt er ein anders, so wird er zwar nur beschämt werden. Aber beschämen! wer wird das thun wollen, der nur einigen Anspruch auf die Kunst zu gefallen und auf Lebensart und Sitten macht? Der Beschämte ist gewiß nahe daran, erbittert zu werden; und ich rede hier von Sitten, welche die Erregung von Liebe und Wohlwollen zum Zwecke haben.

Je höher der Standpunct einer Person ist, desto mehr muß sie sich vor allem dem hüten, was auf Beschämung andrer abzielt, oder sie zufällig veranlassen kann. Sie erniedriget ihre Würde dadurch, und handelt ihrem hohen Range

unanſtändig. Ludwig der XIV. der die Würde und den Ernſt eines Regenten ſo ſehr zu behaupten wußte, und von dieſer Seite am größten erſcheint, da ihm die Gabe eines leichten Umganges wirklich fehlte, ſagte faſt niemals jemandem etwas hartes und beſchämendes. Dieß beſtättigt auch St. Simon (S. 29 des deutſchen Auszuges von deſſen Memoiren.) "Nie, ſagt er, entfuhr es ihm, jemandem Unannehmlichkeiten zu ſagen; und wenn er etwas zu mißbilligen, oder zu beſſern hatte, welches höchſtſelten geſchah, ſo that er es immer mit einem ſtärkern oder ſchwächern Anſchein von Güte, faſt nie mit Trockenheit, ſelten mit Unwillen." Doch iſt es ihm Einmal und vielleicht nur dieß Eine Mal entfahren, etwas ſehr hartes einem gewiſſermaſſen ſchuldloſen Manne zu ſagen. Ein alter Officier befand ſich in dem königlichen Vorzimmer. Der König gieng durch, und der Officier drehte ſich ſo unglücklich, daß die Spitze ſeines Degens, die durch die alte Scheide nicht

wol gedeckt war, dem König das Bein leicht verwundete. Je crois, ſagte er, que je ſuis le prémier, à qui votre epée ait fait du mal. Selbſt das Gefühl des Schmerzens machte dieſen bitter beſchämenden Verweis des zufällig verwundeten Königs unverzeihlich.

Friedrich der Groſſe, mit ganz anderm Rechte der Groſſe, als Ludwig XIV., war doch in dieſem Stück kleiner. Denn er beſchämte, [illegible] er erbitterte oft in ſeinen Reden, und mit [illegible] erer Ueberlegung auch ſchriftlich.

Aber [illegible] swegen iſt die Gabe gut zu hören eine wi[illegible] Gabe für alle Groſſe der Welt. Allen [illegible] welche ſich ihnen nähern, iſt ihre Aufm[illegible] auf das, was ſie ihnen zu ſagen haben, äuſſerſt wichtig, und der erſte Eindruck, wenn ſie dieſe fehlen ſehen, iſt empfindliche Beſchämung. Ein Fürſt, der Liebe erwecken will, muß ſich mehr Geduld im Anhören gebieten, und ſelbſt gegen manchen Schwätzer nachſichtiger ſein, als faſt jeder andre. Bei einem Spatziergange auf

der Höhe zwiſchen Hamburg und Altona traf ich den nun verewigten Herzog von Meklenburg, bei deſſen leztem Aufenthalt in Hamburg, der ſchönen Ausſicht der Elbe genieſſend an, auf welcher groſſe Seeſchiffe hinabſegelten. Ein Seefahrer ſtand neben deſſen Phaeton. Der Herzog mogte dem Mann eine Frage über dieſe Schiffe gethan haben. Nun aber hatte dieſer ſo vieles zu ſagen und zu erklären, daß dem Herzog freilich die Zeit ſehr lang werden mogte. Er kehrte ſich nicht an das Abnehmen des Huts und den Abſchiedsgruß des Herzogs, ſondern legte die Hand an den Wagen, als wenn er ihn feſthalten wollte, ſprach immer fort, bis er ſelbſt es ſatt haben mogte, und endigte mit der Bitte, der Herzog mögte doch auch an de leven Sienigen grüſſen. So wie der Herzog fort fuhr, wandte er ſich mit einem frölichen Geſicht zu uns Umſtehenden. Dat is mal een Herzog, ſagte er, da man noch en Wort mit ſnacken kann. Ich mögte dem menſchenfreundlichen

Fürsten, dem ich damals noch nicht das Glück hatte bekannt zu sein, dieß erzählt haben. Er würde sich für seine Geduld, die ihm gewiß etwas kostete, sehr belohnt gefühlt haben.

Witz ist eine für den Umgang sehr wichtige Gabe. Aber sie ist in Absicht auf Lebensart und feine Sitten so bedenklich, daß ich behaupten mögte, der Mann bringe es gewiß höher in der ächten Kunst zu gefallen, der nie im Umgange Witz gegen andre äussert, als der denselben überflüssig hat, und ihn gern zeigt. Qui sait rire, ne se sait pas estimer, sagt, ich weiß nicht mehr, welcher Französische Schriftsteller mit grossem Grunde. Der Witz muß wenigstens niemals persönlich werden, und, wenn er es wird, muß er es nur in der Veranlassung werden, einem andern etwas angenehmes und verbindliches zu sagen. Dann aber ist der vortheilhafte Eindruck davon desto grösser.

Wenigstens muß der Mann, der sich bewußt ist, daß es ihm an Wiz nicht fehle, in dem Ge-

brauch desselben äusserst behutsam sein, wenn es ihm mehr darum zu thun ist, geliebt und geachtet zu werden, als Gelegenheit zum Reden geben, und andere von sich erzählen zu machen, daß er diesen oder jenen lustigen Einfall gehabt, und selbst, daß er den treffendsten Witz angebracht habe. Schön ist es, mit dem Finger auf sich zeigen lassen, und von sich sagen hören: das ist der Mann! *) Dies Vergnügen, diesen Lohn hatte Demosthenes von einem alten Weibe zu Athen für seine Reden, durch welche er der Revolution, die Philipp von Macedonien dem ganzen Griechenland drohte, wiewol vergebens, entgegen zu wirken suchte. Von Euch, meine lieben Leser! mögten wol wenige sein, die Revolutionen zu erregen oder sie zu hindern Anlaß hätten; wenn es gleich itzt grade die Zeit der Revolutionen zu sein scheint. Aber es giebt doch auch für Euch

*) At pulchrum est digito monstrari et dicier:
Hic est.
Horat.

zwei Wege, es dahin zu bringen, daß man in guter Meinung mit Fingern auf Euch zeigt. Der eine ist, wann Ihr gut, rechtschaffen, wolthätig und gemeinnützig seid; und Euch durch Sitten bekannt und beliebt macht, die mit diesen guten Empfindungen Eures Herzens zusammenstimmen. Der andere ist, wenn Ihr Eurem Witz, wenn Ihr dessen genug habt, den Zügel schiessen laßt, und andere, nicht etwan auf Unkosten eines dritten (denn wenn Ihr so denkt, habe ich Euch nichts zu sagen,) sondern selbst auf eine unschuldige Weise lachen und von Euch reden macht. Wählt zwischen beiden, wie Ihr glaubt das eine oder das andere besser zu sein.

Höflichkeit macht dem, der blos sie im Umgange übt, kein wahres Vergnügen. Man kann sich, auch wenn man sie mit der größten Aengstlichkeit übt, eigentlich nicht mehr Wirkung davon versprechen, als daß man nicht missfallen habe. Herzen gewinnt man nie durch blosse Höflichkeit. Ich will von der Person, der ich Wolwollen

und Liebe zuwenden soll, mehr wissen, als daß sie eine Fertigkeit in der Aeusserung dieser Volksüblichen Manieren habe. Ich will überzeugt sein, daß es auch ihr darum zu tuhn sei, mich mit ihr zufrieden zu machen. Ich muß dieß in ihrem Betragen, in ihren Aeusserungen über die Gegenstände meiner Unterhaltung mit ihr erkennen, und sehen, daß ihr Herz auf dieselben mit einwirke. Wie sehr sind doch die Grossen dieser Welt deswegen zu beneiden, daß sie sich in ihrem Umgange mit Menschen fast immer in dem Falle befinden, dieß äussern zu können, weil sie mit wenig andern Personen, als solchen umgehen, die dieß von ihnen wünschen, und nichts von dem unbemerkt lassen, was sie in dieser guten Absicht tuhn! Wie leicht muß es ihnen eben deswegen werden, diese Sitten zu der größten Fertigkeit zu bringen!

Aber auch dem Geschäftsmann geringern Ranges sind diese Sitten leicht und vorteilhaft. Leicht fallen sie ihm, wenn ihn sein Herz dazu treibt,

und sein Verstand ihn leitet, weil er als Geschäftsmann vielen solchen Personen wichtig wird, welche sonst nach den übrigen bürgerlichen Verhältnissen, worin sie gegen ihn stehen, nicht geneigt sein mögten, ihm erhebliche Vorzüge vor sich einzuräumen. Er hat also vorzüglich oft Gelegenheit, sie zu üben. Auch das erleichtert ihm die Sache, daß er in seinen Unterhaltungen nach Gegenständen und Inhalt nicht suchen darf. Er darf nur über seine Geschäfte natürlich reden, und die Ausdrücke, welche von seiner Fähigkeit und seinem guten Herzen zeugen, werden, wenn er beide besitzt, ihm ungesucht zufliessen. Vorteilhaft werden ihm diese Sitten, weil gewiß einem jeden seine Geschäfte besser gelingen, der jede vorkommende Gelegenheit zu benutzen weiß, um sich das Wolwollen und die Liebe andrer zu erwerben. Aber desto trauriger und widerlicher ist es, einen Mann in hohem Rang oder in vielen Geschäften zu sehen, welcher diese Sitten nicht hat, und keinen Trieb sie sich eigen zu machen fühlt. Trau-

rig mag es für einen ſolchen Mann ſelbſt ſein. Denn der Gegenſtand und die einwirkenden Werkzeuge groſſer Geſchäfte ſind doch Menſchen; und wie unangenehm und läſtig müſſen nicht dem die Geſchäfte werden, der die Menſchen überhaupt nicht liebt, und dem es nicht der Mühe wehrt iſt, die Liebe und das Wolwollen derjengen Menſchen, mit denen er zu ſchaffen hat, zu erwerben! Traurig aber iſt es auch für diejenigen, welche ſich einem ſolchen Geſchäftsman nähern, aber befürchten müſſen, auf ſeine Launen, Leidenſchaften oder vorgefaßte Meinungen zu ſtoſſen, und ihre eigne Tähtigkeit und gute Abſichten übel aufgenommen zu ſehen. Blos dadurch muß manches Geſchäfte ſtocken, weil diejenigen, welche in daſſelbe einwirken müſſen, ängſtlich nur darauf ſehen werden, dem Manne, der keine Menſchen liebt, und keines Menſchen Liebe ſich wehrt ſein läßt, nicht verantwortlich zu werden. Diejenigen aber, die in daſſelde einwirken könnten, ohne dazu ver-

pflichtet zu sein, werden lieber ferne von dem Manne bleiben, dessen Umgang, auch selbst in Geschäften, schon bedenklich ist.

Wir haben noch einen Ausdruck, Welt oder Weltgebrauch, wenn wir von Sitten eines Mannes reden, der sich in der Bekanntschaft mit der grossen Welt ausgebildet hat. Machen denn diese etwa eine dritte Classe von Sitten aus? Oder, wenn das nicht ist, gehören sie zu den Manieren, oder zu den Sitten? Zu jenen gehören sie, wenn sie blos ein Werk und Geschäfte des Verstandes sind; zu diesen, wenn das Herz mit einwirkt. Ich will mich näher erklären. Die Benennung selbst zeigt nichts mehr an, als eine Fertigkeit in der Nachahmung volksüblicher Sitten, und zwar derjenigen, die unter den bessern Volksclassen insonderheit üblich sind, die man unter der Benennung: Welt, grosse Welt versteht. Ohne ein grosses Maas des Verstandes, erwirbt sich diese niemand. Durch sie allein wird ein jeder gefallen, und ein vorteilhaftes Urteil

von ſich erwecken. Aber es ſind doch immer nur Manieren, Arten zu handeln und zu reden, die auf das Herz andrer nicht wirken, wenn das Herz des handelnden ſich nicht darin zeigt. Wenn dies aber mitwirkt, dann werden es Sitten, wahre Lebensart oder Politeſſe. Dann gelingt es auch dem Mann, der Weltgebrauch hat, unendlich leichter darin, als dem, welchem dieſer fehlt. Er wird auf denen Wegen, wo er den Weltgebrauch lernte, auch Welt- und Menſchenkenntniß erlangt haben, und beſſer als andre wiſſen, wie Menſchen zu gewinnen ſind. Er wird die ſeinen Manieren ſeines Weltgebrauchs zu benutzen wiſſen, um ſein Betragen äuſſerlich noch angenehmer zu machen. Er wird ſeinen Worten und Handlungen eine Wendung zu geben wiſſen, die derjenige nicht trift, der nur immer geradezu, wenn gleich mit dem beſten Herzen, handelt. Weltklugheit wird bei ihm das vollenden, was der gerade, lautere, blos auf ſeine guten Abſichten und Menſchenfreundlichkeit ſich verlaſſende Mann nicht allerdings er-

reichen kann. Er wird ſich in mancher Schwierigkeit beſſer zu helfen wiſſen, wo dieſer verlegen ſein mögte, wie er ſeinen Charakter behaupten, und nicht entweder zu ſchwach oder zu lebhaft handeln möge.

Indeſſen iſt die Verbindung dieſer drei den menſchlichen Umgang zierenden Fertigkeiten ſo enge, daß die eine der andern ohn Unterlaß zu Hülfe kommen muß. Es iſt leicht, in jedem Falle zu ſagen: das war unhöflich; das wider den Weltgebrauch; das wider die gute Lebensart, als in dem Betragen eines Mannes, der ſie alle in hohem Maaſſe beſitzt, anzugeben, was bei ihm bloſſe Höflichkeit, oder Weltgebrauch oder Lebensart ſei. Oft liegt in einer bloſſen Manier, unter den rechten Umſtänden angewandt, eine Herzen gewinnende Politeſſe.

Unter meinen Leſern werden wenige ſein, die nicht ein Gemälde des groſſen Königs geſehen haben, vielleicht es ſelbſt beſitzen, auf welchem er in der ihm ſo gewöhnlichen Stellung abgebil-

det iſt, wie er, den Hut neben dem Kopfe haltend, zu jedem Menſchen, der ſich an ihn wandte, zu reden gewohnt war. Ich werde fragen dürfen: deutete dieſe Stellung auf Höflichkeit? War ſie Befolgung des Weltgebrauchs? Oder ſollen wir ſie für Ausdruck der Lebensart oder Politeſſe nehmen? Man kann jedes von dieſen dreien dabei denken. Man kann ſagen: Es war Herzengewinnende Herablaſſung des groſſen Königs. Wer unter uns macht ſich ein Bedenken daraus, den Hut wieder aufzuſetzen, wenn wir mit Menſchen reden, die es wiſſen können, oder erkennen müſſen, daß ſie unter uns ſind, nachdem wir ihre erſte Begrüſſung durch Abziehen des Huts erwiedert haben? Man kann auch ſagen: Es war Weltgebrauch, mit welchem der groſſe König bekannt genug war. Denn ſelbſt in dieſer Stellung verblieb doch noch immer ein Zeichen des Abſtandes zwiſchen ihm und den mit ihm redenden, deren gewiß keiner den Hut ſo hoch neben dem Kopfe, als der König, ſondern ſo

tief als möglich neben den Knieen gehalten hat. Ich aber sage kühnlich, und der Zustimmung vieler meiner Leser gewiß: Es war nichts mehr als Höflichkeit, bloße Manier, die der große König erwählt hatte, nicht mehr und nicht weniger, als das geschwinde Hutabziehen, mit welchem er jeden am Wege stehenden, und so auch mich zweimal, da ich ihn gesehen, begrüßte. So den Hut neben dem Kopfe haltend, hat er manchem Menschen gewiß viel Verbindliches, aber auch andern viel Unangenehmes gesagt, nachdem es die Umstände und auch wol zuweilen seine Laune ihm angaben. Daneben war es aber auch die beste Stellung, die er wählen konnte, um langweilige Schwätzer von sich abzuhalten, da er es Einmal zur Regel gemacht hatte, einen jeden wenigstens eine Weile anzuhören, der sich an ihn drängte. Mit bedecktem Haupte stehend, mögte er an viele gerathen sein, die nun gedacht hätten: der König hat nun so viel Zeit zu hören, als ich, zu reden. Aber da er den Hut so nahe

neben dem Kopfe hielte; so war dies so viel, als wenn er deutlich gesagt hätte: Ich mögte ihn gerne bald wieder aufsetzen; und da ihr nun einmal wißt, daß ich das nicht thue, so lange ich mit euch spreche, so macht des Sprechens bald ein Ende. Wer denn dies nicht verstand, dem sagte er bald das lezte Wort, nach welchem er seinen Hut wieder aufsetzen und von ihm scheiden konnte.

Ludwig XIV. hatte diese Manier der Höflichkeit noch viel mehr studirt, als Friedrich, und nach dem Geschlecht und dem Range derer Personen, die ihm vorkamen, abgemessen. St. Simon giebt (S. 29 des deutschen Auszugs) die Stuffen sehr pünctlich an, welche er im Abnehmen und Halten des Huts, auch in den Manieren der Begrüssung beobachtete. Auf eben der Seite heißt es: Nie hat es einen Mann gegeben, der von Natur so höflich und zwar von einer so abgemessenen stuffenweisen Höflichkeit war. Ganz recht! denn für mehr

als Höflichkeit kann es nicht gelten; wiewol ich nicht weiß, ob das Original nicht vielleicht es politesse nennt.

Oft bleibt die aufs weiteste getriebene durch einigen Weltgebrauch erlernte Höflichkeit fern von guter Lebensart, oder wird wol gar zur Impolitesse. Es giebt Menschen, die von Manier zu Manier, von einem Complimgent zum andern übergehen, und es doch immer so schlecht treffen, wie jener Posthalter, bei dem sein Landesherr unerwartet abtrat, und ihn im Schlafrock antraf. Der Posthalter taht sehr beschämt darüber, sich von seinem Landesherrn in dieser Kleidung überrascht zu sehen. Der Fürst mogte sagen, was er wollte, so entfernte er sich, und erschien nach einiger Weile wieder — — in einem seidenen Schlafrock. Es sind wirklich viele Menschen, die sich recht sehr bestreben, so höflich zu sein, als möglich. Aber sie wechseln in ihren Höflichkeitsbezeugungen, wie der Posthalter mit seinen Schlafröcken, ab, nnd treffen es so selten

recht, handeln so selten den Verhältnissen gemäß, in welchen sie sich befinden. König Georg I. hatte einem durch Erbschaft reich gewordenen Apotheker den Titel eines Hanöverischen Residenten in einer Deutschen Reichsstadt auf dessen untertähnigstes Ansuchen erteilt. Dieser machte sich auf den Weg nach Hanover, um sich für die hohe Gnade demühtigst zu bedanken. Nun ward er dem Könige in dem Garten zu Herrenhausen vorgestellt, der wegen der heissen Luft den Hut in der Hand hielt. Der neue Resident verschluckte sein schon angefangenes Compliment, um Se. Majestät unterthänigst zu bitten, sich doch vorher zu bedecken. Der König sagte ihm lächelnd, er mögte es doch nur gut sein lassen. Aber dieser bat bis zum Ungestüm ebendasselbe, erklärte auch, daß es ihm unmöglich fiele zu reden, so lange er Se. Mojestät mit unbedecktem Haupte sähe. Wollte denn der König seines Herrn Residenten Compliment haben, so mußte er vorher seinen Willen tuhn.

Und eben mit dieſer Bitte ſich zu bedecken, wird es unter Leuten, die von einander nur wenig abſtehen, ſo oft verſehen. Was iſt unbedeutender in unſern Manieren, als die Begrüſſung mit Abnehmung des Huts? Aber, wenn ein Mann, der ſich mir einigermaſſen gleich achten kann, mir, ohne vorgängige Bekanntſchaft, dieſe kleine Höflichkeit erweiſet, da muß ſie mir wichtig werden. Sie iſt ein Beweis ſeiner für mich zunehmenden Achtung, und ſeiner auf mich gerichteten Aufmerkſamkeit. Ich bin ihm den Beweis ſchuldig, daß ich mir dieſe Achtung und Aufmerkſamkeit angenehm ſein laſſe. Dieſe gebe ich ihm noch nicht, wenn ich ſein Compliment jedesmal erwiedere, und mit mehreren Scharrfüſſen begleite. Will ich den Mann mit mir zufrieden machen, ſo muß ich ihn bemerken, wo er mir begegnet, ihm zuvorzukommen ſuchen, und ihm zeigen, daß auch er meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Noch beſſer aber, wenn ich die erſte ſich mir darbietende Gelegenheit ergreife, um mit dieſem

Mann zu einer, wenn gleich noch so gleichgültigen, Unterredung zu gelangen, und an das bisherige Hut-Commerz eine persönliche Bekanntschaft zu knüpfen. Dann wird auch das gleichgültigste, was ich sagen mag, dem Mann angenehmer, als ein Schwall von Complimenten, fein. Denn es ist Sitte, Lebensart, und nicht mehr leere Höflichkeit.

Sarpedon hat eine grosse Gesellschaft bei sich. Ein wolgekleideter Mann kömmt, mit ihm zu reden. Ein Bedienter des Hauses hält ihn für eingeladen, und führt ihn in den Saal, wo die Gesellschaft versammelt und ins Spiel tief verwickelt ist. Die Angelegenheit ist kurz, und in einem Winkel des Saales bald abgesprochen. Der Fremde empfielt sich. Sarpedon begleitet ihn mit vielen Scharrfüssen bis fast zum Zimmer hinaus. Doch jezt glaubt er ein Ehrenwort ihm sagen zu müssen, daß er den Abend bei ihm zubringen möge. Der Fremde hat Weltgebrauch genug, um es nicht sogleich anzunehmen. Ich

fürchte, sagt er, beschwerlich zu fallen; und dann — — dann habe ich doch auch noch ein Geschäfte zu Hause verlassen. Sarpedon merkt wol, daß eine wiederholte Bitte ganz willkommmen sein werde. Aber er weicht aus, in Furcht vor der Verlegenheit, wenn der Mann nicht spielt, ihm Unterhaltung, oder, wenn er spielt, ihm noch eine Partie zu verschaffen. Das ist mir ja recht leid, sagt er, daß wir der Ehre, Sie zu sehen, dießmal nicht länger geniessen sollen. Wenn Sie ein andermal mich besuchen, da will ich bitten, sich vorher so ganz von Geschäften frei zu machen, daß ich ja nicht wieder eine so unangenehme Fehlbitte tuhe. Nun begleitet er ihn wit unzählbaren Scharrfüssen und unter einem Schwall von Complimenten bis an die unterste Stuffe seiner Haustreppe, so sehr auch der Fremde ihn bittet, sich doch nicht so lange von der Gesellschaft zu entfernen. Drei Scharrfüsse folgen noch auf die Gasse nach; auch Handküsse werden dem Fremden nachgeworfen, der nun freilich nicht anders

ſagen kann, als Sarpedon ſei ſehr höflich gegen ihn geweſen.

Eben dieß begegnet Ariſt mit einem jungen Manne von guter Erziehung und Anlage, der die ihm noch fehlende Ausbildung durch eine eben angefangene Reiſe zu erlangen ſucht, aber doch zu ſehr fühlt, daß er nicht wol in einer Geſellſchaft bleiben könne, zu der er nicht eingeladen war. Ariſt thut ihm eine freundſchaftliche Gewalt an, ehe er einwilligt zu bleiben. Aber der junge Mann iſt verlegen. Denn er kennt niemanden in der Geſellſchaft, und ihn kennt niemand. Schon iſt das Spiel angeordnet; Ariſt aber wehrt ab, daß man ſich noch nicht ſetze, um eine Viertelſtunde zu gewinnen, in der er den jungen Mann einem jeden bekannt macht, und mit einzelnen in kurze Unterredung bringt. Nach einiger Ueberlegung gelingt es ihm, ihn zu einem Spiel zu bringen, das er mäſſig zu verſtehen verſichert, und wobei er nicht Gefahr läuft, viel zu verlieren. Da man ſich zu Tiſche ſetzt, hat

ſich Ariſt ſehr wol gemerkt, welche Perſonen die meiſte und gefälligſte Aufmerkſamkeit auf den jungen Mann gewandt haben. Dieſe giebt er ihm zu ſeinen nächſten Nachbarn, ſetzt aber ſich ſelbſt ihm ſo nahe, daß er ihn immer beachten, und, wenn die Unterhaltung ſtocken will, etwas in dieſelbe hineinbringen kann, woran der junge Mann nach denen Kenntniſſen, die er bei ihm wahrnimmt, und nach ſeiner bisherigen Lage und Aufenthalt Anteil nehmen kann. Nicht wahr? Ariſt iſt doch auch ſehr höflich?

Der ganze Inhalt dieſer kleinen Abhandlung hat mich zu oft an einen Mann erinnert, den Hamburg Jahre durch als ein Muſter dieſer feinen, liebenswürdigen, Herzengewinnenden Sitten kannte, als daß ich mir verbieten könnte, ſein Andenken zu erneuern. Ich tuhe dies mit ſo viel mehrerem Muhte, je weniger man Schmeichelei in dem Lobe eines bereits vor dreiſſig Jahren erlos aus der Welt gegangenen Mannes annehmen wird, und auf je mehr Zeugen ich doch noch

jezt rechnen kann, die noch immer die Wahrheit der Schilderung bestättigen können, welche ich von ihm machen werde. Auch findet sein Name sich so oft in den Gedichten seines Freundes Hagedorn. Genug also zur Verewigung dieses Mannes, und mehr als ich dazu beitragen werde! aber nicht genug, um zu wissen: wodurch der Mann selbst eigentlich groß, oder besser, warum er so sehr geliebt war.

Dieser Mann war Peter Carpser, Wundarzt, und, weil er nichts mehr sein wollte, und gewisser Ursachen halber dies auch bleiben muste, Barbieramtsmeister in Hamburg. Beides war sein Vater gewesen und er hatte sich daher früh für die Wundarzenei bestimmt, für welche die hohe Schule damals in Frankreich fast allein zu suchen war. Ob er die seinen Sitten, welche ihn so sehr empfehlen, schon dorthin mitgenommen, oder ob er sie da erst erworben oder wenigstens ausgebildet habe, weiß ich nicht. Denn ich habe ihn in seinem mittlern Alter zuerst gesehen, da ich noch ein Kind war.

Aber diejenigen französischen Sitten waren es nicht, welche durch Nachahmung anzunehmen so mancher Geck damals mehr als jezt nach Frankreich reisete, und dieß zum ersten ja einzigen Zweck seiner Reise machte. Doch würde ihm bloße Nachahmung nicht den Verstand, nicht das Herz, nicht den vortreflich gebildeten Körper, nicht die redenden Gesichtszüge gegeben haben, welche seinen Geist in der glücklichsten Physionomie darstellten.

Sein erster Eintritt in die Gesellschaft, seine erste Einleitung einer jeden Unterredung, kurz das, was die Franzosen Abord nennen, war unnachahmlich schön, die empfehlendste Mischung von Würde und Bescheidenheit. Sehr gewiß befindet sich noch in einer gewissen adelichen Familie ein Gemälde, ein Familien Stück, auf welchem Carpser in dieser schönen Stellung, wie er als der vorzüglichste Hausfreund zu dieser Familie ins Zimmer tritt, abgebildet ist.

Sein Verstand half ihn die Kunst, durch die er tausenden nüzlich ward, in einer Vollkommen-

heit lernen, und ausüben, welche man damals bei wenigen Wundärzten Deutschlandes kannte. Es war vielleicht kein Tag in der zweiten Hälfte seines Lebens, an welchem nicht wenigstens einzelne weit hergereiste Fremde sich in Hamburg befunden hätten, die seine Hülfe suchten. Er soderte nie Lohn für solche Dienste, ward von manchen schlecht belohnt, von den meisten aber desto reichlicher, deren dann keiner von ihm schied, ohne sein warmer Freund geworden zu sein. Dadurch mehrten sich seine freundschaftlichen Verbindungen in und ausser Hamburg so sehr, daß man mit Carpsers Empfehlung, in deren Ertheilung er jedoch sehr gewissenhaft und behutsam war, sehr weit gelangen konnte. Er selbst hätte jeden Schritt zu höherem Range und Glücke, welchen er nur wünschte, thun können. Zwar hatte er nicht förmlich studiert. Aber seine Belesenheit war, auch ausser dem Fache der Arzeneikunde, äusserst ausgebreitet. Sein Ausdruk war denen mancherlei Sachen vollkommen angemessen, von welchen er redete. Sein Wiz

war äuſſerſt gefallend und von der ſanfteſten Art. Der kleinſte und leichteſte Schritt für ihn wäre der zu der Doctorwürde in der Arzneykunſt geweſen. Aber er behielt ſein angeerbtes Barbieramt bei, weil damals mehr, als jezt, jeder Wundarzt in Hamburg ein ſolches haben mußte, falls er nicht Doctor war, wenn er ſeine Kuuſt ohne Störung ausüben wollte. Er verließ alſo dieſen vom Glük ihn angewieſenen Standpunkt in der bürgerlichen Geſellſchaft niemals. Nur ſo viel that er, daß er ſelbſt in einem beſondern mäſſigen Hauſe wohnte, und ſeiner Mutter, ſo lange dieſe lebte, nach deren Tode aber anderen Leuten die Barbier-Stube und deren Vortheile überließ. Aber in einen deſto höhern Standpunct ſezte er ſich ſelbſt in der feinen Welt durch ſeine Sitten.

Nie war ein Mann in allen guten Geſellſchaften allerlei Standes in Hamburg ſo ſehr geſucht, als er; aber, was weit mehr als dieſes war, iſt, daß er jedermann zu ſeiner Gaſtfreundſchaft ſich drängen ſah, welcher er Einen Mittag und für

kleinere Gesellschaft einen zweiten in jeder Woche widmete. In diesem frölichen durch einen grossen Teil Deutschlands damals bekannten Cirkel trafen Fremde und Einheimische und Männer hohen Standes und Ranges mit solchen zusammen, deren Nahmen gar kein Titel, wol aber bekanntes oder bald in diesem Zirkel geäussertes Verdienst des hellen Verstandes, der Gelehrsamkeit, des Witzes, der Welt- und Menschenkenntnis, oder der guten Denkungsart empfahl.

Den Grossen der Welt ist es leicht, gute oder durch irgend ein Talent sich empfehlende Menschen ohne Rücksicht auf Rang und Stand bei sich zu versammlen. Der Geringere rechnet es sich zur Ehre, und der Vornehmere muß es sich gefallen lassen, weil der grosse Mann es so will. Aber hier mußten sie selbst sich bei einem Manne zusammen finden, der keinen Rang hatte, noch irgend einen haben wollte. Und doch gieng es damals in Deutschland viel weiter mit dem Adel- und Rangstolz, selbst unter Männern, als wir dies Uebel jezt noch kennen.

Ich erinnre mich manches Mannes, der doch schon selbst etwas zu bedeuten glaubte, der aber ein rechtes Gewicht auf die Worte legte und lauter sprach: Ich habe bey Carpsern gegessen; bei Carpsern habe ich dies oder jenes gehört, diesen oder jenen gesehen.

So sehr er Meister von der Auswahl seines Umgangs war, so war er doch keinesweges beleidigend ekel in derselben. Keiner Verbindung der Verwandschaft, Freundschaft oder auch nur der Bekanntschaft entzog er sich, wenn er Einmal sie als für ihn geltend angesehen und anerkannt hatte. Als Knabe lernte ich ihn in einer Familie und in einem Umgange kennen, in welchem sein Geist nicht viele Nahrung finden konnte. Aber er war auch in diesem so heiter, wie sonst überall. Das war Hagedorns Tugend nicht. Denn dieser, selbst wenn er mündlich gebeten ward, ließ sich die Nahmen aller Miteingeladenen vorsagen. War dann Einer darunter, der nicht seinen Beifall hatte, so erklärte er sich, ohne eine andre Ausflucht zu suchen, für bereits versagt.

In der Wolthätigkeit kannte er keine andre Grenzen, als die der billigen Ueberlegung. Er ſelbſt war ſcheu, ſeine Freunde zur Wolthätigkeit aufzufodern. Aber jedermann wußte, daß er nicht leicht abſchlug, wenn man ihn dazu aufforderte, und dann diente Carpſers Beiſpiel und Vorgang zur beſten Empfehlung wolgemeinter Verſuche, Nohtleidenden zu helfen.

Er war nur kurze Zeit verheirathet geweſen. Seinen einzigen Sohn, dem er in ähnlichen Wege erzogen und zulezt ſelbſt ſchon zu ſeiner Kunſt angeleitet hatte, daß er ihn wenigſtens zum Teil erſezt haben mögte, verlor er zu Leipzig. Er ſelbſt überlebte ihn nicht lange, und ſtarb, als ich noch nicht das Alter erreicht hatte, auch noch nicht in die Lage geſezt war, in welcher aus dem Wolwollen, das er mir jederzeit bewies, eigentlicher Umgang und Freundſchaft hätte werden können. Aber nie habe ich einen Mann ſo ſehr beachtet, und mir gewünſcht, in der bürgerlichen Geſellſchaft lieber den Wehrt zu erlangen, den dieſem Manne ſeine Sitten gaben, als auf der höchſten

für mich erreichbaren Stufe der Ehren und der Würden zu stehen.

Wir haben eine Strasse in Hamburg, welche den Nahmen, Königsstrasse, durch den Vorfall erlangt und behalten hat, da weiland König Adolph Friedrich in Schweden, als erwählter Thronfolger, (auch dieser war, wie viele andre Fürsten, Carpsers grosser Freund) eine kurze Zeit in derselben wohnte, und unter grossem Zudrange des Volks öffentlich Tafel hielt. Das Gäßchen, worin dieser geliebte und geehrte Mann wohnte, in dessen Hause es so helle war, hatte die Benennung der düstern Strasse. Aber bei seinem Leben und noch lange nach seinem Tode nannte man es die Carpsers-Strasse. Dieß Denkmal, welches niemandem etwas kostete, hätte ich so gern für den Nahmen des guten lieben Mannes erhalten gesehen. Bei einer gewissen öffentlichen Veranlassung strebte ich sehr dafür, aber es ist mir nicht gelungen. Und nun habe ich mit Leidwesen, bei der so nüzlichen Bezeichnung der Gassen unsrer Stadt, die Benennung, düstere Stras-

se, an deren Ecken anheften sehen. Wie schön wäre es nicht gewesen, wenn im künftigen Jahrhundert der Grosvater seinem Enkel auf die Frage: Woher heißt das die Carpser-Strasse? hätte sagen können: In dieser Strasse wohnte vor vielen, vielen Jahren ein Mann dieses Namens. Er war ein Wundarzt, und so bekannt hier in der Stadt, auch auswärts berühmt, aber auch ein so guter lieber Mann, daß man sich gewöhnte, die Strasse nach ihm zu nennen; und dabei ist es geblieben.

Ich kann hier noch nicht endigen, ohne eines andern Mannens zu erwähnen, den ich jedoch nur in der Ferne und zufällig gekannt habe, eines Zeitgenossen von Carpser, der mehr als Eine von dessen guten Seiten, wie wol nicht ganz dessen gemeinnützige Thätigkeit hatte. Er hieß Hökel und war ein geborner Hamburger aus einer Familie vom Mittelstande. Er war, in Schwedischen und Braunschweigischen Kriegsdiensten bis zum Capitain gestiegen. Ein reicher Hamburgischer Kaufmann wählte ihn zum Führer seines

Sohns auf Reisen, und wollte ihm viele Addreßbriefe teils mitgeben, teils nachsenden. Aber er nahm keine an, als die kaufmännischen und Creditbriefe. Wo nun dieser Mentor mit seinem Telemach hinkam, da war es ihm genug zu erfragen, in welchen Häusern man auf einem guten Fuß lebte. Da meldete er sich an, und brauchte auch wol, wenn es nicht anders gehen wollte, die Nothlüge, daß er sich für schon bekannt ausgab, und irgend eine Zeit oder einen Ort angab, wo er versicherte, Bekanntschaft mit diesem oder jenem Angehörigen des Hauses gemacht zu haben. Mit diesem Kunstgriff, den so mancher lastige Aventürier so gerne, aber nicht immer mit der gehoften Wirkung gebraucht, gelang es ihm immer. Entweder man glaubte es, oder, wenn man es nicht glaubte, so nahm man es für gut an: denn man durfte den feinen angenehmen Mann nicht lange sehen und sprechen, um seinen Umgang wünschenswehrt zu finden. Nach der Zeit heirahtete er eine reiche bürgerliche Witwe zu Frankfurt am Main, mit welcher er sich beständig sehr gut betrug, und ließ sich nun

baroniſiren. Als er dieſen Standpunct gewonnen hatte, beſuchte er Einen Deutſchen Hof um den andern. An jedem Hofe, wo er erſchien, war er nicht nur willkommen, ſondern ward ſehr bald der Günſtling des Fürſten, ſchlug aber alle Anerbietungen aus, die ihm dieſe machten, blieb unabhängig, und verließ jeden Hof, ehe man ſeiner dort zu ſehr gewohnt ward. Der Fürſt, mit welchem er ſeine ſpätern Jahre größtenteils zubrachte, war Wilhelm VIII. Landgrafoon Heſſen-Caſſel. Von dieſem nahm er den Character eines Oberſten an, verbat aber allen Gehalt. Mit dieſem Fürſten war ſchweer umzugehen, und es fehlte nicht an Vorfällen, in welchen er auch gegen Hökeln verſtieß. Dieſer aber durfte nur von Entfernung ſprechen, ſo lenkte der alte Fürſt bald wieder ein, um den ihm ſo liebgewordenen Mann nicht zu verlieren. Wann der Landgraf gar zu mürriſch ward, bat man ihn von Frankfurt zu kommen, und allemal heiterte der Fürſt ſich auf, wenn Hökel erſchien.

III.

Gespräche

über den

gesunden Menschenverstand

und dessen

praktischen Gebrauch.

Erſtes Geſpräch.

Der Graf zu ſeinem Sohne.

Du weißt, mein Sohn! daß du mich in dieſen Tagen wirſt verlaſſen müſſen. Meine Leitung hört nun auf, kann wenigſtens dir in der Ferne nicht viel mehr helfen. Ich werde dich andern Führern überlaſſen. Doch wirſt du vorzüglich ſelbſt dich leiten müſſen. Ich hoffe, du werdeſt dazu im Stande ſein. Denn dazu haſt du geſunden Menſchenverſtand genug.

Sohn. Geſunden Menſchenverſtand? Iſt denn nicht der Verſtand aller Menſchen geſund? oder gibt es andere Menſchen, die am Verſtande krank ſind, als die verrükten Menſchen, dergleichen wir neulich in dem Tollhauſe der Stadt

so viele antrafen. Ach, ich kann es nimmer vergessen! Ich wünsche noch, Sie hätten mich gar nicht dahin geführt.

Vater. Ich vermutete diese Frage von dir. Zu dem Tollhause habe ich dich mit Absicht geführet, daß du doch Einmal sähest, wie elend ein Mensch auf den ersten Anblik erscheine, der seines Verstandes nicht mächtig ist.

Aber, mein Sohn! solche Menschen, mit denen es so weit gekommen ist, bringen niemandem weiter Gefahr oder Verdruß. Sie können höchstens dir eine traurige Stunde machen, wenn sie dir aufstossen, und werden nur dein Mitleid erregen. Aber es gibt der am Verstande kranken Menschen unzählige, die niemals ins Tollhaus kommen, und von welchen du weit mehr Böses erfahren wirst.

S. Aber, Vater! wie kömmt es denn, daß ich deren noch keine gesehen habe. Ich bin doch schon seit Weihnacht funfzehn Jahre alt.

V. Eben das war meine vornehmſte Sorge bei der Eingezogenheit, in welcher du bisher bei mir gelebt haſt, daß ich, um deinen Verſtand recht geſund zu erhalten, ſo viel als möglich ſolche Menſchen von dir zurük hielt, deren Verſtand ich für krank erkannte. Denn das Uebel ſtekt an.

S. Aber Vater! da iſt doch ſo mancher Menſch auf unſerm Hofe, bei welchem ich oft gedacht habe, daß ſein Verſtand nicht wäre, wie Ihr Verſtand. z. E. der Scheunvogt Matthes; oder auch nur, wie mein Verſtand, wie der des Stalljungen Peter, der mit mir aufgewachſen iſt.

V. Matthes und Peters Verſtand ſind eben ſo geſund, wie der deinige.

S. Wie wäre das möglich! Sie ſind ja ſo dumm. Von allen dem, was ich gelernt habe, wiſſen ſie nichts. Denken Sie doch nur! Als Sie neulich die Gewitterſtange auf die groſſe Scheune ſezzen lieſſen, da ſagte der Matthes: das tuht der gnädige Herr ja wol, damit der Donnerkeil ſich auf der Spitze fangen ſoll. Und Peter glaubt

in vollem Ernste, daß es gewaltig zische, wenn die Sonne im Meer untergeht, weil es ihm sein Vetter gesagt hat, der nach Ostindien gewesen ist.

V. Der Mensch kann noch immer einen gesunden Verstand haben, der dies oder jenes glaubt, weil Leute es ihm gesagt haben, von denen er annimmt, daß sie es besser wissen, als er. Aber, was Matthes und Peter richtig gehört und bemerkt haben, das wissen sie alles eben so gut anzuwenden, als unser einer. Sagte mir doch Matthes schon um Johannis: Herr, wir müssen Holz und Bretter kaufen, um einen Schuppen zu bauen. Denn wir werden gewiß hundert Fuder Korn mehr bekommen, als die Scheune fassen kann. Du hast gesehen, wie genau er Recht hatte. Und das weist du auch, wie gut alle die Pferde sich halten, die Peter zu warten hat, nachdem ich ihn in dem fürstlichem Stall habe lernen lassen.

S. Das ist freilich wahr. Aber kann man schon einen gesunden Verstand haben, wenn man nur Ein Ding recht gut versteht?

V. Ja wol! und wer einen nicht gesunden Menschenverstand hat, kann tausend Dinge wissen, und versteht und braucht doch nicht Eins recht.

S. Das werden denn solche Leute sein, wie der Magister im Tollhause, der so viel zu wissen schien. Denn er sprach ja wol in zehn Sprachen durch einander. Sie selbst sagten mir auch, daß er sich überstudiert hätte. Aber giebt es denn solcher Menschen so viele?

V. Nicht allerdings viele von dieser Art. Aber du wirst unter Leuten, die vieles erfahren und gelernt haben, und die davon vieles zu schwatzen wissen, Menschen finden, denen dennoch ihr Verstand nichts mehr nüzet, als dem tollen Magister der seinige. Was sie gelernt haben, das wissen sie alles, und sprechen es auch bei Gelegenheit nach. Aber was sie erfahren haben, das wissen sie nicht anzuwenden, und wenn es dann zum Handeln kömmt, da merkt man die Krankheit ihres Verstandes.

S. Die fühlen sie denn ja wol selbst, und thun gar nichts.

V. Wollte Gott! sie fühlten sie. Aber das ist das schlimmste, daß solche Menschen immer glauben, mehr als andere thun zu können, mehr tuhn wollen, als man von ihnen verlangt, und nicht leiden können, daß andere etwas tuhn, was sie selbst tuhn zu könen glauben.

S. Solche Menschen müssen sich ja selbst gar nicht kennen.

V. Wie könnten sie das? Höre mein Sohn bei dieser Gelegenheit: Selbstkenntnis ist die erste Frucht und die beste Uebung des gesunden Verstandes. Das, was man an sich wahrnimmt, beachten, richtig beurteilen, was darin gut oder mangelhaft sei, das Maas seiner Kräfte gehörig schäzzen, nicht mehr sich zutrauen, als was man leisten kann, oder den Entschluß fassen, eben deswegen mehr zu lernen, und seine Kräfte zu mehren, um mehr leisten zu können; das alles sind Dinge, die nicht von aussen

her in deinen Kopf kommen konnten. Ich habe dich darauf zwar zu leiten gesucht, aber dir bisher nie gesagt, was du durch Kenntnis deiner selbst finden würdest, wie es mir nun scheint, daß du es so ziemlich gefunden habest, und es künftig auch mehr und mehr finden werdest. Denn, mein Sohn! merke dir auch das: du wirst nicht immer derselbe bleiben, und, willst du deinen Verstand gesund erhalten, so mußt du nimmer glauben, mit der Kenntnis deiner selbst zu Ende gekommen zu sein.

S. Nein, Vater! wahrhaftig, das will ich nimmermehr.

V. So wirst du auch sehen, daß Selbstkenntnis nicht von Leuten zu erwarten ist, deren Verstand zu krank für alle richtige Anwendung desselben ist.

S. Das sehe ich freilich ein. Aber nun glaube ich auch einzusehen, daß solche Menschen nicht wol ein gutes Herz haben können.

V. Freilich kein eigentlich gutes Herz (denn das kann der Mensch nicht haben, der sich nicht selbst kennt) aber darum doch auch nicht immer ein vorsäzlich böses Herz. Die Schwäche ihres Verstandes, ihre Leidenschaft, ihr Mangel an Selbstkenntnis und daraus entstehender falscher Ehrgeiz treiben sie sehr oft in den verkehrten Weg. Dem Guten, das andre tuhn wollen, streben sie oft blos deswegen entgen, weil sie keinen Anteil daran haben.

S. Das kann doch kein Mensch tuhn, wenn er nicht ein wirklich böses Herz hat.

V. Freilich kann das Herz desjenigen nicht gut bleiben, der oft so handelt, es sei nun aus Unverstand oder aus Ehrsuch. Diese Menschen, mein Sohn! hast du am meisten zu fürchten, wenn du in deinem künftigen Leben so weit kömmst, daß du gutes bewirken willst. Eben solche waren es, die mir mein Leben in der grossen Welt verleideten, die mich hinderten, alles das Gute zu bewirken, das ich gerne bewirken

wollte, und mich in die Einsamkeit zurük gend: tigt haben, in der du mich von deiner Jugend an gekannt hast. Sie wurden mir insonderheit durch ihre Vereinigung mit andern gefährlich, die, ohne krank und schwach am Verstande zu sein, mit Vorsaz und aus wirklich bösem Herzen das Gute zu hindern suchten, da sie sich zu deren Absichten misbrauchen liessen.

S. Sie machen mir wahrhaftig Angst, lieber Vater! Wie soll, wie werde ich mit und unter solchen Menschen fortkommen, da Sie es nicht haben thun können? Lassen Sie doch immer mich bei ihnen bleiben, wenigstens so lange, bis ich noch etwas klüger werde. Helfen Sie mir lie: ber, daß ich diese Menschen vorher etwa aus der Ferne kennen lerne, ehe ich mich so mitten unter sie wage.

V. Nicht so, mein Sohn, es ist besser, daß du sie schon jezt in einiger Nähe kennen lernst, ehe deine ganze Thätigkeit unter ihnen ihren Anfang nimmt, oder nehmen kann. Eben darin verse:

hen es meine Eltern, daß sie mich zu lange bei sich behielten. Ich wuchs auf in dem Bewußtsein meines fähigen gesunden Verstandes, aber ohne weitere Selbst- Welt- und Menschenkenntnis. Ich hatte Eigenliebe, viel Adelstolz und andere Vorurteile, die allererst zu spät den Ueberlegungen des gesunden Verstandes wichen. Ich trat in die Welt mit dem vollen Gefühl der Kraft zu nützlicher Tätigkeit, kam früh in die Gelegenheit dazu, und behandelte die Menschen, mit denen ich zu schaffen hatte, nicht mit derjenigen Klugheit, die ich dich noch einmal zu lehren hoffe, wenn du nicht, wie ich dir auch dies lieber zutrauen will, sie von selbst durch Uebung lernst.

S. Also giebt es auch Menschen, die zwar einen gesunden Verstand, aber doch ein böses Herz haben? Wie ist das möglich?

V. Man kann freilich den Verstand des Menschen nicht krank nennen, der die Dinge, in denen er sich beschäftigt, richtig beurteilt, wenn

er gleich nicht einen guten Gebrauch davon macht, und andern zum Schaden, ſich ſelbſt zum vermeinten Vorteil arbeitet. Ich und du, wir ſind überzeugt, daß wir alles Gute zum Beſten anderer tuhn müſſen, wozu wir uns fähig finden, und wann wir davon nachher lebhafte Freude haben, ſo fühlen wir vollends, daß wir nichts getahn haben, als was unſer geſunder Verſtand uns ſelbſt riet zu tuhn, um glücklich zu ſein. Wenn ich oder wenn du künftig Schwierigkeiten dabei findeſt, und wir alle Kräfte unſers Verſtandes aufgeboten, alle mögliche Klugheit angewandt haben, und dann unſere gute Abſicht uns gelungen iſt, ſo iſt auch das herrliche Freude für uns, unſern Verſtand ſo wol angewandt zu haben. Aber denke dir einen Menſchen, der eben ſo viel, ja mehr Fähigkeit hat, als wir, um eine gute Sache und deren Zuſammenhang, oder die Beziehung — (Ich hoffe, du verſtehſt dies Wort.)

S. Ziemlich gut, Vater!

V. Die Beziehung, sage ich, einzusehen, die sie auf ihn oder auf andre hat; aber nun hat er seinen Verstand nie angewandt, um sich von bösen Leidenschaften, Haß, Eigennutz, Ehrsucht, u. dgl. frei zu machen; wird der seinen Verstand so anwenden, wie unser einer? Wird er eben die guten Zwecke wählen?

S. Gewiß nicht!

V. Er wird so gut, oder allenfalls besser, als wir, die Schwierigkeiten einsehen, mit denen er zu kämpfen hat. Denn solche Menschen sind schlau, wir sind blos vernünftig. Und Schlauheit hat sehr oft die Oberhand über bloße Vernunft. Er wird so gut, als wir, allen seinen Verstand brauchen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm im Wege stehen, und wenn er seinen Willen erlangt hat, sich in seiner Art freuen, und glauben, seinem Verstande Ehre gemacht zu haben.

S. Das sehe ich ein; aber auch das, daß er lieber auf unsre Art seines Verstandes sich

freuen würde, wenn dieſer vollkommen geſund wäre.

V. Bleibe nur immer bei dieſen guten Gedanken, mein Sohn! und enthalte dich, jemals Freude über die Anwendung deines Verſtandes zu empfinden, wenn du nicht überzeugt biſt, du habeſt ihn zu etwas Gutem angewandt.

S. Aber, lieber Vater! je mehr ſie Sie mir ſagen, deſto mehr fühle ich, daß ich unter den Menſchen, wie Sie mir dieſelben beſchrieben, ſchweer fortkommen werde. Ich werde nicht immer unterſcheiden können, bei wem der Verſtand geſund, bei wem er krank ſei; vielweniger noch, wo ein geſunder Verſtand und ein gutes Herz beiſammen ſei, und wo nicht. Denn das merke ich ſchon, daß mancher Menſch, der mir am Verſtande überlegen iſt, mich leicht in die Meinung werde ſetzen können, daß er ein gutes Herz habe, und daß es lange währen könne, ehe

ich dessen Tücke merke. Dürfte ich Sie um Eins bitten, lieber Vater!

V. Und um was? mein Sohn!

S. Daß sie mir das so recht aus einander setzen mögten, wie ich mich unter solchen Menschen zu verhalten habe. Es ist nicht ganz zu meinem eigenen Glücke. Denn, wenn ich sehen sollte, daß die vielen Menschen mir zu gefährlich werden, bei welchen entweder der Verstand oder das Herz, oder alles beides krank ist, dann erlauben Sie mir, wie ich hoffe, wieder zu Ihnen zu kommen, und mein Brod wieder aus Ihrer Hand zu essen.

V. Du wirst mir herzlich willkommen sein; nur nicht zu früh, mein Sohn! Du must in der grossen Welt, wohinein ich dich sende, so lange ausdauern, als du kannst.

S. Das will ich auch gern. Sie haben jezt eben doch etwas Muht dazu mir gemacht, weil Sie mir gesagt haben, daß mein Verstand gesund sei. Daß mein Herz gut und gesund sei, das fühle,

das weiß ich. Aber Eins würde mich sehr kränken.

V. Und was?

S. Wenn ich es so weit brächte, daß ich Kraft in mir fühlte, nnd in die Lage käme, da ich viel gutes schaffen könnte, und dann sähe, wie Sie es auch erfahren haben, daß die vielen schwachen oder bösen Menschen mich an allem hinderten, und müßte dann muhtlos abtreten. Ich fühle es, lieber Vater! ich würde das nicht überstehen können. Was würden Sie mir rahten zu thun, damit es nicht so weit komme.

V. Du forderst viel von mir, mein Sohn! Ich soll dich lehren, was ich selbst nicht auszuführen wußte. Aber eben das, was ich erfahren habe, hat mich klüger und weiser gemacht. Ich will meine Gedanken darüber gehörig sammeln. Vor heute haben wir genug geredet.

Zweites Gespräch.

V. Traueſt du deinem Gedächtniſſe zu, das alles behalten zu können, was ich dir geſagt habe und noch ſagen werde?

S. Nicht allerdings! Als Sie mich geſtern verlieſſen, gieng ich auf mein Zimmer, und ſchrieb alles, was Sie mir geſagt hatten, nieder, ſo gut ich mich deſſen erinnern konnte.

V. Du haſt wol getahn, und vor heute rahte ich dir, wenigſtens die Hauptregeln ſogleich niederzuſchreiben, die ich für dich entworfen habe.

S. Ich wollte jezt eben Sie um die Erlaubnis dazu bitten.

V. So höre denn meine erſte Regel:

1. Nimm alle Menſchen, ſo, wie ſie ſind.

S. Ich habe geſchrieben. Aber, Vater! ich bekenne Ihnen, daß ich das nicht ganz verſtehe.

V. Du wirſt mich ſchon verſtehen, wann ich dir ſage, wie es gewöhnlich unter den Menſchen zugeht. Da beurteilt man ſich auf den erſten An-

blik. Wer uns da nicht gleich gefällt, dem traut man wenig oder gar nichts zu. Man zieht sich nicht nur selbst von ihm zurük, sondern fället auch gegen andre widrige, und wol gar spöttische Urtheile über ihn. Wenigstens läßt man ihn auf alle Art merken, daß man sich selbst für besser, für klüger oder für gesitteter halte, als ihn. Das thue du nicht, mein Sohn! du wirst auf den ersten Anblik keinen Menschen recht beurteilen können. Bemühe dich also vor allen Dingen, das Gute einzusehen, was er an sich hat. Der Mensch muß sehr schwach am Verstande oder bös von Herzen sein, der dir nicht bald Eine gute Seite zeigte, wenn du ihn ohne Vorurteil betrachtest. Findest du bei hinlänglicher Aufmerksamkeit diese nicht bald, so wende dich von ihm ab, doch ohne Verachtung oder Haß gegen ihn zu bezeugen. Hast du aber sie ausgefunden, so sei zufrieden mit ihm, und fasse die Hoffnung, daß du bald noch mehr Gutes an ihm finden, und zufriedener mit ihm sein werdest.

S. Ich fühle es, Vater! Wenn ich so verfahre, so werde ich nicht leicht Feinde bekommen.

V. Mehr als dieses! du wirst dir allenthalben Freunde machen. Glaube mir, mein Sohn! es ist nichts leichter, als sich sehr allgemein beliebt zu machen, wenn man nur einen gesunden Verstand und ein gutes Herz hat. Und dahin muß man streben, nicht um seiner willen, sondern um überhaupt Gutes zu schaffen. Wenig Menschen sind in der Lage, daß sie, auch bei dem besten Vorsazze, viel und dauerhaft Gutes schaffen können, wenn sie nicht beliebt sind. Die Menschen sind überhaupt so böse nicht, als mürrische Philosophen sich sie vorstellen, und du auch vielleicht aus dem was wir gestern sprachen, es angenommen haben magst.

S. Das taht ich freilich, lieber Vater!

V. Du mußt nicht vergessen, daß ich von Menschen sprach, wie ein gutdenkender Mann sie einzeln kennen lernt, wenn sie sich ihm in dem Wege sei-

ner Tähtigkeit entgegen ſtellen. Jezt rede ich von Menſchen, wie unſer einer ſie überhaupt genommen findet. Trauen dieſe uns Verſtand und gutes Herz zu, ſo laſſen ſie ſich leiten, und ſtreben wenigſtens unſern guten Abſichten nicht ſo lebhaft entgegen.

S. Aber, lieber Vater! erlauben Sie mir eine dreiſte Frage.

V. Und welche?

S. Sie haben ſo viel Verſtand und ein ſo gutes Herz, und haben mir doch ſchon ſelbſt geſagt, daß es Ihnen mit Ihren guten Abſichten nicht habe gelingen wollen. Sie haben alſo doch auch wol Feinde gehabt. Wie ging denn das zu!

V. Blos, weil ich diejenige Klugheit nicht hatte, die ich dir iezt mitzuteilen ſuche, und weil ich die groſſe Regel nicht ſtandhaft befolgte, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind. Ich hielt mich nur zu ſolchen Menſchen, nur ſolche ſuchte ich auf, deren Vorzüge und Talente mir die Augen blendeten, da ſie durch den Ruf zu ſehr ver-

gröſſert ſein mogten. So überſah ich manches ſtille Verdienſt und vernachläſſigte manchen Mann, der mir nachher ſehr wichtig und lieb hätte werden können. In jenen betrog ich mich zum Teil. Dieſe lernte ich zu ſpät kennen, oder, wenn ich hinten nach ihnen mehr Gutes zutraute, ſo zogen ſie ſich zurük.

S. Warum aber das? So mußten dieſe Leute doch auch kein ganz gutes Herz haben.

V. Daran lag es wol nicht. Urteile ſelbſt, mein Sohn! Wenn du mit einem Manne bekannt geworden biſt, wenn du dich bemühet haſt, dich ihm von deiner guten Seite zu zeigen, er aber dich überſieht, und dich merken läßt, daß er entweder von deinem Verſtande oder von deinem Herzen, oder gar von beiden nicht vortheilhaft denke, wird es dir leicht werden, Vertrauen zu dem Manne zu faſſen, auch wenn er hintennach ſein Betragen gegen dich ändert?

S. Leicht würde es mir freilich nicht werden; wiewohl ich fühle, daß ich es vergeſſen muß,

wenn ich nur überzeugt bin, daß jener selbst ein guter Mann ist.

V. Da eben liegt es. Er hat dir diese Ueberzeugung nicht gegeben, als er dich übersah. Es ist seine Schuld, wenn du ein Vorurteil gegen ihn gefaßt hast, und es nicht leicht wieder ablegest, wenn er nachher sich dir wieder nähert. Schreibe dir also dies als eine Regel nieder, die mit jener Hauptregel zusammenhängt.

II. Man wird nicht leicht Freund mit einem Menschen, den man Einmal falsch beurteilt oder übersehen hat.

— Und nun noch eine zweite sehr wichtige Nebenregel:

Gute Menschen muß man nicht mit einander vergleichen.

S. Warum das nicht? das höre ich doch fast täglich. Sie selbst, lieber Vater! tuhn es ja auch so oft, wenn Sie von diesen oder jenen Leu-

ten ſprechen. Noch neulich, als wir aus der Kirche im Flecken nach Hauſe fuhren, ſagten Sie im Wagen zu dem Secretär: Sie haben Recht. Der Capellan predigt wol ſo gut, noch wol beſſer, als der Paſtor.

V. Wie du mich doch in allen Stücken belauerſt!

S. Nennen Sie das doch nicht belauren. Sie ſind ein ſo guter, verſtändiger Mann. Wären Sie auch nicht mein Vater, ich würde doch auf alles Achtung geben, was Sie tuhn oder reden, und mich bemühen, es Ihnen nachzutuhn. — Ach lieber Vater! überlegen Sie es noch einmal recht, ob Sie mich ſchon izt von ſich ſchicken. Ich werde nicht leicht einen Mann wieder finden, den es ſo gut für mich ſein wird, zu belauern, um, was ich kann, ihm nach zu tuhn.

V. Ich will es überlegen; aber noch verſpreche ich dir nichts.

Es war Schwäche von mir, als ich auf dieſe Vergleichung verfiel; die Folge eines praktiſchen

Irrthums, in dem fast alle Menschen stekken. Sie glauben, nicht anders richtig nnd bestimmt über den Wehrt anderer Mrnschen urteilen zu können, als wenn sie sich durch eine Vergleichung helfen. Zu dieser Vergleichung muß nun ein jeder herhalten, der irgend etwas an sich hat, was auf eine solche Vergleichung leitet; z. B. er ist ein College, ein Bruder, ein Verwandter des Mannes, den man zu beurteilen vorhat, oder auch nur ein Namensvetter.

S. Aber noch sehe ich nicht, das Böse darin.

V. Das Böse liegt darin, daß das Gute, was man von dem Einem sagt, nie ohne Tadel und Herabwürdigung des andern gesagt wird. Und dabei verliert der Getadelte immer mehr, als der Gelobte gewinnt.

S. Ich werde Ihnen sagen dürfen, daß ich das nicht einsehe. Wie sollte jener mehr verlieren, als dieser gewinnen?

V. Untersuche dich selbst, mein Sohn. Wir haben zwei gute Bediente an dem Johann und

an dem Gabriel. Nicht wahr, du hältſt von beiden recht viel?

S. O ja! Sie ſind beide recht gute, brave Leute.

V. Auch verſtändige.

S. Gewißlich.

V. Beide ſind ordentlich und reinlich.

S. Das ſind ſie beide ſo ſehr, als man es verlangen kann.

V. Aufwartſam, und beide liefen für ihre Herrſchaft gerne durchs Feuer.

S. Das glaube ich von beiden. Aber —

V. Kömmſt du doch auch mit einem Aber. Das wußte ich wol. Sprich es nur aus, dein Aber.

S. Aber der Gabriel iſt doch viel hurtiger, als Johann.

V. Aber Johann iſt deſto überlegender.

S. Aber Johann ſchwazt viel dabei und Gabriel thut mehr.

V. Johann spricht zwar viel, aber, was er sagt, ist vernünftig. Doch, mein Sohn! siehst du nun wol, wo wir beide mit unsern Aber sind? Dein Aber wird schon bitter. Johann sagtest du, schwazt mehr. Als du das sagtest, war Johann nicht mehr so gut, nicht mehr so ganz, wie Gabriel, ein guter, braver Mensch, wofür du doch beide soeben erklärtest.

S. Wahrhaftig, Vater! das merke ich erst jezt. Sie haben Recht und sehen mich so ganz durch.

V. Nun, mein Sohn, wollen wir nicht mehr vergleichen, sondern den Johann allein, und den Gabriel allein nehmen, und nichts mehr von beiden sagen, als was wahr ist.

Johann also ist gescheut, und hat ein gutes Herz, ist reinlich, ordentlich und bedächtlich, spricht gerne, und mit Verstand.

Gabriel ist gescheut, hat ein gutes Herz, ist reinlich und ordentlich, thut alles geschwind, ohne viel dabei zu sprechen.

Iſt das nicht von jedem beſonders wahr? Sind ſie nun nicht einer, wie der andre, ſo gute Bediente, als ein guter Herr ſie ſich nur wünſchen kann?

S. Das ſind ſie gewiß.

V. Und biſt du nicht wieder völlig ſo zufrieden mit Johann, als du warſt, ehe du mit deinen Aber hervorkamſt?

S. Ja vollkommen!

V. Ward denn Gabriel darum im geringſten beſſer, weil du ihn beſſer machen wollteſt, als den Johann, oder wird er nun wieder ſchlechter, weil wir ihn nicht mehr mit Johann vergleichen.

S. Auf keine Weiſe.

V. Siehſt du nun wol, mein Sohn! Johann hatte durch deine Vergleichung viel verloren nnd Gabriel eigentlich nichts gewonnen.

S. Nun ſehe ich ein, wie ſehr Sie Recht haben, Aber, lieber Vater! wie wollen Sie — doch nein, ich mag nicht fragen.

V. Und warum nicht?

S. Ueber diese Frage werden Sie böse werden.

V. Ich werde über keine deiner Fragen böse, wenn sie zur Sache gehört.

S. Ich weiß nicht, ob Sie diese Frage dafür annehmen werden. Ich wollte fragen — fragen, wie Sie es für Ihre Vergleichung zwischen dem Herrn Pastor und dem Herrn Capellan wieder gut machen wollten?

V. Deine Frage gehört sehr zur Sache, und deswegen nehme ich sie dir gar nicht übel.

Wenn wir am nächsten Sonntage zur Kirche fahren, da predigt dasmal der Herr Pastor. Da wollen wir gar nicht daran denken, ob er oder der Capellan besser predigt. Erbauen kann und wird er uns gewiß. Das thut er in jeder Predigt. Dann werde ich beide auf den nächsten Tag zu Tische bitten lassen, und da wollen wir uns ihrer beider freuen, wie sie so gute, so richtig denkende Männer, ohne allen Priesterstolz und Collegenhaß sind, die ihrem Stande beide

Ehre machen. Glaubst du, daß es damit gut gemacht sein werde?

S. Ja, ganz gewiß.

V. Und nun will ich dir noch eins erlauben. Und dieses ist, alle Menschen, die du für schlecht erkennest, mit einander zu vergleichen.

S. Und warum das? Etwan, weil solche Menschen in der Vergleichung nichts zu verlieren haben?

V. Nein, nicht deswegen; sondern weil in solcher Vergleichung Ein Bube doch immer mehr gewinnt, als der andere verliert. Wenn man von einem schlechten Menschen zu glauben anfängt, er sei nicht vollends ein so arger Bösewicht, als ein anderer, da wird man ihm schon ein wenig mehr gut, ohne dem andern deswegen mehr böse zu werden.

S. Das ist wirklich wahr. Das fühlte ich gestern sogleich, als Sie die beiden Bauern, Carsten und Hans, die den Voigt geprügelt hat-

ten, ins Loch auf Waſſer und Brod ſchikten, und mir ſagten: der Hans iſt doch nicht ſo boshaft, als der Carſten; da dauerte mich alſobald der Hans ein wenig, als ich ihn fortbringen ſahe, und ich hätte für ihn bitten mögen.

V. Hätteſt du das getahn, wer weiß, was geſchehen wäre: denn ich ſelbſt ward, als ich die Vergleichung machte, ſchon etwas weichmütiger.

S. Aber, Vater! dürfte ich denn noch wol für den Hans bitten!

V. Wenn du es einzuleiten weißt, daß er mich auf die gehörige Art um Verzeihung bittet, ſo mögte ich vielleicht etwas tuhn.

S. O das ſoll mir nicht fehlen. Und dann werde ich es mit der Taht erfahren, daß ein böſer Menſch Vorteil davon habe, wenn er mit einem andern verglichen wird. Ich will ſogleich hingehen.

Drittes Gespräch.

S. Lieber Vater, mir ist doch seit gestern etwas über Ihre Regel eingefallen, daß man gute Menschen nicht mit einander vergleichen solle. Ein Fall, wo Sie selbst es gewiß tuhn.

V. Und welcher ist der?

S. Wenn Sie zwischen zwei Leuten zu wählen haben, die beide etwas von Ihnen oder durch Sie suchen, das Sie nur Einem geben können.

V. Meinest du, daß ich daran nicht gedacht hätte. Aber erinnere dich, daß ich dir die Regel nur in Rücksicht auf den Gebrauch gab, den du davon im täglichen Umgange zu machen hast. Wenn du sie da befolgst, so wirst du um so viel zufriedener mit jedermann sein, der dir nur Eine gute Seite zeigt. Du wirst nie gegen einen solchen Vorurteile fassen, die dich hindern, noch mehr Gutes an ihm kennen zu lernen, das du nicht

auf den ersten Blick entdeckteſt. Du wirſt nie gegen jemanden dich verächtlich, höniſch oder gar hämiſch betragen. Eben alsdann wird, weil du niemanden wieder dich einnimmſt, jedermann um ſo viel geneigter ſein, das Gute zu erkennen, das du an dir haſt. Das alles iſt zu deinem eigenen Glück; und wenn du dieſe Regel gar nicht beachteſt, ſo iſt der Schade zuvörderſt dein. Du ſelbſt wirſt zulezt ein Menſchenfeind, und faſt jedermann wird dein Feind werden.

Aber wenn du künftig deine Menſchenkenntnis zum Beſten anderer verwenden, wenn du Menſchen unter ſolchen Umſtänden beurteilen mußt, da aus deinem richtigen Urteil Gutes, aus dem unrichtigen Uebel und Unglück für andre entſtehen kann, da wird es Pflicht für dich werden, zu vergleichen, um recht zu wählen. Aber Fälle dieſer Art kannſt du izt nicht anders, als von dir weit entfernt denken. Ich will dir alſo nur eine Regel im Voraus geben:

S. Ich bin ſehr begierig, ſie zu hören.

V. Sie ist diese: Wenn du durchaus vergleichen mußt, so hüte dich, keinen deswegen zu sehr herabzuwürdigen, weil er in dieser Vergleichung verliert. Denn du wirst doch in diesen Fällen nur immer gute Menschen mit guten zu vergleichen glauben.

S. Gewiß allemal.

V. Gut! War also derjenige, der in der Vergleichung verlor, vorher ein guter Mensch, so wird er doch dadurch in sich nicht schlechter, daß du einen andern für besser als ihn, in einem einzelnen Falle, erkanntest.

S. In der Taht nicht!

V. Zudem kannst du dich auch in deinem Urteil geirret haben.

S. Unstreitig!

V. Bist du aber so weit gegangen, daß du in deiner Vergleichung Vorurteile gegen den Zurückgesetzten gefaßt hast, so ist dieser zweite Irrthum so viel schädlicher und ungerechter. Du

gabst ihm nicht, was du ihm mit mehrerer Ueberlegung vielleicht würdest zugeteilt haben, und nimmst ihm, was er dir gar nicht zu verdanken hat, nemlich seinen wirklichen Wehrt.

S. Ich sehe noch ein Uebel mehr dabei ein.

V. Und welches?

S. Daß ich, wenn ich mich auch nicht geirrt habe, einen sonst wirklich guten Mann verkenne, und, wenn der Fall kömmt, da ich ihn nach seinem Verdienst glücklich machen könnte, nicht an ihn denken werde.

V. Es macht mir Freude, das du das alles so wol einsiehst. Jezt will ich dir eine andre Hauptregel geben.

III. Wenn du bey einem Menschen findest, daß er Ein Ding recht gut versteht, und sich richtig darüber auszudrücken weiß, so kannst du schon annehmen, daß sein Verstand gesund sei.

S. Das haben Sie mir gestern an dem Matthes und Peter begreiflich gemacht.

V. Und wenn ein anderer auf zehn Dinge, worüber du dich mit ihm unterhalten willst, dir aufrichtig antwortet, er wisse sie nicht, so darfst du deswegen noch nicht schliessen, daß sein Verstand schwach sei. Denn es bleibt noch manches übrig, worin vielleicht sein gesunker Verstand sehr helle sieht.

S. Das sehe ich klar ein.

V. Hiezu gehört noch, daß du dich niemals durch die Bescheidenheit eines Menschen, und wenn es auch Blödigkeit wäre, mußt irre machen lassen und blos deswegen klein von ihm denken. Glaube mir, das macht das Unglück der Grossen der Welt. Sie können und mögen nicht durch den Flor durchschauen, welchen die Blödigkeit über den Verstand und das Verdienst manches Menschen wirft, der ihnen sehr brauchbar sein könnte, und nehmen dagegen die Dreistigkeit, mit welcher so mancher mittelmässige Mensch sich

an sie drängt, für Gefühl vorzüglicher ihm beiwohnende Kraft an.

S. Aber es muß doch schwer halten, daß man dadurch nicht betrogen werde.

V. Freilich gehört viel dazu. Aber höre nur weiter und schreibe. Denn dies ist eine Hauptregel.

IIII. **Wenn du mit einem Menschen zusammen trifft, der über alles, was ihm vorkömmt, eine Meinung geschwind äussert, da sei auf deiner Hut und erwarte nicht einen recht gesunden Verstand.**

S. Aber Vater es giebt doch wirklich Menschen, die sehr viel wissen, und also über vieles richtig sprechen können. Wenn ich nun keines der Dinge, wovon sie reden, besser weiß, so

kann ich sie ja nicht beurteilen, und darf doch auch nicht zu früh Mistrauen gegen ihren Verstand fassen.

V. Ich will dir eine Nebenregel geben, mit welcher du so lange, bis deine eignen Einsichten zunehmen, sicher gehen kannst. Der Mensch, der von allen Dingen gleich zuversichtlich spricht, hat gewiß keinen gesunden Menschenverstand. Ein Mensch, der viel und vielerlei weiß, weiß doch nicht alles gleich gut und vollständig. Bei gutem gesunden Verstande muß er selbst das bald fühlen, und wenn er auf Sachen, die er nicht vollkommen einsieht, geräht, doch etwas mehr an sich halten, geneigt sein, auch anderer Meinung zu hören, und nicht immer allein reden wollen.

S. Ja, lieber Vater! Eben das dachte ich schon neulich, als der Professor hier bei uns aß, von dem Sie selbst mir gesagt hatten, daß er so gelehrt sei und so viele gelehrte Werke geschrie-

ben habe. Es fiel mir auf, daß er immer allein reden wollte und sonst auf niemandes Worte hörte. Wissen Sie noch wol, wie er Ihnen selbst, als Sie auch einen Gedanken sagen wollten, entgegen schrie: hören Sie mich doch aus! und als Sie noch einmal anfiengen, da war er grob genug, Ihnen zu sagen: Lassen E. E. mich doch auch Einmal reden. Ich dachte dabei: So weiß der Mann wol selbst nicht, daß und was er gesprochen hat.

B. Darin gehst du zu weit. Er sprach wirklich viel Belehrendes, aber bei weitem nicht alles war belehrend, was er sagte. Und so gelehrt der Mann auch immer sein mag, so mögte ich doch nun nicht mit ihm in Sachen zu schaffen haben, in denen es auf reinen gesunden Verstand ankömmt. Eins muß ich dir noch dazu sagen.

S. Ich glaube, es zu rathen.

B. Laß mich hören.

S. Sie wollen mir sagen, daß ich nicht viel Verstand bei denen Leuten vermuhten solle, die gern und dreist von Dingen sprechen, die nicht in ihr Fach gehören.

V. Freilich wollte ich von diesen Leuten reden, aber nicht ganz das, was du vermuhtest.

Du hast Recht, nicht gut von dem Verstande derjenigen zu denken, die gerne und dreist von Dingen ausser ihrem Fache reden. Aber das tuhn so viele Menschen, und wenn jeder nur von dem sprechen wollte, was er versteht, so mögte es in mancher Gesellschaft sehr stille zugehen. Denke nur, wie gerne alle Menschen vom Krieg und Landes-Regiment sprechen.

S. Ja wol; aber was sie davon sprechen, ist auch darnach. Das macht mich wieder an den Matthes denken. Der wunderte sich neulich, daß der Herzog nicht schon lange alle Soldaten abgedankt hätte. Denn, sagte er, seit der Russen-Zeit und nach dem Stenbok, der Altona abbrannte, ist doch kein Feind im Lande gewesen.

W. Wenn Matthes und wenn manche andere von Kriegs- und Regimentssachen sprechen, so ist das kein Wunder. Denn an den Folgen von beiden glaubt ein jeder Teil zu haben, oder fürchtet, über kurz oder lang seinen bösen Anteil daran zu fühlen. Aber ich wollte dir von Menschen sagen, die von Kenntnissen zu reden wagen, welche man nicht bei ihnen vermutet. Wenn du das hörst, da darfst du nicht sogleich wider den Verstand eines solchen Mannes schliessen. Mancher Mensch wird durch einen gewissen Hang auf Dinge geführt, die sehr entfernt von seinen Berufsgeschäften sind. Seine Ideen sind eben deswegen klärer, weil ihn seine eigne Neigung, nicht Zwang, nicht Bedürfnis des Brodverdienstes dazu leitet; und weil er nicht den Sachen nachsinnt, wann er muß, sondern wann er dazu aufgelegt ist.

E. Aber das rahten Sie mir doch immer, daß ich mich vorzüglich an die Leute wende, welche mit der Sache am meisten zu tuhn haben, über welche ich wünsche, mich zu unterrichten.

V. Freilich, mein Sohn! aber erwarte nicht, von einem solchen alles zu lernen, was du wissen willst, und es so zu lernen, wie es dir dient. Merkest du einem Manne an, daß er seine Geschäfte mit Lust treibt, ein Werk seines Verstandes daraus macht, und Acht hat auf die Verbindungen desselben mit andern Geschäften, bei dem allen aber auch noch gern anderer Leute Meinung darüber hört, da sei gewiß, daß du an den rechten Mann gekommen bist. Aber wenn du an zwei Leute gerähtst, deren einer das Geschäfte treibt, der andere nicht, aber doch noch Einsicht darin zeigt, da kannst du gewiß sein, der klügste von beiden sei der, welcher am wenigsten es zu sein behauptet, und dem du die meiste Neigung abmerkest, sich noch weiter darin zu unterrichten.

S. Vater! da erinnern Sie mich an das rechte. Grade das dachte ich, was Sie mir sagen, als Sie neulich den Hofraht und den Commerzraht bei sich zu Tische hatten.

V. Was hast du damals bemerkt?

S. Wissen Sie nicht mehr, wie der Commerzraht so viel von der Handlung sprach? Der Hofraht schien auch etwas davon zu wissen.

V. Freilich weiß er nicht wenig davon. Denn er lebt ja in einer Handelsstadt, und ihm kommen in seinem Amt viele Handlungvorfälle vor. Er ist auch ein guter Rechner und überhaupt ein guter Kopf. Der Commerzraht aber ist einer von denjenigen Kaufleuten, die ihr Geschäfte für ganz undurchdringlich für den gesunden Verstand halten, wenn man nicht sieben oder acht Jahre durch Tagelöhners Dienste in demselben geleistet hat.

S. Der Hofraht wollte auch nur zuweilen mit einsprechen, und fragte mehr, als daß er selbst etwas angab. Da pazte ihn aber der Commerzraht immer so gewaltig ab, daß er zulezt stille schwieg.

V. Hast du das alles so genau bemerkt?

S. Ja wol, Vater! und noch mehr als dieses!

V. Und was?

S. Als Sie nach Tiſche abgerufen wurden, da trat der Commerzrahe ſogleich wieder zum Hofrahe. Ich dachte, Sie würden auf neue von Handlung ſprechen. Aber nun hörte ich, daß der Commerzrahe von Naturalien redete. Wie iſt es darum? Hat er eine Sammlung!

V. Nein! Nicht er, ſondern der Hofrahe hat eine, und verſteht die Naturgeſchichte ſehr gut.

S. Aber der Commerzrahe ſprach doch viel von ſeinen Schnecken und Muſchein?

V. Er von Schnecken und Muſchein? Doch ich beſinne mich. Als der Regierungsrahe, den du auch kennſt, neulich wegzog, da hat er deſſen kleine Sammlung für Schuld angenommen. Aber was ſprach er denn davon zu dem Hofrahe?

S. Es war ſo durch einander, daß ich nicht viel davon verſtand. Alles war wol nicht von Schnecken. Denn er ſprach auch von einem Admiral und von einer Wendeltreppe. Am mei-

ſten ſprach er von ſeinem ſchönen Naturalien-ſchrank, und riehr dem Hofraht, ſich auch einen dergleichen machen zu laſſen.

V Davon konnte er freilich beſſer ſprechen. Aber was ſagte denn der Hofraht zu dem allen.

S. Nicht viel! Ein: ſo! ein: wirklich? ein: Ja wol! ein: Sie haben Recht! das war alles, aber er hörte doch immer ſehr aufmerkſam zu.

V Ach ja! da erkenne ich den Hofraht. Er hat die vortrefliche Gabe, gut zu hören.

S. Vortrefliche — Gabe — gut — zu hören? Was iſt das? Vater?

V. Eine groſſe Gabe. Aber da kommen wir auf eine Sache, die uns heute zu lange aufhalten würde. Ich will dir morgen mehr davon ſagen.

Viertes Gespräch.

S. Ich bin recht begierig, zu lernen, was Sie unter der Gabe, gut zu hören, verstehen.

V. Du hast mir selbst schon Anmerkungen gemacht über Leute, die diese Gabe nicht haben.

S. Ich? Vater! ich?

V. Erinnerst du dich dessen nicht aus einem dieser unserer ernsthaften Gespräche?

S. Ja, jezt besinne ich mich. Ich merkte Ihnen von dem Gelehrten an, daß der nichts von allem beachtete, was Sie mit einreden wollten. Und der Commerzraht! Ja, wahrhaftig! wenn der Hofraht diese Gabe hat, wie Sie sagen, so hat der sie gewiß nicht. Habe ichs getroffen, Vater?

V. Ganz richtig! Aber glaube nur deswegen nicht, daß sie solchen Leuten ganz fehle, welche

lieber selbst reden, als andern zuhören. Du bist zwar zu jung, um zu erwarten, daß jedermann mit Geduld das anhöre, was du sprichst. Freilich erfährst du es nicht oft. Aus Achtung für den Rang, in welchem ich, auch nach meiner Entfernung vom Hofe, lebe, fehlt man nicht leicht in diesem Beweise der Achtung gegen dich, weil du mein Sohn bist. Aber du wirst doch nicht mit allen gleich zufrieden sein, mit welchen du zu reden Gelegenheit hast.

S. Nein, gewiß nicht. Und mit wem glauben Sie wol, daß ich es am wenigsten bin.

V. Wie kann ich das wissen?

S. Sie könnten es wissen, wenn Sie beachtet hätten, wie wenig oder wie kurz ich seit einiger Zeit mit dem Manne rede, so oft er auch zu uns kömmt.

K. Sollte das wol der Amtsrath sein?

S. Eben der, lieber Vater! der Mann weiß viel, wie Sie mir selbst gesagt haben. Ich

glaubte, ich wollte von ihm etwas lernen. Aber das geht nicht.

V. Und warum nicht?

E. Er iſt ſo höflich, ja mehr als das, ſo überflüſſig demütig, daß ichs nicht aushalten kann. So wie ich etwas ſage, ſo findet er alles vortreflich. Da hat er eine Reihe von Redensarten, welche er in ſeine Antworten eine um die andere einflicht, und darüber nichts von allem dem ſagt, was ich von ihm zu hören wünſchte. Da gehts immer fort: gerade ſo, wie der Herr Graf belieben zu ſagen; wie ſchön Sie das treffen! Wenn alle junge Herren von Stande ſo richtig dächten, wie Sie!

V. Ich habe es wol bemerkt, und auch dein Gefühl dabei bemerkt. Es hat mir wahre Freude gemacht zu ſehen, wie das leere Gewäſche einer kriechenden Höflichkeit ſo wenig Eindruk auf dich machte. Bleibe ja immer dabei, mein Sohn!

Aber biſt du mit den Unterredungen unſers neuen Gerichtshalters beſſer zufrieden?

S. Unendlich besser! doch, lieber Vater! ich sollte ja nicht vergleichen.

V. Nicht vergleichen, wo du schon Gutes auf beiden Seiten siehest, um einzelne Mängel aufzufinden. Aber das ist hier nicht allerdings der Fall. Du empfindest und ich mit dir, daß der Ton in des Amtsraths Unterhaltung mit dir nicht der rechte sei. Wir vergleichen also jezt nicht mehr, um diesen Fehler aufzufinden.

Du bist also mit dem Gerichtshalter zufrieden, und würdest auch mit ihm zufrieden sein, wenn wir auch nicht durch eine Vergleichung auf ihn gerahten wären.

S O gewiß! In seinem Umgange finde ich wahre Unterhaltung. Er beachtet alles, was ich sage, wenn auch seine Antworten und Anmerkungen hintennach mir sagen, daß das, was ich sagte, nicht sehr beachtenswehrt war. Das läßt der Amtsraht mich niemals merken, ich mag auch noch so emsiglig schwatzen.

V. Merke dir dabei dieß, mein Sohn! Die Aufmerksamkeit, welche dieser gute Mann auf deine Reden wendet, werden alle verständige Menschen von dir erwarten, wenn du mit ihnen redest. Verständige Menschen reden in dem Zwek, durch ihre Reden wahre Unterhaltung und Belehrung zu geben, oder sich selbst sie zu verschaffen. Und solchen Leuten macht es Verdruß und sie hören auf zu reden, wenn sie sehen, daß der, mit welchem sie reden, nicht an diesem Zwek Anteil nimmt, oder nehmen will. Den Gefallen mußt du jedem Menschen thun, mit dem du dich in ein Gespräch einlässest.

S. Erlauben Sie mir, Vater! Mit dem Amtsrath ist es doch noch etwas anders. Der nimmt an allem, was ich sage, zu vielen Anteil, und gefällt mir doch nicht.

V. Fühlst du denn nicht, woran das liegt? Er nimmt nicht den Anteil daran, den du wünschest. Und weißt du, woher das kömmt?

S. Das weiß ich ganz wol. Er urteile falsch
on mir. Er sieht mich so an, wie die Söhne
ines Herrn Landdrosten, die sich so klug dünken,
eil sie vornehm sind. Das könnte nun auch
ol der Fall bei mir gewesen sein, wenn ich nicht
ie zum Vater hätte. Aber nun könnte der
ann mich doch besser kennen.

V. Hier sind wir auf dem rechten Punkt.
an muß einen jeden, mit dem man ins Ge-
räch kommt, richtig beurteilen, und dann, so
nge man mit ihm redet, den Anteil an dem
espräche nehmen, den er nach seiner Denkungs-
t wünscht. Dies ist die wahre Gabe, gut zu
ren. So verstand ichs, als ich gestern von dem
ofrath sagte, daß er diese Gabe hätte. Er hat
mit einem Mann zu tuhn, der alles glaubt bes-
zu wissen, als andere. Wäre er nicht zu alt,
d könnte man hoffen, ihn noch zu bessern, so
lte man ihm freilich nicht blos zuhören, wenig-
ns nicht immer ihm auch nur durch gleichgül-
e Worte Beifall geben. So aber ist es am be-

sten, es so mit ihm zu machen, wie du mir sag-test, daß der Hofrath es machte. Der überweise Commerzrath blieb gewiß sehr zufrieden dabei.

S. Das sah ich ihm freilich sehr an.

V. Aber sprich du einmal mit dem Hofraht, und sprich so vernünftig, als du nur kannst. Du wirst eben so zufrieden mit ihm sein, als mit unserm Gerichtshalter. Er wird dich nicht mit einem: Ja wol! Ist das möglich? u. dgl. abfertigen.

S. Ich wünsche recht sehr, ihn bald zu sprechen, denn diesmal bin ich kaum mit ihm bekannt geworden.

Aber, Vater! ich sehe nur nicht, wozu das dient, daß man sich mit solchen Leuten so lange im Gespräch aufhält, von denen man selbst nichts Kluges lernen kann, und die nichts von uns hören wollen. Mich dünkt, es schickt sich nicht ganz zu einem ehrlichen Mann, wenn er den andern in seinem Dünkel erhält, durch solche Bei-

fallsworte, mit denen man es nicht ehrlich meint. Wenn ich künftig in den Fall komme, so werde ich nicht die Geduld haben, solche Leute ganz anzuhören. Ich würde ihnen sagen. —

V. Sachte, sachte, mein Sohn! die Geduld mußt du haben, wenn du nicht der Mann bist, der die Leute immer auswählen kann, mit denen er sich in ein Gespräch einläßt. Ich habe nichts dawider, wenn du einem von eigner Weisheit eingenommenen Manne, einem langweiligen Schwätzer, oder gar einem Faulschwätzer ausweichest, wenn du ihn als einen solchen vorher schon kennest. Aber, wenn du einen Mann anders im Gespräche findest, als du es erwartetest, da mußt du wenigstens so lange aushalten, bis du auf eine gute Art dich aus der Unterredung ziehen kannst. Er muß nimmermehr merken, daß er dir mißfallen habe, und du magst wenigstens das dir lieb sein lassen, daß du die Gabe, gut zu hören, einmal mehr geübt hast.

S. Aber wenn nun der Mann wahre Ungereimtheiten sagt, muß ich das alles so gelten lassen? darf ich ihm gar nicht widersprechen?

V. Nie widersprechen, wo du nicht hoffen kannst, durch deinen Widerspruch gutes zu stiften. Es kömmt auf die Personen und auf die Sachen an, ob sie eines Widerspruchs bedürfen. Wenn du den Personen anmerkst, daß sie nur reden, um gehört zu werden, da übe du die Gabe gut zu hören. Sie kann nirgends besser angewandt werden. Sind die Sachen, die sie sagen, von der Art, daß weder du, noch irgend jemand anders besser oder schlechter daran ist, sie mögen wahr oder falsch sein, da höre du zu, so lange du es aushalten kannst, und so lange erhalte den Redenden nun mit einem Kopfnicken, nun mit einem gleichgültigen Ausdruck in der besmöglichsten Zufriedenheit mit sich selbst und mit dir.

S. Aber, lieber Vater, wenn ich das thue, da halten mich ja andre Leute, die das mit an-

hören, für einen Dummkopf, und das wollte ich doch für keinen Preis in der Welt.

V. Vors erste schadet dir das nicht. Sehen die Leute, die mit dir zuhören, es so gut ein, wie du, so schweigen Sie gewiß nur, weil sie eben so in diesem Falle denken, wie ich wünsche, daß du denken mögest. Thun sie das nicht, je nun, so mögen sie wiedersprechen. Noch lange wird von dir niemand fodern, daß du zuerst herausbrechen sollst. Sind sie aber nicht klüger, wie der redende, so ist es deswegen doch nicht deine Sache, sie klüger zu machen.

S. Aber, Vater, wenn ich nun älter und klüger bin, soll ich dann auch immer schweigen?

V. Ich dachte nicht, mein Sohn, daß dir das Rechthaben so am Herzen läge.

S. Bei Ihnen wahrhaftig nicht, lieber Vater! denn bei Ihnen bin ich immer sicher, daß Sie Recht haben.

V. Willst du mir etwan gar schmeicheln? Doch vors erste laß mich nur immer Recht gegen dich behalten. Aber, wenn wir uns nach Jahren sehen werden, da verlange ich das nicht immer.

S. Das wollten Sie nicht verlangen? Und jezt wollten Sie doch, daß ich gegen diesen oder jenen leeren Schwätzer schweige, auch wenn ich fühle, daß er nicht Recht hat.

V. Gegen einen leeren Schwätzer, Ja! Da übe die Gabe gut zu hören, so lange du mußt und nicht ausweichen kannst. Aber nun will ich dir eine andere Regel sagen: Wenn du mit einem Manne redest, der Wahrheit liebt, da freue dich einer jeden Wahrheit, die du von ihm hörst. Gieb ihm deinen Beifall ungekünstelt und aufrichtig zu erkennen. Sagt er etwas, das du nicht für völlig richtig hältst, so gieb ihm deine Zweifel be-

ſcheiden an, aber nie in dem Wege eines lauten Widerſpruchs.

S. O lieber Vater! daran habe ich genug. So dachte ich es mir, aber dunkel: Wenn ich nur Wahrheit dann mitſprechen darf, wann andre mir darin vorgehen, ſo ſoll es mir nimmer ſchweer werden, in allen andern Fällen zu ſchweigen und blos zu hören.

Doch jezt fällt mir noch Eines ein. Sie haben doch nichts dawider?

V. Wider was?

S. Wenn ich Ihnen ſage, daß die Gabe, gut zu hören, mir ſchweer fallen wird, wenns nicht auf bloſſe Geſpräche, ſondern auf ſolche Geſchäfte ankömmt. —

V. Du willſt ſagen, Geſchäfte, die andrer Menſchen Glück und Unglück betreffen.

S. Freilich meinte ich die.

V. In ſolchen Geſchäften, in denen es Pflicht iſt, ſelbſt eine Meinung zu haben, iſt es Schwachheit, immer fremder Meinung zuzuhören.

S. Da wird, denke ich, die Gabe, gut zu hören, mir nicht mehr helfen können.

V. Es ist mir lieb, daß du so weit hinausdenkst. Freilich wollte ich nur vorjetzt dir diejenige Weltklugheit und Menschenkenntniß geben, deren du in den nächsten zehn Jahren deines Lebens bedürfen wirst. Aber wer weiß, ob nach zehn Jahren. —

S. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber betrüben Sie mich nicht durch den traurigen Gedanken.

V. Da könnte dir doch immer mein Rath und meine Leitung schon fehlen. Also will ich dir doch das nohtwendige zum voraus sagen.

Begnüge dich vorerst damit, die Gabe gut zu hören, in allen Vorfällen zu gewinnen, die ich dir bezeichnet habe. Kömmt es dann weiter mit dir, so glaube, du lenkest einen jeden Menschen zu deiner Meinung über, wenn du ihn in der Art, wie er es gerne hat, gehört hast. So mußt du insonderheit mit Personen verfahren,

die über dir sind. Das war der einzige Weg, Friedrich zu einer Meinung, wo nicht ganz, doch halb überzuleiten, den Friedrich, der seine ganze Königsehre darin sezte, daß seine Meinung allemal die erste, beste, ja die einzige sein sollte. Man mußte ihn ganz aushören, und alles, was er sagte, gelten lassen. Dann durfte man von Nebenumständen reden, und in diese seine eigne Meinung verweben, und fand oft Gehör damit. Du wirst in deinem spätern Leben unter Menschen, die sich Vorzüge irgend einer Art vor dir beilegen, nicht leicht an einen Friedrich gerahten. Aber das kannst du immer annehmen, daß ein Mann, der sich grösser glaubt, als du, nicht zu deiner Meinung übergehen werde, als wenn du ihn glauben machst, deine Meinung sei die seinige, wo nicht ganz, doch zum Teil.

S. Das mögen seltsame Menschen sein.

S. Das sind sie freilich. Aber zum Unglük sind sie nicht so selten, als sie seltsam sind. Sie werden dir, wenn du sie nicht recht zu behan-

deln weißt, die beſten Abſichten vereiteln. Das einzige Mittel, gut mit ſolchen Perſonen fort zu kommen, liegt in der Gabe, gut zu hören, und ſie auf den Punkt zu bringen, da, wenn du nun redeſt, oder wählſt, ſie ihren eigenen Wiederhall zu hören glauben.

S. Vater! Vater! Das wird eine ſchweere Lection für mich werden, wenn ich die einmal befolgen ſoll.

V. Das weiß ich wol, und habe es ſelbſt genug erfahren. Aber es gibt noch andre Menſchen, die in eben der Laune handeln, und mit denen noch ſchweerer fort zu kommen iſt, als mit jenen.

S. Nun, wahrhaftig! Vater! die mögte ich kennen.

V. Menſchen, die anfangs alles gelten laſſen, was ihnen ein Mann vorſchlägt, vor dem ſie ſich Vorzüge beilegen. Dann aber wacht ihr Ehrgeiz auf, und nun wollen ſie ſich ſelbſt geltend machen, ſo viel ſie können. Da flicken ſie dir hier ein Stük, dort ein Stük hinein, ſchneiden weg,

was durchaus zur Sache gehört, und verderben dir die besten Entwürfe.

Ueberhaupt, mein Sohn! glaube mir das: Es gibt äusserst wenig Menschen, die Fähigkeit oder Lust haben, eine Sache ganz im Zusammenhange zu überlegen und durchzuführen. Aber Stükwerk machen, das ist jedermanns Sache. Auch der schwächste Kopf geht mit Muht daran.

S. Vater! ich gestehe Ihnen, Sie machen mich muthlos für die Zukunft. Es wundert mich nicht mehr, wenn so viele Menschen reines Herzens und hellen Kopfes von den Geschäften sich zurük ziehen, wie auch Sie gethan haben, oder weil sie dies voraus sahen, gar nicht in das geschäftige Leben eintreten mögen.

V. Du hast Recht, aber nicht ganz. Ich selbst hatte nicht Recht, als ich mich durch solche Schwierigkeiten aus dem thätigen Leben wegschrecken liess. Ich hätte ausdauern sollen. Die Ruhe, die man in einer solchen Zurükziehung sucht, findet man doch nie ganz, wenn man ein-

mal in der Welt ein Mann von irgend einiger Bedeutung ist. Noch jezt geht mir so manche kleine Angelegenheit, in die ich mich doch immer noch einmischen muß, nicht nach meinem Willen, und macht mir Verdruß, dessen der Gegenstand lange nicht so würdig ist, als diejenigen, mit denen ich mich ehemals beschäftigte. Soll man denn sich ärgern und kränken in der Welt, so, denke ich, ist es doch besser um Dinge von Belang, als um Kleinigkeiten. Man muß aber nicht eigensinnig sein, sondern sich zufrieden geben, wenn von drei guten Absichten und Vorschlägen uns nur Einer, und wäre es auch nur zum Teil, gelingt. Das ist das höchste, was man sich in dem practischen Gebrauche seines gesunden Verstandes versprechen kann.

Fünftes Gespräch.

Der Graf, sein Sohn, der Baron.

Der Baron. Nein! wahrhaftig nicht! das lasse ich mir nimmermehr von Ew. Excellenz einbilden.

V. Einbilden? durch mich einbilden? das, dächte ich, hätten Sie wol nimmer in einer Unterredung mit mir zu besorgen. Zu Ihrem Verstande glaubte ich zu reden, mein junger Freund! Auf Ihre Einbildungskraft will ich nicht wirken, wenn ich über Wahrheit spreche; wiewol, wie ich sehe, der kürzeste Weg zu Ihrem Verstande vielleicht durch die Einbildungskraft gehen mag.

Der Baron. (verlegen und etwas aufgebracht.) Ich denke — — ja ich denke — daß ich am besten thue, mich E. E. jezt zu empfehlen.

Der Graf. Ich habe nichts dawider.

Der Sohn. (der nach einigen Minuten zum Vater kömmt) Was hatte der Baron im Kopfe? Dort hätte er mich beinahe umgerannt. So eilig lief er um die Ekke auf dem Vorplaz. Er sahe und hörte nicht. Ich glaubte ihm etwas sagen zu müssen. Wen suchen Sie, Herr Baron? — Meine Kutsche. — Die ist noch nicht da. Sie haben ja selbst den Kutscher erst gegen Abend zurükbestellt. — Habe ich es getahn? sagte er: ich wolte hundert Tahler darum geben, daß der Schurke jezt da wäre. Aber, fragte ich, was haben Sie denn für Eile? das weiß ich am besten, sagte er, schlug sich mit der Hand vor die Stirne, und ließ mich stehen. Ist er etwa unpaß geworden? Doch da würden Sie ihn nicht verlassen haben. Ich besorge fast, lieber Vater, er hat Ihnen Verdruß gemacht.

V. Warum meinst du das! Wenn etwas Unangenehmes zwischen uns vorgefallen wäre, könn-

te nicht ich es sein, der ihm Verdruß gemacht hätte?

S. Nein, lieber Vater! das können Sie nimmermehr. Dem Baron habe ich es schon angemerkt, daß er ein Hitzkopf ist.

V. Du hast recht in deiner Bemerkung. Es ist Schade um den jungen Mann. Er hat einen durchdringenden Verstand, der aber so lange nicht gesund werden kann, als er so lebhaft bleibt.

S. Seinen Verstand, dünkt mich, kann man bald merken. Ich habe ihm heute Mittag gern zugehört. Aber es schien mir doch durch, daß er auch haben wollte, man solle alles glauben, blos weil er es sagte.

V. Freilich ist er zu rasch in seinen Urteilen und Behauptungen. Schon frühe hatte er das an sich. Aber nun hat er vollends auf seinen Reisen allerlei Lieblings-Meinungen angenommen, die er bei jeder Gelegenheit geltend machen will.

S. Darf ich wiſſen, was Sie jezt mit ihm gehabt haben.

V. Das magſt du gerne wiſſen. In England hat er den Kopf mit Ideen von Freiheit angefüllt, die er —

S. Ja, Vater, davon war er ja nur gar zu voll. Ich habe Sie bewundert, wie Sie ihm ſo vieles gelten lieſſen. Sie haben mir ja ſelbſt geſagt, daß nie ein Volk ſo wenig Recht zur Empörung gehabt habe, als die Nord-Amerikaner. Aber ihm lieſſen Sie alles gelten, was er für das Gegenteil ſagte.

V. Wäre es auch der Mühe wehrt geweſen, ihm darin zu widerſprechen? Und glaubſt du denn nicht, daß dein Vater auch etwas von der Gabe hat, gut zu hören?

S. Aber Sie müſſen es doch endlich müde geworden ſein, dieſe Gabe bei ihm zu üben.

V. Ich glaubte zu ſeinem Beſten auch reden zu müſſen, als er in ſeinem Geſchwätz über Freiheit zu weit gieng, und nun alles in Deutſchland

schlecht fand, weil man nicht vollends so unabhängig sein könne, als in England. Ich glaubte, ihm sagen zu müssen, daß —

S. Vater! da geht er noch in der äussersten Allee. Wollen wir auch lieber ins Haus treten, um ihn in seiner Laune frei zu lassen.

V. Nein, das wollen wir nicht tuhn. Laune hat er nicht, aber wol Hitze, und ich glaube, sie ist schon verraucht. Wir wollen so gehen, daß es sich bald entscheiden muß, ob ich recht muhtmasse.

S. (nach einer Weile:) Er ist schon nahe hinter uns.

V. Nun, so wird es gut abgehen.

Der Baron. Lieber Herr Graf! können Sie auch einem jungen Manne etwas zu viel Lebhaftigkeit verzeihen.

Der Graf. Vom Verzeihen sei nicht die Rede, wenn Sie mich nur recht beurteilen. Erinnern Sie sich, daß ich gegen Ihre Ideen von Freiheit

(darf ich ſie überſpannt nennen?) nichts einwandte, ſo lange ſie nur bloſſe Meinungen entdekten, die keinen Einfluß auf das practiſche Verhalten des einen oder des andern von uns haben. Sobald Sie aber mir ſchienen, dieſelben in Rückſicht auf Ihre nahe Beſtimmung practiſch machen zu wollen, da glaubte ich, nach der warmen Teilnehmung, die ich nicht etwa blos an Ihrem Glücke, ſondern an der nützlichen Anwendung Ihrer vorzüglichen Talente nehme, Ihnen einreden zu müſſen. Da ſagte ich Ihnen, daß es mich nicht wundre, wenn einem ohne beſtimmte Wirkſamkeit dort lebenden Fremden der Schimmer der Britiſchen Freiheit die Augen blendete, welche eben dort hauptſächlich nur ſolche Menſchen im äuſſerlichen behaupteten, die ebenfalls ohne beſtimmte Wirkſamkeit leben; daß man dort eben ſo viel Abhängigkeit, ja vielleicht eine unangenehmere oder mehr demütigende Abhängigkeit fühle, als in Deutſchland, ſobald man gemeinnützig leben und han-

deln will. Sind Sie jetzt geneigter, mir dies zu glauben, als vor einer Viertelstunde?

Der Baron. Wenn ich sagte, ich wäre es, so würden Ew. Exc. es doch nur für ein Compliment annehmen. Denn eben meine zu rasche Hitze hat mich gehindert, Ihre Gründe zu hören.

Der Graf. Gründe habe ich nicht mehr zu sagen. Denn was ich sagte, ist Tahtsache. Leben Sie, wo Sie wollen, unter den fast zu frei gewordenen Franzosen, unter den Britten, oder unter Deutschen, so können Sie Freiheit behaupten, so viel Sie wollen, so lange Sie als Privatmann leben, und nur für sich sorgen. Aber sobald sie Ihr Leben andern nützlich machen wollen, so müssen Sie den Gedanken aufgeben, ganz nach Ihrem Sinne leben und handeln zu wollen. Ich werde doch annehmen dürfen, daß Sie bis jezt noch keinen andern Gedanken haben, als sich dem Staate durch Ihre natürli-

chen und erworbenen Fähigkeiten nützlich zu machen.

Der Baron. Das ist mein erster, mein einziger Gedanke, den ich verfolgen werde, so lange als man nicht mir alles in den Weg legt, daß ich ihn nicht erfüllen kann.

Der Graf. Also nehmen Sie doch an, daß es nicht ganz von Ihnen abhängen werde, ob und wie Sie diesen ersten Schritt thun, und ob Sie ihn ganz nach Ihrem Sinne thun?

Der Baron. Wie kann es anders sein?

Der Graf. Und eben das würden sie in England eben so gut, als hier zu Lande erfahren.

Der Baron. Das muß ich freilich wol gelten lassen.

Der Graf. Und wenn Sie nun ganz der Mann geworden sind, der Sie zu sein wünschen, wenn Sie in die grosse Sphäre der Thätigkeit hineingesetzt sind, welcher gewachsen zu sein Sie mir scheinen, werden Sie da nicht auch oft er-

fahren, daß Sie nicht frei genug ſind, um alle ihre Abſichten durchſetzen zu können?

Der Baron. Wenn es mir beſchieden iſt, ſo weit zu gelangen, ſo werde ich auch Anſehen genug gewinnen, um nach dem beſten Wiſſen und Gewiſſen jedesmal handeln zu können.

Der Graf. Das muß ich als möglich gelten laſſen. Aber noch mögte ich kaum wünſchen, Sie zu einem ſolchen Anſehen gelangt zu ſehen.

Der Baron. E. E. ſcheinen zu beſorgen, daß ich mein Anſehen misbrauchen werde, ſobald ich —

Der Graf. Ihr Herz wird Sie vielleicht nie verführen, es zu misbrauchen. Aber das Zutrauen zu Ihrem Verſtande wird Sie misleiten, ſo oft Sie Ihre Entſchlieſſung ohne Widerſpruch nehmen und dieſe ohne Schwierigkeit ausführen können. Glauben Sie mir, die beſten Gedanken im praktiſchen Leben entſtehen nicht dem Manne, der immer denkt: dies will ich, weil ich es kann, ſondern dem, der ſich ſelbſt ſagt: dies will ich, wenn ich es kann.

Der Baron. Sie nehmen vielleicht an, daß ich niemandes Raht fragen und alles für meinen Kopf kühn werde.

Der Graf. Raht fragen ist gut. Aber der beste Raht entsteht aus dem Widerspruch und der Widersetzung anderer, auch wenn Sie sich nur auf Neid und Leidenschaft gründen. Glauben Sie mir, wenn die Grossen der Welt so viele Fehler begehen, so liegt es eben hieran. Raht hören sie genug, aber selten und wenig Widerspruch, und auf künftigen Widerstand denken sie gar nicht hinaus. Auch die, welche ihnen Raht geben, sind Leute, die, wenn sie eine Meinung fassen, selten Widerspruch, und die Schwierigkeiten nicht eher als in der Ausführung erfahren.

Der Baron. Davon fühle ich die Wahrheit recht sehr. Aber es ist doch auch unerträglich, wenn man eine Sache recht gut durchgedacht hat, sich da noch lange durch schlau erhobene Bedenklichkeiten herumleiern, oder durch lauten Wider-

sprüch necken zu lassen. Die Menschen, die zu allen Dingen Aber und nichts mehr, als ihr Aber sagen, haben zu allen Zeiten vielleicht nicht viel Böses geschaft, aber desto mehr Gutes gehindert. Erinnern Sie Sich, wie viel Gutes unser Herr Guts-Nachbar durch seine ewigen Aber auf unsern Landtägen gestört hat. Das ist ein rechter Pater difficultatum!

Der Graf. Der Name ist ihm nicht unrecht. Gestört hat er freilich manches Gute. Aber manches Gute, das er nicht gestört hat, ist durch seine Aber um so viel besser geworden. Erinnern Sie sich noch wol, mein Lieber! wie es gieng, als der Fürst die neue Werb-Ordnung auf den Landtag bringen ließ? Wie Sie und andere Hitzköpfe dagegen angiengen?

Der Barou. Hitzköpfe! Ach, lieber Herr Graf! Sie fallen mir heute sehr hart – aber –– Nicht heute allein, sondern lange –– ja, immer mögen Sie mich einen Hitzkopf schelten. Gegen Sie

werde, will, mag ich nicht wieder ein Hitzkopf werden. Aber nun lassen Sie mich auch alles sagen, was ich weiß, das Sie mir sagen wollen.

Der Graf. Ganz gerne. Sie treffen es gewiß; das merke ich schon.

Der Baron. Da kam der Landrahe mit seinen Aber uns Hitzköpfen entgegen. Wir brausseten; Er aber blieb kalt und wiederholte sein Aber. Wir kühlten uns ab, hörten seine Aber, die er so lange wiederholte, bis die Antwort an den Fürsten zu Papiere kam, welcher gemäß das neue Aushebungs-Reglement abgefaßt ist, mit welchem wir alle zufrieden sein können. Denn wie kann es anders in einem Staate sein, der doch nicht ganz ohne einen Wehrstand sein kann?

Der Graf. Wie gut Sie jezt das einsehen! Aber erinnern Sie sich noch eines andern Falles, wo sein Aber Gutes schafte, der neuen — —

Der Baron. Lassen Sie mich! Ich treffe Ihre Gedanken eben so sicher. Sie meinen das neue Credit Reglement für unsre Güter.

Der Graf. Ganz recht!

Der Baron. Da waren wir Hitzköpfe fromm, wie die Lämmer.

Der Graf. Ich nicht: aber ich blieb stille. Denn ich wartete auf des guten Landraths seine Aber.

Der Baron. Die blieben auch nicht aus. Wir besannen uns, überlegten besser, und modificirten die wolgemeinten Vorschläge unsers Landherrn so, daß es ein freiwilliges Institut ward, das nun jeden aus der Verlegenheit herausreißt, wenn er wirklich sich darin befindet, aber auch niemandem zur Last fällt, der dessen Hülfe nicht bedarf, und uns alle aus den Klauen der Wucherer und ihrer Sachwalter gezogen hat, die uns zum Concurs brachten, sobald sie wollten, wenn wir auf unsre Güter nur die Hälfte von deren Werth schuldig waren.

Der Graf. So sahe ich die Sache selbst an. Ich mochte aber nicht hervortreten, weil ich auf einen Mann rechnete, der gewiß nicht blindlings zustimmen würde.

Der Baron. Aber Sie werden doch einräumen, daß es bei dem Landrathe nicht so alles reine klare Vernunft ist, die dieses Aber in seinem Kopfe hervorbringt.

Der Graf. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Er ist kein so heller Kopf, der aus eigner Kraft gute und gemeinnützige Vorschläge hervorbringen könnte. So lange und so oft ich mit ihm auf dem Landtage sitze, so erinnere ich mich keines solchen Vorschlages, der von ihm erhoben wäre. Er ist, und so sind alle die sogenannten patres difficultatum, Mittelköpfe, die ihrem Verstande dadurch Ehre zu machen glauben, daß sie bei Vorschlägen, die nicht von ihnen herrühren, und die sie selbst anzugeben nicht Kraft haben, weiter, als die Urheber selbst, zu sehen glauben, oder andere dies glauben machen wollen. Entrüstet man

sich darüber, will man ihnen und andern, deren Ohr sie gewinnen, diese Meinung benehmen, so steifen sie sich desto mehr, bringen nur Aber hervor und verderben am Ende alles. Ich mag doch immer lieber mit Leuten dieser Art zu thun haben, als —

Der junge Graf. Darf ich rahten, lieber Vater! welche Leute Sie meinen?

Der Graf. Sprich nur aus, was du glaubest.

Der junge Graf. Die Leute, die alles so federleicht finden.

Der Graf. Getroffen, mein Sohn! — Doch wer kömmt da die grosse Allee herab gefahren?

Der Baron Nach der Livree zu urteilen, ist es der Hofmarschall. Ich vergaß ihnen zu sagen, daß er seit zwei Tagen auf seinem Gute ist. Vor seinen Ohren dürfen wir wol nicht weiter von Leuten reden, die alles federleicht finden. Sie kennen ihn ja genug, Herr Graf!

Der Graf. Genug! und mehr als genug!

Ende des fünften Gespräches.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erfahrungen

von

Johann Georg Büsch

Professor in Hamburg.

Zweiter Band.

Hamburg, 1790

bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

IV.

Fragmente

über die

Erziehung eines Prinzen

zum

künftigen Geschäftsmann.

Vorbericht.

Die Veranlassung zur Bearbeitung einer im Allgemeinen schon in so manchen Schriften abgehandelten Materie ist mir aus meiner kurzen Teilnehmung an dem Campischen Revisionswerk der Entziehung entstanden. Meinen Vorsaz, zu demselben eine Abhandlung über die Erziehung eines Prinzen beizutragen, machten die ersten ins Publicum gegebenen Nachrichten von dieser Unternehmung bekannt. Allein sehr bald machten mir andre Geschäfte jene Teilnehmung unmöglich. Indessen hatte ich bereits den Anfang zu dieser Arbeit gemacht, und mögte sie immerhin zur Einverleibung in jenes Revisionswerk abgegeben haben, wenn nicht Herr Rahr Campe selbst, wie Er mir schriftlich bezeugte, bei dem Anschwellen jenes

Werks zu so vielen Bänden, es gerahten gefunden hätte, den Entwurf desselben auf gewisse Weise einzuschränken. Ich habe dann auch selbst so, wie ich weiter fortarbeitete, mich auf den Gesichtspunct eingeschränkt, wie der Prinz durch seine Erziehung zum ersten Geschäftsmann in seinem Staate vorzubereiten sei. So wenig als ich hiebei den Blick von allen übrigen Tugenden und und Fähigkeiten ganz abwenden konnte, welche man dem Prinzen durch die Erziehung mitzuteilen sucht, so wenig mögen auch gute Schriften ähnlichen Inhalts es vergessen haben, von der in demselben zu bewirkenden Lust und Fähigkeit zu Geschäften zu handeln. Mögen, sage ich. Denn ich kann nicht umhin zu gestehen, daß ich keine dieser Schriften seit kurzem, und keine überhaupt so ernsthaft gelesen habe, daß ich jezt entscheiden könnte, ob Eine, oder welche derselben sich hinlänglich darauf eingelassen habe.

Man wird sagen, ich hätte sie lesen müssen, ehe ich an diese Arbeit gieng. Aber ich gehe gar zu gern meinen eigenen Gang, wenn ich in dem Nachdenken über praktische Dinge in den Erfahrungen meines Lebens, in meiner Welt- und Menschenkenntnis so weit gelangt bin, daß ich hinlängliche Kraft in mir zu fühlen glaube, um über dieselben schreiben zu können. Ich besorgte, zu sehr in diesem Gange gestört zu werden, wenn ich neben meiner Arbeit viele Schriften lesen würde, in deren einigen die Sache unter moralischen Erdichtungen dargestellt wird, in andern aber, ohne den ausdrücklichen Vorsaz und Angabe einer Erdichtung doch zu viel idealisches, zu manche Foderung oder Voraussetzung erscheint, welche man an die Fürsten unsrer Zeit nicht bringen darf, auch wenn sie aufs wärmste wünschen, die Erziehung ihres Nachfolgers aufs beste gelingen zu sehen. Solcher An-

ſinnungen wird man in meinen Vorſchlägen keine finden. Ohne an irgend einem Hofe gelebt zu haben, weiß ich doch genug von der höfiſchen Lebensweiſe, und erwarte nicht, daß man dieſelbe an irgend einem Hofe ganz umändern werde, um die ſo wichtige Erziehung eines Prinzen deſto ſicherer gelingen zu machen. Aber wenn ich rahte, von dem gar zu ſteifen Cerimoniel hie und da etwas aufzugeben, und die Bande der ſtrengen Etikette zu löſen, um den Gang des Geiſtes eines Prinzen etwas freier zu laſſen, ſo iſt dies nichts mehr, als was ohne dieſe Rückſicht ſchon von ſo vielen weiſen Prinzen unſrer Zeit geſchieht.

Ich habe nie einen Prinzen zu erziehen gehabt, auch nie zu einem ſolchen Zweck das geringſte mittelbar beigetragen. Aber ſeit zwanzig Jahren beſchäftige ich mich mit der Ausbildung und bei einigen auch

mit der Erziehung junger Leute zu Geschäftsmännern. Ich habe Erfahrungen genug über die Schwierigkeiten gesammelt, welche die frühe Verwöhnung an ein gewisses Wolleben, der Wunsch und die Hofnung, diesem zu seiner Zeit ohne Zwang sich überlassen zu können, die Hinaussicht auf ein reiches Erbteil, und der Stolz auf den Rang und die Würden der Väter bei Jünglingen aus den bessern Volksclassen diesem Zweck entgegen setzen. Der Unterschied zwischen meinen Erfahrungen und denen eines Prinzenerziehers ist vom kleinern auf das grössere. Aber meiner Erfahrungen sind der Zahl nach weit mehr, als sie der Erzieher eines einzelnen Prinzen gehabt haben kann; und zu richtigen Resultaten gelangt man doch gewiß besser durch viele, als durch wenige Erfahrungen.

Die Ueberschrift Fragmente habe ich nicht etwan deswegen meiner Arbeit gege-

ben, weil es einer von den jezt gewöhnlichen Modetiteln ist. Es ist blos deswegen geschehen, weil ich nicht glaube, Vollendung derselben versprechen zu können, auch wenn ich erfahren solte, daß man dieselbe wünsche.

Eben deswegen, weil es Fragmente sind und vermuhtlich bleiben werden, hielt ich es für das gerahtenste, sie nach und nach in einer oder der andern Deutschen Periodischen Schrift abdrucken zu lassen. Ein Fragment erschien bereits vor zwei Jahren in dem Braunschweigischen Magazin. Vor einem Jahre bestimmte ich alles bisher vollendete für das Neue Deutsche Museum. Der Anfang mit dessen Abdrucke war bereits in dem 5ten und 6ten Stücke gemacht, als mir der auch bald von dessen Herrn Redactör gebilligte Gedanke einfiel, daß meine Arbeit bereits zu stark angewachsen sei, und die zu lange

dauernde Fortsetzung derselben in einer Monatsschrift, deren erste Empfehlung Mannigfaltigkiet sein muß, nicht wol Statt haben könne. Auch würde der schwache Zusammenhang, der doch wirklich zwischen diesen Bruchstücken besteht, in diesem Wege der Herausgabe zu sehr unterbrochen worden sein. Ich habe daher alles, was ich bis jezt vollendet habe, in dieser Sammlung mit einander zusammen gestellt.

Aber wie gehört eine Abhandlung von so eingeschränktem Inhalt, Erziehung eines Prinzen, und zwar nur in einem einzelnen Gesichtspunkt, in diese Sammlung, in die Sammlung von Erfahrungen eines einzelnen Mannes? Zu allen Zeiten haben Schriften dieses Inhalts sehr viele Leser gefunden, von denen vielleicht nicht der Hunderte Anteil an der Erziehung eines Prinzen hatte, oder ihn zu bekommen hoffen

konnte. Denn es ist jeder bürgerlichen Gesellschaft gar zu sehr daran gelegen, wie Prinzen erzogen werden, und wer dann auch gar keinen Raht dazu jemals geben darf, glaubt doch Hofnungen, die für ihn etwas angenehmes haben, schöpfen zu können, je besser ihm der Raht vorkömmt, welchen Schriftsteller wagen zu dieser wichtigen Angelegenheit zu geben. Denn er glaubt, wenigstens von den guten Fürsten seiner Zeit annehmen zu dürfen, daß dieser Raht doch auch bis an sie gelangen und, wo nicht ganz, doch zum Teil von ihnen befolgt werden werde. Uns Deutschen wird dies wichtiger, als jeder andern Nation. Unsre Nation zählt der Regenten mehr als Ein Hundert von den Churfürsten herab, die daneben eine Königs-Crone ziert, bis zu dem weisen mir persönlich unbekannten aber so sehr gepriesenen Reichsgrafen, der im Norden des Brocken sein kleines Volk als Vater re-

giert, ist es hier tausenden, dort Millionen, insgesamt Deutschen wichtig, daß deren Söhne ihren guten Vätern gleich, oder besser, als ihre früh verwahrloseten Väter erzogen werden.

Ob mein Raht, ob meine Vorschläge besser, als die meiner Vorgänger sind, ob sie das Glück haben mögten, von denjenigen gelesen und geprüft zu werden, welche mit jenem wichtigen Geschäfte sich wirklich befassen, das wird nicht von mir abhängen.

In wie fern diese Bruchstücke das Resultat meiner Erfahrungen sind, habe ich bereits gesagt. Habe ich denn gleich vieles in dieselben ziehen müssen, was meine Erfahrungen nie gewesen sind, und nie werden konnten, so glaube ich doch der Erfahrung überhaupt mehr treu geblieben zu sein, als die meisten meiner

Vorgänger. Wenigſtens habe ich manchen Gedanken, manchen Vorſchlag wieder bei Seite geſezt, wenn ich ihn ſchon aufs Papier tragen wollte, dann aber einſah, daß er zu viel Idealiſches hätte, oder in dem noch beſtehenden Gange des höfiſchen Lebens keiner Ausführung fähig ſein mögte.

Erſtes Fragment.

Von der Erziehung eines Prinzen in ſeiner erſten Kindheit.

Ich rechne zur Kindheit hier blos den Teil menſchlicher Lebenszeit, in welchem der Menſch noch unfähig iſt, von denen Verhältniſſen ſich eine auch nur klare Vorſtellung zu machen, in welchen er mit der übrigen menſchlichen Geſellſchaft ſteht, folglich auch noch nicht mit ſolchen Dingen beſchäftigt werden kann, welche auf dieſe Verhältniſſe und ſeine künftige Beſtimmung irgend einige Beziehung haben. In den niedern Volksclaſſen kömmt es auf die Beſtimmung der genauen Grenzlinie zwiſchen der Kindheit und dem Knabenalter nicht ſo ſehr an, als in den höhern Volksclaſſen, inſonderheit bei den Regierern der Erde.

In jenen wird die Bestimmung eines Kindes oft spät festgesezt, oft durch Zufälle verändert, und folglich haben sie auch wenig andre bestimmte Verhältnisse zu den übrigen Menschen, als die des jüngern zu dem ältern, des schwächern zu dem stärkern, des unweiseren zu dem weiseren. Allein die Bestimmung eines Prinzen ist von seiner Geburt an ausgemacht, und folglich sind es auch seine Verhältnisse zu den übrigen Menschen. So lange er selbst davon noch keine andre als dunkle Begriffe hat, ist von keiner andern Erziehung und Leitung desselben die Rede, (wenn man nämlich nach der besten Erziehung fragt,) als derjenigen, durch welche man überhaupt gesunde und gute Menschen aus Kindern zu ziehen sucht. Sobald aber der Prinz von sich blicken läßt, daß er von seiner Bestimmung bessere, als dunkle Begriffe habe, dann ist er das Kind nicht mehr, dessen Erziehung noch der von den Kindern niederer Stände ähnlich bleiben dürfte. Dann muß er schon geleitet werden, damit seine

Vorstellungen von dieser Bestimmung nicht irre gehen. Dann muß man schon ihn auf eine Art zu beschäftigen anfangen, die ihn für diese Bestimmung wenigstens von ferne vorbereite. Von diesem Zeitpunct an soll mir der Prinz ein Knabe heissen, und nur bis an diesen sollen die wenigen Anmerkungen gehen, für welche ich diesen Abschnitt bestimme.

Ich will nichts von der körperlichen Erziehung eines Prinzen in dieser ersten Periode seines Lebens sagen. Denn ich denke nicht, daß die Vorsorge, die Pflege und die ganze Verfahrungsart, durch welche man überhaupt den zarten Körper eines Kindes zu nähren, zu erhalten und eines längern Lebens fähig zu machen sucht, anders beschaffen sein dürfe, wenn dieser Körper eine fürstliche, als wenn er eine niedrigere Seele zum Bewohner hat. Ich müßte also entweder meinen Aufsaz durch eine Abhandlung von der körperlichen Erziehung überhaupt ausdehnen, oder ich werde von dieser Sache hier ganz schweigen

dürfen. Nur einige Anmerkungen werden mir hier erlaubt sein.

Die Gefahr der Verzärtelung ist für einen Prinzen grösser, als für Kinder aus geringeren Ständen. Wenn diese verzärtelt werden, so ist es gewöhnlich die Schuld unverständiger Eltern. Doch wirken die Wärterinnen deren Vorschriften aus Bkquemlichkeit, oder weil sie es mit andern Kindern schon anders gewohnt sind, entgegen, oder weil ihnen die beständige Einsperrung mit einem Kinde nicht ansteht, das man nicht einmal an die frische Luft gebracht wissen will. Bei fürstlichen Kindern aber ist dies gerade umgekehrt Wenn auch dessen Eltern anders darin denken, und keine Vorschriften geben, die auf Verzärtelung abzielen, so wird die Aengstlichkeit derer Personen, die mit dessen Wartung beladen sind, sie gewiß dahinein leiten. Der Plaz, den sie bei diesem Geschäfte haben, ist ihnen wichtiger und einträglicher, als jeder Wärterin eines andern Kindes der ihrige. Sie

sehen ihr Glück als von dem Leben des Fürstenkindes abhängend an, und werden immer lieber zu viel, als zu wenig, in der Vorsorge für dies ihnen so wichtige Kind thun wollen. Es ist also sehr nohtwendig, sie aus dieser Aengstlichkeit herauszusetzen. Das beste Mittel mögte sein, alle Verantwortung ihnen abzunehmen, indem man sie den gemessenen Vorschriften eines verständigen Arztes unterwirft, der aber sehr oft selbst zusehen muß. Aber auch diesem muß man alle Sorge vor Verantwortung benehmen, nachdem man einmal seine Vorschriften gebilligt hat. Sonst mögte auch er gar zu ängstlich werden.

Ein jedes Kind, wes Standes es auch ist, wird bei der anhaltenden Bedienung, die ihm so lange widerfährt, als es sich zu keinem seiner Bedürfnisse verhelfen kann, verwöhnt, die Menschen, mit welchen es lebt, als blos seinem Dienste gewidmet, als blos um seinetwillen existirend anzusehen. So sieht (nach Pope im Versuch über den Menschen) die Gans den Menschen,

der ſie mäſtet, als blos zu ihrem Nutzen geſchaffen an. Bei dem Kinde geringern Standes hört jedoch dies von ſelbſt auf. Wenn es ſeine Glieder brauchen lernt, ſo freuen ſich ſeine Eltern oder Wärterinnen der Laſt los zu ſein, die es ihnen ſo lange gemacht hat. Das Kind ſelbſt befindet ſich wohl dabei, wenn es nun ſich ſelbſt zu dieſem oder jenem Bedürfnis verhelfen kann, vergißt die Hülfe andrer dazu aufzufodern, vergißt ſie als ſeine Diener anzuſehn, und giebt die Meinung von der vorzüglichen Wichtigkeit ſeiner kleinen Perſon allgemach von ſelbſt auf, ſo wie ſeine Aeltern oder Wärterinnen die bis dahin geäuſſerte Aengſtlichkeit in ſeiner Pflege und Wartung aufgeben. Aber dieſe wird ſich bei dem Fürſtenkinde nicht verlieren, wenn es auch nach ſchon gewonnenem Gebrauch ſeiner Glieder noch immer ſo ängſtlich bedient wird, und jedermann, der um den jungen Herrn iſt, zur Erfüllung eines jeden ſeiner kleinſten Bedürfniſſe herbeieilt.

Nichts ist dem menschlichen Geschlechte so verderblich, als Regenten, welche die Menschen, mit denen sie in Verbindung leben, als nur um ihrentwillen geschaffen ansehen. Dies ist ein Gedanke, der bei so manchem Fürsten noch im Alter durch die Verwöhnung praktisch wird, wenn ihm gleich sein Herz ein andres sagt. Es ist äusserst wichtig, ihn bei einem Fürstenkinde so sehr, so lange zurück zu halten, als möglich, bis ihm, wenn er ja in reiferen Jahren entstehen will, durch die Vernunft entgegen gewirkt werden kann. Darauf muß schon in den Kindesjahren gesehen werden. Dem jungen Prinzen muß nicht mehr Aufwartung geleistet werden, als die noch unentbehrliches Bedürfniß für ihn ist. Verfährt man anders, so wird ihm ein zu frühes Gefühl von seiner Wichtigkeit entstehen. Er wird dies in seine Knaben- und folgends in seine Jünglingsjahre mit hineinnehmen, da es dann vollends nicht zu vermeiden ist, daß nicht der Schimmer der ihm angebornen Hoheit ihm mehr und mehr

in die Augen strale. Dies mag immerhin sein. Der Prinz mag zu seiner Zeit wissen, daß er geboren sei, der erste in seinem Volk zu sein. Aber er muß nicht verleitet werden zu glauben, daß er der wichtigste Mensch im Volke sei, zu einer Zeit, da man ihm noch nicht recht ans Herz legen kann, daß er, um dies zu werden, sich auch zum nüzlichsten unter allen machen müsse.

Ich mögte noch weiter gehen.

Der Prinz sieht sich sehr früh von Personen von Range bedient, denen andre Ehrerbietung zu bezeigen schuldig sind. Wenn diese auch auf die leichte Art mit ihm umgehen, die ihm in der erwähnten Rücksicht zuträglich ist, so wird er doch dadurch schon als Kind sich wichtig zu halten verleitet werden, wenn er sieht, daß eben die Personen, welche er doch noch immer bei einzelnen Gelegenheiten zu seinem Dienste auffodern darf, und welchen er bald abmerkt, daß sie dazu gehalten sind, noch so sehr über andre Menschen erhaben sind. Es würde mich zu weit führen, wenn

ich dies oder jenes als Mittel zur Vermeidung des Eindrucks, der daraus entstehen kann, vorschlagen wollte, was doch vielleicht die Etikette der Höfe nicht erlauben würde. Am wenigsten nehme man an, als wenn ich rahten mögte, den Prinzen so lange als möglich, in der Unwissenheit seines Standes zu erziehen. Desmarchais erzählt in seinen Reisen, daß die Mohren des Königreichs Whida ihrem Könige seine männlichen Erben bald nach ihrer Geburt aus den Händen nehmen, und sie fern von dem Vater ganz unbekannt mit ihrer Geburt und Bestimmung erziehen lassen. Der König, welchen er im J. 1725 regierend fand, hatte die Schweine seines Pflegevaters gehütet, als die Abgeordneten der Nation ihn zu holen kamen, um ihn in seines verstorbnen Vaters Platz zu sezen. Wenn gleich mancher europäischer Prinz auf diesem Wege der Erziehung besser gerahten mögte, als wenn er in dem gewöhnlichen Tande des Hofes erzogen wird, so muß man doch andre Wege mit dem Prinzen

gehen, der Europäer, als mit dem, der Mohren zu regieren haben wird.

Eben so wenig mögte ich vorschlagen, die erste Erziehung des Prinzen ganz in die Hände solcher Personen zu geben, die ihr Rang nicht in die Lage sezt, daß sie die Beweise einer grossen Ehrerbietung vor des Prinzen Augen von andern annehmen dürften. Aber Eins wird sich an jedem Hofe thun lassen, und zur Erfüllung mehrerer Zwecke, als desjenigen, von welchem ich hier hauptsächtlich rede, beitragen. Man wird es lange dabei erhalten können, daß dem Prinzen nicht durchscheine, daß diese Personen eigentlich zu seinem Dienste verpflichtet sind. Die Titel, die diesen Dienst ihm andeuten könnten, müssen nie vor seinen Ohren genannt werden. Seine Frau Oberhofmeisterin mag sich das Ansehen geben, als wenn sie unter den vielen Damen vom Hofe, die der Prinz zu sehen bekömmt, diejenige sei, welche aus vorzüglicher Liebe für ihn die meisten Besuche ihm macht, und sich seiner

Bedürfnisse aus eignem Triebe annimmt. Wenn der Prinz dergleichen Worte zu verstehen anfängt, so mag ihr zuweilen vor seinen Ohren von seinen fürstlichen Eltern gedankt, sie mag gebeten werden, ihre Fürsorge fortzuesen. Aber nie muß es durscheinen, als wenn sie zu seinem Dienst verpflichtet wäre. Wenn sie auf diesem Fusse mit ihm lebt, so mag sie vor seinen Augen alle ihrem Range gebührende Ehrerbietung annehmen. Ein Kind wird noch nicht eitel und stolz dadurch werden, daß es sich von geehren Personen vorzüglich geliebt zu sein glaubt. Und wird es dieses, so wird sein Stolz edel sein. Aber es wird gewiß und und zu früh eines leeren Dünkels voll werden, wenn es eben eine solche Person zu seinem Dienste und seiner Pflege verbunden zu sein erkennt.

In Rücksicht auf dasjenige, was ich weiter unten von der Erhaltung der Unschuld und späterhin der Keuschheit eines Prinzen sagen werde, will ich hierz nur kurz erinnern, daß man in sei-

ner ersten Erziehung alle die Mittel anwenden müsse, welche ihn früh schamhaft machen können. Man entwöhne insonderheit ihn früh von aller Hülfeleistung bei den natürlichen Ausleerungen seines Körpers, und gewöhne ihn, sie ohne Zeugen zu verrichten. Sobald es möglich, lasse man ihn beim Ankleiden, wobei eine Entblössung des Körpers notwendig ist, sich selbst helfen, und auch dies ohne Zeugen tuhn. Ich finde um so viel mehr Ursache hierauf zu dringen, je mehr ich annehme, daß die vorhin bemerkte Dienstfertigkeit der bei einem jungen Prinzen angestellten Personen auch diese Dienste zu lange über die Zeit hinausdehnen mögte, da ich glaube, daß die Schamhaftigkeit in einem jungen Gemüte schon Wurzel fassen müsse. Der Prinz muß dieselbe schon in die Knabenjahre mit hinein nehmen. In diesen drohen ihm Gefahren, die manchen Prinzen unglücklich gemacht haben, wovon zu reden der Plaz besser unten sein wird.

So wenig ich gedachte, mich auf Vorschläge zur körperlichen Erziehung hier einzulassen, so kann ich doch Einen nicht ganz übergehen.

Dem Prinzen ist ein gutes, scharfes Gesicht mehr, als andern Menschen, nötig.° Und wenn er auch gesunde Augen hat, so ist es für ihn durchaus nicht gleichgültig, ob er fernsichtig oder kurzsichtig werde. Ich habe in einer kleinen Abhandlung über Gesichtsfehler, welche ich auch dieser Sammlung mit der nötigen Erweiterung noch einverleiben werde, als eine sehr gewöhnliche Ursache der Kurzsichtigkeit bei Kindern aus den bessern Volksclassen die Art angegeben, wie sie in der Kindheit ihre Augen zu brauchen gewöhnt oder vielmehr verwöhnt werden. Kleine Kinderstuben, aus deren Fenstern die Aussicht nicht weit reicht, entziehen dem Kinde die Gelegenheit, sein Gesicht auf ferne Gegenstände zu richten. Dies mögte nun wol nicht bei fürstlichen Kindern eben so Statt haben. Denn die fürstlichen Palläste haben wenig kleine Zimmer. Doch wird man

vielleicht für den Winter die kleinsten Gemächer zu deren Kinderstuben wählen, um sie immer recht warm zu halten. Wenn man dann bei der gewöhnlichen Verzärtelung derselben sie in den ersten Jahr ihres Lebens nur selten an das freie Tageslicht bringt, wenn deren Wärterinnen sich mit ihnen fast immer in einer Ecke des Zimmers, am liebsten nahe beim Ofen aufhalten, so mögte doch wol eben die Folge daraus entstehen. Man hat doch auch sehr viel kurzsichtige Fürsten und Fürstenkinder. Ich habe in jener Abhandlung eingeräumt, daß der Bau des Auges bei vielen Menschen eine Hauptursache dieses Fehlers sei. Aber eben dann, wann ein solcher Bau des Auges bei einem fürstlichen Kinde sich zeigt, wo insonderheit die Hornhaut rund hervorliegt, hat man um so viel mehr Ursache, diesem Fehler so viel als möglich in demjenigen Wege zu begegnen, den ich in jener Schrift vorgeschlagen habe. Denn wenn bei einer solchen Bildung des Auges auch noch das hinzukömmt, daß durch

eine Entwöhnung von freiem Licht und fernen Aussicht die Nerven und zarten Muskeln steif und ungelenksam bleiben, durch deren Wirkung das Auge beim Fern- und Nahesehen sich umstellen muß, so bleibt der Fehler desto grösser und dem Prinzen für seine künftigen Geschäfte desto lastiger.

Ein wichtiger Gegenstand für diesen ersten Abschnitt würde für mich die Sorge sein, welche man in der Kindheit des Fürsten anzuwenden hat, um seine Sprache vor denen Fehlern zu bewahren, welche Kinder so leicht von ihren Wärterinnen und andern Personen annehmen, die in dem zweiten und dritten Jahre ihres Lebens um sie sind. Allein eines Teils finde ich dies in jeder Schrift von der Erziehung genugsam beachtet, andern Teils aber habe ich das, was ich glaubte, darüber sagen zu müssen, in das Fragment eingetragen, welches die Vorschläge enthält, wie der Prinz zur Gabe des leichten Umganges anzuleiten sei.

Zweite Abtheilung.

Von der Erziehung des Prinzen in seinen Knabenjahren.

Wie ich bei Anfang des ersten kurzen Fragments bezeichnet habe, bis wie weit ich die erste Lebensperiode, die Kindheit eines Prinzen rechne, damit meine Leser nichts zu vermissen glauben, was sie schon in diesem Abschnitte erwartet haben mögten, so wird es auch hier nötig sein, in gleicher Rücksicht die Grenzen dieser zweiten Lebensperiode zum voraus zu bestimmen.

Diese Grenze soll mir derjenige Geisteszustand und die Aeusserung solcher Fähigkeiten bei einem Prinzen sein, bei welchen man anfangen kann, ihm Beschäftigungen aufzugeben, die ich freilich in der Folge auszeichnen werde, welche auf seine Bestimmung eine nähere Beziehung, als der bloß vorbereitende Unterricht, haben. Aber ich muß zum voraus sagen, daß ich die ernsthafte

Anleitung zu eben diesen Beschäftigungen diesem Unterricht selbst zur Seite zu setzen rahten mögte, folglich keinesweges dieselben auf das Knabenalter des Prinzen einzuschränken vorhabe. Dies würde entweder das Knabenalter zu weit hinausdehnen, oder den dem Prinzen so nöthigen Unterricht in eine Lebensperiode zusammendrängen, in welcher nur wenig Menschen die Weisheit zu fassen fähig sind, die ihnen für ihr künftiges Leben am nötigsten ist. Bei Prinzen aber muß dies viel weniger geschehen, je mannigfaltiger die Weisheit ist, die sie für ihr künftiges Leben nötig haben.

Wenn gleich diese Grenze in dem wirklichen Jugendleben eines Prinzen sich sehr genau bestimmen lassen möchte, so werde ich doch in den Bruchstücken dieses zweiten Abschnitts nicht mit gleicher Bestimmtheit das, was für das Knabenalter und für das Jünglingsalter besonders gehört, von einander scheiden können. Die wichtigsten Vorschläge, welche ich für ersteres gege-

ben habe, müssen ihre guten Folgen allererst im letztern zeigen. Und auf diese glaube ich nicht nur hier hinausweisen, sondern auch schon anzeigen zu müssen, wie die spätere Sorge mit der frühern zusammenhängen müsse. Wenn ich z. B. Mittel vorschlage, dem Prinzen die Gabe des leichten Umganges mitzuteilen, aber auch ihn vor Geschwätzigkeit und einem entscheidenden Tone zu bewahren, so kann ich dies nicht tuhn, ohne an den Prinzen hinauszudenken, der schon Jüngling geworden, schon seiner Würde sich bewußt ist, schon eine gewisse Kraft im Denken fühlt, und allenfalls sich deren mehr zutraut, als er wirklich besitzt. Wenn ich Sorge für die Erhaltung seiner Unschuld empfehle und dazu Rahr zu geben wage, so muß ich auf die ungleich größeren Gefahren der Verführung in seinem Jünglingsalter hinausschen, wenn Blut und Lüste in ihm zu schäumen anfangen, und Verführer aller Art bei seiner nun freier werdenden Leitung einen freiern Zutritt zu ihm gewinnen. Dadurch wird

nun freilich dieser Abschnitt bei weitem der stärkste werden, und der dritte von dem Jünglingsalter des Prinzen, falls ich ihn jemals vollende, viel kleiner ausfallen.

Der zweiten Abteilung

Erstes Fragment

Allgemeine Betrachtung derer Zwecke, auf welche ein Prinz schon in seinem Knabenalter vorbereitet werden soll.

Wenn bei andern Menschen Jahre vergehen, da man noch fragt, was aus ihnen werden könne, und wieder Jahre, da man abzuwarten Ursache hat, was sie selbst aus sich machen wollen, so fällt dies bei einem jungen Prinzen ganz weg. Von dem Tage an, da man den Anfang der eigentlich so zu nennenden Erziehung macht, weiß man auf die bestimmteste Weise, wozu man ihn erziehen müsse. Der Erstgebohrne soll, wenn er lebt, gewiß regieren. Der jüngere Prinz kann vielleicht dahin kommen, daß er regieren

muß. Wird er nicht Erbe des Landes, so kann ihm doch die Vormundschaft zufallen, wenn er seinen älteren Bruder überlebt. Und wie manche Vormundschaft ist von jüngeren Brüdern für ältere noch bei deren Leben geführet worden, wenn diese ihres Verstandes beraubt wurden! Ich werde also auch in dieser ganzen Abhandlung den Prinzen, von dessen Erziehung ich rede, als zum Regieren bestimmt ansehen. Ich werde mich über nichts ausbreiten, was für die Erziehung eines Prinzen gehört, den man eben deswegen, weil er der jüngere ist, nicht für diesen Zweck, nicht wenigstens zu einem Geschäftsmanne zu erziehen gesinnt ist. Soll er dann Krieger, soll er Hof- oder Staatsbedienter in dem Dienst seines Bruders oder eines andern Fürsten werden, so mag er so erzogen werden, wie andere junge Menschen für diese Stände vorbereitet werden müssen. Nimmt man aber zur Aussicht, daß auch er ein brauchbarer Geschäftsmann werden solle, so ist meine Abhandlung so gut für den jüngsten

Prinzen seines Hauses, als für den erstgebornen, geschrieben.

Diese so früh ausgemachte Bestimmung eines Prinzen scheint in dessen Erziehung eine wichtige Erleichterung hineinzubringen. Die Entwürfe zu derselben können daher minder schwankend sein. Man darf den Zweck nicht erst suchen oder abwarten, auf welchen man mit Bestande arbeiten will, und wenn bei der Erziehung andrer Menschen oft so viele Mühe als verloren angesehen werden muß, wenn deren Wahl oder geänderte Umstände ihre Bestimmung abändern, so darf man hier nicht fürchten, daß eine treu und mit Einsicht zu dessen Erziehung angewandte Bemühung anders, als durch den frühen Tod eines guten Prinzen, verloren gehe.

Aber dagegen entstehen zwei andere Schwierigkeiten von grosser Wichtigkeit.

Die erste ist, daß eben diese Bestimmung in dem jetzigen Zustande der Welt gar keine Rücksicht auf die Fähigkeit und Neigung des zu erzie-

beuden Prinzen hat. Den einzigen Fall einer entschiedenen Blödsinnigkeit ausgenommen, welcher in unsern Zeiten bei dem ältesten Prinzen des vorigen Königs von Spanien eintrat, muß der erstgeborne Prinz ein Regent werden, wenn gleich nicht die geringste Anlage dazu sich bei ihm finder, und wenn man gleich sieht, daß ihm daraus kein wahres Glück entsteht, wol aber so vielen Tausenden das größte Unglück eben daraus droher. Wenn bei der Erziehungskunst diese Voraussetzung allgemein wäre, wenn bei der Geburt eines jeden Knaben das Loos über seinen künftigen Stand gezogen würde, und dessen Entscheidung nachher unwiederruflich bliebe, wer mögte da noch Erzieher sein? Wer mögte zur Erziehung Rahte und Vorschriften geben, deren Befolgung auch nur wahrscheinlichen Nutzen bringen könnte? Und eben in diesem Fall befindet sich der Erzieher so manches Prinzen. Wagenseil schrieb im Anfange dieses Jahrhunderts auf römisch-kaiserlicher Majestät allergnä-

digsten Befehl, von der Erziehung eines jungen Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat, daß er dennoch gelehrt und geschickt werde. Der zum Kriege, der zur Jagd, und der zum Wolleben geneigte Prinz bekommen jeder absonderlich ihre Lektion von ihrem Chiron in lang gedehnten Perioden, und sind dabei so gelehrig, daß am Ende derselben ein jeder so gelehrt und so geschickt abgeht, als man nur immer Prinzen zu sehen wünschen mag. Es ist eine Freude zu lesen, und nach diesem Buche bleiben alle, wenn gleich früh verdorbne Prinzen, ein Holz, woraus doch noch immer ganz artige Merkure geschnizt werden können.

Ich mögte indessen kein besseres und dem Bedürfnis unsrer Zeiten angemessneres Buch ähnlichen Inhalts schreiben. Wenigstens würde ich in dieser Abhandlung immer voraussezen dürfen, daß es dem Prinzen, von dessen Erziehung die Rede ist, weder an gutem Willen noch an Fähig-

higkeit ganz fehle, daß er wenigstens gesunden Menschenverstand habe, und nichts von dem Querkopfe zeige, welcher nach manch er mir entstandenen Erfahrung einzelnen Kindern so angeboren ist, daß die Erziehung weder Schuld daran hat, noch denselben mit aller angewandten Mühe wieder umbilden kan.

Eins mögte ich wünschen: daß man einen jeden Prinzen, wenn er gleich schon weis, daß aus Fürstenkindern Fürsten werden, so lange man noch von der Güte seines Herzens nicht gewiß überzeugt ist, in der Unwissenheit von dem Rechte der Erstgeburt zu erhalten suche, und ihn, zumal, wenn er jüngere Brüder hat, glauben mache, es hänge von dem Willen seines Herrn Vaters ab, den Sohn, welchen er am liebsten hat, und der sich als den geschicktesten zeiget, zu seinem Nachfolger zu machen. Ich fürchte freilich, daß es nicht lange dabei zu erhalten sein möge. Denn wie will man den Prinzen schon als Knaben vor Schmeichlern hüten, die ihm

das Verſtändnis abſichtlich öfnen? Wie will man vermeiden, daß er es nicht durch zufällige Reden merke, was für Rechte ihm zuſtehen? Aber vielleicht gelingt es doch auf eine Zeit, die hinlänglich iſt, um ihn auf beſſere Geſinnungen zu lenken.

Die zweite Schwierigkeit iſt, daß dieſe Beſtimmung zu einem Regenten ſo viele andre Beſtimmungen in ſich ſchließt, für welche zuſammengenommen einen Knaben vorzubereiten man nur ſelten in andern Ständen Anlaß hat, und welche in der That Kentniſſe erfodern, die nur ſelten in Einem Kopf zuſammen paſſen. Er ſoll der erſte Richter in ſeinen Staaten, er ſoll Staatswirt werden. In ſo manchem Staate muß er noch Krieger dazu, und mehr oder weniger der Staatsmann ſein, der mit Einſicht an den Welthändeln Europens nach ſeiner Lage Anteil zu nehmen im Stande iſt. Zwar hat Europa der Fürſten genug gehabt, und hat ſie noch, welche dieſe wichtigen Talente insgeſamt beſeſſen, und

sie auf die thätigste Weise bewiesen haben. Die Erziehung hat gewiß nicht allein sie ihnen gegeben, und es ist vergebens zu erwarten, daß sie allein einem Fürsten sie geben werde, wenn nicht die Kraft zur künftigen Aeusserung derselben mit ihm geboren wird. Wenn schon in dem Jünglingsalter es sich entscheidet, daß dem Prinzen für eine von diesen wichtigen Bestimmungen Neigung und Fähigkeit fehlen, so wird man sich begnügen müssen, ihm die Kenntnisse mitzuteilen, welche ihm wenigstens hinreichen, um seine Diener, die in derselben seine Stelle vertreten sollen, mit einiger Einsicht auszuwählen und zu beurteilen. Aber in seinem Knabenalter muß er so geleitet werden, als wenn alle diese Talente in ihm lägen. Man muß jedoch abwarten, wie sich eines oder das andere noch bei ihm entwickele. Man muß insonderheit dahin sehen, daß nicht die erste Leitung, indem sie Einem Talente hilft, daß es sich entwickele, die Entwickelung eines andern niederhalte, und seinen Geist zu sehr

davon ablenke. Z. B. der Prinz zeige sich kühn und mutig. Man hat alle Hofnung, Ein Bedürfnis des Staats erfüllt zu sehen. Aber er ist unbedachtsam, es zeigt sich kein Geist der Ordnung; seine Lebhaftigkeit macht ihn bald zu einem Allemannsfreunde, bald in einzelnen Fällen rachsüchtig und hartherzig. Das Land wird also vielleicht einen guten Krieger, aber einen schlechten Wirt und Oberrichter an ihm bekommen. Oder er ist pünctlich, sorgsam in Kleinigkeiten, sparsam in den ihm überlassenen Ausgaben, aber furchtsam und ängstlich. Nun ist die Erwartung des Gegenteils von jenem da. Wie oft wird es nicht in solchen Fällen mit Prinzen versehen! Man leitet sie in dem Wege fort, den sie am liebsten gehen, und sucht sie dann, wann die Neigung sich vestgesetzt hat, vergebens in einen der andern Wege zurück zu bringen, den sie doch auch gehen müssen. Das ratsamste im Allgemeinen scheint mir dieses zu sein: Man arbeite der Neigung zwar nicht entgegen,

die ſich am früheſten zeigt; aber man helfe ihr auch nicht fort. Sie wird dann vollends aufleben, wenn man ſie ernſthafter benutzen will. Aber deſto mehr bemühe man ſich, die fehlenden, aber dem Prinzen für andre Zwecke zuträglichen Neigungen zu erwecken, und denen Leidenſchaften und der Gemütsart, die dieſen widerſtehen, zu begegnen. Man ſuche dem zu lebhaften Prinzen Geiſt der Ordnung, Milde, Billigkeit zu geben. Man bringe ihn oft in die Lage, da er ſie von ſelbſt äuſſern oder ſich dazu entſchlieſſen muß. Den furchtſamen Prinzen ſuche man kühner zu machen, und benehme ihm die zu groſſe Pünctlichkeit, daß ſie nicht Kleingeiſtigkeit werde.

Der zweiten Abtheilung

zweites Fragment.

Von der moraliſchen Bildung des Prinzen in ſeinen Knabenjahren.

Wenn gefallende Sitten, wenn Wolwollen in ſichern und nie triegenden Zügen des Geſichts ausgedruckt, wenn ein freies aber ſanftes Betragen je einem Menſchen zur Zierde dienen, ſo hat dies inſonderheit bey den Groſſen der Welt Statt. Sie haben das groſſe Vergnügen, daß ein jeder Zug in ihrem Betragen aufmerkſam beachtet wird. Sie genieſſen den Lohn ihrer Bemühung zu gefallen unmittelbar in den deutlichſten Zeichen des Beifalls und der Zufriedenheit, die ſie erregen. Wenn der niedere im Volk alle jene Fähigkeit zu gefallen beſizt, und ſie bei jeder Gelegenheit äuſſert, ſo iſt er doch zu oft in dem Fall, da er denen, mit welchen er umgeht, nicht wichtig genug ſcheint, daß ſie aufmerkſam auf ihn würden. Der Menſch muß ſchon einen ge-

wissen Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht haben, dem man für seine Bemühung und Kunst zu gefallen einigermassen Dank weis. Aber gefallende Sitten sind nicht bloß eine Zierde des Prinzen; sie sind ihm zu den Zwekken seines Lebens nohtwendiger, als irgend einem andern Menschen. Doch davon zu reden, wird sich unten ein bequemerer Ort finden.

Dies ist der Hauptsache nach so allgemein anerkannt, daß man die Ausbildung der Sitten eines Prinzen um ersten Zweck und zur frühesten Beschäftigung seiner Erzieher an den meisten Höfen macht. Ich sage mit Bedacht: an den meisten. Den es giebt auch Höfe, wo hieran gar nicht gedacht wird.

Ich rede hier nicht von der Ausbildung des Körpers, die auch auf diese äusserlichen Sitten ihre Beziehung hat, und durch förmlichen Unterricht gegeben wird.

Bei manchem Prinzen läßt man dies die Hauptsache sein, und glaubt, alles sei getahn, wenn

durch die gewönlichen Exerzizien dem Prinzen eine prinzliche Stellung gegeben ist. Mein Prinz ist noch ein Knabe, und sein Körper noch nicht fest genug, daß man schon aus diesem Unterricht ein Hauptwerk machen könnte. Aber er ist schon alt genug für die erste Anleitung zu guten Sitten, die durch anfangende Aufklärung des Verstandes und durch zeitig erregte Gefühle des Herzens bewirkt werden muß.

Die Vorausesezung, daß der Prinz in seinem Knabenalter schon mit seiner künftigen Bestimmung bekannt sei, daß man wenigstens nicht lange ihn hindern könne, damit bekannt zu werden, leitet eine andre herbei: Ein solcher Prinz wird mehr zum Stolz geneigt sein, als irgend andre Knaben seines Alters. Nichts steht der Begierde zu gefallen so sehr entgegen, als der Stolz, und nichts hindert die Ausbildung in der Kunst zu gefallen so sehr, als früher Stolz.

Angenommen, daß die fürstlichen Eltern eines Prinzen die Wahrheit davon einsehen, so mögte

ich Einen Raht wagen, der sonst schwerlich Eingang finden mögte. Es ist dieser, daß man doch mit solchen öffentlichen Ehrenbezeugungen, die zu nichts dienen, als seinem jungen Herzen einzuprägen, wie hoch seine Person blos durch seine Geburt unter den Menschen stehe, ehe er sich noch irgend eines Verdienstes und wesentlichen Vorzugs bewußt sein kan, daß man, sage ich, mit solchen Ehrenbezeugungeg doch wenigstens so lange warten möge, bis man sieht, ob das Herz des Prinzen sie schon ertragen könne. Ich sah einen achtjährigen Prinzen mit seinem Hofmeister einen Spaziergang über den Wall des Residenzschlosses machen. In einer Viertelstunde, bei dem Hingehen sowol als der Zurückkunft, ward zweimal das Spiel vor ihm gerührt, und die zahlreiche Wache trat ins Gewehr. Nun dachte ich, der Prinz muß ein Engel sein, wenn nicht Stolz sein Herz einnimmt, sondern dennoch wahre Begriffe von Ehre zeitig bei ihm Wurzel fassen. Laß ihn dergleichen Ehrenbezeugungen eine Weile als blos

der Hoheit des wirklichen Regenten gebürend anſehen, aber immerhin ſie für ihn aufgeſpart bleiben, bis er ſchon weis, was wahre Ehre für einen Prinzen ſei, und auf was für Wegen ſie ſich erwerben laſſe.

Ein zweiter Raht wird vielleicht weniger Widerſpruch finden. Man laſſe den Prinzen viel mit ſolchen Perſonen umgehen, die ſeine Achtung erwerben können, ohne daß von Rang und Stande dabei die Rede wäre. Und ſelbſt bei denen Perſonen, die ihr Rang jedem andern ſchon ehrwürdig macht, laſſe man ihn mehr von deren übrigen Vorzügen, als von dieſem, hören. Man laſſe ihn inſonderheit aus dem Munde ſeiner fürſtlichen Eltern oft hören, daß die Perſonen, welche ſich ihnen und beiläufig ihm, dem Prinzen ſelbſt, vorzüglich nähern dürfen, nicht ſowol ihres Ranges wegen, als deswegen von ihnen geachtet werden, weil ſie gute, weiſe und nützliche Diener ihres Fürſten ſind. Man erlaube eben dieſen auf eine ungezwungene Art ſich mit ihm

zu unterhalten, und entferne alle die, welche auch vor dem Prinzen als Knaben ſchon zu kriechen gewohnt ſind.

Es wird nicht ganz an Gelegenheit fehlen, da man ihn merken laſſen kan, daß einzelne Menſchen, die durch ihren Rang und andre äuſſerliche Vorzüge ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, nicht ſeine Achtung verdienen. Aber dies Mittel muß behutſam angewandt werden. Man darf höchſtens nur mit Vergleichung reden: Aber der Mann dort iſt doch ein ganz andrer Mann! Doch auch dies muß ſelten und mit Vorſicht geſchehen. Der Prinz muß nimmer verleitet werden, einzelne Menſchen zu haſſen oder zu verachten.

Am leichteſten entſteht dieſe Achtung in einer jugendlichen Seele für diejenigen, welche einen Knaben unterrichten. Er geht mit niemandem um, der ihm ſeine Geiſtesfähigkeiten ſo oft und ſo deutlich zeigen könnte, als dieſe. Wenn der Prinz überhaupt lenkbar iſt, ſo müſſen ihm der Raht und die Weiſungen ſeiner Lehrer und ſei-

nes Hofmeisters die ersten und ernsthaftesten Erfahrungen geben, was ein weiser Mann sei, und wozu der weisere dem minder weisen diene. Keine fürstliche Eltern werden das Gegenteil hievon wünschen. Sie werden vielmehr den Lehrer oder Aufseher bald entfernen, von welchem sie bemerken, daß er des Prinzen Achtung sich nicht erwerben könne. Aber wie sehr wird auf der andern Seite diesem so wichtigen Zwecke durch die Lage entgen gewirkt, in welche das Cerimoniel die Lehrer der Prinzen sezt, welche man doch aus Noht unter Gelehrten suchen muß, die kein adeliches Blut den Grossen der Erde etwas näher stellt! Es sind viele fürstliche Hofhaltungen in Deutschland, wo man den Lehrer und moralischen Aufseher der Prinzen in Einer Person besoldet. Dies geschehe nun aus Sparsamkeit oder aus andern Gründen, so ist es gewiß nicht unrecht, wenn der Mann gut gewählt ist. Der Prinz ist gewiß am geneigtesten, den Mann für weise genug zu halten, um ihn zu regieren, von

dessen Kenntnissen er das Gewicht bei jeder Unterweisung fühlt. Er hat auch öftere Gelegenheit, und die Veranlassung dazu entsteht ihm natürlicher, als dem Hofmeister vornehmeren Ranges, der etwa nur herbei gerufen wird, wenn der Prinz unartig ist, und überhaupt nur bei demselben erscheint, um die Rolle seines Sittenrichters auf eine vielleicht sehr eintönige Weise zu spielen. Aber eben jener Mann darf, weil er nicht adelich ist, nicht mit dem Prinzen essen, darf nicht seinen bürgerlichen Körper an eben der Tafel sättigen, an welcher des Prinzen Körper sich nährt. Er soll ihn bei Tisch beobachten, ißt deswegen in dem Nebenzimmer bei geöfneter Thüre. Der Prinz wird ungesittet; denn Knaben, wenn's auch Prinzen wären, werden es nirgends leichter, als bei Tische. Und nun soll eben der Mann, welchen der Prinz in einer wirklich demütigenden Lage neben sich sieht, denselben zur Ordnung bringen. Ist es Wunder, wenn der Prinz unter solchen Veranlassungen eine

Widerſezlichkeit wagt, die er ſonſt nicht wagen würde, und mit ſeinem Lehrer in einen Ton hineingeräht, der alles Gute zulezt ſtört? Wie zweckwidrig iſt doch dies!

Man laſſe einen ſolchen Mann in derjenigen Entfernung von den fürſtlichen Eltern des Prinzen, welche die Etikette gebietet, wenn ja deren Geſetze als ſo unverbrüchlich, gelten ſollen. Aber was kann es ſchaden, wenn der noch unmündige Prinz in dem Gedanken gelaſſen wird, ſeine Zeit ſei noch nicht kommen, da zwiſchen ihm und andern rechtſchaffenen Menſchen der Unterſchied im äuſſerlichen Statt habe, durch den ſein Vater als regierender Herr ſeine Hoheit behaupten zu müſſen glaubt.

Daß man mich doch hier und in der Folge, wo ich auf ähnliche Dinge gerahte, nicht unrecht verſtehe! Ich will nicht, daß man den Prinzen demütige, und ihn herabwürdige, daß er werde, wie unſer einer. Er ſelbſt wird nicht herabge-

würdigt, wenn man diejenigen etwas höher an ihn hinanrückt, denen es nicht gelingen kann, ihn zu einem guten, edlem, Geſchäfte liebenden Mann zu machen, wenn die Achtung, die er ihnen ſonſt gerne widmen mögte, durch die Geſetze des höfiſchen Weſens zu ſehr geſtört wird. Ich will nicht, daß er, wie der Kronprinz von Whida an der Negerküſte jung das Vieh hüte, um ein deſto lenkſamerer Fürſt zu werden. Aber das wünſche ich, daß man ſeine Seele, wenn's möglich iſt, zu der edelſten Seele im Volk ausarbeite. Die edelſte Seele im Volk iſt gewiß die würdigſte, eine Fürſtenſeele zu ſein. Das wünſche ich, daß, wenn aus dem Tande des Hofes Hinderniſſe dagegen ewachſen, ſie dieſem groſſen Zwecke nachſtehen. Ich behaupte, daß die Seele eines Fürſten gebildet werden könne, ohne von dieſem falſchen Anſtrich der Hoheit in jungen Jahren etwas erfahren zu haben. Ich behaupte, daß der Prinz auch zu ſeiner Zeit auf ſeine Würde zu halten wiſſen werde, ohne durch die Demüti-

gung würdiger Personen dazu vorbereitet zu werden. Wie haben Stanislaus Leszinsky, und Stanislaus Poniatowsky gelernt, den König mit Würde zu machen, als sie diese hohe Stufe der Ehren bestiegen? Wo lernte es Johann Sobiesky? Point de basseſſe! sagte er seinem nicht zur Krone bestimmten auch nie dazu gelangten Sohne, als diesen der Anblick eines Kaisers überraschte, und er eilte, ihm die schon hingehaltene Hand zu küssen.

Jener Graf hatte ganz recht, der, als er seine Söhne seinem neu angenommenen Hofmeister darstellte, ihm sagte: Lehren Sie meine Söhne das, was Sie wissen, und jene nötig haben. Daß sie Grafen sind, will ich sie zu seiner Zeit in Einer Stunde lehren. Das Fürstenkind wird es, sobald es die rechte Zeit dazu ist, in Einer Stunde lernen, daß es ein geborner Fürst sei, und, wenn man es überhaupt vor niedriger Denkungsart bewahrt hat, sich bald Fürstenmässig zu betragen wissen.

Ihr, die ihr in dem Gange leerer Hofständeleien eine Fürſtenſeele zu bilden vermeint, bedenkt doch, daß euer Prinz ein Knabe iſt, das iſt ein Menſch, noch ſehr unvollkommen, wie alle Menſchen, wenn ſie noch Knaben ſind. Denn wer hat je geſagt, je gefunden, daß der Herr der Erde die Fürſtenſeelen aus einem beſondern Stoffe bilde, und den Völkern nur Regenten gebe, die von ihrer Geburt an Kraft genug in ihren Seelen haben, daß ſie nichts von allem dem verführen könnte, was andre Menſchen verführe, wenn ſie ſchwach, wenn ſie noch Kinder ſind? Bedenkt, daß ihr einen Mann zu bilden habt, der ſich ſeine wahre Ehre ſelbſt durch Handlungen und nüzliche Thätigkeit erſchaffen muß, aber dies leicht vergeſſen mögte, wenn ihm von ſeiner Jugend an vorgeſpiegelt wird, als ſei ſeine Ehre ſchon ganz ihm anerſchaffen. Und dies muß er alsdann am lebhafteſten ſich einbilden, wenn er ſieht, daß Thätigkeit, Kenntniſſe und Weisheit zu ſeinem Dienſt zwar mit Geld gedungen wer-

den können, aber den Mann, der sie besizt, nicht über die Demütigungen, die er neben ihm leidet, hinaus heben, blos weil ihm von jener Ehre zu wenig anerschaffen ist.

Nur mit dem Prinzen, den man vor leerem Stolz bewahrt, kann man weiter gehen. Man kann ihm reine Neigungen des Wolwollens einflössen. Reine Neigungen, sage ich, die nicht schon frühe den Anstrich falscher Grösse haben, und bei denen das Herz wirkt.

Man wird den Beweis nicht von mir erwarten, daß diese Neigung eine der notwendigsten für die Regenten der Völker sei, und daß man daher nicht zu sehr eilen könne, sie dem jungen Prinzen einzuflössen.

Das Wolwollen oder die Neigung, die Vorteile anderer nach unserm Vermögen zu bewirken, und uns derjenigen, die ihnen ohne unsere Einwirkung entstehen, zu erfreuen, gründet sich entweder auf Verbindungen aller Art, in denen wir mit andern uns befinden, oder auf Mitleiden.

In der ersten Absicht wird einmal die ganze Zahl der Unterthanen Anspruch auf das Wohlwollen des Prinzen haben. Aber jezt läßt sich ihm dieses nur in einer entfernten Perspective zeigen, die ich auch einem jungen Prinzen nicht zu früh und, wenn die Zeit dazu kömmt, nicht zu oft vorhalten mögte.

Mit der Erregung des Wolwollens, das sich auf Mitleid gründet, muß man behutsam verfahren, so lange der Prinz zu jung ist, um an das Gefühl desselben die gehörige Ueberlegung anzuknüpfen. In die Scenen des Elendes, die sein Mitleid erregen, mögte ich ihn nicht zu oft führen, wenn es auch schicklicher wäre, als man es an Höfen dafür halten mögte. Denn man muß auch verhüten, daß der Prinz nicht weichherzig und zu empfindsam werde. Seine künftige Bestimmung ist nicht, dem Elende Einzelner abzuhelfen, sondern das möglich größte Wohlsein Vieler zu befördern. Ein Prinz, dem man zu oft das menschliche Elend Einzelner unter Augen bringt, wird mehr darin finden, als er zu der Zeit sollte, nämlich, daß

unter dem Monde nicht alle Menſchen glücklich ſein können, und daß Viele ohne ihre Schuld unglücklich ſind. Er wird in der dadurch entſtehenden Weichheit ſeines Herzens vielleicht es als das erſte Glück ſeines künftigen Standes anſehen, daß er der allgemeine Woltähter ſeines Volks ſein werde, aber es immer nur in einzelnen Fällen ſein wollen. Damit wird er ſich ſelbſt ein Genüge tuhn, und der viel ſchwerer auszuübenden Pflicht vergeſſen, der allgemeine Woltähter ſeines Volks durch eine wolüberlegte Wirtſchaft zu werden.

Von allen Zeiten her ſind die Fürſten ſchlechte Staatswirte geweſen, bei denen die Bitte um einzelne Wolthaten gar zu leicht Eingang fand.

Im Ganzen kömmt es hauptſächlich darauf an, ſein Gefallen und ſein Mißfallen zu leiten, daß es nur Perſonen treffe, die des einen oder des andern würdig ſind. Auch in dieſer Abſicht wird es wichtig, zu verhüten, daß nicht blos Geburt, Rang und Titel als die Hauptgründe der Empfehlung ihm

erſcheinen. Sollen aber deswegen dieſe von ihm entfernt, ſoll ihm etwa ein Umgang bloß mit Menſchen aus den niedrigern Volksclaſſen ausgeſucht werden? Keineswegs. Er mag immerhin unter denen Menſchen leben, die vorzüglich für ſeinen Umgang gehören. Das Verdienſt derſelben wird Stufen genug haben, in Anſehung derer man ſein Urteil leiten kann. Man beachte ihr inſonderheit, wenn er an einzelne derſelben ſein Herz zu hängen und ihren Umgang vorzüglich zu wünſchen ſcheint. Vorausgeſezt, daß man nur gute, wenigſtens erträglich gute Menſchen ihm ſo nahe kommen laſſe, und nicht in die Notwendigkeit geſezt werde, einen ihm angenehm gewordenen Umgang gewaltſam wieder abzuſchneiden, ſo leite man ſein Urteil über jeden derſelben. Man zeichne ihm aus, was dieſer, was jener wirklich Gutes habe, in Anſehung deſſen er auch durch ihn gewinnen könne. Man halte ihn von dem Umgange mit allen ſolchen Menſchen ab, die er überſehen oder gar verachten würde. Als Knaben laſſe

man ihn ſchon mit wolausgewählten Jünglin-
gen umgehen, und mache ihn dann auf jeden
an denſelben bemerkbaren Vorzug aufmerkſam,
welchem nachzuahmen er ſchon wagen kann, inſon-
derheit auf diejenigen, die ſolchen Mängeln ent-
gegen ſtehen, welche er anzunehmen anfängt.
Trägt er z. B. ſeinen Körper nachläſſig, ſo lobe
man ihm gelegentlich, nicht in dem Wege einer
beſchämenden Vergleichung, den guten Anſtand,
ziert er ſich in ſeinem Betragen, das ungekünſtelte
Weſen dieſes oder jenes ſeiner Bekannten. Iſt
er blöde oder ſucht zu ſehr nach den Worten, ſo
bringe man ihn mit Jünglingen zuſammen, welche
die Gabe eines leichten Ausdrucks und Umganges
haben, doch nimmer mit ſolchen, die ſchon gelernt
haben, über ein leeres Nichts viel Worte zu machen.
Wird er naſeweis, fängt er an, falſchen oder wol
gar hämiſchen Witz zu äuſſern, ſo müſſen alle
Menſchen von ihm entfernt werden, welche nie-
drig genug ſein mögten, ſeinen Witz zu loben.
Aber keiner derjenigen, mit denen er umgehen

darf, muß dadurch entrüſtet werden, ſondern jeder auf ſolche Art darüberhin hören, als wenn er nichts geſagt hätte, das Aufmerkſamkeit verdiente. Will er ſich nicht zur Ordnung gewöhnen, ſo muß man ihn oft hören und ſehen laſſen, wie dieſer oder jener es mache, und wie wol er ſich dabei befinde.

Die Luſt zur Ordnung muß früh einen Gegenſtand haben. In dem Alter, da noch nicht von Geſchäften und deren vielfältigen Werkzeugen, Papieren und Büchern die Rede iſt, müſſen dieſer Gegenſtand andere dem Gebrauch des Prinzen überlaſſene Dinge ſein. Das ſind nun hauptſächlich ſeine Kleidungsſtücke. Ich gehe nicht ſo weit zu rahten, daß man dem Prinzen als Knaben noch keine Garderobe von Belang, keinen Kammerdiener zur Aufſicht übet dieſelbe geben ſolle. Zwar ſind die Zeiten noch nicht ſo gar weit zurück, da auch bei königlichen Prinzen nicht davon die Rede war, da noch ein Chriſtian IV. den Hofmeiſter ſeiner Söhne ſchriftlich anwies,

dafür zu sorgen, daß ihre Strümpfe gehörig geflickt wären, wenn sie nach Kopenhagen kämen. Aber man lasse wenigstens alles unter des Prinzen eigener Aufsicht und Aufbewahrung, was klein und reinlich genug dazu ist, und gebiete den Bedienten, in Hervorsuchung und Zurechtlegung dieser Dinge nicht zu aufwartsam zu sein. Man gewöhne ihn, alles, was dessen nötig ist, in guter Ordnung und Gewahrsam unter dem Schlosse zu halten. Verliert und verwirft er Dinge, die ihm lieb sind, so lasse man ihn den ganzen Verdruß des Nachsuchens empfinden, und was er nicht selbst findet, ihn so lange entbehren, als es irgend tuhnlich ist.

Ein Prinz muß mehr als andere Menschen gewohnt werden, zeitig aufzustehen. Der Abgang an dem tähtigen Leben, welchen der zu lange Schlaf wegnimmt, ist für ihn ein grösserer und unersezlicherer Verlust, als für jeden andern Menschen. Die Verwöhnung dazu fängt natürlich in dem Knabenalter an, geht aber gerne so weit, daß man

sich nicht darauf verlassen kann, wenn es gleich möglich ist, daß es in einem Geschäftsvollen Leben sich damit ändern werde. Dazu kömmt, daß man bei einem Prinzen, dessen Vater noch lebt, nicht wissen kann, wenn dies Geschäftsvolle Leben seinen Anfang nehmen werde. Hat er [illegible] als Knabe angefangen lange zu schlafen, ist er als Jüngling dabei verblieben, hat er als junger Ehemann, oder, welches viel ärger ist, mit Mätressen das Bett vollends lieb gewonnen, wer will es da wagen, ihn als regierenden Fürsten aus demselben heraus zu nötigen, wenn die Geschäfte ihn rufen, und ihn wieder an die den Geschäften so zuträgliche Morgenluft zu gewöhnen? Dann aber muß man ihm schon als Knaben fühlbar machen, daß nur Geschäfte dieses Opfers werht sein, das einem jeden jungen Menschen so viel kostet. Man muß ihm also die nächste Morgenstunde nach dem Aufstehen mit derjenigen Beschäftigung besetzen, welche ihm die angenehmste ist, und ihn darin selbst wählen lassen.

Ein anderer Verluſt an dem tähtigen Leben iſt die Zeit des An- und Auskleidens. Dieſen muß man ihn ſo klein zu machen gewöhnen, als nur irgends möglich iſt. Es hindert nichts daran, was ich aus wichtigen Gründen gerahten habe, daß man ihm wenig Handreichung dabei thun ſolle. Ich bin gewiß, daß von zwei Perſonen, deren eine ſich von Haupt zu Fuß ſelbſt ankleidet, die andere ſich von dem fertigſten Kammerdiener alles zureichen oder auf den Leib bringen läßt, jene immer am geſchwindeſten fertig ſein werde. Aber Eins wird an Höfen ſchon für den Prinzen als Knaben unabwendlich bleiben, daß er ſich Vormittags wenigſtes Einmal umkleiden muß. Bei dieſer Umkleidung verſtatte man ihm alle dienliche Hülfe von flinken, aber ordentlichen Bedienten, damit er froh ſei, ſo geſchwind als möglich davon zu kommen, aber niemals die ſorgfältigere Ausputzung als eine ernſthafte Beſchäftigung anſehe, vielweniger an dem gezwungenen durchs Umkleiden und Putzen veranlaßten

Zeitverlust und Müssiggange Gefallen finde, und ihn durch Zögerung vergrössern.

Ueberhaupt gewöhne man ihn, sich in allen Vorfällen und Bedürfnissen selbst zu helfen, ohne auf Dienstleistung und Handreichung lange zu warten. Nimmermehr wird und kann der Mensch ein tähtiger Mann werden, welcher Einmal so weit verwöhnt ist, daß er sich gefallen lassen kann, die Erfüllung irgend eines Bedürfnisses aufzuschieben, bis die gewohnte Handreichung erscheint, die ihm bei gesunden Gliedern so ganz entbehrlich ist. Der Prinz, welcher der tähtigste Mann in seinem Staate werden, und in wichtigen Geschäften alles selbst tuhn soll, was er nur irgends selbst tuhn kann, muß früh davon entwöhnt werden, in Kleinigkeiten sich leidend zu verhalten, und sich immer nach jemandem umzusehen, der das für ihn tuhe, was er selbst ausrichten kann.

Daß der Prinz, zumal als Knabe, nie ohne Aufsicht gelassen werden muß, dawider sollte ich wol nichts einwenden. Aber daß doch ja diese

Aufſicht nie das Anſehen der Aengſtlichkeit bekomme! Eine gewiſſe Fürſtin ſah den Hofmeiſter ihrer Prinzen im Garten. Die Prinzen waren lebhaft, und verloren ſich zuweilen aus ihren Augen bald hinter einer Hecke, bald hinter einem Gartengebäude, da unterdeſſen der Hofmeiſter in den Hauptgängen blieb, und erwartete, daß die Prinzen ſich wieder zu ihm fänden. Raſch kam die Prinzeſſin Mutter von dem Balkon herab, von woher ſie mit klopfendem Herzen und voll Jammers der fürchterlichen Noht ihrer Kinder zugeſehen hatte, eilte auf den Hofmeiſter zu, und die geballte fürſtliche Fauſt ihm vor dem Kopf haltend: Er ſoll mir mit ſeinem Kopf dafür ſtehen, ſchrie ſie ihn an, wenn meinen Prinzen ein Unglück wiederfährt. Was kann doch aus ſolchen Menſchen werden? wie werden ſie wirkliche Gefahren beurteilen lernen, und die nötige Entſchloſſenheit in denſelben gewinnen, wenn ſie aus einer ſo lebhaft ausbrechenden Furcht ihrer Mutter abnehmen müſſen, daß ein bischen Springen oder

Laufen auf dem lieben Gottes Erdboden, der doch so leicht nicht aus einander reißt, schon Todesgefahr bringen könne? Es versteht sich, daß diese Prinzen von der Zeit an noch Jahre lang nicht anders als Hand in Hand mit ihrem Hofmeister ausser ihrem Zimmer erscheinen durften. Daß man einen jungen Prinzen nicht bei jeder Gelegenheit an die Wichtigkeit seiner Person erinnern müsse, habe ich schon gesagt. Dies Unglück ergreift sie, leider, ohnehin nur gar zu früh. Besser als dies Unglück ist ihnen gewiß, wenn sie von Zeit zu Zeit sich eine Beule fallen, ohne daß ein Mensch deswegen scheel angesehen wird.

Aber soll denn ein Prinz (noch immer als Knabe) niemals allein sein dürfen? Nimmer! nein, nimmer! wenn er es selbst will, es wünscht und etwas darin sucht, allein zu sein. Denn dies deutet selten auf etwas Gutes. Aber ist der Hofmeister irgends sicher von seinem Prinzen, sieht er ihn geneigt, sich nach seinem Raht oder nach eigner Wahl nüzlich zu beschäftigen, ist er gewiß davon, daß

nicht schädliche Menschen nur auf die Augenblicke lauren, da er unbewacht ist, so kann er ihn durch zufällige bald kürzere, bald längere Entfernung von ihm merken lassen, daß er ihm Gutes genug, Sorge genug für sich selbst zutraue, um ihn nicht immer gängeln oder am Seile führen zu wollen. Thut man dieß, weil man es durchaus thun zu müssen glaubt, so wird der Prinz eben so kleingeistig, wie die in einer Pensionsanstalt erzognen Knaben werden, in welchen diese kleinliche Gängelei meinem Urteile nach der erste aller ihrer Fehler ist.

Freilich hält es um diese Voraussetzungen schweer, und eben deswegen ist die erste Vorschrift, welche nicht nur von Fürsten, sondern auch von jedem Manne von Stande den Hofmeistern ihrer Söhne gegeben wird, diese, daß sie dieselben gar nicht aus den Augen lassen sollen. Aber wird dieß immer gehalten? wird es etwa nur von Hofmeistern unterlassen, wenn sie von jenen Voraussetzungen völlig gewiß sind?

Wenn das wäre, woher kämen denn die vielen Beispiele früher Verfürung junger Prinzen von der besten Anlage? Ich glaube angeben zu können, wie es damit zugehe. Es ist gleich viel widerstehendes in dem Gedanken, an Einen Knaben, ist es gleich ein Fürstenkind, beständig angekettet zu leben, als in dem Gedanken, sich beständig bewacht zu wissen. Beide Teile suchen Schleichwege; der Hofmeister, um auch der auf sich genommene Pflicht entgegen, sich zuweilen von seinen Banden zu befreien; der Prinz, um dessen Wachsamkeit zu betrügen. In beiden Fällen geht es gleich schlimm. Der Hofmeister will und muß die Vernachlässigung seiner Pflicht verbergen. Dies sezt ihn in eine Abhängigkeit von Personen, die ihn beobachten und die ihn angeben könnten, von Kammerdienern, Lakaien, oder wol gar von Stubenmägden. Er ist wol gar genötigt, sie zu bitten, um den Prinzen zu bleiben, bis er wieder erscheint. Der Prinz, der es weiß, daß etwas Pflichtwidriges vorgehe, ist auch

Meiſter von dem Geheimniſſe. Er würde es verrahten, wenn er nicht in der Abweſenheit des Hofmeiſters ſich beſſer zu befinden glaubte, als in ſeiner Geſellſchaft. Die niedrigen Perſonen, welche ſich alsdann an ihn drängen, oder die dieſer ſelbſt an ihn bringt, werden es ſchon dahin zu bringen wiſſen. Der Prinz wird dieſe Zwiſchenzeiten als die Zeit ſeiner Freiheit anſehen. Er wird ſie in allen Arten der Unterhaltung um ſo viel mehr zu genieſſen ſuchen, je verſchiedener ſie von derjenigen Unterhaltung ſind, die er in dem Umgange ſeines Hofmeiſters gewöhnlich hat. Nun iſt ſein Herz für alle Eindrücke, für jedes Laſter offen, daß ihm dieſe für ſeinen Umgang viel zu niedrige Menſchen mitzuteilen gerahten finden. Der Hofmeiſter iſt zufrieden, daß ſein Prinz unterhalten werde, wenn er ihn ſeiner Pflicht zuwider verläßt. Wie er unterhalten werde, darnach fragt er entweder nicht, oder wenn er es thut, und der böſen Folgen inne wird, ſo hat er ſich ſelbſt in ein ſo nachteiliges

Verhältnis mit jenen Menſchen geſezt, daß er nicht dagegen angehen und der anfangenden Verfürung kein Ende wieder machen kann.

Noch ärger, wenigſtens geſchwinder geht es, wenn der Prinz Mittel findet, die Wachſamkeit des Hofmeiſters zu betriegen. Die dadurch auf eine kurze Weile eroberte Freiheit kann er nicht genieſſen, als in dem er niedrigen und niedrig denkenden Menſchen zueilt. Denn mit beſſer denkenden iſt er nicht ſicher, daß ſie ihn nicht ſogleich verrahten. Er bringt zu jenen den Entſchluß mit, ſich alles angenehm ſein zu laſſen, was ſie ihm für dieſe geſtohlnen Augenblicke zur Anwendung ſeiner Freiheit anbieten. Sie ſelbſt werden ihm alles anbieten, was den Sinnen und Begierden und den anfangenden, oder von ihnen ſelbſt erweckten Lüſten des Prinzenknaben ſchmeichelt, damit er ſo viel feſter an ihnen halte, und eſt zu ihnen wieder komme. Merkt dieß endlich der Hofmeiſter, ſo iſt er faſt eben ſo ſchlimm daran, als wenn er ihn durch eigne Schuld ver-

wahrloſet hat. Denn er muß ſein Verſehen eben ſo gut zu vertuſchen ſuchen, als in jenen Fällen der wiſſentlichen Aufgebung ſeiner Pflicht. Man ſetze ſich in den Fall eines Hofmeiſters, der nun als eine Folge des einen oder des andern Vergehens erfährt, daß ein Bedienter den Prinzen zum Trunk verführt, oder daß ihn ein Garderobe- oder Stubenmädgen zu ihren Lüſten frühe gemißbraucht, oder ein andrer Bedienter ihn gar zu ſtummen Sünden verleitet habe. Jezt weiß er nicht, wie er dieſe Menſchen von ihm entfernen ſolle, ohne die Verführung ſeines Prinzen aufzudecken und wahrſcheinlich die Schuld davon durch fürſtliche Ungade und Entlaſſung aus ſeinem Plaz zu tragen. Er wird es nicht wagen, und dann nur die weitern Ausbrüche und Folgen zu verhindern, oder wenigſtens zu vertuſchen ſuchen, bis ſein Prinz das Alter erreicht hat, in welchem nicht mehr die Frage iſt, ob man Prinzen vor allerlei Laſtern hüten könne. Dann mag er von allerlei niedrigen Laſtern angeſtekt, entnervt,

und mit einem Herzen voll der niedrigsten Bübe-rei in die Welt treten. Man wird, wenn es bis dahin nur nicht laut geworden, dies als eine plözliche Umwandlung des nun zu frei gewordnen Prinzen ansehen und zu fragen vergessen, wie alt die Verfürung und durch wessen Schuld sie entstanden sei.

Nach dieser Vorstellung, die ich mir von dem natürlichen Gange der Aufsicht über einen Prinzen mache, den man unter recht strenger Aufsicht zu halten vermeinte, und in welcher, wie ich annehme, man nicht viel unrichtiges finden wird, glaube ich doch, daß die Moralität eines Prinzen in einer grössern Sicherheit sei, wenn man, wenigstens in den lezten Jahren des Knabenalters, die Bande der Aufsicht über ihn so löset, daß er sich nicht mehr bewacht im eigentlichen Verstande fühle. Man wird noch immer ohne dies eigentliche Bewachen seine Handlungen beobachten können. Man wird, wenn er irre gehen will, es vielleicht um so viel eher wahrneh-

men, weil er ohne Plan handelt. Man wird, wenn ſich Menſchen an ihn ſchmiegen oder drängen, die ihm gefährlich werden, vielleicht von ihm ſelbſt es eher erfahren, weil nicht er ſie geſucht hat, und ihn ſelbſt zufriedener bei deren Entfernung finden, als wenn er ſelbſt das Einverſtändnis mit ihnen hat entſtehen machen, und, wenn man ſie von ihm entfernt, nur darauf ſinnt, ein ähnliches Einverſtändnis mit andern anzuknüpfen.

Aber bei dem allen iſt ſo vieles zu überlegen, ſo vieles dem praktiſchen Verſtande des Aufſehers zu überlaſſen, daß man nicht von mir erwarten wird, ich werde durch Auszeichnung von dem allen dieſen Abſchnitt noch weiter ausdehnen.

Freilich wird man weit mehr in dieſem Abſchnitt ſeiner Ueberſchrift zufolge erwarten. Aber man erinnere ſich an meinen eingeſchränkten Zweck. Von derjenigen Moralität, die auf die künftige Geſchäftsfähigkeit eines Prinzen ihre Beziehung hat, glaube ich genug geſagt zu haben.

Doch werde ich von Einem Gegenſtande noch viel zu ſagen haben, den freilich jedermann als einen der wichtigſten in der moraliſchen Erziehung anſieht. Dieſer iſt die frühe Vorſorge für die Keuſchheit des Prinzen. Man ſehe ihn nicht als einem Zwecke zu fremde an. Er dünkt mir ſo wichtig, daß ich am Ende dieſes Abſchnitts ihm ein beſonderes Fragment widmen werde.

Zweites Fragment.

Von dem Unterricht des Prinzen im Knabenalter überhaupt.

Ueber dieſen Gegenſtand iſt ſo vieles geſchrieben, daß Leſer ähnlicher Schriften wenig neues von mir erwarten werden. Ich ſelbſt, der ich nicht gerne wiſſend oder unwiſſend andern nachſchreibe, würde an dieſen Abſchnitt ſehr ungerne gehen, wenn ich nicht in der eingeſchränkten Abſicht ſchriebe, welche ich ſchon ſo oft angegeben habe. Und in dieſer bisher vielleicht zu ſehr ver-

fehlten Absicht glaube ich doch manches sagen zu können, worin man mir noch nicht vorgegriffen hat.

Ueberhaupt ist es bei Prinzen ja wol so gewiß, als bei Menschen andern Standes, daß man sie nicht alle alles lehren, und daher bei manchen manches beiseite setzen müsse, weil es ihr Kopf nicht faßt, bei andern andre Dinge, weil sie ihren Neigungen widerstreben. Ich habe schon gesagt, daß ich um vieles nicht mögte dem gutmeinenden Wagenseil ein unsern Zeiten angemessenes Buch von der Erziehung eines Prinzen nachschreiben, der vor allem Studiren einen Abscheu hat. Aber wenn ich auch als Erzieher an einem so gesinnten Prinzen zu arbeiten hätte, so würde ich darum doch nicht den Muht verlieren, einen Geschäftsmann aus ihm zu ziehen, ja nicht einmal den Muht, ihm alle diejenigen Kenntnisse mitzuteilen, die ihm in dieser Absicht dienlich oder notwendig sind.

Die Geschichte sagt uns überhaupt wenig von der Erziehung und insbesondre von dem Un-

terricht der Prinzen, selbst derjenigen, die ihr die merkwürdigsten sind. Man hat von allen Zeiten her diese Lücke erkannt, und so mancher Schriftsteller vom Xenophon an bis zum Verfasser des Theodors hat sie durch Erdichtungen auszufüllen gesucht. Freilich giebt die Geschichte uns gern die Nahmen derjenigen an, denen man dieß wichtige Geschäfte auftrug. Aber wie sie dabei verfahren sein, welche Methode sie angewandt, welche Schwierigkeiten sie gefunden, und wie sie denselben begegnet haben, davon sagt sie uns selten etwas. Noch hat kein Prinzen-Erzieher, der in diesem seinem Geschäfte glücklich gewesen, durch Darlegung des ganzen Plans, nach welchem er gehandelt, und wie er seine Maasregeln den Umständen gemäß abgeändert oder modificirt habe, die Nachwelt unterrichtet. Denn einen solchen Plan der Erziehung, der gar keiner Abänderung bedürfte oder sie zuliesse, halte ich durchaus für unmöglich. Fenelons Telemach mag uns als eine Darlegung des

Plans gelten, nach welchem er den Herzog von Bourgogne erzog. Aber sein Prinz hatte doch, wie St. Simon erzählt, viele böse Neigungen, welchen Fenelon, wie der Erfolg bewies, mit Glück durch Maasregeln begegnete, welche wahrscheinlich ausser seinem ersten Plan lagen. Vielweniger hat einer von denen vielen, welchen ihr Werk mislang, geschrieben, warum es ihm mislungen sei. Ich habe einen Mann gekannt, welcher zwei Erbprinzen von zwei verschiedenen Staaten nach einander zu erziehen bekam. Mit beiden fiel es äusserst schlecht aus. Der erste ward solch ein Feind eben derer Geschäfte, für welche er gebohren war, daß er während seiner Regierung sein Land kaum einzelne Monate gesehen hat. Der zweite ward zum Glück seines Landes so wahnsinnig, daß er der Regierung für unfähig erklärt werden mußte. Ich glaube nicht allerdings, daß beides die Schuld des Erziehers gewesen sei. Aber hätte doch diesen Mann die Sorge für seinen Nachruhm getrieben, zu seiner

Entschuldigung das nieder zu schreiben, was er mit Wahrheit schreiben konnte! Es würde gewiß sehr belehrend sein. Indessen haben wir viele Erfahrungen, die uns doch etwas im allgemeinen angeben können. Von vielen Fürsten wissen wir, daß sie schlechte Regenten wurden, und ihre Geschäfte entweder nicht liebten, oder übel trieben, ungeachtet sie keinen Abscheu vor allem Studiren bezeugten, ungeachtet sie vollkommen schulrecht erzogen wurden, diese Erziehung von den gelehrtesten Männern ihrer Zeit besorgt oder geleitet ward, und ungeachtet sie bis in ihr Alter Freunde und Beförderer der Wissenschaften blieben, oder es zu sein vorgaben. Von andern wissen wir, daß sie zu keiner Wissenschaft Lust hatten, keine willig lernten, sie als Regenten haßten, und doch solche gute Geschäftsmänner wurden, als Regenten billig alle sein sollten. Das wurden sie dann freilich durch die Geschäfte selbst, und hatten auch das nicht einmal dem wenigen Unterrichte zu dan-

ken, den sie sich noch hatten gefallen lassen müssen.

Man erwarte doch keinesweges aus dieser Anmerkung die Folgerung, daß ein Prinz um so viel wahrscheinlicher ein guter Geschäftsmann werden werde, je weniger man ihn schulmässig unterrichtet, und seinen Kopf mit denen Kenntnissen anfüllt, durch welche man in andern Volksclassen gute Köpfe auszubilden sucht. Auch so gar die Folgerung muß ich verbitten, daß man ihn nur zu denen Kenntnissen anzuleiten suchen müsse, welche allein zu dem grossen Zweck leiten, einen guten Regenten, das ist, einen guten Geschäftsmann aus ihm zu ziehen, und daß man in dieser Absicht wol thue, ihm, wenn er ein guter Kopf ist, der wirklich vieles fassen kann, nicht die Lust zu andern Kenntnissen, zu erwecken, die dem Regenten nicht eigentlich notwendig sind, oder, wenn sie ihm von selbst entsteht, sie durch alle mögliche Wege zu unterdrücken.

Friedrich II. widmete seine Jugendjahre den Wissenschaften so sehr, daß er auch deswegen seinem Vater misfiel? Noch als König widmete er nicht nur diesen, sondern auch der Schriftstellerei so viele Zeit, daß er zwar nicht der erste aber doch der stärkste Polygraph unter den Königen ward. Seine Lieblings-Kenntnisse haben gewis wenig dazu beigetragen, ihn zum ersten Geschäftsmann unter den Königen zu machen. Wäre er ganz das Gegenteil von dem allen geworden, so würde man, wie bei andern Grossen der Welt, die den Namen eines Gelehrten erlangt haben, insonderheit wie bei dem Vielschreiber Jacob I., die Schuld seiner Untähtigkeit auf seine Liebe zu den Wissenschaften und selbst zur Schriftstellerei geschoben haben. Was ich am meisten in den vielen Sammlungen von wahren oder nicht wahren Anekdoten über diesen grossen König zu finden wünsche, aber noch immer vermisse, sind Nachrichten, aus welchen man den frühern Gang seines Geistes einigermassen be-

urteilen könnte, in welchem er zu jener unvergleichbaren Tähtigkeit übergegangen ist. Freilich ist nicht leicht ein Prinz, der nicht, wenn er zum Regiment gelangt, und das Regieren ihm neu ist, den Geschäftsmann eine Zeitlang gern machte. Aber wenn nicht die rechte Anlage, wenn nicht die gehörige Kraft des Geistes in ihm ist, so fällt diese gute Periode immer sehr kurz aus. Wie ihm in dem Geschäftsfreien Leben, das er als Prinz führen mußte, Lust und Zeit zu vielen Kenntnissen entstanden sei, wie er mit einem von Suhm so anhaltend über Philosophie Briefe wechseln konnte, das sehe ich und jeder andre leicht ein. Aber davon bin ich doch sehr überzeugt, daß in dem allen nicht die Anlage zu dem grossen Geschäftsmann, zu dem Geiste der Ordnung, zu dem Beobachtungsgeiste war, den er nachher in so hohem Maasse äusserte. Auch Rechnungsgeist hatte er so vorzüglich, ohne durch die Mathematik dahinein geleitet zu sein. Am wenigsten von allen konnte ihm seine frühe Vor-

liebe für franzöſiſche Weisheit dieſe Wendung des Geiſtes geben. Denn bis jezt hat die Weisheit franzöſiſcher Schriftſteller, einen Süllу und in gewiſſer Abſicht Montesquieu ausgenommen, die er aber wenig geleſen zu haben ſcheint, wenig brauchbares für die wahre Regierungskunſt. Bis jezt kann ich daher nicht anders, als annehmen, daß die Geſchäfte ſelbſt ihn zu dem Mann gemacht haben, der er wirklich ward, und daß die Wiſſenſchaften, welche er vorzüglich liebte, ihm nur als einſtweilige Beſchäftigung ſeines Verſtandes gedient haben. Selbſt nicht einmal die Neigung zu denjenigen Beſchäftigungen, in welchen er nachher ſich ſo groß gezeigt hat, ſelbſt nicht der Vorſaz, das zu ſein, was er geworden iſt, war ihm aus ſeinen frühern gelehrten Beſchäftigungen entſtanden. Man ſieht zu deutlich aus ſeinen erſten Schritten nach Anfang ſeiner Regierung, daß er noch nicht Krieger war. Daß er wenigſtens nicht früh an gute Staatswirtſchaft dachte, würde die Anek-

bote beweisen, wenn sie gewis wäre, daß er hinter seinem Vater hergehend an die Gitter des Gewölbes schlug, welches desselben Schätze bewahrte, und dabei sagte: Wie werden sich diese Gefangenen freuen, wenn sie einmal frei kommen werden! Aber folgende Anekdote beweist, daß er auch nach seiner Gelangung zum Trohne sich eine Weile mit Gedanken ganz andrer Art beschäftigte. Sie ist noch nicht gedrukt, aber mir von zu guter Hand mitgeteilt, als daß ich Bedenken tragen könnte, sie bekannt zu machen. Der König war kaum zur Regierung gekommen, als er, der an seines Vaters Hofe nicht hatte lernen können, wie ein königlicher glänzender Hof eingerichtet werden müsse, sich von Pöllnitz davon belehren ließ, und ihm auftrug, einen Etat darüber zu machen. Mit diesem schikte er ihn zu dem Finanzminister von Bork und ließ diesem sagen, er möchte für das dazu nötige Geld sorgen. Bork sagte Pöllnitz das erste mal trokken: das geht so nicht. Mit dieser Antwort

kam er, der groſſe Ausſichten darauf gründete, zum Könige zurük, der ſeinen Befehl an Bork durch ihn wiederholen ließ. Ich muß, ſagte dieſer, den König ſelbſt ſprechen. Dies geſchah, und nun ſtellte Bork ihm vor, wie die Lage Europens und inſonderheit Deutſchlands ſtehe, da der alte Churfürſt von der Pfalz gewis nicht lange mehr leben, der Kaiſer aber auch bald ſterben könne, nach deſſen Tode es mit der Pragmatiſchen Sanction mislich ausſehen würde. Dann, ſezte er hinzu, werden Ew. Majeſtät finden, daß der von ihrem Herrn Vater hinterlaſſene Schaz viel zu klein ſei, zumal wenn er jezt ſchon angegriffen wird, um einen glänzenden Hof zu machen.

Faſt mögte ich von dem ſo unwiſſenden, und keine Kenntnis oder Wiſſenſchaft mit Einſicht befördernden Ludwig XV. behaupten, daß es die Schuld ſeiner Erzieher geweſen ſei, daß ihm durch den erſten Unterricht nicht mehr Luſt zu den eines Königs würdigen und ihm ſo nohtwendigen Beſchäftigungen entſtanden iſt. Freilich war er

als Knabe ſehr ungezogen und allem Unterrichte, den man ihm geben wollte, äuſſerſt abgeneigt. Man wählte, um ihn zu beſſern, das Mittel, eine Zeitung mit den Typen und in dem Format der Leidner Franzöſiſchen Zeitung abdrucken zu laſſen, in welcher ſeine Aufführung und ſeine Abneigung von allem nüzlichen Unterricht beſchrieben und dieſem angehängt ward, daß die Feinde Frankreichs ſich zum voraus freuen könnten, unter einem ſo wenig gutes verſprechenden Könige daſſelbe recht ſehr wieder ſinken zu ſehen. Dieß ward freilich nach der Zeit zu einer wahren Prophezeihung. Aber er hatte doch in ſeinen jüngern Jahren eine lange gute Periode, in welcher er noch keinen böſen Leitungen Gehör gab. Freilich hatte er eine weit gehende Lebhaftigkeit, von welcher ich jedoch nicht leugnen mögte, daß ſie eben ſo gut, als die eines Carls XI., eines Peters I., und eines Friederich Wilhelms zur nüzlichen Tähtigkeit hätte übergeleitet werden können. Jedermann weiß, daß er in ſeinem Alter

den Kornhandel zu einem Lückenfüller seiner Zeit machte, und als Kornjude seinen Privatschaz zu eben der Zeit anhäufte, als der öffentliche Schaz in der wildesten Wirtschaft verschleudert ward. Hätte man, als es vergebens war, die für königlich geachteten Wissenschaften ihm mitzuteilen, ihn nach und nach zu der eines Königs würdigen Tähtigkeit, die nur wenig Wissenschaft voraussezt, übergeleitet, hätte insonderheit Fleury ihm den für ihn schicklichen Anteil an denen Finanzgeschäften gegeben, durch welche er während eben dieser Periode Frankreich von seiner grossen Schuldenlast beinahe befreiete, hätte er ihn wenigstens an eine anhaltende Uebersicht derselben zu gewöhnen gesucht, so mögte doch immer ein ganz andrer Mann aus ihm geworden sein, als welchen er früh schon erwarten ließ, und vollends als Greis zeigte.

Bisher ist mir noch keine Schrift über die Erziehung eines Prinzen vorgekommen, in welcher nicht der Gedanke zum Grunde läge und fast durchaus herrschte: Prinzen sind die ersten unter

den Menschen ihrer Geburt nach, sie müssen also auch die ersten unter den Menschen durch Erziehung und Unterricht werden. Dem zufolge ziehen diese Schriftsteller in diesen Unterricht alles, was man ausser den eigentlichen Brodwissenschaften als dienlich zur Aufklärung des Verstandes eines jeden andern Menschen ansieht, der nicht zu den niedrigen Volksklassen gehört. Leibnitz kannte die Grossen der Welt so gut. Er konnte besser, als unser einer, wissen, daß ihre Geistesfähigkeiten nicht immer ihrem Range angemessen sind, und daß mancher Prinz durchaus abgeneigt ist, die Fähigkeit, welche er wirklich hat, auf Wissenschaften anzuwenden. Dennoch geht sein von Herrn Doctor Böhmer in dessen Magazin für das Kirchenrecht ꝛc. S. 177 ff. des ersten Bandes ans Licht gebrachter Aufsaß über die Erziehung eines Prinzen fast allein darauf hinaus, denselben unter solchen Methoden, die von Leibnitzens Welt-Kenntnis zeugen, zu einem feinen Kopf und Vielwisser zu machen.

Erſt am Ende erinnert er ſich eines Ernſts des Frommen, der ſeine Jugend als Krieger verbrachte, und, ohne durch Wiſſenſchaft vorbereitet zu ſein, nachher ein Muſter guter Regenten ward, und giebt ihm den Vorzug vor einem völlig ſo gut ausgebildeten Prinzen, als ſeine Vorſchläge es angeben, wenn dieſer die Vergnügungen mehr, als Regimentsgeſchäfte liebt. Freilich war die Abhandlung viel früher geſchrieben, als Leibnitz Zeuge des Contraſts werden konnte, welcher ſich zwiſchen Friedrich I., der wenigſtens Beförderung der Wiſſenſchaften als der Fürſtenwürde angehörend anſah, und ſeinem Nachfolger Friedrich Wilhelm I. zeigte, der ſie durchaus nicht kannte, nicht achtete und dennoch ein ſo vorzüglicher Geſchäftsmann ward.

Wagenſeil ſchrieb ſein Buch zu eben der Zeit, als Friedrich Wilhelm, Sohn einer Mutter, die ſelbſt in gewiſſem Grade gelehrt, Freundin der Gelehrten und insbeſondre Leibnizens Freundin war, unter eben deren Augen mit ei-

nem so entschiedenen Widerwillen gegen alle Wissenschaften aufwuchs. Er starb in eben dem Jahre, als es gedruckt war, und hat also nicht an eben diesem Prinzen den Beweis erleben können, daß doch nicht alles verloren sei, wenn es gleich nicht gelingt, einen Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat, dahin zu bringen, daß er gelehrt und geschickt werde. Doch wäre der Schade nicht groß, wenn dieser Mißgriff sich nur in Schriften fände. Aber er hat auch nur gar zu oft in der Ausübung Statt. Hat ein Prinz einen Hofmeister, der mit den Wissenschaften selbst bekannt ist, so wird er ihn alles das wollen lernen lassen, was er selbst gelernt hat. Hat der Hofmeister selbst nicht viele Kenntnisse, so wird er doch die Namen derer Wissenschaften wissen oder erfragen, in welchen man andre junge Menschenkinder gewöhnlich unterrichtet. Und dann ist es keine Frage mehr bei ihm, ob sein Prinz nicht alles das auch lernen müsse. Nur in Ansehung der Methode

wird man sich erinnern, daß er ein Prinz sei, und den Herrn Instructor anweisen, ihn hübsch leicht und spielend zu unterrichten. Zwischenher aber wird man sich erinnern, daß in der Residenz dieser oder jener in einzelnen Wissenschaften hochgelahrte Mann lebe. Man wird ihn herbeirufen, um den Prinzen zu unterrichten. Dieser wird sich nicht an die spielende Methode binden wollen, sondern es darauf anlegen, ein Meisterwerk an seinem Prinzen zu beweisen. Im ganzen Volk stimmt sich die Erwartung von dem Prinzen um so viel höher, je mehr man weiß, daß er Unterricht genießt und ihn anzunehmen scheint. Die hohen Eltern werden, um diese Erwartung zu bestättigen, den Prinzen von Zeit zu Zeit einem öffentlichen pedantischen Examen unterwerfen. Das wird dann ein Zeitungs-Artikel, und der Prinz, wenn er ihn lieset, allenfalls voll seines Ruhms in einem Fache werden, in welchem er doch eigentlich niemals glänzen soll. Dann wird er um so viel schweerer zu denen

Kenntnissen zurück zu bringen sein, deren er am meisten bedarf, die jedoch gemeiner, als jene, selbst in den niedern Volksclassen sind, und von denen er nie gehört hat, daß sie von Männern eines weit ausgebreiteten Rufes gelehrt worden sein.

Eine sehr gewöhnliche Folge dieser Ueberhäufung eines Prinzen mit mehrerem Unterricht, als für dessen Bestimmung dient, ist diese: Der Prinz muß in seinen Knaben- und einem Teile seiner Jünglings-Jahre sich zwar darein schicken. Aber es kömmt eine Zeit, da er mehr Meister von der Anwendung seiner Zeit wird, und da er selbst der Zucht seiner noch lebenden Eltern entwächst. In dieser Freiheit wird er mit Verdruß an manche seiner ehemaligen so unwillkührlichen Beschäftigungen zurück denken. Er wird nicht nur diese hassen, sondern einen ähnlichen Widerwillen wider andre Beschäftigungen seines Geistes fassen, an denen er doch mehr Gefallen damals fand, als sie ihn gelehrt wurden. Kömmt noch

dies dazu, daß er mit Pedanterei und auf eine sclavische Weise angeführet worden, so werden ihm diese Kenntnisse blos deswegen ein Gegenstand des Spottes werden, und nach der Art dieser Kenntnisse eine für sein Herz und seine Denkungsart sehr nachteilige Wirkung daraus entstehen.

Ein Prinz neuerer Zeit stand unter einem Hofmeister, der ihn mit dem Unterricht in der Religion äusserst überhäufen ließ. Er selbst führte ihn an allen Sonn- und Festtagen zur Kirche, wo Hofmeister und Prinz dem Hofprediger die ganze Predigt halb laut nachbeteten. Nachmittags muste der Prinz noch ein Stundenlanges Examen über eben diese Predigt anhalten. So ward der Prinz zwar ein ziemlich ausgelernter Theologe, und hätte allenfals selbst auftreten und predigen können. Aber dies hinderte nicht, daß er nicht schon jung von einem Teufelskinde unter dem Hofgesinde zu stummen Sünden wäre verführt worden. Als er aber seinen Vater überlebte und Herr seiner selbst und über tausende ward,

da war ſein Herz deſto offener für die Einge-bungen jedes Buben, der ihm Religion und Tugend lächerlich machte, und ſeine Fortſchritte in Laſtern aller Art warin um deſto ſchneller, bis ſeine körperlichen Kräfte unter den Folgen ſeiner Ausſchweifungen erlagen.

Entſteht ja bei den Aeltern und Erziehern eines Prinzen ein Gedanke an die Notwendigkeit derer Kenntniſſe, auf welche die wahre Regie-rungskunſt ſich gründet, oder die für die Tähtig-keit eines Regenten unentbehrlich ſind, ſo denkt man auch gern dabei, daß dieſe für das reifere Alter des Prinzen aufbehalten werden müſſen. Mancher Fürſt hat es auch ungern, daß ſeinem Sohne Gedanken von demjenigen erweckt werden, was er zu tuhn habe, wenn er ſeinen Vater über-lebt haben wird. Und ſo fällt dann die Beleh-rung von dem allen gewöhnlich in eben die Priode, von welcher ich jezt geredet habe. Man will den Prinzen das beſte und notwendigſte lehren, wenn er aus jenen Gründen entſchloſſen iſt, nichts

mehr zu lernen. Ein Regent, der für Handlungskenntniſſe ſehr eingenommen war, wollte denn doch ſeinem Erbfolger dieſelben mitteilen laſſen. Zu einer Zeit, da er in ſeinem Staate gewiſſe neue Verfügungen in Anſehung der Handlung vornahm, wieß er den Prinzen an, ſich von dem Manne, deſſen Dienſte er hauptſächlich dabei anwandte, ſich über dieſe Dinge, und, wenn's gelingen wollte, über Handlungskenntniſſe überhaupt unterrichten zu laſſen. Allein der bis dahin ſcharf gehaltene Prinz war gerade in jener Periode, und ſo hatte es mit dieſem Unterricht gar bald ein Ende.

Ich halte alſo es für ſehr rahtſam, mit den vorbereitenden Kenntniſſen zu künftigen Regiments-Geſchäften ſchon in dem Knaben-Alter einen wenn gleich ſehr unvollkommenen Anfang zu machen. Die dahin ſich neigende Wendung kann ſeinem Geiſte nicht früh genug gegeben werden. Ich werde an ſeinem Orte Geſchäfte vorſchlagen, in denen man ihn ſchon als Jüngling ſich ſelbſt

überlaſſen kann. Dieß wird am beſten gelingen, wenn er nicht erſt zu eben der Zeit, da man ihn zu ſolchen Geſchäften leitet, ſeinen Kopf mit Erlernung der erſten Grundſätze derſelben ermüdet, und ihm eben aus dieſen Fehlern, die er aus Unkunde derſelben in den Geſchäften ſelbſt begeht, Ueberdruß und Widerwillen erwachſen.

Wie aber, wenn nun der Prinz wirklich ſo wißbegierig iſt, daß man beſorgen muß, ihm Langeweile zu erwecken, wenn man ihn zu ſehr an dasjenige binden wollte, was man in Abſicht auf ſeine künftige Beſtimmung ihm zuträglich hält? Man wird z. B. in lebenden Sprachen blos in der Rückſicht ihn belehren und üben wollen, wie er als Hof- Staats- und Geſchäftsmann ſie künftig brauchen wird. Er aber ſtrebt, ſie auch zu ſeiner Unterhaltung und Bildung des Geſchmachs zu benutzen. Oder man lehrt ihn Mathematik, ſo wie ſie ihm in Rückſicht auf den Krieg und die Landes-Oekonomie dienen kann. Er aber findet mehr Gefallen an der Theo-

rie, als in dieser Absicht nötig wäre. Oder man sammlet eine Hand-Bibliothek für ihn. Er aber findet Gefallen an der Literatur überhaupt, sucht gröſſere öffentliche oder Privat-Bibliotheken auf, um sich mit den Werkzeugen eigentlicher Gelehrsamkeit näher bekannt zu machen, als es seinen Erziehern lieb oder vorgeschrieben ist. Dies sind nun freilich sehr seltne Fehler der Prinzen, und die Zeit, in welcher sie sich ernsthaft äussern, mögte wol noch nicht in das Knaben-Alter fallen. Aber ich will doch lieber hier davon sagen, was ich davon sagen zu können glaube, weil schon in dem Knaben-Alter sich dieser Hang zeigen mögte, und alsdann auf die zuträglichste und richtigste Leitung dieses Hanges zeitig gedacht werden muß.

Man kann es als eine erfreuliche und viele Hofnung gewährende Erscheinung ansehen, wenn der Prinz schon als Knabe eine Wißbegierde äussert, die mehr des Zügels als des Sporns bedarf, die nicht immer auf fremden mündlichen Unterricht wartet, sondern gern ihren eigenen

Gang gehen mögte, und daher auf einzelne Dinge verfällt, die man ihn entweder gar nicht lehren wollte, oder für spätere Jahre aufsparte. Man kann nun wenigstens davon sich gewiß halten, daß der Prinz Kopf-Arbeiten liebe und nicht dazu genötigt zu werden bedürfe.

Daß aber doch ja nicht ein nur seinen Ruhm suchender Lehrer die Hofnung darauf baue, den Prinzen bald als einen glänzenden mit vielem und mannigfaltigem Wissen angefüllten Kopf darzustellen, ihn zu dem Ende übertreibe, und, weil er so willig dazu ist, mit zu vielen Kenntnissen in spem futurae oblivionis überhäufe! Man lasse ihn immerhin lernen, was er gern lernen will, lasse seiner anfangenden Autodidaxie Willen, und komme ihm durch mündlichen Unterricht nur in so weit zu Hülfe, daß man Ordnung und Folge der Ideen in seinen Kopf bringe. Dazu giebt den besten Weg öfteres Durchfragen und Unterhaltung über die von ihm selbst gelernten Dinge, und eben dabei wird ein verstän-

Bayerische Staatsbibliothek München

diger Lehrer Anlaß genug zu solchen Anmerkungen finden, die ihn das praktisch nüzliche von solchen Kenntnissen lehren, von welchen er blos Unterhaltung erwartete. Z. B. er verfällt auf die Lesung von Reisebeschreibungen, lieset sie aber ohne Wahl und Ordnung, und gähnt bei Reisebeschreibungen, die ihn mehr belehren als unterhalten könnten. Wenn der Lehrer nur ihn dabei erhält, daß er die Geographie derer Länder, durch welche die Reisen gehen, immer daneben treibt, wenn er ihm statistische und historische Anmerkungen dazu macht, so wird gewiß dadurch vieles für jezt und fürs künftige gewonnen. Oder er liebt Geschichte; doch nur da, wo sie ihn unterhält, nicht da, wo sie ihn belehrt, oder ein verdrieslicher trockener Teil derselben blos des Zusammenhangs wegen mit gelernt werden müßte. Auch da wird er doch sich eben deswegen Erläuterungen lieb sein lassen, weil ihm der Zusammenhang fehlt, und der Lehrer wird diese Erläuterungen so geben, so auswählen kön-

nen, daß er merke, in denen Teilen, die keinen Reiz für ihn haben, sei doch auch manches unterhaltende und belehrende für ihn zu erwarten. Oder man hat ihm Lust zur Naturgeschichte gemacht, er aber verfällt zu sehr darauf. Da komme man ihm durch eine Sammlung zu Hülfe, wobei man es in der Macht haben wird, die Fächer am vollständigsten zu machen, die ihm die nüzlichsten sind, und in andre z. B. das der Conchylien, exotischen Kräuter oder Thiere nur selten ein Stück einzutragen. Man hat ja immer den Vorwand, daß man nicht so leicht dazu gelangen könne, wie zu andern nüzlichern Stücken z. B. den Mineralien. Dann hat der Lehrer Anlaß, ihn vollständiger und öfter über die vor Augen liegenden Subjecte zu unterrichten, als über die fehlenden, und so seinem Geschmack eine zuträglichere Richtung zu geben. Oder man hat ihm zu mechanischen Arbeiten Lust gemacht, ihm eine Kunst-Drechselbank und Uhrmacher-Werkzeuge gegeben; und nun will er immer dreh-

sein oder Uhren machen. Ich würde mir nicht bange sein lassen, daß er dabei lange verbleiben und ein Drechsler Rudolph oder ein Uhrmacher Ferdinand aus ihm werden würde. Aber wenn ich das zu befürchten anfienge, so glaube ich doch, daß es mir nicht mislingen würde, diese Wendung seines Geistes früh oder spät zu mechanischen Beschäftigungen einer nüzlichern Art überzulenken, wenn ich ihm Modelle von Gebäuden oder Maschinen unter die Augen brächte, oder sie für ihn, allenfalls mit seiner Hülfe, verfertigen liesse.

Und wenn dann auch die Neigung zu irgend einer dem Regenten nicht nüzlichen Kenntniß, Kunst, oder Liebhaberei bei ihm sich so bevestigte, daß es voraus zu sehen wäre, er werde künftig Zeit und Geld daran wenden, so wäre es doch gewiß zu viel Aengstlichkeit, wenn man dieses bei einem Prinzen sich mehr leid sein lassen wollte, als bei einem Knaben oder Jünglinge vom Privat-Stande, der ein guter vielumfassender Kopf

ist, und welchem man es ansehen kann, daß die Geschäfte seiner künftigen Bestimmung, welche sie auch sein mag, seine Zeit nie völlig ausfüllen werden. Wahr bleibt es doch immer, was auch Leibnitz in jener Abhandlung sagt, daß die Fürsten mehr Zeit übrig haben, als man denken mögte. Wahr bleibt es, daß es gute Hofnung von dem künftigen Regenten giebt, wenn man voraus weiß, daß die Lückenfüller seiner Zeit nicht sowol der gewöhnliche höfische Zeitvertreib, als die Erweiterung gewisser Kenntnisse sein werde, wo sein Geist wenigstens nicht zurück sinken wird.

Dieß gilt völlig auch von denen schönen Künsten, zu welchen gewöhnlich die Anleitung mehr oder weniger dem Prinzen gegeben wird, insonderheit von der Musik. Freilich hat die alte Geschichte mehr Beispiele von Fürsten, welche die Musik übten und Ruhm in diesem Talente suchten, aber dabei nichts taugten, als von solchen, die bei eben diesem Talente ihre Pflichten erfüllten. Wahr ist es auch, daß die bei den Virtuosen

unſrer Zeit ſo gewöhnliche Unbrauchbarkeit für eigentliche Geſchäfte des bürgerlichen Lebens eine böſe Vermutung wider die Muſik in der Rückſicht giebt, in welcher ich hier von ihr rede. Aber die neuere Geſchichte erweckt bei ſo vielen Beiſpielen groſſer Fürſten, welche in der Ausübung der Muſik es hoch brachten, das Vorurteil keineswegs, daß die Muſik den Geſchäftsmann in dem Fürſten verderbe. Der Prinz, welcher die Muſik ſelbſt übt, wird den durch ſie veranlaßten Aufwand gewiß nicht ſo hoch treiben, als ein andrer, der ſie nicht übt und nicht recht kennt, aber ſie als ein in ſeiner Hoſhaltung unentbehrliches Ding anſieht, und eben deswegen, weil kein ihn perſönlich betreffendes Lob ihm daraus entſtehen kann, überflüſſig viel verwendet, um durch ſie den Glanz ſeines Hofes recht blendend zu machen. Eine Fürſtin neuerer Zeit hatte ſo wenig Geſchmack an der Muſik, es fehlte ihr ſo ganz das Gehör und Urteil darüber, daß immer einer ihrer Cammerherrn in Concerten oder Opern

ihr das Zeichen geben mußte, wenn es Zeit wäre, den Sängern und Instrumentalisten ihren Fürstlichen Beifall zuzuklatschen. Aber an eben diesem Hofe hatten diese Leute die beste Sache, und kränkten die Fürstin, die eigentlich kein Gutes von ihnen hatte, durch Virtuosen ihre Caprizen wol so sehr, als je ein Fürst von ihnen gequält sein mag.

Ueberhaupt glaube ich, so sehr auch die Anleitung eines Prinzen der Bestimmung desselben gemäß sein muß, daß man es bei Prinzen, die viele Fähigkeit und Lebhaftigkeit haben, sehr darin verfehlen könne, wenn man an dieser Einen Bestimmung gar zu ängstlich haftet, und ihnen von Jugend auf immer vorsagt: dies mußt du lernen, jenes weniger, ein anderes gar nicht, und zwar deswegen, weil du künftig Land und Leute regieren wirst. Man thut gewiß besser, wenn man einem solchen viel umfassenden Kopfe einzelne Kenntnisse, Künste und Beschäftigungen darbietet, bei welchen er seiner künftigen De-

stimmung von Zeit zu Zeit vergessen kann. Es macht den Menschen so einförmig, stellt den Kreis der Thätigkeit, in welchem er sich brauchbar machen könnte, so enge dar, wenn man ihn immer auf Einen Zweck hinaus weiset! Die Wissenschaften haben überhaupt am wenigsten durch solche Gelehrte gewonnen, die schon von Jugend auf wußten, welchem Fache sie sich zu widmen hätten. Ich habe manchen guten Kopf gekannt, der die gegründeten Erwartungen, welche er früh von sich erregte, als Gelehrter und als Geschäftsmann schlecht erfüllte, weil er die Nützlichkeit derer Kenntnisse, die für seine Fassungskraft nicht zu schweer waren, und seine Wißbegierde eine Zeitlang reizten, lange vorher blos in der Beziehung auf sein Hauptwerk beurteilte, ehe er an dieses selbst gelangte.

Beglückt ist der, zu dem sein Vater spricht: Sohn! sei gelehrt! — — sagt Hagedorn. Beglückt ist auch der, dem sein Vater sagt: Sei Kaufmann, wie ich! Und dreimal beglückt ist

gewiß in seinem Jugend-Gefühl der Prinz, dem seine Geburt sagt: Sei Fürst! Sei Oberherr von vielen tausenden! Aber wenn alle zu früh voll von diesem Jugend-Gefühl sind, wenn insonderheit unverständige Führer ihrer Jugend ihnen immer diese einzige Bestimmung vorhalten, so werden alle nie grosse Leute in ihrem Fache, wenigstens keine grosse Geschäftsmänner werden. Denn dieß wird derjenige nimmermehr, der sich seinen Wirkungskreis vor der Zeit, da er ihn kennen lernt, gar zu enge gedenkt.

Der Prinz weiß nun einmal seine Bestimmung gar zu gut. Aber es ist eben desto notwendiger, in der ihm zu gebenden Anleitung sie ihm zuweilen aus den Augen zu rücken, und ihn in eben denen Wegen sich beschäftigen zu lassen, in welchen andre junge Menschen sich nüzlich und angenehm beschäftigen.

Hievon läßt sich noch Eine für sein Herz und seine Sitten zuträgliche Wirkung erwarten, nemlich das Gefühl der Verlegenheit andrer, die sich

mit eben diesen Dingen beschäftigen, und die Erweckung eines Wetteifers, zu welchem ihm sonst kein Anlaß entsteht. Wenn ich einen Prinzen, der sich selbst fühlte, Tag aus Tag ein in der Regierungskunst und allem, was dieser anhängt, oder auf dieselbe einige Beziehung hat, zu unterrichten hätte, so ist doch die Hauptsache zu der Zeit immer nur ein Ideal für ihn. An Anwendung der ihm von mir mitgeteilten Weisheit ist noch nicht zu denken. Er erfährt nicht, wie es ihm mit derselben gelinge, faßt aber vielleicht schon hohe Gedanken, wie es ihm gelingen werde. Wollte ich ihn auf grosse für ihn schweer zu erreichende Muster hinaus weisen, so wird noch jezt kein Wetteifer Statt haben. Immittelst werden seine Ideen vielleicht so hoch gespannt werden, daß er nicht daran zweifelt, diese hohen Muster zu erreichen, wo nicht zu übertreffen.

Von diesem Ideal erfüllt, auch ohne viele vorgängige Belehrung, beträgt sich wirklich mancher schwache Prinz, einer längere, ein anderer

kürzere Zeit, als wenn er demſelben ganz ein Genüge tuhn wollte. Freilich kömmt es dabei noch auf die fernere Leitung an, und ob der nunmehr zum Fürſten gewordene Prinz unter derſelben bleiben will. Unter einer ſolchen nemlich des Card. Fleury Leitung blieb Ludwig XV. zwanzig Jahre durch erträglich gut. Nero hielt nur fünf Jahre unter dem Seneca aus. Aber wie manchem jungen Fürſten werden ſo viele Monate ſchon zu lange! Aber wenn eben dieſer Prinz andre Kenntniſſe lernt, in deren Anwendung, oder Künſte, in deren Ausübung ſich hervor zu tuhn man nicht Prinz, ſondern nur ein wie gewöhnlich gebohrner Menſch ſein darf, ſo wird er etwas dabei fühlen. Er wird bei der Muſik fühlen, daß es beſſere Muſiker, bei der Mahlerei, daß es beſſere Mahler, bei ſchönen Wiſſenſchaften, daß es gröſſere Belletriſten, bei der Gelehrten-Geſchichte, daß es gröſſere Literatoren, bei der Philoſophie, daß es gröſſere Philoſophen gebe, als er zu werden hoffen kann, wenn er eben dieſe

Dinge noch so eifrig treibt, und auch schon anfängt, sich etwas darin zuzutrauen. Und das ist ihm wahrhaftig in mancher Absicht sehr gut!

Drittes Fragement.

Wie der Prinz als Knabe zum Rechnen anzuleiten sei.

Ich habe viele Gründe, dieser Materie einige Blätter besonders zu widmen. Vielleicht haben meine Leser sie schon in dem Fragment über den Unterricht des Prinzen vermißt. Aber ich halte es für ein ganz verschiednes Ding, einem Menschen überhaupt Aufklärung, oder ihm ein so wichtiges Mittel zur Aufklärung einer gewissen Art mitzuteilen, als es die Lust und Fähigkeit zum Rechnen ist. Man denke ja nicht, daß beides sich natürlich zu einander finde. Der fähige Kopf, der eine jede andre Art von Aufklärung begierig annimmt, wird vielleicht nicht Lust zum

Rechnen fassen, wird sie blos deswegen nicht fas-
sen, weil diese Uebung des Verstandes mit der
übrigen ihm schon mitgeteilten Aufklärung zu sehr
contrastirt. Mancher andre, dem man früh zum
Rechnen Lust gemacht hat, wird andern Arten
der Aufklärung immer abgeneigt bleiben. Ich
mag nicht die häufigen Erfahrungen hier weitläu-
fig beibringen, die mir darüber seit vielen Jah-
ren entstanden sind. Es sei genug hier zu sagen,
daß man den Prinzen, bei einer sonst sehr sorg-
fältigen Erziehung, in diesem Stücke sehr ver-
derben kann. Man kann ihm, wenn er Kopf
hat, glänzende Talente mitgeteilt haben. Er
kann bei grossen Geistesfähigkeiten anscheinend
die besten Hofnungen geben, und eben deswegen
wird man keinen Rechner aus ihm machen können.

So viel werde ich zum voraus sagen dürfen:
Ich will lieber, daß mein Prinz für manchen
andern Unterricht gar keine Neigung und Fähig-
keit habe, wenn er sie nur fürs Rechnen hat. Ich
will lieber, daß er wenig Wiz, wenig Gedächt-

nis äuſſere, als daß ihm der zum Rechnen erfoderliche Grad des Nachdenkens und die dazu nötige Stetigkeit fehle. Ohne Geiſt des Rechnens giebt es keinen Geſchäftsmann, giebt es keinen guten Regenten. Werde ich das noch beweiſen dürfen? Doch, da wirklich dieſe wichtige Anleitung in der Erziehung des Prinzen ſo ſehr überſehen wird, da ſelbſt der ſo groſſe Philoſoph und Mathematiker Leibnitz in der vorher angeführten Abhandlung des Rechnens mit keinem Worte erwähnt, ſo will ich, doch nur kurz, aufzählen, in wie mancherlei Rückſicht dem Prinzen das Rechnen unentbehrlich ſei:

1) Weil ſeine Staats-Wirtſchaft die gröſte iſt, mit welcher ein Mann belaſtet ſein kann.

2) In Rückſicht auf ſeine Privat- oder Hofwirtſchaft. Wie wenig Fürſten würden die Verſchwender ſein, die ſie ſind, wenn ſie nur erträglich rechnen könnten!

3) In Rückſicht auf die Wirtſchaft, oder Oekonomie bei dem Militär-Weſen in Friedenszeit.

4) In Rücksicht auf die Kriegs-Wissenschaft selbst, auf die Taktik und Castrametation, die zu berechnende Möglichkeit und die Verbindung von mehreren Manövern, wie auch den bei wirklichem Kriege entstehenden ausserordentlichen Aufwand.

5) Für das wichtigste Bedürfnis halte ich die Fähigkeit, die der Fürst hauptsächlich durchs Rechnen gewinnt, seine Diener zu beurteilen. Dies geht meinem Urteile nach weiter, als man denkt. Ein gutmütiger oder in seinen Fähigkeiten eingeschränkter Fürst findet immer grosse Schwierigkeit, in irgend einem Teile seiner Regimentsgeschäfte zu einem bestimmten Urteile über die Art, mit welcher er bedient wird, über die Treue und den Eifer seiner Geschäftsträger zu gelangen. Da hat alles mehr als Eine Seite. Man weiß auch, wenn ihm die Augen offen gehen wollen, die Sache zu verkleistern, und auf der andern Seite entsteht ihm so manche Erfahrung, daß man ihn zur Unzeit aufgebracht habe,

Strenge zu üben. So läßt er dann mehr und mehr fünf gerade sein, nach einem Sprichwort, das gewissermassen darauf deutet, daß, wer nicht mit Zahlen umzugehen weiß, auch in andern Dingen schwach und ohne Einsicht handle.

Ist aber der Fürst ein guter Rechner, so darf er in einem grossen Teile seiner Geschäfte nicht mit fremden Augen sehen. Die Zahlen sind fürchterlich für den Bedienten, der ihn betrügen will, und der sonst Mittel genug finden würde der Angabe vieler Feinde zu entweichen. Die Zahlen sind stumme aber unwiderlegliche Zeugen wider jeden von dem Prinzen angestellten Geschäftsmann, wenn Familie, Günstlinge oder gar Mätressen ihn Schuldlos zu machen arbeiten, aber auch für ihn, wenn alle diese ihn ohne Schuld zu stürzen suchen. In allen Geschäften, die mit Rechnungen verbunden sind, (und dieß sind doch die meisten Regimentsgeschäfte) kann auch ein mittelmässiger Fürst klar sehen, und sich auf sich selbst verlassen. Dieß entzieht ihn schon etwas

der Abhängigkeit von fremdem Raht, in welcher er sich sonst beruhigen würde. Vorfälle, in denen er durch seine Rechnungsfähigkeit dem Betrug auf die Spur gekommen ist, geben ihm einen Teil des Mistrauens, das ein Regent doch immer in gewissem Grade haben muß. Ich mögte behaupten, daß nie ein Prinz, der gut rechnen konnte, und gern rechnete, sich, auch bei mittelmässigen Talenten, so blindlings habe regieren lassen, wie so mancher Prinz von scheinbar glänzenden Eigenschaften, und der selbst seinem Kopfe weit mehr zutrauete. Die in den Geschäften vorkommenden Zahlen geben ihm eine Uebersicht von deren Fortgange und Zusammenhange, welche er in Geschäften andrer Art nicht durch mündlichen oder schriftlichen Vortrag gewinnen kann. Aber im Ganzen lernt er mit eignen Augen sehen, lernt den Gang der Geschäfte überhaupt beurteilen, und gewinnt Geist der Ordnung. Man sieht eben das in andern Ständen. Mancher Kaufmann ist sehr geschickt in allen Geschäften

seines Comtoirs, treibt sie mit Lust, und ist ein feiner Spekulant. Aber selbst rechnen behagt ihm nicht. Er läßt seine Bücher durch einen besoldeten Mann so gut, wie andre Kaufleute führen, wirft aber selten einen Blick darauf, und weiset oft seinen Buchhalter ins weite, wenn er von ihm die zur Führung der Bücher nothwendigen Materialien verlangt. Solche Leute gehen gewöhnlich zu Grunde, wenn dagegen ein andrer, dem man kein andres kaufmännisches Talent ansieht, als daß er gut und gern rechnet, und, was er durch andre rechnen läßt, fleißig nachsieht, geschwind zu einem reichen Mann wird. Man wird auch immer finden, daß Männer dieser Art ihre Handlungsbediente besser in Ordnung und zu ihrer Pflicht anzuhalten wissen, als jene.

Zum wissenschaftlichen Unterricht in der Arithmetik ist noch nicht die Zeit im Knaben-Alter. Aber eben dieß Alter muß man ja nicht vergehen lassen, ohne dem Prinzen die leichtern und alltäglichen Beschäftigungen mit den Zahlen ange-

nehm und interessant zu machen. Ein Mittel dazu geben Spiele ab, bei welchen viel zu zählen vorkömmt, z. B. das Picket. Es giebt auch Kartenkünste nnd andre Kunststücke, die nur durch zählen aufgelöset werden können. Seine Lehrer tuhn gewiß wol, ihn dieselben aus so vielen Büchern dieses Inhalts zu lehren. Sie müssen aber sie mit Wohl aussuchen und vom leichtern bis zum schwerern so fortgehen, daß ihm die Lust entsteht, das schwerere nach dem leichtern zu lernen. Noch darf kein Gedanke an ernsthaften Unterricht dabei Statt haben. Man lasse den Reiz, seinen Verstand zu zeigen, der bei aufgeweckten Knaben so viel vermag, so lange wirken, als es damit allein gehen will. Wichtiger aber und besser ist es, wenn er auf den Wegen eines ernsthaften Vergnügens weiter dazu angeleitet wird.

Dabei kann man ihn auf allerlei aus den Maassen entstehende und sich darauf beziehende Rechnungen leiten, ohne daß noch

von eigentlicher Erlernung der Geometrie und deren Gründen die Rede sein dürfte. Ist er z. B. auf die Arbeiten und den Nutzen der Landwirtschaft aufmerksam, so wird es ihn auch interessiren zu wissen, wie groß ein Stück Landes sei, das man zu einem Scheffel Aussaat rechnet, wie groß eine Wiese oder eine Weide sein müsse, um z. B. zehn Kühen oder Pferden Grasung oder für den Winter hinreichendes Heu zu geben. Man kann ihn anschaulich lehren, wie sich die Zahlen vom Längenmaasse zum Flächenmaasse und von diesem zum körperlichen verändern. Ich weiß zwar wol, daß viele Menschen ihre Tage verleben, ohne dieß richtig zu beurteilen. Ich bin gewiß, daß unter funfzig erwachsenen auf gewöhnliche Weise unterrichteten Menschen höchstens Einer eine so einfache Frage, wie diese, auflösen wird: Wenn ein Tisch, an welchem zwölf Menschen Plaz haben, doppelt so lang und breit gemacht wird, wie viel Menschen können an demselben sitzen? wie viel grösser können die

Schüſſeln bei gleicher Zahl ſein, und wie viel mehr Eſſen kann auf dieſen Schüſſeln aufgetragen werden, wenn ſie auf doppelte Höhe angehäuft werden? Wenn man aber eben das von einem Tiſche fragt, der um die Hälfte länger und breiter wird, folglich die Frage in Brüche fällt, ſo wird von zweihundert Menſchen nicht Einer die Antwort zu geben wiſſen. Aber der künftige Fürſt und Geſchäftsmann muß dies wiſſen, und man thut wol daran, wenn man durch leichte beluſtigende Fragen dieſer Art ihm früh die Luſt erweckt, es zu wiſſen.

Das Militär giebt noch mehr Anlaß zu Fragen und Beiſpielen dieſer Art. Aber dieſe kann man auf die Jünglings-Jahre verſparen.

Zur Geometrie eile man nicht mit ihm, als bis er bei ſeiner Uebung im Rechnen ſchon viele klare Begriffe von praktiſch nutzbaren geometriſchen Wahrheiten geſammelt hat. Ich habe nun ſchon ſeit mehr als dreiſſig Jahren erfahren, daß alle zu meinem mathematiſchen Unterricht kommende

junge Leute nicht weit gelangen, wenn sie nicht vorher die gemeine Arithmetik im gewöhnlichen Unterricht ernsthaft geübt haben. Nicht, als wenn die Geometrie sich so sehr auf die Arithmetik gründete. Man kann den ganzen Euklides durchstudiren und verstehen, ohne nur Einmal die Feder zum Rechnen anzusetzen. Aber für unsre Zeiten, wo jeder Knabe oder Jüngling, auch in den niedern Volksclassen, doch wenigstens eine Zeitlang zum Rechnen angehalten wird, kann ich immer sicher schliessen, daß derjenige, welcher des Rechnens früh müde geworden ist, es sei nun aus Mangel der Fähigkeit, oder bei einer zu schlechten Anleitung, auch keinen Kopf oder keine Lust zur übrigen Mathematik haben werde. So geht es auch gewiß mit jedem Prinzen. Ist es nicht gelungen, oder hat man es darin versehen, daß ihm die Zahlen nicht angenehm geworden sind, so verschone man ihn mit allem ernsthaften Unterricht in der übrigen Mathematik. Rechnet er aber gern und hat man ihm ein Interesse

daran entſtehen gemacht, ſo führe man ihn in die Mathematik, ſo weit es ihm dienen kann, denke aber auch nicht, daß viel daran verloren ſei, wenn die Geometrie in ihren etwas ſchwereren Sätzen ihm nicht ſchmeckt. Alsdann muß man zufrieden ſein, wenn er an denjenigen Aufgaben der angewandten Mathematik Gefallen behält, die mit ſeinen künftigen Geſchäften im Zuſammenhange ſtehen und ſich arithmetiſch behandeln laſſen.

Ein groſſer Zweck, der eben damit verbunden werden kann und muß, iſt, den Prinzen den Wehrt des Geldes kennen zu lehren. Dieß bedarf er mehr, als irgend ein andrer junger Menſch, wenn derſelbe gleich in weit eingeſchränktern Umſtändern lebt. Denn, wenn ein ſolcher darin fehlt, ſo fallen die Folgen ſeiner übeln Wirtſchaft blos auf ihn zurück.

Dieß wird freilich in der Erziehung der Prinzen ſehr vergeſſen. Ich mögte nur Ein Exempel wiſſen, daß man junge Prinzen auf dieſen

wichtigen Punct aufmerksam gemacht hätte. Von ältern Prinzen sind Beispiele genug da, daß die Kargheit ihrer Väter sie in Verlegenheit mit ihrer Privat-Wirtschaft sezte, als sie schon ihren besondern Hofstaat hatten. Aber man nenne mir doch dieß nicht als ein Mittel, sie den Wehrt des Geldes kennen zu lehren. Eine zerrüttete Wirtschaft, die zum Schuldenmachen auf solche Bedingungen nötigt, die um so viel schwerer sind, je ungewisser die Wiederbezahlung auf den Fall des frühern Todes des Prinzen ist, verleitet den Prinzen, einstweiliger Bedürfnisse halber, den Wehrt des Geldes um desto geringer zu achten, je weniger er in seinem durch Schulden unterhaltnen Aufwande Ordnung zu halten vermag. Mit Sehnsucht erwartet er die Veränderung seiner Lage in eine solche, da er ganz frei in seinem Aufwande wird, und, wenn er dazu gelangt, wird er die ererbten Schätze und seine vermehrten Einkünfte für unerschöpflich halten. Friedrich, so ein grosser Wirt er nachher ward, war in einer

ſolchen Lage noch gar nicht in dem rechten Sinne, wenn die im vorigen Abſchnitt von mir angeführten beiden Anekdoten völlig wahr ſind. Er war es auch noch nicht, als er durch von Suhm ſo ängſtlich über Vorſchüſſe negotiiren ließ, und ſeine Philoſophie über den Wehrt des Geldes war gewiß damals noch nicht die rechte.

Ich mögte daher ſehr rahten, dem noch jungen Prinzen ein gewiſſes Geld zwar zu ſeiner freien Verwendung zu geben, aber ihn zu einer genauen Rechnung darüber anzuhalten. Man wird wol tuhn, ihm dieß in mehr als Eine Caſſe einzuteilen. Z. B. Eine zur Anſchaffung von Kleinigkeiten, Nippes und zu Nebenkoſten bei ſeinen Vergnügungen. Man kann dabei ſeine anfangende Kaufluſt beobachten und leiten, die ſo manchen Prinzen ſo ſehr in Unordnung und Verlegenheit ſezt. Eine andre Caſſe zum Spiel, und eine dritte zur Woltähtigkeit. Ich habe ſchon geſagt, daß man den Prinzen in Anſehung der Woltähtigkeit nicht verleiten müſſe. Dieſe

Casse muß also sehr mässig gehalten werden. Sieht man, daß er zu willig in diese Casse greift, so ist es Zeit, ihm die sehr allgemein geltende Wahrheit einzuprägen, daß kein Verschwender in die Länge wolthätig sein könne. Sie ist für grosse Fürsten so wahr, als für den Mann, der in eingeschränkten Umständen lebt.

Dabei muß man ihn abhalten, ohne Noht in Eine dieser Cassen zu greifen in Fällen, für welche dieselbe nicht bestimmt ist. Nimmermehr muß er in die Casse der Wolthätigkeit greifen, wenn seine Kauflust die erste ausgeleeret hat, oder er im Spiel unglücklich gewesen ist. Aber die erste Casse mag zuweilen etwas für die dritte abgeben, wenn er mit jener gut gewirtschaftet hat. Dabei erfährt er die Wirklichkeit der jezt eben gepriesenen Wahrheit. Ueberlegte Wolthätigkeit, die nicht früher wirkt und Geld verwendet, als bis andern Bedürfnissen ein Genüge geschehen ist, führt nimmermehr irre. Er mag auch aus der ersten Casse seine Spiel-Casse ergänzen,

um ſich zu belehren, daß ein unglücklicher Spieler dafür andre Dinge, die er gern hätte, entbehren müſſe. Aber dann muß man ihm jene Caſſe nicht zu geſchwind wieder füllen.

Für die Jünglingsjahre laſſen ſich andre ernſthaftere und erheblichere Mittel vorſchlagen, um dem Rechnungsgeiſt mit einer guten Wirtſchaft vereint in dem Prinzen Nahrung zu geben und ihn zu beveſtigen.

Viertes Fragment.

Von den für einen Prinzen rahtſamen Beluſtigungen, inſonderheit vom Spiel.

Es iſt eine gefährliche Klippe in der Erziehung eines noch jungen Prinzen, ſo wie aller Knaben in den erſten Volksclaſſen, daß ſie durch die Lebensweiſe ihrer Eltern früh verleitet worden, Vergnügungen als einen der wichtigſten Zwecke ihres Lebens anzuſehen. Aber Ein Gutes kann doch

eben daraus zuweilen entstehen, daß sie dessen, was in den höhern Ständen Vergnügung heißt, unendlich mehr gewohnt werden, als andre junge Menschen, weil es oft und mit einer gewissen Einförmigkeit ihnen sich darbietet. Es ist eine gefährliche Folge einer eingezogenen jugendlichen Erziehung, daß Jünglinge, die in derselben lange haben ausdauern müssen, alsdann, wenn sie zu mehrerer Freiheit gelangen, um so viel mehr von den Vergnügungen hingerissen werden, je weniger sie deren vorher genossen haben. Es würde mich zu weit führen, wen ich die Erfahrungen hier beibringen wollte, die mir davon bei Jünglingen aus den mittlern Volksclassen häufig entstanden sind. Ich glaube, daß es nicht schweer fallen müsse, einen jungen Prinzen, bei welchem sich eine richtige Denkungsart äussert, dahin zu leiten, daß er die Last der verhaßten Einförmigkeit der so immer in Einem engen Kreise wieder vorkommenden Hof-Lustbarkeiten sehr früh zu fühlen anfange. Es wird in

sonderheit darauf ankommen, wie er seine Eltern davon urteilen hört, und was für einen Grad oder Art von Teilnehmung an denselben er bei ihnen bemerkt. Lieben jene nicht selbst den Hofstand mit Leidenschaft, lassen sie ihn oft hören, daß sie denselben als eine mit ihrem hohen Range verbundene wahre Last ansehen, so wird er früh ihnen das glauben, und das Glück seines Lebens in Aufheiterungen einer bessern Art zu suchen anfangen. Längere oder kürzere Reisen nach diesem oder jenem Lust-Schlosse, wo der Hofstand nicht mit hinfolgt, ländliche Lustbarkeiten ohne viel Zurüstung und Kosten, Reisen zu solchen Gegenden des Landes, wo etwas für ihn zu lernen ist, werden am Ende eben den Reiz für ihn gewinnen, den sie für ein Kind geringeren Ranges haben, wen sie ihm als ein Einschiebsel in den gewöhnlichen Gang seines Lebens angeboten werden.

Dabei muß jede Gelegenheit benuzt werden, ihn mit menschlicher Tätigkeit bekannt zu ma-

chen und ihn zu einer Teilnehmung an deren gutem Erfolge zu gewöhnen. Wohl dem Volke, dessen künftiger Fürst eben so gern, und noch besser, wenn er lieber einem Erndte-Feste zusieht, als auf einem Bal paré selbst paradirt!

In der Taht ist dieß der beste Weg, dem Prinzen den ersten Gefallen an denen mannigfaltigen menschlichen Beschäftigungen zu erwecken, die er künftig als Fürst zum Vorteil des Ganzen leiten soll. Ihm muß die erste Bekanntschaft mit denselben auf eine Art gegeben werden, die ihm selbst Vergnügen erweckt, und sein Herz auf eine ihm nicht gewohnte Weise aufheitert. Weil noch nicht vom Unterricht über diese Geschäfte die Rede sein kann, so muß man nicht auf den Zusammenhang und auf die Ordnung sehen, in welchen diese Geschäfte auf einander folgen, sondern aus ihnen diejenigen ausheben, deren Anblick ihm der erfreulichste sein kann. Man führe ihn noch nicht zuerst auf den Acker, um dem Pflügen, nicht in die Weinberge, um den schwereren Ar-

beiten des Winzers in der Nähe zuzusehen. Denn da sieht er noch keine fröliche, sondern nur schweer bemühete Menschen. Aber man lasse ihn das Feld besehen, wenn die Saat aufs beste steht, den Weinberg, wenn die Blüte sich schon reichlich angesezt hat; und dann führe man zu seiner Zeit ihn zur Heu- zur Kornerndte und zur Weinlese. Man führe ihn nicht dahin, wo der Bauer seinem Edelmann oder dem Pächter des Fürsten unwillig frohnt, sondern dahin, wo der ihm selbst erworbene Gewinn seiner Arbeit ihn froh macht: nicht in eine Gegend, wo ein dürrer Boden die saure Arbeit des Landmannes nur kärglich lohnt, und seine Armuht sich im Schmuz, in lumpichter Tracht und halb zusammen gefallenen Hütten entdeckt, sondern dahin, wo die Beweise seines Wolstandes in die Augen fallen, in die schönsten Dörfer des Landes, in reinliche Meiereien, in Fluren, wo wol unterhaltene lebendige Zäune, reingehaltene Gräben, Bauergärten, die neben den Erdtoffeln und Rüben auch andres Gemüse

und nicht ganz gemeines Obſt ihrem Beſitzer eintragen, bei jedem Blick ihn vermuhten laſſen, daß der an das alles gewandte Fleiß hinlänglich lohne. Wie man ihn zu einer nähern Teilnehmung an dieſen Beſchäftigungen überleiten könne, davon werde ich erſt reden dürfen, wenn ich den Prinzen als Jüngling nehme.

Bei dieſem Anſchauen muß man das anfangende Vergnügen auch nicht einmal durch den Schein eines Unterrichts unterbrechen. Man muß abwarten, bis er ſelbſt fragt. Wenn er das zu tuhn anfängt, ſo muß ſein Hofmeiſter oder Inſtructor ihm ja nicht zu umſtändlich und zu förmlich antworten. Er mag lieber ſich als unwiſſend oder nicht genug unterrichtet ſtellen, und unter dieſem Vorwande einen der Arbeitenden, er ſei Herr oder Knecht, herbeirufen. Am beſten, wenn er ſich einen ſolchen vorher ausgemerkt hat, der ohne Verlegenheit oder Verwirrung dem Prinzen antworten kann. Dadurch wird er zu der einem Fürſten ſo notwendigen Nei-

gung vorbereitet, seine Aufklärung da zu suchen, wo sie am sichersten zu finden ist, und zu der herrlichen Gabe, sich mit Leuten allerlei Standes zu unterhalten, wenn sie nur ihr Werk verstehen.

Es giebt andre Geschäfte, zu welchen man den Prinzen unter dem Vorwande der Aufheiterung und des Vergnügens führen, ja selbst kleine Reisen machen lassen kann. Der Fürst muß keinen Bau unternehmen, oder der Prinz muß demselben oft zusehen. Fällt ein beträchtlicher Wasserbau vor, so muß er oft dahin, und wenn es auch mehrere Meilen weit wäre. Er sieht da mehr menschliche Erfindsamkeit in Ueberwindung schwerer von der Natur in den Weg gelegter Hindernisse, als bei dem schwersten Gebäude in festem Boden.

Ich bin gewiß, daß, wenn er bei den kunstlosen Beschäftigungen des Landbaues gar noch nicht gefragt hat, er hier Unterricht verlangen werde. Dabei kann man ihm dann schon die zur Hand seienden Risse, und noch besser Modelle

zeigen und sein Auge gewöhnen, sie, es sei so unvollkommen, wie es wolle, mit dem unter Arbeit begriffenen Werke zu vergleichen.

Ich bin sehr überzeugt, daß es nicht mislingen könne, in diesem Wege einem Prinzen, der einige Fähigkeit hat, einen Gefallen an menschlicher Geschäftigkeit unter dem Vorwande der Vergnügungen zu geben. Ich würde im Gegenteil die schlechteste Erwartung von jedem Prinzen haben, an welchem dieß nicht gelingen will. Ein jeder erinnere sich an seine Jugend, wie viel Vergnügen ihm dergleichen Einschiebsel zwischen den Unterricht, den er genoß, und das, was man ihm sonst als Vergnügungen nach einer gewissen Regel der Einförmigkeit anbot, gemacht haben. Ein jeder Knabe von einiger Lebhaftigkeit wird am Bauen eine Augenweide haben, von der man ihn oft mit Gewalt losreissen muß.

Aber darauf kömmt es an, daß man nicht zu spät damit anfange, wenn er entweder schon zu sehr an dem einförmigen Hofstande haftet, wenn

der bei demſelben zu oft und zu ſehr genährte Stolz ſeinem Herzen ſchon eine ſchiefe Falte gegeben hat, oder wenn ihm ein ſchon zu lebhaftes Gefallen an andern Beſchäftigungen entſtanden iſt, die auch als menſchliche Arbeit ausſehen, und wirklich mit Arbeit, aber mit minderem Nutzen, verknüpft ſind. Denn auch hierin glaube ich nicht Unrecht zu haben, daß der voreilig entſtehende und nachher nicht wieder zu dämpfende Hang mancher Prinzen zum Militär und zur Jagd mehrenteils darin ſeinen Grund habe, weil ſie zwiſchen den von ihren Erziehern ihnen aufgelegten Beſchäftigungen und den höfiſchen Vergnügungen von keiner andern Art menſchlicher Beſchäftigung Zeugen wurden. Ich will dadurch nichts gegen die Notwendigkeit einwenden, welche die Kenntnis des Militärweſens, ſelbſt mit einer gewiſſen Teilnehung verbunden, für manchen Prinzen hat. Ich werde vielmehr in einem dieſer Fragmente Vorſchläge zu geben wagen, wie dieſe Teilnehmung in die Erziehung

eines Prinzen schon früh mit Vorteil sich einflechten lasse. Aber das Kriegswesen ist auch ein Geschäfte, das nur in der Aussicht solcher Fälle Notwendigkeit hat, welche der gute Fürst nicht wünschen wird, und vollends dann nicht wünschen kann, wenn die Lage und die Kräfte seines Staats ihm alle Vergrösserungs-Aussicht, alle Eroberungssucht verbieten. Und eben bei so manchem Prinzen wird dieser Hang der herrschende zu einer Zeit, da er diese seine Lage schon zu beurteilen fähig ist, so herrschend, daß ihm die Vorbereitung zu andern Geschäften nicht wehr interessant werden will, von denen er eben so gut schon einsehen kann, daß sie für ihn bei weitem die wichtigsten, ja die fast allein notwendigen sein werden. Dann wird das Militär die Puppe, mit der er immer, mit welcher er allein spielen will, so überzeugt er auch ist, daß dasselbe für ihn nichts bessers als Puppe und Spielzeug werden könne.

Doch ich habe meine Anmerkung noch zu endigen vor mir. Das Militär ist für manche Prin-

zen die einzige Art menſchlicher Tähtigkeit, die ſie kennen. Wenigſtens haben alle ſie mehr unter Augen, als jede andre, an der wenigen Mannſchaft, die doch auch ein kleiner Fürſt in ſeiner Reſidenz um ſich hat. Die Jagd hat auch dann, wenn ſie nur noch Zuſchauer dabei ſein können, auſſer ihrem eigenen Reize, deſſen Macht ich erkenne, alle die Reize, welche ich als wirkſam in den nüzlichern vorhin angerathenen Vergnügungen anſehe, die Reiſe von der Hofſtadt aufs Land, körperliche Bewegung in freier Luft und den Schein groſſer Geſchäftigkeit, wenn ſie gleich einen unerheblichen Zweck hat. Der noch junge Prinz weiß ſchon zum voraus, daß er an beiderlei Beſchäftigungen künftig Anteil werde nehmen können; und der Sohn eines mächtigen Prinzen weiß es, daß er ihn an dem Militär werde nehmen müſſen. Wenn da nun zu lange geſäumt wird, ehe man ihm von andern ſeinen künftigen Beſchäftigungen, in denen er die Hauptrolle ohne Unterbrechung zu ſpielen hat, auch nur entfernte

Vorstellungen giebt, und ihm einigen Hang dazu, auch in dem Wege des Vergnügens einflößt, so wurzelt jener Hang so fest ein, daß man seiner Seele mit nichts anderem mehr ankommen kann.

Aber man wird mir vielleicht die Anmerkung machen, da ich den Prinzen in den Wegen des Vergnügens auch zu Bauunternehmungen zu führen rahte, daß daraus ein schädlicher Baugeist in ihm erweckt werden könne. Aber bauen muß jeder Fürst, der Herr eines kleinen Staates so wol, als der eines grösseren. Der Fürst, der am meisten davon versteht und insonderheit der, welcher den ersten Hang dazu bei nüzlichen und notwendigen Bauten gefaßt hat, wird es nimmermehr mit dem Bauen zu weit treiben. Und gelingt dann die Anlage im Ganzen, auf welche mein Gesichtspunct geht, wird der Prinz wirklich ein Geschäftsmann, so wird er nicht mehr bauen, als was seine Casse vermag, nicht bauen, ohne, wie Friedrich der Grosse zu wissen, was und warum er baue. So weit meine Geschichte

der Groſſen der Welt mich leitet, waren alle die Fürſten, welche es im Bauen übertrieben, vom Nero herab mit ſeinem güldenen Pallaſt biß zu den Prunkvollen Sächſiſchen Auguſten, ſchlechte Geſchäftsmänner, und faſt alle baueten ſo ſchlecht, als zum Teil unnütz.

Auch mit dieſen Vorſchlägen denke ich keineswegs dahinaus, daß dem Prinzen das Hofleben ganz verleidet und er gegen alle Vergnügungen, die auch in demſelben ſich ihm darbieten können, lebhaft eingenommen werden ſolle. Hätte ich mit der Erziehung eines Prinzen zu ſchaffen, dem eine ſo ernſthafte Wendung des Geiſtes früh entſtünde, daß ihm vor dem Hofleben durchaus ekelte, ſo würde ich dieſer Abneigung ernſthaft entgegen arbeiten. Ich würde, wenn er es für ein Uebel hielte, ihm ſagen, daß es ein notwendiges von ſeiner Beſtimmung unzertrennliches Uebel ſei. Ich würde ihn leiten, aus dem höfiſchen Umgange ſo viel mit wahrem Nutzen verbundenes Vergnügen zu ziehen, als es ihm wirk-

lich unter der Voraussetzung gewähren kann, daß der väterliche Hof von leeren steifen Cerimonien und Etikette so weit befreiet sei, als es viele Höfe würdiger Fürsten doch wirklich in unsern Zeiten sind. Denn so entfernt ich von Höfen lebe, so verleitet mich doch kein blindes Vorurteil anzunehmen, daß nicht in dem hinlänglich freien gemischten Umgange eines Hofes von richtiger guter Stimmung ein Prinz alle die Vorteile gar wol genieſſen könne, welche eine abwechſelnde nicht immer ganz Inhaltsloſe Unterhaltung überhaupt zur Bildung eines guten Geſchäftsmannes beiträgt. Der Prinz als künftiger Geſchäftsmann muß durchaus die Gabe der leichten Unterredung (Converſation aiſée) gewinnen, wovon ich nach ſehr vieles zu ſagen habe.

Zu den höfiſchen Vergnügungen gehört denn auch das Spiel, inſonderheit das Kartenſpiel. Es iſt ein ſo notwendiger Lückenfüller in höfiſchen, als in andern Geſellſchaften. Freilich machten die Spielkarten ſich zuerſt am Hofe beliebt, als

man ſie zur Unterhaltung des wahnſinnigen Carls VI. in Frankreich brauchte. Aber ſo mancher Fürſt bedarf ihrer zur Ausfüllung der unerträglichen Leere des höfiſchen Umganges, wenn nur ſein Hofmarſchall in der Wahl derer Perſonen entſcheidet, die dem Fürſten die Zeit tödten helfen ſollen. Ob der Prinz überhaupt Spiele verſtehen müſſe, das darf ich wol keiner Unterſuchung unterwerfen. Aber ob man den Prinzen ſchon als Knaben dazu anleiten ſolle, iſt eine andere Frage, die ich jedoch nicht anders als bejahen kann. Denn wird er mit denſelben in dem Alter allererſt bekannt, in welchem die Leidenſchaften ſchon viel lebhafter werden, ſo wird das böſe, welches das Spiel ihm ſo gut, wie andern Menſchen drohet, ſo viel eher entſtehen.

Es iſt ein ſonderliches Ding, was man Geiſt des Spieles (Eſprit de Jeu) nennt. Ich habe ſo viele durch keine vorzügliche Fähigkeit ſich empfehlende Menſchen gekannt, die ihn in hohem Grade

besassen, und so manchen Mann von Talenten, dem derselbe durchaus fehlte, ungeachtet die Voraussetzung bei demselben die allein für sich so schätzbare Gabe des Geistes ist, nemlich die Fähigkeit, die Verbindung vieler Dinge und Vorfälle geschwind einzusehen. (Esprit de Combinaison.) Er ist keinesweges immer mit Leidenschaft fürs Spiel verbunden. Ich habe Leute des Spiels müde werden sehen, die alle Spiele gut, und eben deswegen nicht unglücklich spielten, und andre, die bei lebhafter Leidenschaft kein Spiel jemals recht spielen lernten. Lessing war bei seinem grossen Verstande in diesem Fall. Bei vieler Leidenschaft und Aufmerksamkeit auf sein Spiel spielte er kein Spiel recht.

Diese Vorbemerkung gehört sehr zu meinem Zweck. Man beurteile den Prinzen, wenn man ihn mit dem Spiele etwas bekannt gemacht hat, richtig, ob er Geist des Spieles und ob er ihn mit, oder ohne Leidenschaft habe.

Hat er weder Geist des Spieles noch Leidenschaft dafür, so ist am leichtesten zu rahten. Man fodere ihn auf, ein oder das andre leichte gesellschaftliche Spiel so gut zu lernen, daß er mitspielen kann, wenn's durchaus gespielt sein soll. Ein Fall, von welchem er als Prinz nicht immer sich wird frei erhalten, aber über den er als Fürst sich gewiß wird hinaussetzen können. Dennoch aber wird es nötig sein, ihn gegen alle Glücksspiele einzunehmen. Auch ohne Leidenschaft fürs Spiel früh zu haben, wird er durch zufällige Langeweile, und eben deswegen, um andern Spielen auszuweichen, die mehr Anstrengung erfodern, sich vielleicht darauf einlassen, und dann kann noch Leidenschaft daraus entstehen, für welche er um so viel mehr büssen muß, je weniger er diese Spiele versteht, für welche auch nicht jeder Prinz eine hinlänglich starke Casse hat. Die bösere Folge kann alsdann diese werden, daß diese Leidenschaft in seinen Charakter einen Leichtsinn hineinbringt, den der schlechte Hazard-Spie-

ler jedesmal annimmt, wenn er sich nicht geschwinde zurückzieht, nicht aber so der schlaue und aufmerksame Spieler.

Hat er Geist des Spiels, zeigt sich aber keine starke Leidenschaft für dasselbe, so leite man ihn auf solche Spiele, in welchen es mehr oder wenigstens eben so viel auf den Verstand, als auf das Glück ankömmt. In solchen Spielen hat er gewissermassen ein Bild der wichtigsten Beschäftigungen seiner künftigen Bestimmung. Er wird immer mit Zufällen zu kämpfen haben, welche abzuwenden nicht in seiner Macht ist, die aber seine Klugheit auffodern werden, um sie auf die möglich beste Art zu seinem Vorteile zu benutzen oder wenigstens sich in denselben zu helfen. Man wird vielleicht spotten, daß ich es mit dem Spiel so ernsthaft zu nehmen scheine. Aber es sei darum. Ich spreche wenigstens meinem Gefühl gemäß. Dies ist die Seite, von welcher das Spiel noch jezt mich interessirt, so alt ich bin. Ich habe mich nie auf ein Spiel

eingelaſſen, in welchem alles auf das Glück ankömmt. Spiele, in welchen mein Verſtand allein alles thut, haben mich nie recht angezogen: denn ich habe zu allen Zeiten Anlaß genug zu Beſchäftigungen für meinen Verſtand allein gehabt. Aber Spiele, in denen ich nach einer gewiſſen Ueberlegung den beſten Gebrauch von den Karten und den ſich aufwerfenden Zahlen der Würfel machen muß, die mir das Glück zuführt, liebe ich in der That; aber doch auch die nicht mehr, in welchen ich mit vieler Anſtrengung nichts erhebliches und nur ſelten oder langſam etwas entſcheidendes ausrichten kann, dergleichen Spiel das Whiſt iſt.

Spiele, in denen alles auf den Verſtand ankömmt, haben für den Prinzen eine wichtige Seite. Nicht genug, daß ſie ſeinen Verſtand ſchärfen! Sein künftiges Leben wird ihn ſehr oft in die Lage ſetzen, da er mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die ihm nicht das Glück, ſondern der Verſtand und die Ueberlegung andrer entge-

gen setzen wird. Das ist die Lage, deren Bild er fortdauernd in dem Damen: Schach: und nun vorzüglich in dem von Herrn Helwing neu erfundenen Kriegsspiele hat.

Ein grosser Vorteil, den diese Spiele und auch diejenigen, in denen der Verstand das Glück benuzt und leitet, einem Prinzen schaffen können, von welchem ich annehme, daß er Leidenschaft fürs Spiel hat, ist dieser, daß sie diese Leidenschaft auf das Bestreben überleiten, seinen Verstand, ja selbst die Ueberlegenheit seines Verstandes über seine Gegner im Spiele zu zeigen. Daß ein Prinz, der Leidenschaft fürs Spiel zeigt, durchaus von den Glücksspielen müsse zurück gehalten werden, das spricht für sich selbst. Aber ich fürchte, daß dieß nimmer ganz gelingen, daß er wenigstens alsdann, wenn er mehr Meister seiner Handlungen ist, nicht davon zurück zu halten sein werde, wenn nicht seine Leidenschaft früh und anhaltend ihm das Spiel von jener Seite angenehm gemacht hat. Dann wird man es ihm

einleuchtend machen können, daß jedes Spiel, in welchem alles allein aufs Glück ankömmt, unter ihm und eine verächtliche Beschäftigung sei.

Der schlimmste Fall ist, wenn ein Prinz gar keinen Geist des Spiels hat, aber doch Leidenschaft für dasselbe zeigt. Dann muß man ihm einige Spiele von der Art, die den Verstand beschäftigen, so weit lehren, daß er doch wenigstens in diesen geübt und sich einer Fähigkeit, sie erträglich gut zu spielen, bewußt werde. Natürlich wird er sich dann an diese halten, und durch gänzliche Unwissenheit der andern lange abgehalten werden, sich auf dieselben einzulassen. Diese Hindernis wird ihm nun freilich bei den blossen Glücksspielen nicht entgegen stehen, die auch ein Dummkopf bei dem ersten Anblik einzusehen glaubt, und zum Teil auch, ohne was dabei zu denken, mitspielen kann. Aber man muß ihn davon zurückhalten, so lange man immer es in der Macht hat, und bis dahin seine Leidenschaft an die min-

der schädlichen Spiele so sehr zu heften suchen, als möglich ist.

Freilich muß es eine Hauptsorge sein, bei Prinzen, welche Leidenschaft fürs Spiel äussern, die man ihnen nicht durch gänzliche Zurückhaltung von demselben nehmen will oder kann, den Ausbruch derselben in ihrem Betragen beim Spiel zu unterdrücken. Das gehört aber zu ihrer übrigen moralischen Erziehung, welche allen Ausbrüchen auch anderer jugendlichen Leidenschaften zu begegnen oder wenigstens sie zu mässigen suchen muß. Eben darum ist es gut, daß der Prinz als Knabe schon spielen lerne, zu einer Zeit, da man es mehr in der Macht hat, ihm durch den Sinn zu fahren, und ihm, wenn er ungestüm wird, auf eine Zeitlang das Spiel zur Strafe untersagen kann. Dann kann Ein Gutes eben daraus entstehen. Er kann durch öftere Vorfälle dieser Art besser, als es bei andern Veranlassungen möglich ist, gewöhnt werden an sich zu halten, und seine an sich brausende Gemütsart zu dämpfen. Die Strafe,

welche eine jede aufbrausende Leidenschaft nach sich zieht, folgt bei dem Spiel dem Vergehen auf dem Fusse nach. Wer hitzig spielt, der spielt immer schlecht und begreift es bald, ohne den Beweis durch jemand anders sich geben lassen zu dürfen.

Aber wenn der Prinz sonst durch Hitze fehlt, wenn er aufsätzig gegen seine Vorgesezten, oder jachzornig gegen Menschen wird, denen er es glaubt bieten zu können, da strebt oft so vieles der Ueberzeugung von seinem Fehltritt entgegen, und man kann ihm so selten eine natürliche ihm unangenehme Folge daraus entstehen machen, daß man am Ende eine willkührliche Folge desselben ihn empfinden lassen muß, nemlich eine förmliche Strafe. Strafen aber, wenn sie ohne Ueberzeugung von dem Versehen bleiben, schlagen die Leidenschaft nicht nieder, sondern erbittern. Der erste Ausbruch der Hitze bei dem Spiel ist auch nur Zorn gegen das Glück, Zorn über sein eigenes Versehen, und hat noch keinen persönlichen

Gegenstand. Daher gewinnt die Vernunft auch leichter die Oberhand wieder, als wenn die Leidenschaft durch Personen und deren mit oder ohne Grund miesfällige Handlungen erregt ist. Man mag sich daher solche Vorfälle in der Erziehung eines Prinzen willkommen sein lassen. Hat man ihn sehr oft gelehrt oder genötigt, an sich zu halten, so ist er in der Fähigkeit seine Leidenschaften zu unterdrücken weit geleitet.

Fünftes Fragment.

Wie der Prinz als Knabe vor Blödigkeit zu bewahren sei.

Sollte es nicht manchem unter meinen Lesern Wunder nehmen, daß ich von Blödigkeit als einem Fehler zu reden vorhabe, der bei den Ersten der Erde Statt haben könne, und welchem man in deren Erziehung vorzubeugen suchen müsse. Aber Blödigkeit ist nicht etwan blos ein Fehler der Niedrigen, wenn sie die Gegenwart einer

Person furchtsam und beschämt macht, deren Vorzüge vor ihnen selbst sie zu lebhaft fühlen. Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler der durch grosse und allgemein geltende Vorzüge über andere weit hinausgerükten Personen, wenn sie in mehrerer Menschen Gegenwart reden und handeln sollen, und besorgen, dieß nicht auf eine jenen Vorzügen gemässe Art tuhn zu können. Zwei Dinge erzeugen diese Blödigkeit. Das eine ist eine zu weit gehende Meinung von eben diesen Vorzügen vor andern Menschen; das zweite ist das Gefühl des Unvermögens, diesen Vorzügen gemäß zu reden und zu handeln. Jedes derselben einzeln wirkt Blödigkeit bei den Grossen der Erde. Aber vollends arg wird es damit, wenn beides in Einer Person zusammen kömmt, und ein Prinz bei hoher Ueberredung von seiner Würde wirklich unfähig geblieben ist, dieser Würde gemäß zu reden und zu handeln. Dann kann er nicht anders, als sich in seine Grösse hüllen, und so viel, als möglich, alle Vorfälle von sich entfernen, da

er vor solchen Zeugen reden oder handeln muß, die ihn mit einer etwas arglistigen Rücksicht auf die von ihm zu behauptende Grösse beurteilen mögten. Er wird, um dieser Beurteilung allen Anlaß zu nehmen, nur feierlich reden und handeln wollen, und sich, wenn ihm dazu selbst die Kraft fehlt, als eine Maschine dazu abrichten lassen. Das Ceremoniel der Höfe ist eine vortrefliche Decke zur Verbergung dieser Blödigkeit der Fürsten, und, so wenig ich gegen dasselbe im Ganzen rede, so wird man mir doch wenigstens erlauben zu sagen, daß ein Prinz, der immer nur im Cerimoniel redet und handelt, oder den man schon von Jugend auf hinter dem Cerimoniel versteckt, immer blöde bleiben, und gewiß eben deswegen nie ein wahrer Geschäftsmann werden werde, weil ihm das Band seiner Zunge nicht gelöset ist, um als ein Geschäftsmann reden zu können. Aber nun nehme man doch ja nicht an, daß man den Prinzen als Knaben von allem Ceremoniel des Hofes etwan, so lange seine Erziehung dauert, entfer-

nen ſolle. Auch das muß der Prinz ſchon jung kennen lernen. Noch mehr! er muß die Sprache und die Ausdrücke kennen lernen, mit welchen in Auftritten dieſer Art gewöhnlich alles abgethan wird. Von welchem Stande auch ein junger Menſch ſein mag, ſo iſt es ihm wichtig, eine Fertigkeit in denen Ausdrücken und Redensarten zu erlangen, mit welchen aller Umgang gewöhnlich eingeleitet wird, aber auch für einen jungen Menſchen ſich oft damit ganz endigt. Prinzen müſſen das lernen, wenn ſie gleich nicht in dem Falle ſind, daß ſie, wie andre junge Leute, ſchweigen müßten, wenn ſie bloß dieß Ceremoniel-Geſchwäz wie eine Lection aufgeſagt haben, welches im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als die Complimente, iſt, durch welche man in andern Volksclaſſen die Unterredung einleitet. Aber ihre Erzieher und Aufſeher müſſen nicht glauben, ſo ſei es ſchon recht gut, wenn ſie dieſe Lection gehörig wiſſen, oder wol gar das leere Nichts, das der Gegenſtand dieſer Lection iſt, mit einer ju-

gendlichen Beredsamkeit in allerlei Formen selbst umzuändern wissen. Eben so wenig schliesse man wider den Verstand eines Prinzen daraus etwas, wenn ihm diese Lection schwer zu lernen oder aufzusagen wird.

In meiner Jugend gieng es als ein Sprichwort in Niedersachsen umher: Die Prinzessin will so viel sagen. Es rührte von einer jungen Prinzessin her, die jene Lection so gar nicht lernen konnte, daß sie bei allen Anreden, die bei der Cour und im Apartement an sie ergiengen, stumm blieb. Dann aber nahm die immer neben ihr stehende Frau Ober-Hofmeisterin mit einem: die Prinzessin will so viel sagen, das Wort, und plauderte alles daher, was die Prinzessin in dem gewöhnlichen Hof Caquet hätte sagen können oder sollen. Nicht nur an dem Hofe selbst hatte man eine sehr kleine Meinung von dem Verstande dieser Prinzessin, sondern eben dieser Glaube verbreitete sich, so wie das Ding zum Sprichwort ward, bei jeder Erzählung von dessen Ur prung.

Eben dieſe Prinzeſſin ward nachher an einen höhern Hof verheirathet, bei welchem jedoch des Cerimoniels weniger war, als an dem väterlichen. Sie kam bald in eine Lage, da ſie ſelbſt das Cerimoniel nach ihrem Sinn umbilden konnte, ohne es ganz aufzuheben. Sie hat in ihrem ganzen Leben die größte Klugheit des Lebens, die ſtrengſte aber wol überlegte Moralität bewieſen und ſtandhaft behauptet. Sie iſt eine gründliche Freundin nüzlicher und angenehmer Kenntniſſe geworden, an welche in ihrer Erziehung wenig gedacht ſein mogte. Sie liebte den Umgang mit Männern, die in dieſe Kenntniſſe tiefer, als ſie, eingedrungen waren, war niemals in demſelben verlegen, und gehörte ſo wenig zu der Zahl der blöden als der ins Leere ſchwazenden Prinzeſſinnen.

Ich bin zwar ſehr überzeugt, daß die Blödigkeit am gewöhnlichſten die Folge einer ſolchen Erziehung, oder einer ſolchen Lage iſt, die das Zutrauen eines Knaben oder Jünglings zu ſich ſelbſt niederhält. Das iſt ſo oft die Lage und die

Erziehung junger Gelehrten in Deutschland, und daher kommen uns so viele blöde Prediger und Professoren, so viele Gelehrte, die in ihren Büchern ganz vortreflich, aber im täglichen Umgange so wol, als im öffentlichen Vortrage, ganz unausstehlich reden, nach dem Ausdrucke suchen, und sich wiederholen, oft um das mittelmässig gesagte so viel schlechter zu sagen. Ich habe niemals von einem Französischen blöden Professor oder Canzelredner gehört. Ich kann nicht anders, als schliessen, daß es an eben der Französischen Erziehung liege, welche dem jungen Franzosen, wenigstens dem aus den bessern Volks-Classen, nur gar zu viel Zutrauen zu sich selbst giebt, bei welchem er mit funfzehn Jahren sich wol so klug dünkt, als unser einer, und über alles rasch weg spricht.

Dieß Zutrauen zu sich selbst stört nun freilich die gewöhnliche Erziehung wol eben nicht bei dem jungen Prinzen. Ihm wird nur gar zu oft eine zu grosse Meinung von der ihm angebohrnen

Würde und Fähigkeit erweckt. Das iſt aber nicht der Fall mit allen Prinzen, und ſoll und darf es auch nicht ſein, wenn ſie nur einigermaſſen gut erzogen werden. Denn das muß man dem Prinzen ſchon als Knaben früh ſagen, daß viel dazu gehöre, die der hohen ihm angebohrnen Würde gemäſſe Achtung im Reden und Handeln zu behaupten. Dann aber muß man ihm auch dadurch zu Hülfe kommen, daß er früh lerne und ſich gewöhne über Sachen zu reden. In dem Wege des ordentlichen Unterrichts allein wird dieß nicht geſchehen können. Da mögte der Prinz nur die Sprache der Bücher annehmen, aus welchen man ihn unterrichtet. Es muß in dem Umgange mit Menſchen geſchehen, und zwar mit geſchäftigen Menſchen. Eine jede Unterredung mit einem Menſchen, der über ſein Geſchäfte mit Deutlichkeit der Begriffe redet, wird ihm unendlich beſſer die Gabe von den Geſchäften zu reden mitteilen, als zehn lange Unterhaltungen über das höfiſche Nichts.

Freilich wird dieß allererſt in dem Jünglings-Alter gehörig bewirkt werden, wenn der Prinz mehr Kenntniſſe gefaßt hat, und ſelbſt aus deren Vorrahte die Gegenſtände zu ſeinen Unterredungen mit andern wählen kann. Aber die Grundlage dazu muß ſchon bei dem Prinzen als Knaben gemacht, ihm muß die darauf leitende Wendung des Geiſtes gegeben, und inſonderheit der Beobachtungsgeiſt frühe in ihm erweckt werden. Man ſpricht über nichts ſo leicht und geläufig, als über das, was man richtig beobachtet hat. Bei manchem Knaben wird das zur Urſache, daß er nicht lernt, ſich richtig und ordentlich auszudrücken, daß er ſchon zu früh räſonniren will. Ich kann jedoch nichts weiter darüber ſagen, ohne demjenigen vorzugreifen, was ich noch in dem nächſten Fragment ſagen werde.

Sechstes Fragment.

Von der Gabe der leichten Unterhaltung und den Mitteln, sie einem Prinzen mitzuteilen.

Ohne Verlegenheit sich mit jedermann über jeden Gegenstand, der uns interessirt, unterhalten, den richtigen Ausdruck geschwind treffen, denjenigen, mit welchem man sich unterhält, in der gehörigen Aufmerksamkeit erhalten, auch, wenn's nötig ist, ihm Muht und Zutraulichkeit erwecken, daß er sich über das, was man von ihm wissen will, ebenfalls ohne Verlegenheit erkläre, das ist eine Fähigkeit, die einem guten Geschäftsmann durchaus nicht fehlen muß. Es gehört mehr dazu, als geläufige Sprach-Organen und ein denkender Kopf. Der denkende Kopf ist oft zu voll von seinem Gegenstande, um die Worte richtig zu ordnen, denkt den Worten zu weit voraus, und macht die Sprach-Organen irre gehen.

Wiz trägt etwas dazu bei, belebt aber blos die Unterredung, und macht nur selten sie lichtvoller, als sie es ohne Wiz sein würde. Die Hauptsache ist eine auf den Gegenstand der Unterredung so geheftete Aufmerksamkeit, daß ihr nichts von dem entwischt, was zur Sache gehört, aber auch der Redende nichts etwa zurück holt, was schon gesagt ist, oder von weitem herbeiholt, was nicht gesagt werden darf. Der Geschäftsmann muß den sparsamsten Gebrauch von seiner Zeit machen, und keineswegs ein Schwätzer sein. Aber doch darf er es sich auf ein paar Worte mehr oder weniger nicht ankommen lassen. Trockne lakonische Fragen oder Antworten sind insonderheit für den, der unter uns ist, wie ein Knebel, den man ihm in den Mund legt. Er nimmt sie für ein Verbot, nach seiner gewohnten Weise zu sprechen, die bei jedem Menschen um so viel weitschweifiger ist, je weniger Erziehung er hat, wenn er sich aufgefodert sieht, mit Personen zu reden, die über ihm sind.

Alles, was sonst den Umgang angenehm macht, kann zu dieser Gabe des leichten Umganges zwar beitragen, gehört aber keinesweges ganz zu derselben. Ein Mann höheren oder des höchsten Standes mag den ausgebildetesten Ausdruck haben, mag lebhaft, witzig und im vollkommensten Zusammenhange über jeden Gegenstand reden, mag jedermann einnehmen, der von diesen Annehmlichkeiten des Umganges Gefühl hat, und ist doch mit Leuten mancher Art verlegen, wenn es auf Sachen ankömmt, die nicht desjenigen Schmucks fähig sind, den er sonst jeder Unterredung zu geben gewohnt ist. Es ist mit der Geschäfts-Sprache ein besonderes Ding. Sie ist einer weit mannigfaltigeren Umbildung fähig, als die Sprache des Mannes von Welt und Sitten. Um es recht mit ihr zu treffen, muß man nicht lange den Menschen ausstudiren, mit welchem man für den Augenblick zu schaffen hat; man muß ihn, so zu reden, durchblitzen, ihn, nach unserm Provinzial-Ausdruck, auf den ersten Blick

weg haben, um den Ton unſrer Sprache für ihn gehörig zu ſtimmen. Der, deſſen erſter Gedanke iſt, wie er in der Unterredung glänzen will, oder der nur daran denkt, ſeine Würde zu behaupten, trift es gewiß nicht damit.

Der leztere Fehler iſt inſonderheit ſolchen Perſonen gewöhnlich, die in lange gewünſchten oder ſchweer errungenen Würden und Aemtern ſitzen, wobei es etwas zu befehlen giebt. Daher trift man auf ſo wenig fürſtliche Amtleute und Stadt-Magiſtrate, die in Geſchäften gehörig zu ſprechen wiſſen. Aber ein Fürſt iſt nicht in dieſem Fall. So leicht er zu ſeiner Würde gelangt iſt, ſo ſehr und ſo allgemein wird ſie erkannt, wenn er nur ſich nicht auf andre Weiſe verächtlich macht, als durch gewöhnliche Menſchenſprache in einem den Sachen und den Perſonen angemeſſenen Ausdruck. Das iſt nun freilich eine ſeltne Gabe bei den Groſſen der Welt. Warum ſie ſo ſelten bei ihnen ſei, und wie ſie durch eine wol überlegte Erziehung zu derſelben gelangen können, das

will ich verſuchen zu ſagen, doch nicht, bevor ich einem Vorurteile das nötige entgegen geſezt habe, welches manchem hiebei entſtehen mögte.

Dies Vorurteil iſt, daß ein Fürſt weniger, als andre Menſchen, nötig habe, ſeine Sprache ſo mannigfaltigen Abſichten gemäß zu bilden. Er führe, welche Sprache er wolle, ſo wird jedermann ihn zu verſtehen ſuchen, und es tuhn müſſen. Mißfällt er gleich dieſem oder jenem durch ſeinen Ausdruck, oder macht er ſich nicht immer deutlich genug, ſo wird man doch in der einförmigen Sprache eines Fürſten und den ſteifen unbiegſamen Minen, womit er ſie begleitet, Nuanzen finden, die ihm ſelbſt unbemerkbar ſind, und daraus abzunehmen wiſſen, was man von ſeinen Geſinnungen zu merken wünſcht, und was er mehr denkt, als ausſpricht.

Wahr iſts: In allen Dingen kann man ſich behelfen. Der Fürſt kann ſich auch mit ſeiner eigentühmlichen Fürſtenſprache, die dann freilich keine Geſchäftsmanns-Sprache iſt, behelfen,

wenn er keine beſſere gelernt hat, oder lernen will. Wo er damit nicht fortkommen kann, da hilft in vorkommenden Fällen, inſonderheit bei neuen Menſchen, die bei der Cour unerwartet ihm unter die Augen treten, der Herr Ober-Hof-Marſchall oder Herr Ober-Cammerherr aus. Da heißt es dann, wie bei jener jungen Prinzeſſin: Ihro ꝛc. wollen ſo viel ſagen. Und auſſer der Cour, und wo nicht der Herr Ober-Hof-Marſchall zugegen iſt, da müßte es ja wunderbar zugehen, wenn ein unbekanntes Geſicht Höchſtdenſelben ſich andrängen ſollte. Suppliken aller Art — die können alle ohne alle Antwort angenommen werden, und gehen alle ihren ganz natürlichen Gang.

So ſteht dann der nur ſeine Sprache, nicht Menſchenſprache redende Fürſt ganz iſolirt da. Die wenigen Menſchen, mit welchen ein ſolcher Fürſt zu reden würdigt, ſchauen ihn ganz durch, wiſſen ihn, ſo zu reden, auswendig. Er allein weiß nicht, was er aus allen, die ihn umgeben, zu machen habe; nicht, wie ein einziger von allen

im Grunde seines Herzens für ihn, für alles, wozu er ihm dienen soll, gesinnt ist. Und das von Rechtswegen! Denn Ihro Hoheit oder Durchlaucht haben die Sprache nicht, worin Menschen gegen Menschen sich verständlich machen, nicht die Sprache, wodurch Ein Mensch den andern erforscht. Sie kennen auch die Sprache nicht, in welcher Ein Mensch dem andern und folglich auch Fürsten, weil sie doch auch Menschen sind, ihre Schwäche uud Blössen wechselsweise verrahten. Nur der Schmeichler, nur der boshafte Anschwärzer weiß sich Höchstdenselben verständlich zu machen. Der kömmt nicht anders, als mit so gewählten, so ausstudirten Ausdrücken, daß Höchstdieselben ihn gewiß verstehen, das heißt, so verstehen, wie er verstanden sein will. Aber der Geschäftsmann, der aus der Sache spricht, und einfältiglich glaubt, die Sachen geben die Worte an, und die den Sachen angemessene Worte erwecken auch in Durchlauchtigen Köpfen richtige Begriffe, der arme Geschäftsmann wird

nimmer recht verſtanden, und wird, weil man das ſchon zum voraus weiß, immer ungern gehört.

Doch wird mein Gemälde nicht etwan zu ſtark in ſeinen Zügen? Es iſt nicht Caricatur, auch nicht Satyre, ſondern gewiß ſehr treffend auf manchen Fürſten, den man früh in das Vorurteil ſezte, als ſei die Fürſtenſprache und gewöhnliche richtige Menſchenſprache zweierlei, als wäre jene eine Art von Götter- oder wenigſtens Heldenſprache, als müſſe aus jedem Ausdruck, auch über gleichgültige Dinge, die hohe Fürſtenwürde hervorſtralen. Auch manchem gütigen Fürſten ähnlicht ſich mein Gemälde gewiß, dem nicht etwa durch die Ueberredung von der Höhe ſeiner Würde der Kopf verdrehet war, den man aber in ſeiner Jugend misleitete, ihn nur die Ceremoniel-Sprache des Hofes lernen, in ſteifem Unterrichte ſtumm zuhören ließ, aber allen Anlaß von ihm entfernte, ſeine Sprache unter einer gewiſſen Mannigfaltigkeit von Sachen, Vorfällen und Perſonen ſo zu bilden, wie ſie für das

menschliche und gewiß auch für das geschäftvolle Leben eines Fürsten brauchbar ist.

Es ist eine, ich weiß nicht, ob von mir zuerst in meiner Abhandlung über die Einförmigkeit gemachte Anmerkung, welche mir jedoch nicht leicht jemand bestreiten wird, der die Geschichte kent: daß fast alle durch wahre nüzliche Tähtigkeit groß und beliebt gewordne Fürsten diese Gabe des leichten Umganges in hohem Maasse besassen. Ich will damit nicht ableugnen, daß mancher einzelne Fürst gut und groß gewesen sei, der sie nicht allerdings besaß, weil entweder vorgängige Erziehung oder eine sonst unschädliche aber dieser Gabe entgegen strebende Wendung des Geistes ihn an deren Erwerbung hinderte, ohne jedoch seine übrigen Geistes-Fähigkeiten zu unterdrücken. Aber die Anmerkung hinzuzusetzen kann ich mir nicht verbieten, daß wahrscheinlich mancher Fürst blos deswegen nicht so groß und gut, daß er insonderheit nicht ein solcher Geschäfts-

mann geworden sei, als er es hätte werden können, wäre nicht die gute natürliche Anlage, die er hatte, dadurch gestört worden, daß man ihm nicht bei Zeiten half jene C[illegible] zu erwerben, und hätte man nicht vielmehr dieser guten Anlage durch hochgetriebne Einbildung von angebohrner Grösse, durch Ceremoniel und andern Hofstand, durch Entfernung von allen Personen, in deren Unterhaltung er sich hätte belehren können, gewaltsam entgegen gewirkt. Daß dergleichen bis zu unsern Zeiten oft geschehen sei, davon liessen sich Beispiele genug anführen. Eines derselben mag ich nicht zurückhalten, das gewiß, aber noch nicht gedruckt ist. Ein Prinz neuerer Zeit, der diese Gabe von Natur besaß, und sie troz seiner strengen Erziehung erhalten hatte, kam gleich im Anfang seiner Volljährigkeit zur Regierung. Vielleicht in dem Gefühl des für seinen lebhaften Verstand unerträglichen Leeren in dem bloß höfischen Umgange, vielleicht aus Nachahmung eines andern grossen Prinzen, der in diesem Wege

seine Aufheiterung suchte und sehr fand, ließ der nunmehrige Fürst die vorzüglichen in seiner Residenz lebenden Gelehrten zu seiner Abend-Tafel einladen. Das war aber nur zweimal geschehen, als sein Hofmarschall sich an ihn drängte, um ihm vorzustellen, daß von diesen Leuten keiner durch seine Geburt oder seinen Titel Tablefähig sei, und er durch solche Einladungen die ganze Hof-Etikette von Grund aus umstürze. Der Fürst, noch nicht frei von der Verwöhnung an die alte Abhängigkeit von seinem Hofmarschall, wagte nicht ein drittesmal, eine solche Abendgesellschaft sich zu verschaffen. Desto geschwinder aber warf er sich in die Arme bald dieses bald jenes Cour- und Tablefähigen Günstlinges, und sank so tief und so geschwinde, als jemals ein Fürst gesunken ist.

Vor verschiedenen Jahren erzählte man, ein Prinz, der schon seine besondre Hofhaltung hatte, habe zufällig die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der zwar in seines Herrn Vaters Dien-

ſten, aber nicht hoch genug ſtand, um Tableſähig zu ſein. Seine Unterhaltung gefiel ihm mit gutem Grunde. Er ließ ihn zur Tafel einladen. So unerwartet dieß dem Manne war, da er die ſteife Etikette ſeines Hofes gar wol kannte, ſo hatte er doch Grund anzunehmen, daß der Prinz nichts mehr tuhn würde, als er verantworten könnte. Aber, ſobald er erſchien, trat der Hof-Marſchall ſo aufgebracht als ängſtlich zu dem Prinzen, um ihm zu demonſtriren, daß der Mann durchaus nicht Tableſähig ſei. Wenn er es denn nicht iſt, ſagte der Prinz, ſo decke man eine zweite Tafel, deren er fähig iſt, für ihn und mich beſonders. Das geſchah, und die Hoch- und Wohlgebohrnen Herren blieben mit Ihrem Herrn Hof-Marſchall an der groſſen Tafel. Eine ſchöne Geſchichte! Nur Schade, daß ſie nicht wahr, wenigſtens nicht gewiß iſt. Denn man hat ſie mir nicht beſtättigt, a's ich in der Reſidenz, wo ſie vorgegangen ſein ſollte, darnach fragte. Gewiſſer aber, als dieſes, iſt, daß eben dieſer Prinz noch

in spätern Jahren auſſer seinem Hofe Gesellschaften suchte, die ihm eben so sehr verderblich wurden, als ihm ein Umgang jener Art hätte zuträglich werden können, wenn er, ohne auf Cour- und Tablefähigkeit zu achten, ihn oft hätte geniessen können.

Läge nicht die Schuld an dergleichen Mislei-tungen junger Prinzen, wie wäre es möglich, daß unter Fürsten neuerer Zeit so wenig wahre Geschäftsmänner sich zeigten? Ich mag nicht auf ältere und mitlere Zeiten zurückgehen. Denn da hatte die Erziehung in allen Stücken überhaupt einen andern Gang. Die physische Erziehung hatte einen freiern Lauf, als welchen sie bei dem jetzigen Wolleben in allen hohen Volksclassen haben kann. War gleich auch damals schon ein gewisser Hofstand, und prunkvolles Cerimoniel bei Höfen, so hatte doch dieses nur bei grossen Feierlichkeiten und Ausübungen der Majestäts- und Hoheitsrechte Statt, und die Prinzen, wenigstens die unerwachsenen, erschienen nur wie

andre Zuſchauer dabei. Noch durften Menſchen aller Art ſich den Prinzen nähern, ohne durch den Herrn Ober-Hofmarſchall präſentirt zu ſein. Im ſechszehnten Jahrhundert foderte ein groſſer Reichsfürſt Raht über die Erziehung von Luthern, weil ſein Prinz groß und bengelicht geworden ſei. Noch im Anfange des 17ten Jahrhunderts ſchrieb König Chriſtian IV. an den Hofmeiſter ſeiner Prinzen, daß er ſie vom Lande zur Stadt bringen, aber vorher wol zuſehen ſollte, daß ihre Strümpfe wol geflickt wären. Ich ſage nicht, daß das alles für die Prinzen beſſer geweſen, ſondern nur, daß es anders geweſen ſei, als es jezt iſt.

Doch zeigte ſich damals wenigſtens mehr Originalität bei Fürſten und Prinzen, und deren eigentliche Kraft hatte mehr Freiheit ſich zu entwickeln. Wahr iſt es, mancher Verführer fand um ſo viel leichter ſeinen Weg zu dieſem oder jenem Prinzen. Aber iſt denn jezt ſolchen Leuten der Weg allenthalben mit Fußangeln belegt?

Wenn man jezt jeden Mann von Geist und Talenten, der nicht Cour- und Tablefähig ist, so ferne von dem jungen Prinzen hält, kommen denn sonst keine Menschen zu ihm, ohne von des Ober Hofmarschalls oder Ober-Cammerherrn Excellenz präsentirt zu sein? Woher kämen denn die Ausbrüche der schändlichsten Verführung zu solchen zerstörenden Leibeslüsten, welche, wenn sie lange so fortgeht, wie es kund ist, daß sie jezt thut, in höchstens zwei Jahrhunderten die regierenden Häuser sehr wahrscheinlich alle zu Grunde richten wird? Gewiß, mancher Prinz würde seine Unschuld nicht so früh verlieren, würde nicht in die Schamlosigkeit übergehen, welche der Anfang und das Ende derjenigen Verführung ist, welche ich meine; das Gefühl wahrer Ehre, welches wahrhaftig nicht zugleich mit dem früh eingeflößten Fürstenstolz entsteht, würde sich mehr bei ihm bevestigen, wenn mancher Mann von Ehre, der dem Hofe nahe genug lebt, der gern in dem natürlichen Wege des Umganges dem

Prinzen seine Grundsätze mitteilte, ihm sich nähern dürfte, ohne daß von seinen Ahnen, ob ihrer genug, oder von seinem Character, ob er hoch genug sei, die Rede wäre.

Freilich freuet es mich, indem ich dieß schreibe, daß nach meiner Lage niemand von mir annehmen kann, als ob lebhafte oder vereitelte Hofnungen und Wünsche, und Prinzenhöfen näher zu leben, mich veranlaßten, dieß alles zu sagen.

Die Veränderung in der Leitung der Prinzen, die Ausdehnung der Hofetiquette auf dieselben, kam, wie ich glaube aus der Geschichte abnehmen zu dürfen, von Spanien her zu uns. Maximilian I. war noch ein natürlicher lebhafter Bursche, der den Gemsen nachkletterte und sich auf der Martens-Wand in Tirol verstieg. Sein Sohn Philipp war ein wüster Wollüstling, und für Spanien, dessen Eine Hälfte er schon auf kurze Zeit regierte, gar nicht gebildet. Carl V. hatte die Gabe des leichten Umganges in hohem Grade, gewiß noch mehr, als sein so lebhafter Geg-

ner Franz I. Aber sein Sohn Philip II. war ganz und gar ein Spanier. Die strenge Etikette, welche er teils in Spanien eingeführt fand, teils noch schärfer festsezte, verbannte von dem spanischen Hofe alles, was Menschen-Freuden ähnlich sieht, und allen leichten Umgang. Wie sehr jene Gabe seinen drei Nachfolgern fehlte, das weiß ganz Europa, aber auch, wie elende Geschäft-männer sie alle waren. In der Deutschen Linie war es noch keinesweges so unter Ferdinand I. und seinen Nachfolgern aus der ältern Linie. Weniger steife Etikette, weniger Fürstenstolz und mehr Originalität! Rudolph II. war zwar ganz ohne Charakter. Aber noch Matthias, noch Albert, der einstweilige Beherrscher der spanischen Niederlande, ein Bruder von beiden, waren Männer von vieler Thätigkeit. Nun aber folgte die Steiermärkische Linie, deren enge Verbindung mit Spanien, und die wechselseitigen Heirahten von Einer Linie in die andre den Wienerischen Hof ganz auf spanisch

bildeten. Wie groß die Anhänglichkeit an falſchen überflüſſigen Prunk noch unter Leopold war, ſo daß man demſelben die wichtigſten und ernſthafteſten Entwürfe aufopferte, davon braucht es keines andern Beweiſes, als welchen de la Torre in ſeinen bekannten Memoiren giebt. Es kam im Jahr 1696 darauf an, den damals eilfjährigen Erz-Herzog Carl ſo unbemerkt, als möglich, über Genua und das Meer nach Spanien übergehen zu laſſen, wo deſſen König ſehnlich auf ihn wartete, um ihn als ſeinen Erben einzuſetzen. Dieſe Reiſe mußte ohne alles Aufſehen geſchehen, weil der Krieg noch dauerte, und das Meer nicht ganz ſicher war. Nur ein paar Cammerherrn, ſchlug der ſpaniſche Geſandte vor, ihm mitzugeben. Aber, nein! ſagte die Kaiſerin ſeine Frau Mutter, das geht nicht an. Denn ſo hat noch niemals ein Erzherzog gereiſet. Möchte ſie doch ihren Urenkel, Joſeph II. haben reiſen ſehen können, den erſten Oeſterreichiſchen Herrn, der die Etikette nicht achtete, wo ſie

Geschäften hinderlich war, den ersten seit Carl V. der bei einer grossen Gabe der leichten Unterhaltung weit mehr als Carl ein wahrer Geschäftsmann war.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Fürsten Deutschlands durch die in Deutschland häufig erscheinenden französischen Generale und Emissarien, durch den Prunk bei dem Westphälischen Friedens-Congreß, und durch ihre Reisen an den Hof des stolzen Prunkvollen Ludwigs XIV. mit dem französischen Aufwande recht innig bekannt, und giengen zu einer blinden Nachahmung desselben über. Hochleben macht auch bei dem niedrigsten Erdensohne, wenn das Glück ihn in das Vermögen dazu sezt, den Gedanken rege, daß er ein Mensch ganz andrer Art sei, als die, welche das Glück nicht dazu in Stand gesezt hat. Auch ein solcher Erdensohn wird sich seine Etikette erfinden, wird in jeder Kleinigkeit den vornehmen Mann zeigen, nicht mehr die Hand oder die Finger auf sonst ge-

wohnte Art bewegen wollen. Was Wunder, wenn es auch mit unsern Deutschen Fürsten auf einmal ganz ein ander Ding ward, wenn sie sich nun alle zu Erdengöttern in ihrem ganzen Betragen gegen andre Menschen erhoben! Man muß hiezu gedenken, daß eben in dieser Periode der gesunde Menschen-Verstand in dem größten Teil Europens und insonderheit in Deutschland wie schlafen gegangen war. Die Stimme der Vernunft schallte nirgends laut. Einzelne Gelehrte, welche, in der damals ungebildeten Sprache die Fürsten zurecht zu weisen unternahmen, erfahren traurige Schicksale. Von Hornegk, der dem Hause Oesterreich zu sagen wagte, daß es über alles sein könne, wenn es nur wolle, starb eines heimlichen gewaltsamen Todes. Romanus mußte für sein freilich schlechtes Buch über den schlechten Zustand Sachsens in langer, ich weiß nicht, ob in lebenswieriger? Gefangenschaft büssen. Lieber schmiegte sich alles und kroch, wie

ein Wurm, vor dem Stolz, nicht nur der Fürsten, sondern aller, die den Fürsten nahe waren. Wenn aus dem Wuste der Schriften jener Zeit sich nur ein Teil bis auf die Nachwelt erhalten sollte, so muß diese glauben, daß Europa nie durch grosse Regenten so beglückseligt gewesen sei, als in dieser Periode; daß alle Höfe solche Heldensäle in lebenden Personen gewesen sein, als der Heldensaal auf dem Königstein, wenn gleich in schlechten Caricatur-Gemälden.

In dieser Periode zeigten sich noch der grosse Churfürst und Ernst der Fromme in einer Originalität, die noch kein Hofstand verdorben hatte, als Geschäftsmänner, die so viel Tähtigkeit als Ueberlegung hatten: Aber ihr Beispiel fruchtete wenig, so sehr auch die Früchte ihrer Tähtigkeit in dem durch sie bewirkten Wolstand ihrer Länder am Tage lagen. An einigen Höfen war doch mehr Licht, insonderheit an denen, zu welchen Leibniz durch sein überwiegendes Verdienst sich den Weg öfnete.

Jezt wird es freilich überhaupt mehr Licht an Deutſchen Höfen. Ich mag nicht auszeichnen, wo ich, als ein entfernter Zuſchauer, deſſelben mehr oder weniger wahrzunehmen glaube. Nur über einige bereits verſtorbene Fürſten neuerer Zeit werde ich etwas zur Sache gehörendes ſagen dürfen.

Friedrich Wilhelm I. hatte keineswegs die Gabe der leichten Unterhaltung. Es war vielmehr eine ſehr ſchwere Unterhaltung mit ihm für jeden, der es nicht ſchon mit ihm gewohnt war, deren manchem er durch ſeine Reden und das ſie begleitende Betragen unerwartet in Geſchäften ſehr hart fiel. Er hatte nur Einen Ton, und faſt gleich rauh waren die Wendungen, in denen er Gnade und Ungnade ausſprach. Wenigſtens redete er nie abſichtlich ſo, als wenn er wünſchte, Zutraulichkeit bei Einem derjenigen zu erwecken, von welchen er wirklich unterrichtet zu ſein wünſchte. Er ſprach und handelte zu oft nach unerwarteten Launen. Wer an ſeinen Ton gewohnt war, der lernte zwar endlich mit ihm fertig zu wer-

den. Aber dazu gehörte viel Zeit. Welch ein groſſer Geſchäftsmann er bei dem allen geweſen ſei, darf ich nicht zuerſt ſagen. Dazu hatte er einen natürlichen Hang, und ſo leidenſchaftlich er war, ſo fehlten ihm gerade die Leidenſchaften, welche fürſtlicher Thätigkeit bei andern entgegen ſtreben. Bei dem allen fühlte er, wie ſehr die Thätigkeit eines Regenten der freien ungezwungenen Unterhaltung mit Männern bedürfe, die dieſes oder jenes beſſer wiſſen, als der Regent ſelbſt es wiſſen kann. Wahrſcheinlich erkannte er an ſich ſelbſt den Fehler, daß er den Ton dazu nicht angeben könnte, und wie ſehr der ihm zur Gewohnheit gewordne Ausdruck demſelben entgegen wirkte. Er mußte ſich alſo mit Männern, von deren Unterhaltung er den Nutzen fühlte, in die Lage ſetzen, daß er mehr hörte, als ſelbſt redete. Zu dieſem Zweck diente ihm ſeine Tabagie.*

*) Ich habe dieſe wichtige Anekdote in einer ähnlichen Abſicht in meiner Abhandlung von der Einförmigkeit des Lebens be-

Friedrich der Groſſe war alles, was er war, durch eigne Kraft, und ſo auch ein groſſer Ge-

reits benuzt. Ich habe ſie dem ſel. Alemann in Altona zu danken, einem Manne, der unter vielen Talenten für die Geſchichte eine vorzügliche Wahrheitsliebe hatte. Er war im Brandenburgiſchen gebohren, und hatte früh genug unter dieſem Könige gelebt, und lange genug in einer ſolchen Lage, in welcher er Wahrheit, die er ſo ſehr liebte, über dergleichen Umſtände erfahren konnte. Freilich rühmte ſchon früher Faßmann in ſeinem Leben Königs Friedrich Wilhelm das lehrreiche in den Unterhaltungen dieſer Tabagie. Aber dieſe Quelle ſchien mir nicht lauter genug, und Faßmanns Zeugnis in einer bei des Königs Lebzeit geſchriebenen viel zu ſchmeichelhaften Lebensbeſchreibung war mir keineswegs vollgültig, wenn gleich er ſelbſt die Ehre genoß, an dieſen Tabagien Teil zu nehmen und mit Gundling Rollen zu ſpielen, in welchen freilich das Lehrreiche ſehr vergeſſen ward.

ſchäftsmann. Er hatte ſeinen ganz eigentühmlichen Ton, wenn er als Regent redete oder ſchrieb, der von dem Ton ſeines Vaters nicht gar ſehr abwich. Aber in andern Vorfällen hatte er eine gewiſſe Leichtigkeit der Unterredung, wiewol in einem ebenfalls eigentühmlichen Ton, zumal im Deutſchen, das er nicht liebte, weil er es nicht kannte und nicht kennen lernen wollte, als ſich die Sprache während ſeines Lebens ſo ſehr gebeſſert hatte. Er hatte eine dritte Sprache fürs Schreiben und für eigentlichen Umgang, die Franzöſiſche, in deren Gebrauch er ſich und den zu ſeinem Umgang eingeweiheten am meiſten gefiel. Auch beſaß er ſich nicht immer genug. Er zürnte und polterte in ſeinen Launen ſo oft, als ſein Vater. Aber ſehr oft machte er es wieder gut, nur dann faſt nimmer, wann er im Reden und Handeln als Regent ſich übereilt hatte. Davon gab er in der Müller-Arnolds-Geſchichte einen Beweis, der ihm gewiß ſelbſt bald unangenehm geworden iſt, wenn gleich er ſeinen Misgrif nie

eingeſtehen, und das getahne Unrecht nicht wieder gut machen wollte. Auch über ſeinen Wiz war er nicht allerdings Meiſter. Er fühlte gewiß die Wahrheit der Regel, daß die Regenten der Erde nicht über einander ſpötteln ſollen, aber unterdrückte es nicht immer, wenn das Gefühl von ſeiner groſſen Ueberlegenheit über manchen ſeiner erhabenen Zeitgenoſſen ihm einen Spott über deren Betragen, und ſein Wiz ihm einen treffenden Ausdruck dafür eingab. Sein bekanntes ſchönes und damals wahres Bonmot, das er dem Franzöſiſchen Abgeſandten ſagte, als der Vorhang im Aufziehen ſtecken blieb, und die Schauſpieler für eine Weile nur von unten ſichtbar blieben,* hat ihn vielleicht nicht lange gefreuet. Er muſte es nicht ausſprechen. Denn er hatte damals keinen Krieg mit Frankreich, und wußte, daß doch ſein politiſches Intereſſe an dieſem Hofe von den Miniſtern des untähtigen

*) Voilà le Miniſtere de France! Beaucoup de pieds, et point de têtes!

Ludwigs XV. abhieng. Seine Spötteleien über Elisabeth bestimmten sie vielleicht mehr zum Kriege wider ihn, als deren geheime Verbindung vom J. 1745. mit Oesterreich und Sachsen.

Aber überhaupt hatte und übte er, wenn er auf sich Acht hatte, die den Grossen so seltne Gabe, jeden Menschen so zu nehmen, wie er genommen sein wollte, und, wo es nicht auf seine Regenten-Würde ankam, mit manchem so zu reden und zu handeln, als wenn er der abhängigste und folglich der biegsamste Mensch auf Erden wäre. Da konnte der grosse Mann allen allerlei werden, wenn es z. B. darauf ankam, einen Quanz zur guten Laune zurück zu bringen, als er die ihm teuer bezahlte Flöte zerbrochen hatte, oder, wenn ein Page ihm widersprach, aber um seiner Ehre willen, oder wenn sein Kutscher Pfund noch einen Gevatterstand vor der Reise mit dem König abzuthun hatte. Doch ich müßte ja Bogen voll schreiben, wenn ich alle Beweise von dieser Biegsamkeit seines Ausdrucks und selbst seiner Denkungsart aus

allem, was man seit seinem Tode darüber gesammelt hat, ausziehen wollte, von einer Biegsamkeit, die kein Ober-Cammerherr, kein Oberhofmarschall je gewinnen wird, wenn er gleich Jahre lang sich dahin gestellt sieht, um das in gleichgültigen Vorfällen zu sprechen, was der Fürst zu sprechen nicht Lust hat. Aber das eben war die Haupt-Sache. Nachdem der König, wie ich S. 84. erwähnt, den Gedanken aufgegeben hatte, einen glänzenden Hof zu halten, und eigentliches Hofleben ihm zur Last ward, sprach er die Hofsprache nur bei Vorfällen und gegen Personen, die ihm gleichgültig waren, und brauchte die Etikette gerade nur dazu, wozu sie gut ist, ließ sich aber durch sie nie in einer solchen Unterredung stören oder leiten, die ihm Vergnügen oder Interesse gab.

Sein Beispiel hat gewiß sehr gewirkt und wird noch auf die Dauer wirken. Was Ludwigs XIV. Beispiel an so vielen Fürsten verdarb, die dessen glänzenden Hof besuchten, um den prunkenden Für-

ſten anzuſtaunen, das hat ſchon und wird noch ferner Friedriche Vorbild wieder gut machen. Ihn ſahen ſo viele Fürſten neuerer Zeit, ſahen den groſſen Mann in ſeiner eigentühmlichen Würde, ſahen wenig von dem, was bei andern Regenten Glanz des Hofes heißt, und vermißten es gar nicht.

Joſeph II. beſaß dieſe Gabe der leichten Unterhaltung in mehrerer Gleichförmigkeit und Unabhängigkeit von Launen, als Friedrich. Bei ihm lag ſie ganz in dem Charakter. Er war ſeiner Neigung nach noch weit mehr als dieſer zu Geſchäften aufgelegt, wenn gleich nicht allerdings ſo glücklich in denſelben, nicht ganz ſo überlegend und feſt in der Ausführung ſeiner Entwürfe. Aber ſeine Geſprächigkeit war ungebundener. Faſt alle Zeugen der Zuſammenkunft, welche beide groſſe Männer mit einander in Schleſien hatten, haben bemerkt, daß Friedrich nicht ohne Verlegenheit, Joſeph aber immer frei und offen ſich benommen habe. Seine Art der Unterredung

hieng nicht so sehr von dem Gefallen ab, welchen er an denen Personen fand, mit welchen er sich einließ. Auch das muß man ihm als einen Vorzug anrechnen, daß er nicht, wie Friedrich, ausdrücklich Personen zu einem Umgange um sich gesammelt hatte, in welchem sich sein Witz hätte ausbilden und schärfen können, sondern daß vielmehr alle die Grossen, die ihn umgaben, bis dahin auf einen Ton des Umgangs gestimmt waren, der von dem seinigen sehr verschieden war, und den sie erst langsam und spät nach ihm umbildeten. Er redete, wo es der Mühe wehrt war zu reden, und gab jedermann den Muht, das zu sagen, was er glaubte sagen zu müssen, ohne abzuwarten, was er sagen dürfte. Sein Witz war leicht und zufällig, nimmer gesucht, oder mit dem Vorsatze von dieser Seite zu scheinen vorgebracht. Mehr als zweihundert Jahre hindurch hatte diese Gabe so sehr in dem Hause Oesterreich gefehlt, daß ich mich doch auch nicht Eines Bonmot zu erinnern wüßte, welches die

Geſchichte von einem Prinzen dieſes Hauſes aufbehalten hätte.

Joſephs Geſchäftsſprache war nicht ſtudirt, wie die von Friedrich es oft war, zumal wenn er in Geſchäften nicht ſeine Umgangs- ſondern ſeine Mutterſprache reden mußte. Ich habe in der mit ſolcher Begierde geleſenen Erzählung von einer Geſchäftsreiſe zum Beſehen einer neuen Anlage in einem gewiſſen Bruche ihn nicht allerdings bewundern können, wenn gleich dieſelbe als Schilderung von ſeiner Sprache und ſeinem Betragen bei ſolchen Veranlaſſungen ihren unverkennbaren Wehrt hat. Kann auch ein Fürſt viel weniger ſagen, wenn er ſich über den Fortgang einer Unternehmung belehren will, die ihn intereſſirt, und mit welchem zufrieden zu ſein er nun Urſache findet? Es war nicht wahre Geſchäftsſprache, nicht wahre Sprache der Unterhaltung, und ſollte doch beides ſein. Joſeph bedurfte auch nicht der kleinen Künſte, mit welchen Friedrich oft eine Unterredung anfieng,

In so veränderten Zeiten läßt sich etwas für Vorschläge hoffen, dergleichen ich hier gebe, und wie sie mancher andre besser wird geben können. Die Prinzen-Erziehung muß besser werden. Hof-Etikette wird und muß bleiben. Sie ist für Fürsten und Prinzen immerhin sehr zuträglich, um Faulschwäzer von beiden, und Verführer von den Prinzen abzuhalten. Aber nimmer muß sie im Wege stehen, wenn beide Menschen von gesundem Verstande oder solche aufsuchen wollen, die dies oder jenes wissen, was der Fürst oder der Prinz nicht eben so gut weiß, sie mögen sein, welches Standes sie wollen. Nach dieser Regel angewandt und wieder beiseite gesezt wird sie der so sehr zu wünschenden Ausbildung der Prinzen nicht so gewaltsam entgegen streben, die sie denen Menschen wieder näher bringt, für welche zu sorgen sie bestimmt sind.

Eins muß ich noch hinzusetzen: Mit dieser Gabe, welche alle Fürsten billig haben sollten,

allein ist es keineswegs getahn. Die Geschichte älterer und neuerer Zeiten stellt viele Regenten dar, welche dieselbe in hohem Grade hatten, aber nichts weniger, als gute Geschäftsmänner waren. Der lustige Carl II. war ein König dieser Art. Auch Ludwig dem XV. fehlte sie nicht. Noch jezt hat Europa mehr als Einen sehr redseligen Fürsten, dessen Geschäftigkeit aber keinen angenehmern Gegenstand hat, als den Hofstand, die Regulirung des Cerimoniels und Anordnung grosser Prunkvoller Feierlichkeiten. Wenn ich von dieser Gabe so groß denke, so sehe ich sie blos als Eins der ersten Erfodernisse zur künftigen Geschäfts-Fähigkeit eines Prinzen an, keineswegs aber als das einzige. Sie kann einem Prinzen angeboren sein, und wird doch am Ende zur leeren Geschwätzigkeit. So manchem Menschen, der nicht Prinz ist, wird es unendlich angenehmer und leichter, seiner Zunge Arbeit zu geben, als seinem Kopfe, zumal wenn das Herz kein Gefühl für Gemeinnützigkeit hat. Auf der

andern Seite kann ein Prinz sehr viel Herz und Kopf haben. Aber wenn es in jenem wichtigen Puncte mit ihm versehen ist, wenn er blöde und dabei stolz erzogen ist, wird er ein schweres Hindernis seiner wolgemeinten Tähtigkeit fühlen, von welchem er sich in spätern Jahren nie ganz befreien kann.

Wenig Menschen sind durch natürliche Neigung das, was man maulfaul nennt. (Man erlaube mir diesen Ausdruck. Er ist richtig und der Sache angemessen.) Die es werden, kommen gewöhnlich dazu durch Fehler der Erziehung, durch früh ihnen mitgeteilten Stolz oder durch eine Folge desjenigen, was wir Niedersachsen verblüffen nennen. Eine dritte Ursache sind Fehler der Ausrede, die auch sehr oft in frühen Versehen in der Erziehung ihren Grund haben. Ist der Fehler aus der ersten Ursache entstanden, so ist er in dem Maasse unheilbarer, je weniger ein mit frühem noch auf keine wahre Vorzüge sich gründenden Stolz behafteter Prinz in seiner Gei-

ſtes-Fähigkeit die Kraft fühlt, die Würde zu behaupten, welche er aus früher Verleitung ſich ſelbſt beilegt.

Iſt er in der zweiten Urſache gegründet, ſo beſſert er ſich bei einem Manne von einiger Geiſteskraft, wenn er zu rechter Zeit in eine ſolche Lage geräht, wo er einerſeits ſeinen erhöheten Wehrt im Verhältnis zu andern Menſchen fühlt, andrerſeits bei nun entſtehender oder gemehrter Tähtigkeit erfährt, daß er nicht wirken könne ohne zu reden. So ergeht es mit manchem Manne geringern Standes, wenn er bei eingeſchränkten Umſtänden blöde und ſcheu geweſen iſt, aber nachher einen Standpunkt erreicht, von welchem aus er mit freierem Blick auf die Menſchen umher oder herab ſehen kann, mit welchen ihn die Tähtigkeit ſeiner ſpätern Jahre zuſammen bringt.

Die dritte Urſache wirkt nicht immer den Fehler, der eine ſo natürliche Folge von ihr zu ſein ſcheint, und deswegen habe ich ihrer zulezt erwähnt. Es giebt ſo viel ſtammelnde, ſchnarrende, liſpelnde,

ſchnaubende Schwätzer in allen Ständen! Es war ſogar einmal eine Zeit, (ich ſage nicht, daß ſie noch ſei) da Perſonen, die ſich ſehr vornehm dünkten, es durch angenommene Fehler in der Ausrede bemerkbar zu machen ſuchten, aber dennoch bis zum Ueberdruß anderer redſelig waren. Wenn jedoch ein noch junger Mann den Fehler ſo ſehr fühlt, daß er ihm wirklich das Reden beſchwerlich macht, oder er andern unangenehm, ja lächerlich dadurch zu werden fürchtet, dann iſt demſelben nicht leicht abzuhelfen. Für Auguſt III. war es ein wahres Unglück, daß er ſo ſehr ſtammelte, und eine Haupturſache ſeiner für Sachſen ſo unglücklichen Regierung. Ich will indeſſen meine Vorſchläge, um den noch jungen Prinzen zu der Gabe der leichten Unterredung vorzubereiten, nicht nach dieſen Fehlern, ſondern nach einer gewiſſen Zeitfolge ordnen, in welcher ſie während ſeiner Jugend anwendbar ſein mögten. Der erſte iſt ſchon zu Anfang von mir angegeben, nemlich, daß man die Perſonen, die um den Prin-

zen als Kind leben, alle so aussuche, daß keiner unter ihnen Fehler an den Sprach-Organen hat. Aber es gehört doch noch mehr dazu. Sie müssen bei ihrer deutlichen Ausrede nichts mißfallendes in dem Ton der Sprache haben, nicht ziehen, nicht heulen, nicht verschlucken, nicht die Worte wie polternd hinter einander jagen. Man wird es bei Kindern aller Stände wahrnehmen, daß sie diese Fehler alle nachahmen, wenn sie sich bei denen Menschen finden, die in früher Kindheit, da sie zu reden anfangen, am meisten um sie sind.

Mein zweiter Raht ist, daß man in denen Jahren, da deren Sprache sich zu bilden anfängt, keine Personen, wenigstens nicht oft zu ihnen lasse, die nicht eine gehörig ausgebildete Sprache haben, niemanden, der sich gewisse leere Einschiebsel, überflüssige Ausrufungen, unschickliche Wendungen und Einleitungen des Gesprächs angewöhnt hat. Man muß solche wählen, welche sich über alles bestimmt und deutlich, niemals

weitschweifig ausdrücken, sich nicht wiederholen, oder sich noch einmal anders erklären wollen, wenn sie Einmal verstanden sind. Darauf muß selbst bei solchen Leuten gesehen werden, die viel um den Prinzen leben, daß sie nicht zu edselig sind, und den Prinzen in der Leuten dieser Art sehr gewöhnlichen Weitschweifigkeit zu unterhalten sich anmassen. Man erlaube allen, die viel um den Prinzen sind, ja vielmehr man weise sie an, es nicht mit denen vielen Einschiebseln zu übertreiben, welche zur Sprache der Höflichkeit und noch mehr zur Sprache der Demuht und des Respects für hochgebohrne Personen zu gehören scheinen. Ich sage nicht mehr, als man soll es damit nicht übertreiben. Wenn der Prinz einmal weiß, was er ist, so räume ich ein, daß es nicht sehr viel auf die Ausdrücke dieser Art ankomme. Sein Ohr gewöhnt sich so daran, daß es sie als leere Schälle überhört. Aber sie verderben die natürliche Menschensprache. Wenn er immer mit Leuten redet, die in jeder Periode ihn

von seiner Durchlauchtigkeit, seiner Gnade und ihrer Untertähnigkeit hören lassen, so hört er unter deren Zehn nicht Eine richtig zusammenhängende; und er selbst, wenn er etwas richtig gedachtes sagen will, wird nicht gelernt haben, wie er seine Worte ordnen solle, zwischen welche diese Lückenfüller nicht eben so gehören. Am schlimmsten ist es, wenn ein zu höflicher Herr Instructor diese Förmelchen in seinen Unterricht einschiebt, und dessen Zusammenhang durch ein immer wieder schallendes: Ihro Hoheit, Ihro Durchlaucht, Sie haben die Gnade zu bemerken, daß — Ich hoffe, es werde J. D. noch nicht entfallen sein. — J. D. erlauben mir ihre Aufmerksamkeit zu erbitten, wenn ich Ihnen anmerke u. dgl. m. unterbricht. Ich weiß wol, daß man in unsern Zeiten diese Sprache einem Instructor nicht leicht vorschreiben wird. Vor diesem verstand es sich von selbst, daß er seinen Unterricht mit diesen Förmelchen ausspicken mußte, und noch jezt mögte bei manchem zu demütigen Lehrer junger Prin-

zen nötig werden, ihm es zu untersagen. Mancher befindet sich wohl dabei. Je mehr er seinen Unterricht durch solche Einschiebsel dehnt, desto weniger darf er von Sachen reden.

Eben so viel wird versehen, wenn man den Prinzen leitet, dergleichen falsche Beizierden zu viel in seine eigne Reden einzuschieben. Sein Ausdruck wird dadurch früh schleppend, kraftlos und verworren werden. Für wahre Herablassung gegen Personen, die der Geburt nach unter ihm sind, für wahre Ehrfurcht gegen seine Eltern und andre Personen eines gleich hohen Ranges wird sich der Ausdruck von selbst richtiger und treffender finden, wenn der Prinz natürlich zu reden gelernt hat. Wenn er in reifen Jahren Höflichkeit und Politesse, Manieren und Sitten mit richtigem Gefühl unterscheiden lernt, da werden sich die Worte leichter zu Gedanken, bei welchen das Herz gehörig empfindet, fügen, als wenn er verwöhnt ist, jene leere Ausdrücke für mehr geltend zu halten, als was sie wirklich

unter denkenden Menſchen gelten, und von ihnen anzunehmen, daß er durch ſie ſich wirklich beliebter mache, als ohne ſie. In der Lebhaftigkeit einer Unterredung, deren ein gewiſſer groſſer Fürſt mich würdigte, und die wirklich reich an Inhalt war, hatte mir derſelbe eine erhebliche Anmerkung gemacht und ſezte ganz natürlich hinzu: ſo, wie ich Ihnen ſage, wiederholte ſich aber ſogleich: wie ich die Ehre habe, Ihnen zu ſagen. Zu viel Höflichkeit, dachte ich, für einen ſolchen Fürſten gegen dich!. aber doch auch nur Höflichkeit und kein Grund in ihr zu einem Zuwachs der innern Verehrung, die ich ſchon ohnehin für dieſen groſſen Mann hegte.

Vierter Raht: Man beachte den Prinzen ja wol, daß: er ſich nicht andre unbedeutende Ausdrücke, leere Ausrufungen, überflüſſige Beteurungen, Wörter, die wie Ruheplätze dienen, wenn man ſich beſinnen will, und nicht etwas voraus gedacht hat, angewöhne, z. B. was wollte ich doch ſagen? Hören Sie! Sehen

Sie! Verſtehen ſie mich? u. dgl. Doch dieß gehört noch mehr für das ſpätere Alter, auf welches meine folgenden Vorſchläge gehen.

Denn alsdann hauptſächlich, wenn der Prinz ſtärker am Geiſt wird, mehr zuſammenhängend denkt, und folglich zuſammenhängend zu reden ſucht, iſt es die rechte Zeit, auf die Bildung ſeiner Sprache Acht zu haben. Da muß man vor allen Dingen, (dieß iſt mein

Fünfter Raht) den Umfang ſeiner Begriffe zu vermehren, aber auch ihnen die möglich größte Klarheit, ja ſelbſt Deutlichkeit zu geben ſuchen, deren ſein noch junger Kopf fähig iſt.

Das muß noch nicht in dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte geſchehen; man muß es nicht darauf anlegen, ihn früh über Dinge räſonniren zu lehren, bevor er den Zuſammenhang von Mitteln und Zwecken, von Urſachen und Wirkungen anſchaulich erkannt hat. Es wird am beſten gelingen, wenn man in dem Wege verfährt, den ich in dem Fragment von den Vergnügungen angerahten

habe. Man muß ihn als Augenzeugen mit jeder Art nüzlicher menſchlicher Geſchäftigkeit bekannt machen, die ihn intereſſiren, und von welcher er den Zuſammenhang einigermaſſen durchſchauen kann. Von allem, was ihn künftig als Regenten angehen wird, kann und muß noch gar nicht die Rede ſein. Auch vom Militär nicht. Denn da kann er den Zuſammenhang deſſen, was man ihm als Spiel unter die Augen bringt, mit dem künftigen Ernſt noch nicht durchſchauen.

Unter Künſten und Manufacturen muß man diejenigen auswählen, deren Gang und Folge der Arbeiten leicht einzuſehen iſt, und erſt ſpät ſolche, in denen die Geſchwindigkeit gewiſſer Handgriffe, oder eine dem Prinzen noch nicht faßliche Mechanik oder Chemiſche ihm noch unerklärbare Operationen ihm hier Einen dort einen andern Teil der Arbeit verſtecken würden. Es kömmt darauf an, ihm wahren Geiſt der Beobachtung früh einzuflöſſen. Der entſteht nicht aus bloſſem Angaffen, auch nicht, wenn zwar

das beobachtete einen Zusammenhang hat, dieser aber nicht begriffen wird. Wenn man einen Knaben alle Tage einem Taschenspieler zusehen lassen wollte, er würde nicht nur den Beobachtungsgeist nicht gewinnen, sondern sich verwöhnen, mit blossem Zugucken zufrieden zu sein, ohne der Verbindung von Ursachen und Wirkungen nachzudenken.

Wenn dann der Umfang der Ideen erweitert ist, so hat der Prinz Stof zu reden und wird gern von dem reden wollen, was er gut begriffen hat. Hier muß man ihn leiten, aber nicht eher, als man sieht, daß es nötig ist. Sieht man Deutlichkeit der Ideen, so muß man ihn ja nicht ängstlich über die Wahl der Ausdrücke machen, und ihm nur hineinhelfen, wenn er sie nicht selbst zu finden weiß. Wenn man bemerkt, daß er aus dunkeln Begriffen von einer Sache reden will, so muß man ihn unterbrechen, und ihm sagen: Prinz, Sie haben die Sache nicht recht gefaßt. Sie müssen noch einmal hin, und wie-

der zusehen; oder, wenn besehen nicht möglich oder überflüssig ist, ihn entweder unmittelbar oder, wenn dieß nicht schicklich ist, absonderlich des rechten belehren. Aber dabei muß er ja immer erhalten werden, daß er über nichts zu reden wage, was er nicht hinlänglich weiß oder einsieht, so weit als sein Alter ihn dazu fähig macht.

Eine Hauptquelle der dem Prinzen als Knaben mitzuteilenden Ideen sind geschichtliche Kenntnisse. Ich habe den Abschnitt über den dem Prinzen zu erteilenden Unterricht nicht durch Angabe der Methode dehnen wollen, wie diese oder jene Wissenschaft und wie insonderheit die Geschichte ihm vorzutragen sei. Aber in Rücksicht auf die Vorteile, welche diese Kenntnisse für den Prinzen schon als Knaben zur Erweiterung des Umfangs seiner Ideen und die darauf sich gründende Unterhaltung haben kann, muß ich doch etwas davon sagen.

Man lasse ihn so früh, als möglich, die Zeitungen lesen, und führe ihn bei dieser Veran-

lassung unmittelbar in denjenigen Teil geschichtlicher Kenntnisse, der in seinem noch jungen Alter das meiste Interesse für ihn haben muß. Natürlich ist es, daß auch einem Knaben es wichtiger sein müsse, von Joseph II. als von Cäsar und August, von Maria Theresia, als von der Cleopatra, von Friedrich, als von Alexander etwas zu wissen. Er gewinnt dadurch insonderheit den grossen Vorteil, daß er an den Unterredungen derer, die ihn umgeben, Anteil nehmen und sich dadurch noch weiter aufklären kann. Damit kann man nicht warten, bis er in einem methodischen Vortrag der Geschichte, welchen natürlich die neueste Geschichte beschließt, bis zu Ende aus gelangt sei. Sein Lehrer lese also mit ihm Anfangs ausgesuchte Artikel der Zeitungen, gebe ihm die dazu nötigen Erläuterungen, warte aber doch am liebsten seine Fragen ab. Diese Erläuterungen begleite er mit allen nötigen Hülfs-Mitteln, Landcharten, genealogischen und chronologischen Tabellen, leite ihn sie selbst zu gebrauchen, und

mache ihm Luſt zur Leſung einzelner für ihn faßlicher Schriften, die ſich auf die im allgemeinen gegebenen Erläuterungen paſſen. In dieſem Unterricht muß alle Förmlichkeit fehlen. Er muß ganz in dem Wege der Unterhaltung und des natürlichen Geſprächs gegeben werden, zu welchem man den Prinzen eben dadurch geſchickt machen will. Er muß inſonderheit zu Anfange nicht länger dauern, als des Prinzen lebhafte Aufmerkſamkeit. Man muß bei Zeitungs-Artikeln, die ihn nicht intereſſiren, ihn ſo wenig feſthalten wollen, als man im täglichen Umgange ihm ſagen würde: Prinz! über dieſe Sache müſſen Sie mich jezt ganz aushören.

So unterrichtet, zugleich aber zur Unterhaltung über die Gegenſtände des Unterrichts angeleitet, wird er von dem Fehler frei bleiben, welchen junge fähige Leute, und gewiß auch Prinzen um ſo viel leichter annehmen, je mehr ſie förmlich oder wol gar feierlich unterrichtet ſind, und welcher der Leichtigkeit der Unterhaltung

durchaus entgegen steht. Er wird nicht über seine Kenntnisse im Lehrton oder in der Sprache der Bücher reden, aus welchen er sie gesammelt hat. Der junge Gelehrte ist überhaupt ein unangenehmer Charakter. Dem künftigen oder dem noch jungen Fürsten steht er sehr übel an, und leitet einen jungen Mann, der so grosses Recht hat zu sprechen, was er will, zu einem andern Fehler, dem entscheidenden Ton, natürlich über, von welchem ich in dem nächsten Fragment noch vieles zu sagen habe.

Siebentes Fragment.

Wie ist der Prinz schon als Knabe vor Geschwätzigkeit zu bewahren?

Die in den vorhergehenden beiden Fragmenten gegebenen Vorschläge, um den Prinzen vor Blödigkeit zu bewahren und ihm die Gabe des leichten Umgangs mitzuteilen, werden freilich, wenn es mit deren Anwendung gelingt, diesem Fehler

ſehr vorbeugen. Aber in der frühen Lebensweiſe eines Prinzen ſind ſo viele Veranlaſſungen, die ihn eben dann, wann er von Blödigkeit befreit iſt, und mit einer gewiſſen Leichtigkeit ſich auszudrücken gelernt hat, über die Grenze führen mögten. In der Geſchwätzigkeit eines Knaben iſt zwar noch kein Uebel. Junge Leute geringeren Standes erfahren es zu oft, wenn ſie nicht ohne Zucht leben, in den Weiſungen ihrer Vorgeſezten, wenn ſie ohne Verſtand geredet haben, daß zum Sprechen mehr als eine geläufige Zunge nötig ſei, und werden dadurch behutſamer. Aber bei Knaben höheren, nicht allein fürſtlichen Standes, fehlt dies zu ſehr. Angenommen, ihr Hofmeiſter erlaube ſich die ihnen ſo nüzlichen Erinnerungen bei Vorfällen dieſer Art, und wage es wol gar, ſie zuweilen ſchamroht zu machen, wenn ſie zu kindiſch und ſinnlos ſchwatzen, ſo befinden ſie ſich zu oft in dem Umgange mit ſolchen Perſonen, welche nicht nur dies nicht wagen, ſondern auch jedem Geſchwäz, das ſie hervorbrin-

gen, ihr lautes Lob und lauten Beifall geben. Dazu kommen die höfischen Sitten oder vielmehr Manieren, zu welchen man doch jeden Prinzen recht früh glaubt anleiten zu müssen. Er muß gelehrt werden, etwas zu sagen, etwas zu fragen, und auf Fragen, die ihm geschehen, etwas zu antworten, wenn bei der Cour und im Apartement einzelne ihm präsentirt werden und hunderte sich an ihn drängen, um dem Scheine nach ihn zu unterhalten. Das alles ist denn doch gewöhnlich eine Unterhaltung über Nichts, Worte nicht aus Gedanken entwickelt und keine Gedanken herbeileitend, und das bei einem Knaben, dessen Worte dereinst mehr Gewicht, mehr Ernst und Nachdruck haben sollen, als die Worte irgend andrer Menschen. Zwar habe ich manche junge Männer gekannt, welche, wenn sie in ihrer Jugend diese vornehm geachtete oder höfische Geschwätzigkeit angenommen hatten, bei ihrer spätern Bestimmung dieselbe verloren, und so sprechen lernten, wie es einem Geschäftsmann

geziemt. Aber bei dem jungen Herrn von Stande, der nachher in Hofbedienungen eintritt, bleibt es nicht nur so, sondern er wird diese Geschwätzigkeit als ein Talent ansehen, dessen er als Hofmann nicht entbehren kann. Der Prinz aber bleibt immer der erste Mann seines Hofes, eben dann, wann er der erste Geschäftsmann in seinem Lande wird. Da behält dann gerne auch bei ihm die Hofsprache die Oberhand über die Geschäftssprache, oder vereint sich mit dieser in ein wunderbares Gemische. Der Fürst, verwöhnt zu fragen, zu antworten, ohne etwas dabei zu denken, bei keinem Gegenstande verweilend, weil das Hofgeschwätze wirklich keinen Gegenstand hat, spricht über Sachen mit eben der Eilfertigkeit, fragt in Geschäften, und wartet bei allem so wenig die überdachte Antwort des Mannes ab, der ihm gerne das Richtige sagen möchte, als er sie bei der Cour von dem ihm präsentirten Fremden abwartet, wenn er ihm, blos um etwas zu sprechen, die gleichgültigsten Fragen über Dinge

tuht, die er teils ſchon weiß, teils nicht zu wiſſen verlangt. Mit dieſen gleichgültigen höflichen Anreden und Fragen will es dann gar nicht fort, wann ſie glauben mit Männern reden zu müſſen, von welchen ſie etwas hohe Begriffe haben. Ich kann mir nicht verbieten, zwei Auftritte der Art zu erzählen, von welchen beiden ich ein naher Zeuge war

Als Georg II. im Jahr 1748. Göttingen perſönlich beſuchte, wurden ihm die Lehrer der Akademie nach einander vorgeſtellt, von dem Könige angeſchaut, und zogen, wie im ſtummen Schattenſpiel, vorüber. Nur auf den groſſen Haller ward er aufmerkſam, und glaubte, ihm doch Ein Wort ſagen zu müſſen. — Krieg' Er mir nur nicht das Heimweh! — das war alles. Sehr natürlich ward durch dieſe königlichen Worte Hallers Heimweh nicht geſchwächt, welches ihn nicht lange nachher in die Schweiz zurückzog. Auch die Deutſchen Gelehrten, welche Friedrich zuweilen zur Unterredung rufen ließ, haben wenig

Ehre und Freude davon gehabt; vielleicht von allen Gottsched die meiste. Solche Unterredungen flossen diesem grossen Könige schlecht, weil er nicht die Französische, seine Umgangssprache brauchte, sondern die Sprache, in welcher er durch die Anrede in ER seinen königlichen Abstand von andern Menschen anhaltend bezeichnete. Wie so ganz anders und doch auf gut Deutsch unterhielt Joseph sich mit Hallern, als er mit Beiseitesetzung aller Kaiserwürde ihn zu Bern in seiner Studierstube aufsuchte!

Vor bald siebenzehn Jahren traf ich mit Moses Mendelssohn in Pirmont zusammen. Eine Dame hohen Ranges aus Berlin glaubte doch auch zeigen zu müssen, daß sie so gut, wie andre, mit Mendelssohn reden könnte. Die Allee war sehr voll. Plözlich verließ sie die Linie der Hoch- und Hochwolgebohrnen Gnädigen, in welcher sie lustwandelte, als wenn sie die Linie durchbrechen wollte, in welcher Mendelssohn ein gleiches taht, und fragte ihn ohne alle Einleitung

des Gespräch: Hat er Briefe?. M. Woher, meinen Ihro Gnaden? Fr. Aus Berlin. M. Ich habe freilich einige bekommen. Fr. Hat Er denn nichts neues? M. Meine Freunde schreiben mir nichts neues. Fr. Das wundert mich. M. Meine Freunde denken, ich erfahre alles neue zeitig genug, wenn ich wieder zu ihnen komme. — Damit hatte dann die ganze Unterhaltung ein Ende. Mendelssohn versicherte uns, daß er die Hochwolgebohrne Gnädige nicht weiter als nach ihrem Namen und Range kenne, daß dies die ersten Worte sein, die er in seinem Leben mit ihr wechsele, und sehr wahrscheinlich die lezten sein würden.

Es giebt jedoch eine gewisse besser fliessende Beredsamkeit, bei welcher Personen eines hohen Ranges so ganz zufrieden mit sich sind. Bei dieser glauben sie ganz Meister einer Sache zu sein, weil ihnen die Worte darüber so gut zufliessen, und vermeinen einen jeden Gegenstand zu erschöpfen, wenn sie nur lange darüber schwatzen.

Eine Beredsamkeit, gegen welche der Mann gar nicht angehen kann, der nicht so wol von der Sache als aus der Sache glaubt sprechen zu müssen! Wie solche Prinzen selbst durchaus verdorben zu wahren Geschäftsmännern sind, so sind auch alle gute Geschäftsmänner mit ihnen übel daran. Sie glauben alles zu durchblizen, was andre mühsam durchschauen, lassen sich bei keinem Gegenstande festhalten, sondern springen auf Nebendinge ab, um nur fortreden zu können, achten auch nicht auf die Meinung und den Raht des Sachverständigen, wenn er sie mit einer minder geläufigen Zunge vorträgt.

Man hat Grund zu erwarten, und wenigstens ist es bei andern Menschen gewöhnlich, daß an diese jugendliche Geschwätzigkeit mehrere Ueberlegung sich anknüpfen werde, wenn die Kenntnisse des jungen Schwätzers sich mehren, und bessere Gegenstände der Unterredung ihm aus einem wol unterhaltenen Beobachtungsgeiste entstehen. Aber bei einem Prinzen schlägt es eben

alsdann oft dahin über, daß er, wenn er sich bewußt ist, mehr bei dem, was er spricht, zu denken, als vorhin, einen entscheidenden Ton annimmt. Zu wenig gewohnt, in seinen frühern Unterredungen Belehrung von andern zu empfahen, hält er, wenn er über Sachen spricht, alles, was er selbst sagt, für das Beste, was darüber gesagt werden kann, überhört alles, was man ihm gerne dazu sagen möchte, und läßt es vollends nicht dahin kommen, daß man seinen Gedanken irgend etwas entgegen setzen könnte. Denn um Fürsten zu widerlegen, wenn sie eine Sache nicht recht einsehen, braucht es doch für jeden, der nicht eine grosse Gabe der Dreistigkeit hat, einer gewissen Einleitung und eines gewissen Uebergangs von dem höflichen, bis dahin gegebenen Beifall zu einem bescheidenen Einwurf. Dieser aber läßt sich nicht machen, nicht eindringend vorbringen, wenn man mit einem Prinzen zu schaffen hat, der schnell entscheidet, bei keiner Sache verweilt, und dessen

Gedanken an den Gegenstand der Unterredung sich so schnell, wie die Worte in der Luft, verlieren.

Eine andre sehr schädliche Folge jener Geschwätzigkeit ist Tadelsucht, und was man bei jungen Leuten Naseweisheit nennt. Ich gienge zu weit, wenn ich diese blos als Folgen höfischer Erziehung angeben wollte. Sie entsteht so leicht bei Kindern weit vom Hofe in weit geringeren Volksclassen, wenn deren Aeltern glauben, eine grössere Feinheit der Sitten gewonnen zu haben, als in der Volksclasse, welcher sie angehören, die gewöhnliche ist. Vollends schnell findet sie sich ein, wenn Kinder ihren Eltern es oft anmerken, daß sie sich für besser, für klüger, für feiner in Sitten halten, als Menschen, die ihnen teils gleich, teils unter ihnen sind, aber doch noch in einiger Verbindung und Umgange mit ihnen stehen. Da fällt ihnen so manches liebloſe, hämische, verächtliche Urteil über diese Leute in die Ohren; da wird in schlauen Bemerkungen über Dinge gewitzelt, die unter Menschen, die sich

als gleich ansehen, oder es wirklich sind, gar nicht für Fehler genommen werden können, aber sogleich dafür gelten, wenn ein Teil sich selbst für mehr verfeinert hält. Alles muß dazu den Stof hergeben; nicht blos kleine Fehler in Sitten und Manieren, die Folgen der Unbekanntschaft mit dem Ton der feinen Welt. Blos in dem Gedanken: der Mensch ist nicht ganz, wie unser Einer, spricht nicht, kleidet sich nicht, trägt sich nicht wie unser Einer, ist Anlaß genug, um den Mund zum Spöttlin zu öfnen. Ich traf auf meiner Rückreise von England mit zwei jungen Lords auf dem Paketboot zusammen, die mit grossem Aufwande zu reisen schienen. Weil wir gegen den Sturm aufsegelten, und insgesamt sogleich seekrank wurden, war keine Bekanntschaft entstanden. Als der Sturm am dritten Tage sich zu legen anfieng, erschienen wir auf dem Deck und sahen alle gleich nüchtern aus, sie in ihren Fracks mit zerstörten Haaren, ich, doch vielleicht etwas weniger, in meinem reinlichen Schlafrock

und weissen Mütze. Sir, sagte der eine, Your Night-Gown suits You extremely well; und zu gleicher Zeit der andre: was that Night-Cap bought in London? (Der Schlafrock kleidet Sie sehr gut. Ist die Mütze in London gekauft?) Ich sah sie einen um den andern ganz stillschweigend und so bedeutend an, daß sie ihre Ungezogenheit selbst fühlten, und in einem ganz veränderten Tone von der für uns alle so erwünschten Veränderung des Wetters zu reden anfiengen; wie sie denn auch während der noch übrigen Reise sehr höflich blieben.

Dies kenne ich nun von frühen Jahren als den durchaus gewöhnlichen Ton bei jungen Menschen beiderlei Geschlechts, wenn sie geschwäzig werden und sich etwas dünken. Bei jungen Prinzen entsteht er vollends natürlich, weil sie so vielen Anlaß haben, sich mehr als andere zu dünken, und dieser Gedanke von so vielen vor ihnen kriechenden Menschen genährt wird. In der That treffen sie auch, so bald sie, wie doch aus andern

Gründen so sehr zu rahten ist, nur etwas aus dem höflichen Umgange heraustreten, so oft mit Menschen zusammen, deren Auftritt, Anstand und Betragen etwas für sie auffallendes haben mag, daß, wenn ihnen die Zunge nicht zu rechter Zeit gezähmt, oder besser! wenn nicht mit Ueberlegung dem Hange zur Geschwäzigkeit entgegengewirkt wird, diese eben an der Spöttelei und an spizigen Anmerkungen über andre Menschen die reichlichste Nahrung findet. Aber ein Fürst soll niemals spötteln, niemals auf Unkosten anderer wizig sein. Es war wahrhaftig nicht die schöne Seite Friedrichs, daß er dies so oft, so gern und so leicht rahte. Seine Spöttereien über Elisabeth, durch nichts weniger veranlaßt, als durch sein moralisches Gefühl über das, was er an ihr bespottete, haben hunderttausenden das Leben gekostet.

Das mögte nun freilich nicht die Folge spottender Schwazhaftigkeit bei kleinern Fürsten sein. Aber ein wesentlicher Schade folgt für alle dar-

aus. Fürsten, welche als Knaben oder Jünglinge sich gewöhnt haben, diese und jene kleine Fehler an Menschen, die unter ihnen sind, und gewisse Schwächen oder Fehler in Manieren zum Gegenstande ihres Spottes nnd ihrer wizigen Geschwäzigkeit zu machen, lernen nie die Kunst, die Menschen richtig zu beurteilen. Da sie nun alle ihre Diener unter Menschen aussuchen müssen, die unter ihnen sind, und deren nur wenige eine höfische Erziehung genossen haben, so bleibt ihre Auswahl immer unsicher. Sie haften blos an dem Aeusserlichen, und wenn in diesem eine Kleinigkeit ihnen auffällt, so wird schon ihr Spott rege, oder aufs mindeste ihre Aufmerksamkeit von dem stillen Verdienst manches Menschen abgezogen, an welchem sie den besten Diener haben könnten, bei welchem aber des **Seins** mehr als des **Scheins** ist.

Besser als dies, wenn gleich auch ein Fehler und Ursache mancher Misgriffe, ist es, wenn der Fürst auf Physiognomie, oder Blik und Mine

achtet. Das that auch Friedrich, wie bekannt ist, gar sehr. Aber ich kann und darf nicht entscheiden, ob der Schade grösser gewesen sei, der ihm daraus entstand, wenn er manchen nicht in seine Dienste nahm, und andre niederhielt, weil ihr Gesicht ihm nicht gefiel, oder der Vorteil, wenn er so manchen treuen Diener und Geschäftsmann hauptsächlich nach dem Eindruck wählte und nachher hob, welchen der erste Anblik auf ihn machte. Denn der Blik dieses Menschenkenners war doch gewiß öfter richtig, als unrichtig.

Es ist ein grosses Lob, wenn man von einem Manne sagen hört: er spricht gut. Man will durch diesen Ausdruck andeuten, daß seine Worte den Sachen angemessen sind, von welchen er redet, daß er seine Meinung deutlich und vollständig sage und seinen Gegenstand erschöpfe, so weit es für die Absicht des Gesprächs erfoderlich ist. Niemals hört man dies von einem Manne sagen, der alles in einem entscheidenden Tone spricht, so wenig als von dem wortreichen Schwätzer.

Ein Fürſt muß gut ſprechen, beſſer als ſein Kammerherr, ſelbſt beſſer als ſein Oberkammerherr oder Hofmarſchall. Dieſe mögen viel, mögen geläufig über ihr höfiſches Nichts ſprechen. Dazu ſind ſie gedungen, dafür bekommen ſie Penſionen, allenfalls Stern und Band. Der Fürſt aber muß gut, ſeiner Fürſtenwürde und den Sachen gemäß ſo ſprechen, daß man ſicher weiß, was er haben will, aber auch Muht behält, ihm das zu ſagen, was er zu hören verlangt. Aber wie iſt es möglich, daß er dazu gelange, wenn er in ſeinen Knaben- und demnächſt in ſeinen Jünglingsjahren gewöhnt wird, oft und viel zu ſprechen über nichts. Wie kann er lernen, den Ausdruck der Sache angemeſſen zu wählen, wenn keine Sache zum Grunde des Geſprächs liegt?

Aber wie iſt einer ſolchen Misleitung in den Knabenjahren eines Prinzen abzuhelfen? Ich habe ſo oft geſagt, daß ich keine Vorſchläge wagen werde, gegen welche in dem gewöhnlichen

Gange des höfischen Lebens sich zu viele Hinder-
nisse finden mögten. Ich mag also nicht rahten,
demselben in denen Jahren, oder in einem Teile
derer Jahre, in welchen die Sprache eines jeden
jungen Menschen sich nach denen Gegenständen bil-
det, mit welchen er sich beschäftigt, und mit der
Erweiterung des Umfang seiner Ideen erweitert,
eine blos auf diesen Zweck abzielende Erziehung
zu geben. Ich wage nicht zu sagen, daß es wol
des Zweks wehrt sei, den Prinzen wenigstens
von seinem achten bis zum zwölften Jahre vom
Hofe zu entfernen, und ihn blos mit Menschen
leben zu lassen, welche ihn von Gegenständeu un-
terhalten, oder in den Anfang gewisser Beschäf-
gungen einleiten, bei denen er mehr denken,
mehr Begriffe sammeln kann, und mehr diesen
Begriffen, die man ihm mitteilt, angemessene
Worte zu hören bekommt, als an dem Hofe sei-
ner Eltern. Aber Eins mögte sich doch wol mög-
lich machen lassen, nemlich, daß man den Prin-
zen eben in diesen Jahren oft aus dem Hofleben

herausziehe und in einen Aufenthalt versende, wo er diesen Vorteil geniessen kann. Man lasse ihn zu diesem Ende eine Reihe von Tagen, Wochen oder Monaten etwa in einem kleineren Lustschlosse, das in der Nähe ist, oder in einem fürstlichen Palais in einer kleinern Stadt zubringen, in welcher viel menschliche Beschäftigung allerlei Art vorfällt, wo man ihn zum öftern ins Gespräch mit Menschen bringen kann, die ein gewisses Werk oder Geschäfte gut verstehen und sich richtig darüber ausdrücken, und dann, wann er bei seinen fürstlichen Aeltern erscheint, diese mit einem gewissen scheinbaren Interesse ihn über eben diese Dinge fragen, ihm nähere Erkundigungen über dies und jenes auftragen, und wenn er wieder bei ihnen erscheint, ihn aufs neue darüber befragen. Dazu kann man allerlei Gegenstände nehmen. Z. B. die Manufacturen und Künste, welche er dort zu sehen Gelegenheit hat, und insonderheit solche Dinge, deren Besuchung und Besehen ihm Vergnügen geben

kann. Z. B. Es wird Holz in der Nachbarschaft gefällt, anderes angepflanzt, ein stehender See gefischt oder ausgetrocknet, ein Feld urbar gemacht u. dgl. m. Da muß der junge Prinz hin gehen, reiten, fahren, alles mit der Erwartung, seinen Aeltern davon erzählen zu können, und diese müssen sich wenigstens stellen, als wenn sie aus seinem Bericht Dinge erfahren, die von andern ihnen noch nicht berichtet sind. Dann wird er auch selbst Gegenstände zum Gespräch mit denen haben, welche sich an Hoftagen ihm nähern, wenn er zu denselben gerufen wird.

Aber, wenn so etwas durchaus nicht ausgeführt werden kann, wenn der Prinz gar nicht vom Hofe gelassen werden soll, so giebt es doch noch Einen Weg, ihm selbst die höfischen Unterhaltungen, wo nicht nüzlich, doch weniger schädlich zu machen. Einer jungen Prinzessin unsrer Zeit war ihr Hofstaat eingerichtet, und nun hatte sie auch ihre bestimmten Cour-Tage. Diese kosteten ihr gewöhnlich den Schlaf der vorhergehenden Nacht.

Denn ſie nahm die Sache äuſſerſt ernſthaft, in dem Wunſch ſich recht angenehm zu machen. Sie dachte ſich alle Perſonen nach der Reihe, die ſie bei der Cour erwarten konnte, mit allen Umſtänden, die ihr von denſelben bekannt waren, und überlegte und merkte ſich zum voraus, was ſie in Rückſicht auf dieſelben mit ihnen am folgenden Tage mögte reden können. Jener Vorſchlag iſt freilich für Prinzeſſinnen unausführbar. Dem Prinzen, für welchen man ihn zu befolgen wählt, wird er keine ſolche Anſtrengung, wird er keine ſchlafloſe Nächte koſten. Kann man jedoch jenen Weg nicht mit ihm gehen, ſo mache man ihm die Rolle wichtig, die er in dem Schimmer des väterlichen Hofes zu ſpielen hat. Man leite ihn, ſo gut er kann, etwas beſſers, als Nichts, in dieſen Unterredungen zu ſagen. Man unterrichte ihn von dem Charakter, den Umſtänden, den Beſchäftigungen derer Perſonen, wenigſtens der wichtigſten, mit welchen er ins Geſpräch kommen wird. Iſt Wisbegierde bei ihm ſchon rege geworden, ſo

ſage man ihm, was er von jedem derſelben durch ſeine Fragen lernen könne. Ich mag nicht ſagen, daß man ihm auch diejenigen auszeichnen ſolle, von denen er nichts lernen und mit welchen er nur gleichgültige Dinge ſchwatzen kann. Denn er muß auf keine nachteilige Vergleichungen geleitet werden, und ſeine Liebe und Haß, Gefallen oder Misfallen, Achtung oder Nichtachtung müſſen aus einer wenigſtens klaren Vorſtellung von dem Wehrt oder Unwehrt derer Perſonen entſtehen, welche ſich ihm nähern dürfen. Dieſen ſelbſt anzudeuten, wie ſie mit ihm umzugehen haben, und daß ſie, ſo viel ihnen möglich, alles leere in der Unterhaltung mit ihm zu vermeiden ſuchen müſſen, mögte wol die geringſte Schwierigkeit haben, wenns den fürſtlichen Aeltern ein Ernſt damit iſt.

Achtes Fragment.

Von der Vorsorge für die Unschuld und künftige Keuschheit des Prinzen.

Ich gebe diesem Bruchstücke den lezten Plaz in diesem Abschnitte, um nur Einmal von dieser wichtigen Sache reden zu dürfen. Denn in der Unschuld des Prinzen in seinem Knabenalter, in dem frühen Gefühl der Verbindung zwischen Schaamhaftigkeit und Ehre und der entgegengesezten zwischen Schaamlosigkeit und Schande liegt das erste Mittel, ihn enthaltsam in seinem Jünglings- und in seinem männlichen Alter zu machen. Freilich wartet seiner noch späterhin eine wesentlichere Gefahr, und es ist nichts weniger als gewiß, der als Knabe unschuldig erhaltene Prinz werde als Jüngling, ja selbst noch als Mann enthaltsam bleiben.

Vielleicht würden manche meiner Leser es nicht für eine Lükke in meiner Schrift annehmen, wenn

ich diesen Gegenstand ganz bei Seite gesetzt hätte. Ich selbst gebe ja meine Abhandlung nur für Bruchstükke aus, und habe so manches bei Seite gesezt, was in einer Abhandlung über die Erziehung sonst nimmer übersehen werden darf. Welche Verbindung hat, wird man fragen, dieser Gegenstand mit der Ausbildung eines Prinzen zum Geschäftsmann? Hat man nicht viele Beispiele von solchen Regenten, welche sehr unzüchtig und doch grosse Geschäftsmänner waren. War nicht Friederich ein selcher in hohem Grade, er, der es wenigstens in Worten so deutlich zu Tage legte, gaß er gar keine Moralität in Absicht auf den Geschlechts-Trieb gelten liesse. Und wie schlechte Geschäftsmänner waren dagegen die vielen Fürsten des Hauses Oesterreich, welche so rein von allen Vorwürfen dieser Art waren? Schon lange hat das Publikum aufgehört, die Ausschweifungen in der Liebe bei den Grossen der Erde als Laster zu betrachten. Die Geschichtschreiber haben insonderheit es davon entwöhnt,

wenn ſie deren Liebesgeſchichten mit gleichem Ernſt, wie wichtige Staatsvorfälle auch dann behandelten, wenn jene auf dieſe gar keinen Einfluß hatten, wie z. B. die der erſten Maitreſſen Ludwigs XIV. Ich mag derjenigen nicht erwähnen, welche blos dieſen Teil der Fürſtengeſchichte in oft ſehr verführeriſchen Gemälden dargeſtellt haben.

Ohne den ſtrengen Sittenrichter in einer Schrift zu machen, für deren Gegenſtand dieß ſo fremde iſt, werde ich doch behaupten dürfen, daß der Gang der Erziehung eines Prinzen, daß inſonderheit ſeine Vorbereitung zu den wichtigen Geſchäften ſeiner Beſtimmung nur ſo lange mit ſicherer Hofnung eines guten Erfolgs fortgehen wird, als man ſeine Unſchuld erhält, und ſein Kopf frei von der Erhizung der Einbildungskraft bleibt, welche der Geſchlechtstrieb erwekt, und welche dann vollends nicht mehr zu bezähmen iſt, wenn er Einmal denſelben zu vergnügen angefangen hat. Was er künftig tuhn werde,

wann er den Händen seiner Erzieher ganz entwachsen ist, dafür sind diese nicht verantwortlich. Aber so lange er noch unter ihrer Vorsorge steht, müssen sie dieß als einen ihrer ersten Zwekke ansehen. Der spätere Uebergang eines Prinzen von der Unschuld zum Laster wird noch immer ein Uebel sein. Aber es kann doch sein, daß der Prinz bis dahin eine gewisse Kraft gewinne, mit welcher er in die wichtigen Geschäfte seiner Bestimmung eintritt. Es kann sein, daß er Ueberlegung genug behalte, um seiner Regenten-Pflichten nicht ganz zu vergessen, wenn er seiner Leidenschaft für das andere Geschlecht sich von Zeit zu Zeit überläßt. Es kann sein, daß er seiner selbst genugsam wahrnehme, und sich selbst hinlänglich beherrsche, um nicht von dem Gegenstand seiner Leidenschaft mit Aufopferung seiner Fürstenpflichten sich beherrschen zu lassen. Doch auch darauf läßt sich nicht einmal rechnen. Wir lesen zwar nicht, ob nnd wie die Erzieher Ludwigs XV. für die Erhaltung seiner Unschuld

in frühern Jahren geſorgt haben mögen. Von dem Herzog-Regenten ließ ſich nicht viel in dieſer Rükſicht erwarten. Das beſte Verwahrungsmittel des jungen Königs vor wilder Ausſchweifung lag vielleicht in ſeiner frühen Verheirathung an eine geſunde, wenn gleich viel ältere Gemahlin. So lange der König ſich begnügte, Eines Weibes Mann zu ſein, ſo lange er noch, wie die Geſchichte ſeines Privatlebens erzählt, denen, welche ihn zu andern Weibern überleiten wollten, antwortete, daß er die Königin viel ſchöner als alle dieſe Weiber finde, war er ein ſo guter Regent, als er es bei ſeiner eingeſchränkten Fähigkeit und bei ſeiner frühen Verwöhnung, fremder Leitung oder Misleitung zu folgen, ſein konnte. Aber deſto ſchneller und ärger war ſeine Umwandlung, ſobald er ſich der wilden Liebe überließ. Da ſahe man, daß nicht moraliſches Gefühl ihn bis dahin in Schranken gehalten hatte. Wenigſtens verſchwand dieß bald ſo ſehr, daß er gleich nach dem erſten Ueber-

gange zum Laſter mit drei Schweſtern faſt zugleich zuhielt. Auch nicht Schwäche des Temperaments. Denn man weiß, wie unbegnügſam er war, biß ihm in einem Alter von 64 Jahren ein unſchuldiges zu ſeinem Willen gezwungenes Mädchen die Blattern gab, an denen ſie noch vor ſeinem Tode ſtarb. Aber man weiß auch, wie er in dieſem Taumel wilder Leidenſchaften aller Zwekke und Pflichten ſeines Lebens vergaß, wie er, der gar wol verſtand, ſeinen Willen in Kleinigkeiten durchzuſetzen, faſt ganz aufhörte, in wichtigen Dingen einen Willen zu haben, weil alles wichtige nun aufhörte, einer Ueberlegung für ihn wehrt zu ſein.

Geſchicht das am dürren Holz, mögte man hier fragen, was wird am grünen werden? Konnte Ludwig in der lezten Hälfte ſeines Lebens noch ſo tief ſinken, wohin wird nicht ein Prinz gerahten, der in ſeinen frühern Jahren ſchon von dieſer Seite verwahrloſet wird?

Ludwig XV. giebt nicht das einzige Beiſpiel eines Regenten, der erſt ſpät durch Weiber verſchlimmert worden iſt. Auch an den Beiſpielen ſolcher Fürſten fehlt es nicht, die durch die Eine, welcher ſie treu blieben, zu Schwächen oder Thorheiten mißleitet worden ſind. Die Herrſchaft, unter welcher Philip den V. ſeine zweite Gemahlin hielt, hat Spanien keinen Segen gebracht. Aber wer wird ſagen, daß dieß Reich beſſer daran geweſen ſein würde, wenn er, der ſehr viel Temperament hatte, von Maitreſſen regiert worden wäre. Was die Herzoginn von Bourgogne in der ihr gewöhnlichen Verplauderung und Naivetät nach St. Simons Erzählung Ludwig dem XIV. und ſeiner Maintenon ſagte: "Wiſſen Sie, "warum in England die Königinnen beſſer regie"ren, als die Könige? — Weil unter den Kö"nigen die Weiber regieren, und unter den Kö"niginnen die Männer;" hat viel wahres. Aber iſt es denn ſo gut wie gewiß, der Prinz werde einmal von Weibern regiert ſein wollen, ſo iſt

es doch beſſer, nicht ganz dem Glükefall es zu überlaſſen, welches oder wie viele Weiber ihn regieren werden. Die Gemalin kann zu ſeiner Zeit für ihn ausgewählt werden. Ueber die Auswahl der Maitreſſen wird der Zufall und ein plözlicher Eindruk entſcheiden.

Angenommen, ein Prinz nähere ſich den männlichen Jahren mit dem Entſchluſſe, nur Eines Weibes Mann zu ſein; angenommen, ein anderer habe dieſen Vorſaz nicht, ſondern freue ſich ſchon in dem Vorgefühl ſeiner Lüſte der künftigen Freiheit, mehr als Eines Weibes Mann zu werden; angenommen, ein dritter ſei ſchon mit dem Laſter bekannt geworden, und, über alle Grundſäze hinweg geſezt, die ihn in Schranken halten können, habe er ſich ſchon gewöhnt, eines jeden Weibes zu begehren, das er ſieht und das ſeinem Auge gefällt; angenommen, alle drei haben einen gleichen Grad natürlicher Fähigkeit für die Zwekke ihrer Beſtimmung, und beide leztere ein im übrigen nicht ganz verdorbnes

Herz: kann da noch wol die Frage sein, von welchem dieser Prinzen dessen Untertahnen das Beste hoffen dürfen? Kann noch die Frage sein, welcher von diesen dreien der Geschäfte seiner Bestimmung sich mit dem meisten Ernst und Anstrengung annehmen werde? Kann da noch die Frage sein, wer von ihnen seinen eigenen Einsichten am sichersten folgen werde, und von welchem die stärkste Gewisheit gelte, daß fremde Misleitung nicht auf ihn wirken werde? Kann auch aus einzelnen Exempeln mehr als die Möglichkeit gefolgert werden, daß ein den Weibern ergebener Prinz dennoch die Rolle eines Regenten gut spielen werde? Da für mich die Rede nur von Hofnung und von wahrscheinlichen Früchten einer guten Erziehung ist, so ist mir die Wahrscheinlichkeit hinreichend, welche auf der ersten Seite so viel grösser als auf der andern ist.

Noch wäre es doch Ein Gutes, wenn man bei wollüstigen Fürsten auf das sicher rechnen könnte,

was man als gewöhnliche Folgen einer ſolchen Wendung des Charakters oder eines ſanguiniſchen Temperaments anſieht, und für Tugenden gelten läßt, auf Güte, Nachgiebigkeit, weit ausgedehntes Wolwollen, oder mit dem einzigen franzöſiſchen Worte, auf bon-hommie. Aber auch das kann und darf man nicht. Man nenne mir doch ein einziges Laſter, welches uns nicht die Geſchichte von den in Sinnlichkeit und Wolluſt erſoffenen Fürſten erzählte! Waren nicht alle die Ungeheure, unter welchen Jahrhunderte durch das ſonſt freie Rom den Nakken beugte, die ausſchweifendſten Wollüſtlinge? Hat nicht auch die neue Geſchichte deren eine Menge? wiewol in unſern Zeiten nicht leicht ein Fürſt die Grauſamkeit eines Tiber, eines Nero gegen ſeine Untertahnen wird üben dürfen, wenn auch ſeine Neigung allein ihn eben ſo weit führen mögte. Hat Europa nicht Fürſten gehabt, die den niedrigſten Geiz übten, ſolche, die den Eroberer ſpielen wollten, als wohnte noch eine überwiegende Kraft in ihrem

erſchlafften Körper, und die daneben keine Art von Wolluſt unverſucht lieſſen?

Bei einem früh der Sinnlichkeit ſich überlaſſenden Prinzen wird kaum noch die Frage mehr ſein, ob er einige Kraft im männlichen Alter behalten oder auch nur in daſſelbe hineinbringen werde. Früh entnervt wird er in die Geſchäfte ſeiner Beſtimmung mit einer Schlaffheit eintreten, welche ſich von der eines Kindes nur darin unterſcheidet, daß zwiſchen dieſer von Zeit zu Zeit die anfangende Kraft hervorbricht, wenn dagegen der erſchlaffte Fürſt nur zuweilen die lezten Wirkungen ſeiner verlohrnen Kraft da zeigen wird, wo er glaubt, ſich als Fürſt zeigen zu müſſen. Männlich wird er dann nicht mehr handeln können, aber noch wol leidenſchaftlich. Er wird aufbrauſen, wo er überlegen ſollte, wird Launen zeigen da, wo Ernſt nötig iſt, wird poltern und lärmen, wo er ſeine Fürſtenwürde zeigen ſollte, wird drohend Ton und Arm erheben, und

jedermann wird schon wissen, daß er ihn bald kraftlos sinken lassen werde.

Wenn meine Grundsäzze über diesen wichtigen Punkt schlaffer wären, als sie wirklich sind, wenn es mir selbst, als Vater, gleichgültiger wäre, als es mir in der That ist, ob mein Sohn sich dem Geschlechtstriebe zu früh überlasse, so würde ich doch die Sache ganz anders ansehen, wenn ich nicht etwan Fürst, sondern nur ein Mann höhern Ranges wäre, als ich wirklich bin. Wenn ein Jüngling vom Mittelstande sich zuweilen mit Weibern vergeht, aber noch nicht die Zwekke seines künftigen Lebens ganz aus den Augen verliert, so wird er noch an sich halten. Die Furcht, künftige Aussichten zu seinem Glük zu stören, wird ihn nötigen, seine Vergehungen zu verbergen, und eben deswegen wird ihm die Gelegenheit dazu seltner entstehen, weil er sie nicht so ungescheut aufsuchen darf. Dabei wird wenigstens sein Körper weniger leiden, wenn gleich seine Moralität wesentlichen Schaden gelitten

hat. Unter der Menge junger Männer, mit denen ich auf der Akademie lebte, habe ich, ohne arglistiges Nachforschen, von vielen erfahren, daß sie sich in der Stille erlaubten, was sie nicht thun sollten. Doch habe ich manchen hintennach einen brauchbaren Mann und demnächst glüklich werden gesehen. Vielleicht hat meine Schrift manchen Leser, der hiebei der Vergehungen seiner Jugend sich erinnert, aber der ihm noch übrig gebliebenen Zurükhaltung es jezt verdankt, daß er auf dem Wege des Lasters zu rechter Zeit stille gestanden, und ein guter Geschäftsmann, auch vielleicht ein glüklicher Ehegatte und Vater geworden ist. Aber ganz anders sind mir die spätern Schiksale derjenigen kund geworden, welche zügellos genug wurden, um es von sich laut werden zu lassen, oder wol gar ihrer Ausschweifungen mit schmuziger Zunge sich zu rühmen. Und diese fanden sich insonderheit unter den reich und vornehm gebohrnen, welche ihr Glük für zu fest gegründet hielten, als daß sie noch an sich halten dürften. Der

Prinz wird nicht früher anfangen auszuſchweifen, als wann er ſchon weiß, daß ſeine Glüksbahn nicht dadurch geſtört werden könne. Er weiß dann auch ſchon, daß, je älter er wird, und vollends, wenn er zur Regierung kömmt, nicht leicht ein Gegenſtand, auf welchen ſeine Begierde verfällt, ihm entgehen werde. Dann aber hat zu ſeiner Zeit die Leichtigkeit, ſeine Begierden zu vergnügen, zur natürlichen Folge Uebersättigung, und dieſe hat Folgen, bei denen mir ſchon ſchaudert, daß ich nicht ganz von ihnen werde ſchweigen dürfen.

Zwar ſind zu allen Zeiten die Muſter reiner unbeflekter Tugend unter den Regenten der Erde ſelten genug geweſen. Aber es ſind doch Jahrhunderte verfloſſen, in welchen die chriſtliche Religion ſtark genug auf ſie wirkte, daß ihre Ausſchweifungen in der Liebe teils ſeltner, teils nicht mit einer ſolchen Schaamloſigkeit verbunden waren, von welcher es jezt ſolche Beiſpiele wieder giebt, dergleichen Juvenal und Petronius nicht

allerdings haben aufstellen können. Ich habe zu viel Ursache, nicht mehr darüber zu sagen. Aber die Besorgnis werde ich äussern dürfen, daß, wenn es mit der Moralität der Fürsten in diesem wichtigen Punkt nicht besser wird, wenn sie insonderheit es nicht fühlen wollen, wie notwendig es sei, in der Erziehung ihrer Erben die möglich längste Erhaltung von deren Unschuld zum ersten Zweck zu machen, das künftige Jahrhundert wahrscheinlich die meisten jezt bestehenden Regenten-Familien aussterben sehen wird. Auch hier muß ich mir verbieten, historisch zu beweisen, was von manchem entweder bereits ausgegangenen, oder auf schwachen Füssen stehenden Hause kund genug ist, daß die frühe Verführung von dessen Stammhalter die Hauptursache davon geworden ist. Man blättere jedoch die genealogischen Kalender durch, so wird man finden, daß diejenigen hohen Häuser, in welchen die Erbfolge durch eine zahlreiche Kinderschaft jezt am besten gesichert ist, fast alle von einem solchen Haupt herkommen,

oder es noch haben, wider welches keine Vorwürfe dieſer Art kund geworden ſind. Wenn indeſſen den Regenten der Erde dieß ſo wenig beachtungswehrt bleibt, ſo kümmert es mich freilich nicht, was das Schikſal der Nachwelt ſein werde, und welche Revolutionen daraus künftig erfolgen mögten. Denn ich beſchäftige mich blos mit Prinzen, die noch exiſtiren, und von welchen ich wünſche, daß meine Vorſchläge ihnen zu Statten kommen mögen, um ſie auch von dieſer Seite zu bewahren, damit eine geſunde Seele einen geſunden und zu Geſchäften ihres Berufs fähigen Körper behalte.

Ich habe bereits in dem erſten Abſchnitt etwas von der Schamhaftigkeit des Prinzen als Kindes geredet. Noch ernſthafter muß dieſe Vorſorge werden, wenn der Prinz ins Knabenalter übergegangen iſt. Dieſe muß ſein vornehmſter Schuz zur Erhaltung ſeiner Unſchuld werden. Ich halte mich aber überzeugt, daß ſie keinem Knaben ſo leicht als einem ſolchen ſich mitteilen und einprä-

gen laſſe, welcher in einem hohen Range geboren iſt. Zwar habe ich ſchon oft abgeraten, das Gefühl dieſes ſeines Vorzugs nicht zu rege werden zu laſſen. Aber wenn es auf Sittlichkeit und Moralität ankömmt, da läßt es ſich gewiß mit Klugheit benuzen. Wer wird ihm verbergen können oder wollen, daß es verſchiedene Volksklaſſen gebe, die ſich noch mehr durch ihre Sitten, als durch andere Umſtände von einander unterſcheiden? Es kann und darf ihm nicht unbewußt bleiben, daß, überhaupt genommen, der geringe Mann ſich durch das Niedrige in ſeinem Betragen auszeichne, welches in den höhern Volksklaſſen entehrend wird. Man kann ihm inſonderheit die Schaamloſigkeit der Niedrigen im Volke, ihren Schmuz, ihre Unſauberkeit und die Zügelloſigkeit ihrer Zunge als ihre häßlichſte Seite darſtellen. Doch bringe man ihm gelegentlich einzelne aus denſelben unter Augen, welche entgegengeſezte Tugenden haben, und lobe ſie ihm lebhaft, als ſich dadurch von andern ihres

Gleichen unterscheidend, damit er sich nicht verwöhne, den geringen Mann überhaupt zu hassen und zu verachten. Um sein Urteil über Sitten und Menschen noch bestimmter zu machen, leite man seine Aufmerksamkeit auf einzelne Menschen, deren Sitten nicht dem Range gemäß sind, den sie durch Geburt, Reichtuhm oder Glük behaupten. Dann kann man ihm bei allen Sitten, Handlungen und Worten, welche sich nicht mit der Schaamhaftigkeit vertragen, immerhin sagen: das ist niedrig, pöbelhaft, entehrend. Prinz, sage man ihm, wenn er selbst in seinen Ausdrükken oder Handlungen wider Zucht und Schaamhaftigkeit verstößt, wie können Sie sich so vergessen? Er wird so viel mehr dabei fühlen, je höher er sich über den Pöbel hinausgerükt fühlt. Eine jede Schaamröte, welche ihm aus Weisungen dieser Art bei kleinen Fehltritten entsteht, ist ein gutes Zeichen.

Daneben bewahre man ihn vor aller Gelegenheit zu plumper Vertraulichkeit, mit wem es

auch ſein mag, mit ältern ſo gut als mit jüngern, mit Menſchen, welche ihr Rang und ihre Geburt ihm etwas näher bringt, ſo wol, als mit denen aus den niedrigern Volksklaſſen. Aeuſſert er einen Hang dazu, ſo begegne man demſelben auf alle mögliche Weiſe. Kann man nicht anders, ſo ſuche man dann ihn lieber ſtolz zu machen. Ein jeder junger Menſch, wes Standes er auch ſein mag, iſt leicht verführt, wenn er nicht auf den ihm zukommenden Grad der Ehre hält, und ſich daher zu gern mit jedem Menſchen einläßt, der ſich nicht zu ihm ſchikt. Laß alſo den Prinzen es ſo oft hören, als es nötig iſt, daß die Fürſten-Würde, in der er geboren iſt, ihm Zurükhaltung von dieſem oder jenem Umgange gebiete, der ihm lieb zu werden anfängt, aber ihm gefährlich werden kann. Sehr wahrſcheinlich war bei denen Fürſten des Hauſes Oeſterreich, die ihren Gemalinnen ſo ganz treu blieben, aber auch dafür Väter ſo vieler Kinder wurden, das vornehmſte Verwahrungsmittel der in dieſem Hauſe herr-

ſchende und ſo früh den Prinzen beigebrachte groſſe Fürſtenſtolz. Bei Kak V. und Rudolph II. die denſelben nicht in ſo hohem Grade hatten, ſchlug es ganz anders aus, Man ſage mir nicht, es war eine Folge ihrer Religioſität und ihrer Abhängigkeit von Prieſtern, inſonderheit von Jeſuiten. Denn dieſe haben ſo manchem Regenten das Herz leicht gemacht, wenn er gleich ſeinen Lüſten ohne Scheu nachhing. Ich habe auch nichts mehr geſagt, als: Fürſtenſtolz war wahrſcheinlich das Verwahrungsmittel. Bei Leopold, welcher jezt die Erwartung des ganzen Europa auf ſich zieht, iſt wahrhaftig nicht Fürſtenſtolz, auch nicht blinde Ergebenheit an Prieſter als ein Verwahrungsmittel wirkſam geweſen. Nie wird man dieſes Mittel bei dem Prinzen bedürfen, den ſeine milde ſanfte Gemühtsart und die vorhin vorgeſchlagene Leitung geneigt macht, ſich mit jedem Menſchen natürlich einzulaſſen, der ſich ihm von einer guten Seite zeigt, oder deſſen gute Seite ihm von ſeinen Führern angeprieſen

ist. Mit diesem Betragen bleibt er gewiß entfernter von einer niedrigen und bedenklichen Vertraulichkeit, als bloßer Stolz ihn jemals machen wird. In dieser Wendung des Geistes wird er der Unterhaltung, welche menschlicher Umgang geben kann, nie lange entbehren, und desto weniger begierig auf solche Unterhaltung sein, die ihm nicht zuträglich ist. Aber wenn er wild, brausend, unbedachtsam, mit jeder Art von Unterhaltung und Zeitverkürzung zufrieden ist, an jedem Hof-Pagen- und Lakaienspaß gerne Teil nimmt, da muß man lieber dieß Gift, den Stolz, als ein Gegengift gebrauchen. Ich weiß, es ist Gift für ihn. Ein Prinz von dieser Gemühtsart wird, wenn es gelingt, ihm den Hang zur Niedrigkeit durch den Stolz zu benehmen, stolz im hohen Grade und bis zur Unannehmlichkeit werden, weil man ihm zu der Zeit keinen andern Grund des Stolzes angeben kann, als daß er ein Fürsten-Sohn ist. Aber besser ist doch immer ein früh-stolzer als ein früh lüderlicher Prinz.

Von allen Vorſchlägen, die ich bisher getahn habe, wird keiner ſo leicht Eingang finden, als dieſer. Doch was ſage ich: Eingang finden? Er wird überflüſſig ſcheinen. Denn wer weiß nicht, daß es auch ohne beſondere Vorſchrift jedem Erzieher eines Prinzen zur Pflicht gemacht iſt, denſelben vor niedriger Vertraulichkeit mit Menſchen, die unter ihm ſind, zu bewahren? Aber wird denn alles, was für Pflicht gilt, deswegen beobachtet? Gelingt es auch allemal damit denen, die ihre Pflicht beobachten? Wann der Prinz durch ſeine Lebhaftigkeit ſeine durchlauchtigen Eltern amuſirt, aber dafür auch immerfort von allen, die ihm aufſtoſſen, amuſirt ſein will, und Menſchen aller Art glauben ſich ein Verdienſt zu machen, wenn ſie dazu beitragen, iſt es da auch immer in ſeiner Hofmeiſter und Aufſeher Macht, den Ton der Hofſpäſſe zu ſtimmen, wie er ſein ſoll? Können und dürfen ſie allen Unanſtändigkeiten vorbeugen, welche er nun von einem Hofſchranzen, nun von

einem Pagen, nun von einem rohen, wenn gleich vornehmen Krieger hört? Können sie wehren, daß der Prinz sich nicht in jeder Gesellschaft dieser Art angenehmer, als in der ihrigen, befinde? Und dann erfolgt das gar zu leicht, was ich in dem ersten Fragment dieses Abschnitts gesagt habe, daß der Prinz sich in dergleichen Gesellschaft und Unterhaltung immer besser gefällt, als in derjenigen, in welche er eigentlich gehört, und die Wege zu derselben mit Hintergehung seiner Aufseher zu finden weiß. Dann ist er auch so gut als verlohren, und alle Wiederkehr zur Tugend so gut als unmöglich.

Europa hat manchen seiner Prinzen in diesen Irrwegen in den größten Verfall gerathen sehen. Ich kann mir nicht verbieten, die traurige Geschichte eines dieser Prinzen zu schildern, wiewol ich ihn auch nach seinem Tode nicht näher auszeichnen mag. Von der Natur an Seele und Leib begünstigt, so sehr ein Mensch es sein kann, aber unter eine vielleicht zu strenge Auf-

ſicht geſtellt, wußte er früh die Wege zu Menſchen dieſes Gelichters, teils ſeinen Aufſehern unbewußt, teils in ſolchen Zwiſchenräumen zu finden, in welchen auch bei ſtrenger Aufſicht Bedienten der niedrigern Klaſſe einem Prinzen näher kommen dürfen. Die Folge davon war frühe Verſinkung in ſtumme Sünden. So lange bei ſeines Vaters Lebzeiten er noch unter einer gewiſſen Beobachtung blieb, und in ſeinem Betragen Fürſtenwürde zu beobachten angehalten ward, merkte man noch keinen Verfall an ihm, aber doch ſchon Ausbrüche einer Traurigkeit, die, wenn er ſie unerwartet äuſſerte, jeden Zeugen derſelben befremdeten. Als er durch den frühen Tod ſeines Vaters Herr ſeiner Handlungen und Vergnügungen ward, war er in leztern unerſättlich, aber ohne alle Wahl. Jede Art derſelben war ihm, ohne Rükſicht auf den Rang, den er zu behaupten hatte, willkommen. Auch die Nachtwache der Reſidenz ward zuweilen ein Gegenſtand des fürſtlichen Vergnügens in nächtlichen Kriegen, welche

er unerkannt mit ihr führte. Aber jedes Vergnügens ward er so, wie derjenigen Personen, bald müde, in deren Gesellschaft oder unter deren Führung er sie genoß. Immer drohete ihn Langeweile, und vorochmlich war sie sogleich da, wenn er sich der Geschäfte nicht entlegen konnte. Er erschöpfte dabei den Rest seiner Kräfte in Vergnügung des eigentlichen Geschlechtstriebes, welchem er als Prinz nicht hatte nachhängen können, und kehrte zu seinem ersten Laster zurük. Er überlebte sich selbst, und es bekümmerte ihn bis an seinen Tod nie lebhaft, als ihm die Regierungsgeschäfte aus den Händen genommen wurden. In diesem Zustande sah man vollends deutlich, woher sein Unglük rührte. Ich habe bei mehrern Menschen, welche durch jene Laster entnervt waren, bemerkt, daß sie die Geistesfähigkeiten und auch die Talente, die sie bis an den Zeitpunkt ihres gänzlichen Verfalls erworben hatten, nicht ganz verloren. Witz, Redseligkeit, Fertigkeit in den bis dahin erlernten Sprachen

verloren sich nicht ganz bei ihnen. Der Witz insonderheit behielt eben die Wendung, welche er in der Jugend angenommen hatte. So war es auch bei diesem Prinzen. Er behielt das alles, wie man es in seiner Jugend an ihm gekannt hatte. Insonderheit behielt er einen beissenden Witz, der am gewöhnlichsten in solchen Späßen sich äusserte, wie er sie jung von Pagen und Lakaien oder aufs beste von Hof- und Jagdjunkern gehört, und sich eigen gemacht hatte.

Aber zwei Dinge winken der Vorsorge gewissenhafter Erzieher sehr entgegen. Das erste hat bei sehr vielen, letzteres bei allen Prinzen Statt.

Jenes ist, wenn der Vater eines Prinzen selbst in der Liebe ausschweift. Dieß ist dann gewöhnlich mehr oder weniger bekannt, so daß es auch dem noch jungen Prinzen nicht verholen werden kann. Aber ich würde davon allein nicht viel fürchten. Hier haben zwei Fälle Statt. Entweder der durchlauchtige Herr Vater treibt das Ding so schaamlos, daß es zum lauten Aergernis

aller Gutdenkenden wird, oder in einem ſtillen, wiewol nicht ganz heimlichen Wege. In jenem Falle iſt es faſt als eine Folge zu erwarten, daß der Sohn, wenn ſonſt ein irgend guter Saame in ſeinem Herzen keimt, nicht in die Laſter ſeines Vaters übergehen werde. Ich habe in allen Volksklaſſen ſehr viele Beiſpiele geſehen, daß die Laſter der Väter nicht die Laſter der Kinder geworden ſind, wenn gleich dieſe im Ganzen keine Heilige wurden. Nicht leicht hat ein Vater ein Laſter deſſen Folgen nicht auf eine oder die andre Weiſe den Söhnen zu der Zeit unangenehm werden, da ſie noch zu jung ſind, als daß der Trieb zu eben demſelben bei ihnen rege werden könnte. Und dann iſt eine ſehr natürliche Wirkung davon bei dem Sohne Verluſt der Achtung gegen den Vater, und eine weitere Folge Widerwillen gegen das Laſter ſelbſt, das dem Sohne die Achtung, die er für den Vater haben ſollte, benommen hat. Selbſt wenn der Vater ſtille mit ſeinem Laſter iſt, ſo liegt auch darin ein faſt

gleicher Grund zur Erweckung eben dieſer Empfindungen bei dem Sohne. Man kann den Mann nicht herzlich hochſchäzzen, von welchem man weiß, daß er Fehler oder Laſter an ſich hat, und dieſe vor uns zu verſtekken ſich genötigt fühlt. Schon dieß allein giebt uns Anlas, uns über ihn hinaufzuſezzen, wenn wir gleich anderer Verhältniſſe wegen ihn äuſſerlich verehren müſſen.

Ich habe dies nur im Allgemeinen angemerkt. Aber bei Prinzen kommen noch zwei Umſtände hinzu, welche ihnen die Unzucht ihrer Väter unangenehm machen. Das erſte iſt, das die fürſtliche Mutter gewöhnlich unter der wilden oder auf einzelne Mätreſſen eingeſchränkten Liebe ihres Gemals leidet, und ihren Troſt in demjenigen Teile der häuslichen Glükſeligkeit ſucht, welcher ihr noch übrig bleibt. Dieſer iſt Sorge und Liebe für ihre Kinder. Sie nimmt alſo ſich ihrer Söhne mehr an, als ſie ſonſt tuhn mögte. Einer guten, verſtändigen, rechtſchaffnen Mutter ſchlägt es mit der Erziehung ihrer Söhne

so selten fehl, als selten es Vätern mit der Erziehung ihrer Töchter gelingt. Auch davon habe ich ungemein viele Beispiele gesehen; und getraue mich, die Ursachen davon aus einander zu sezzen, wenn hier der Ort dazu wäre. Dann unterbleibet es nicht, daß nicht der Sohn zuweilen die im Grunde gerechten Klagen seiner Mutter über das hörte, was sie durch die Ausschweifungen ihres Gemals leidet, und dieß sehr mächtig auf sein Herz wirkte.

Der zweite ist, daß der Prinz, wenn er aufs künftige denkt, auf die Last hinaus sieht, welche die natürlichen Kinder seines Vaters ihm künftig machen werden. Gewöhnlich lieben vornehme Väter jene mehr, als ihre ehelichen Kinder, und machen Verfügungen zu deren Versorgung, die ihren rechtmässigen Erben nicht anders als unangenehm sein können.

Ein zweites der Bewahrung eines Prinzen in der Reinigkeit der Sitten entgegenstehendes Hinderniß ist, daß Prinzen stark genähret werden, und

man freilich nicht anders als erwarten kann, daß jene physischen Triebe früh und gleich anfangs sehr stark bei ihnen aufwachen werden. Aber wie viele junge Menschen giebt es nicht in geringern Ständen, die sich sehr wol nähren, und dabei bis an ihren Ehestand züchtig und enthaltsam bleiben! Wenn jeder Mensch das aufrichtige Bekenntnis, warum er frühe irre gegangen sei, ablegte, so würde aus zehn vielleicht nicht Einer die Schuld auf die zu früh rege und ihm unwiderstehlich gewordnen Naturtriebe, sondern auf die Veranlassungen schieben, durch welche seine Einbildungskraft gereizt worden, oder auf die unmittelbare Verführung unzüchtiger Weibsbilder. Und diejenigen, welchen es gelungen ist, sich bis ins männliche Alter frei von Ausschweifungen zu erhalten, werden uns sagen, daß sie dieß der anhaltenden Anstrengung in den Beschäftigungen ihrer Jugend, verbunden mit hinlänglichen Leibesbewegungen, zu verdanken haben, daß sie der Verführung nie recht ausgesezt gewesen sind, daß

ihre Einbildungskraft nie zu einer gefährlichen Zeit gereizt sei, insonderheit aber, daß sie ihren Leidenschaften richtige feste Grundsäzze der Religion und der Moralität entgegen gesezt haben.

Religion! Also doch auch Religion! — So wird vielleicht mancher fragen, dem es aufgefallen ist, daß ich bisher gar nichts von der religiösen Erziehung eine Prinzen gesagt habe. Das habe ich nicht nur nicht gethan, sondern werde es auch nicht thun. Kein Mensch kann stärker als ich von der Wahrheit überzeugt sein, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nüzze sei, daß sie die Verheissungen beides dieses und des zukünftigen Lebens habe, und aufs kräftigste zur Erreichung der Zwekke des einen wie des andern leite. Aber sollte ich deswegen meine Schrift durch eine Darstellung des Zusammenhanges zwischen der Religion und fürstlicher Geschäftigkeit übervollständig machen? Sollte ich etwan, wie der Verfasser des Theodor, den fürstlichen Catechismus eines Mittelding

zwiſchen Chriſtenthum und Naturalismus entweiſen? Sollte ich etwan aus einander geſezt haben, welche von den vornehmſten chriſtlichen Confeſſionen die zuträglichſte ſei, um den Prinzen zu einem guten Geſchäftsmann zu machen? oder, welche insbeſondere den Lüſten des Fleiſches mehr oder weniger den Zügel anlege? Da hätte ich dann beiläufig erzählen können, wie vor Jahren ein Prinz die Religion änderte, weil ihm ein Geiſtlicher ſagte: Ew. Durchlaucht ſind ein ſo groſſer Sünder, und haben noch nicht Luſt, ſich von denen Sünden zu trennen, die Sie lieben. Aber Sie gehören einer Kirche an, in welcher es mit dem Vergeben der Sünde ſo leicht nicht zugeht. Treten Sie zu uns über. Da iſt dem gläubigen Bekenner die Abſolution täglich bereit.

Laß den Prinzen, für deſſen Erziehung ich Raht zu geben wage, ſein, von welcher chriſtlichen Gemeinde er wolle, ſo iſt, was ich darüber zu ſagen habe, dieſes: Gebt dem Prinzen warmes inneres Gefühl von denen Pflichten, welche die Religion

gebietet. Dann wird es auch leicht sein, ihm die Vorbereitung zu deren künftiger Erfüllung in wohlüberlegter Thätigkeit so angenehm als möglich zu machen. Ueberzeugt ihn insbesondere, daß ohne die Reinigkeit der Sitten, welche die Religion Jesu gebietet, keine wahre Gottesverehrung Statt habe, daß sie eine der ersten Voraussezzungen sei, unter welcher einem Menschen, welches Standes er auch sein mag, sein Streben nach wahrer Vollkommenheit gelingen könne. Bewahrt ihn insonderheit vor dem Gedanken, als wären die Foderungen der Religion minder strenge an die Grossen der Erde, als an die Niedern im Volk, als liege schon in dem Uebersehen ihrer Laster, in dem Stillschweigen andrer Menschen darüber eine Entschuldigung derselben, wenn sein Gewissen ihn nicht von Vorwürfen frei spricht. Könnt ihr es dahin bringen, daß er, wie einst Joseph in dem Gefühl einer Religion, für die noch kein Catechismus geschrieben war, bei den ersten Versuchungen zu Sünden

der Unreinigkeit zu ſich ſelbſt ſpricht: wie ſollte ich ein ſolch Uebel tuhn und wider Gott ſündigen! ſo habt ihr alles gewonnen, was ihr für euren guten Zwek wünſchen könnt. Dann iſt euer jezt junger Prinz auf lange Zeit vor Verführung ſicher, und läuft auch dann noch weniger Gefahr, wann ſein Eintritt in die groſſe Welt ihm von den Laſtern der Groſſen mehr zur Wiſſenſchaft bringt. Sein jugendlicher Abſcheu vor denſelben wird ſich freilich mindern, je öfter er mit ſolchen vornehmen, zum Teil ganz ſchaamloſen Sündern zuſammen kömmt, denen er dieſen Abſcheu nicht bemerkbar werden laſſen darf. Das iſt das Schikſal aller in der reinſten Unſchuld erzogenen Menſchen. Ohne auf die Laſter ſelbſt ſich einzulaſſen, werden ſie allgemach mit Menſchen bekannt, welche dieſe Laſter ungeſcheut treiben, werden mit ihnen unter ſolchen Umſtänden bekannt, in denen ſie ſich genötigt ſehen, ihr Mißfallen an dem Laſter und dem Menſchen ſelbſt zu unterdrücken. Dieß verwöhnt

ſie allgemach, und leitet ſie zum wenigſten zu einer gewiſſen Laſter-Toleranz (ſo werde ich ſie nennen dürfen) über. Aber von dem geminderten Abſcheu an dem Laſter, wie an dem Laſterhaften, iſt es doch noch ein groſſer Schritt bis zu dem Gefallen an eben demſelben, und noch ein gröſſerer Schritt bis zum Mitbegehen in eben der Schaamloſigkeit, mit welcher einzelne von dieſen illüſtren Sündern ihr ſchändliches Unweſen treiben.

Aber was läßt ſich noch hoffen, wenn der Prinz bis zu der Zeit, da Blut und Lüſte in ihm zu ſchäumen anfangen, von Seiten der Religion und Moralität verſäumt iſt, vielleicht ſeinen Catechismus nach alter Weiſe gut gelernt, aber kein Gefühl von den liebenswürdigen Pflichten der Religion gewonnen hat; wenn er täglich die Ausſchweifungen ſeines Vaters erfährt, aber unter den ſcheuen oder mit dem Fürſten verwilderten Hofleuten kein Wort des Tadels hört;

wenn er keine Mutter hat, welche allein noch ihm das Wahre ſagen mögte, wenn ſelbſt ſeine Erzieher nicht ernſthaft darüber mit ihm reden dürfen, nicht mehr dem Eindruk entgegen zu wirken wagen, den das Beiſpiel des zügelloſen Vaters auf den Prinzen gemacht hat? Ich antworte: da iſt alle Hofnung verloren. Der Prinz wird werden, was ſo viele Prinzen unter dieſen Umſtänden geworden ſind, und mein gutgemeintes Schriftchen kann weder für ihn, noch für ſeine Erzieher nüzlich werden.

Ende der Fragmente des zweiten Abſchnitts.

V.

Guter Raht

bei

verschiedenen Fehlern der Augen.

In dem dreissigsten Jahre meines Lebens litten meine bis dahin vollkommen gesunden und äusserst scharfsichtigen Augen zuerst an einer Schwäche, welche sie bis jezt nicht verloren haben, und von welcher vollends frei zu werden ich schon lange nicht mehr hoffe. Diese Schwäche machte mich bei dem ersten und dem drei Jahre nachher erfolgenden zweiten Anfall höchst unglüklich durch den erzwungenen Müssiggang, in welchen sie mich versezte, noch mehr aber durch die traurige Besorgnis, in der Mitte meines Lebens den Beschäftigungen meiner Bestimmung und aller mir bis dahin lieb gewordenen Thätigkeit durch gänzliche Erblindung ein Ende gemacht zu sehen.

Nicht nur ich, sondern alle Aerzte, zu welchen ich damals meine Zuflucht nahm, waren irre über die Ursache und das zu vermutende Ende dieses Uebels. Auch noch bin ich von der Ursache nicht allerdings gewiß. Der erste Anfall entstand, als ich mit einem damals angekauften Spiegel-Teleskop von 5 Fuß Länge, einem Instrument, dergleichen damals noch wenig in Deutschland erschienen war, öfter aus Gefälligkeit für die Neu- oder Wiebegierde meiner Bekannten oder Freunde, als zu meiner eignen Belehrung, meine Augen, insbesondere das linke, übertrieben oft beschäftigte. Die in mancher Stunde zwanzig und mehr mal nötige Umstellung meines Auges, wenn ich das Object zum Dienst meiner Feunde nun in den Focus brachte, dann aufstand, und ins Freie sahe, dann wieder herbei gerufen ward, weil das in der mechanischen Einrichtung schlecht beschaffne Instrument sich verrükt hatte, oder die Beschauenden das wegrükkende Object nicht zu verfolgen verstanden, das war eine Arbeit, die auch das

gesundeste Auge nimmer aushalten kann. Aber der zweite Anfall rührte unstreitig von überhäufter literarischer Arbeit her. Denn damals hatte ich dieß mir so schädlich gewordene Instrument seinem ersten Besizer bereits wieder abgetreten. Doch habe ich auch erfahren, daß das Uebel mit der einige Jahre darauf mich überfallenden schweeren Hypochondrie und Nervenschwäche in keinem Zusammenhange stand. Denn in dieser fast zehnjährigen traurigen Periode war der Zustand meiner Augen besser, als jemals seit dem ersten Anfall.

Alle mir damals vorgeschlagene Curen giengen auf Reinigung der Säfte, wiewol in meinen Augen sich nie die geringste Spur von Entzündung zeigte. Ich unterwarf mich nicht nur denselben willig, sondern wählte auch manche solche Cur selbst. Man wird mir kein Mittel dieser Art nennen können das ich nicht begierig und anhaltend gebraucht hätte. Bei dem zweiten Anfall war ich, ungeachtet des Bewußtseins

meiner Enthaltſamkeit von allen Vergehungen, welche die Speichel-Cur rahtſam machen konnten, feſt entſchloſſen, auch dieſer mich zu unterwerfen. Denn ich hatte gehört und geleſen, daß man durch dieſes Mittel den ſchwarzen Staar, welchen ich ſchon für unabwendlich hielt, zuweilen gehoben habe. Aber weil Boerhavens Buch von Augenkrankheiten mir ſo wenig Hofnung von einem guten Erfolge gab, entſchloß ich mich für das Haarſeil. Auch dieß war gewiß für mein Augenübel unnötig. Aber ſehr wahrſcheinlich habe ich demſelben die Fortdauer meines Lebens bis iezt zu verdanken. Eine oft wiederkehrende Engbrüſtigkeit und ein Blutauswurf, bald ohne bald mit dieſer Engbrüſtigkeit, verloren ſich nach einem halbjährigen Gebrauch des Haarſells gänzlich. Doch dachte ich damals gar nicht darauf hinaus, als mich blos die Furcht wegen meines Geſichts zur Erwählung dieſes von den Aerzten unſrer Gegend zu ſelten angewandten, doch noch mehr von den Kranken geſcheueten Mittels nötigte.

Allererſt nach Beiſeiteſezung aller Arzneimittel ward ich klug genug um einzuſehen, daß ich mein Geſicht nur durch behutſamen Gebrauch meiner Augen in die Länge würde erhalten können. Dieß iſt mir gelungen. Ich ſehe und benuzze nun ſchon zwei und dreiſſig Jahre das Tageslicht, ſeitdem ich es für entſchieden anſah, daß aller Gebrauch deſſelben für mich bald aufhören würde. Ich hoffe es noch ſo lange zu ſehen, als mir Gott das Leben friſtet. Das aber weiß ich auch gewiß, daß mein Geſicht nicht ohne die Behutſamkeit in deſſen Gebrauch, und ohne die Hülfsmittel zu dieſem behutſamen Gebrauch, welche anzuwenden ich allmälich lernte, ſich bis iezt würde erhalten haben. Denn mein rechtes Auge hat einen weſentlichen Fehler, welcher vielleicht von einem unbehutſamen Gebrauch deſſelben bei einer Sonnenfinſterniß im Jahr 1753 herrührt. Ich ſahe einige Tage nachher alle Gegenſtände mit einem rothen Streife belegt. Als dieß ſich verloren hatte, ſah ich in allen langen Gegen-

ſtänden hie und da gekrümmte Teile, demnächſt die ganzen Gegenſtände ſchlangenförmig gekrümmt; und nun ſehe ich ſeit einigen Jahren mit dieſem Auge allein alles, wie durch die Fächer eines Multiplications-Glaſes, aber nicht vielfach, ſondern teilweiſe, verſchoben, und bei hinlänglich ſtarkem Licht die Buchſtaben klar und gröſſer, aber ſo durch einander geworfen, daß ich keine Zeile in Zuſammenhang bringen kann. Wenn ich Menſchen anſehe, ſo werfen ſich Augen, Naſe und Mund ſo durch einander, daß mir das ſchönſte Geſicht zur häßlichſten Caricatur wird. Dieß deutet mir auf eine Austroknung der Linſe dieſes Auges, bei welcher deſſen Oberfläche die Ründung verloren hat und ekigt geworden iſt. Aber bei dem kleinen Reſte des Lichtes, welcher in nicht mondhellen Nächten noch übrig bleibt, iſt mir das linke Auge um nichts brauchbarer, als das rechte. Denn in beiden iſt ſeit dem erſten Anfall des Hauptübels ein ſtarker Grad desjenigen Fehlers verblieben, den man Hämeralopie

(Fähigkeit, nur bei Tage zu ſehen) benennt. Bei künſtlichem Lichte erkenne ich keinen Gegenſtand deutlich, als bei einem gewiſſen Grade des Lichtes und in einer gewiſſen Entfernung und Lage gegen das Auge. Wenn ich irgend jemand des Abends in Geſellſchaft oder im Beſuche zuerſt ſehe, ſo erkenne ich ihn gewiß im Tageslicht nicht wieder, und dann am wenigſten, wenn er mir ſehr nahe geſeſſen hat. Mein Uebel beſteht eigentlich in einer groſſen anhaltenden Reizbarkeit der Nervenhaut im Auge. Dieſe feinen Nerven befinden ſich in einer beſtändigen Zitterung, wie ich glaube beſtimmen zu können, in der Gegend, wo der Sehnerve ins Auge tritt. Das Licht, ſo wol das natürliche, als das künſtliche, muß eine beträchtliche Stärke haben, um mir empfindbar zu werden. Dann aber, wenn dieß Licht recht lebhaft ſie gerührt hat, ſpielen ſie lange in derſelben Art nach, wie ſie von dem Bilde der Sache, die ich betrachtete, gerührt waren. Ich habe eine beſtimmte Erfahrung ge-

habt, daß ich das Bild eines Bauriſſes nach wenigſtens zehn Minuten in meinem geſchloſſenen Auge noch fand, da mir der Gedanke an den Gegenſtand lange verflogen war. Ich habe dieſe und andre Erfahrungen in einer kleinen lateiniſchen Schrift: Tractatus duo optici Hamb. 1783. 8. pſychologiſch betrachtet.

Ich kann nicht umhin, eines Zufalls zu erwähnen, der mit ienem alten Uebel vielleicht in keiner Verbindung ſtand, welcher aber die behutſame Vorſorge für die Erhaltung meines Geſichts ſehr vermehrte, und mich auf manche derjenigen Maasregeln ſpät leitete, welche ich in dieſem Aufſaze angebe. Vor funfzehn Jahren, als ich noch nicht aufgehört hatte, von Mittel zu Mittel wider die Reſte meiner Hypochondrie zu irren, hatte ich an einem Winter-Abend Aloetiſche Pillen genommen. Die Folge davon war am folgenden Morgen ein ſo ſtarker Ausbruch der Hämorrhoiden, als ich ihn vorher niemals gehabt hatte, der aber auch bis iezt der lezte geblieben iſt. Ich

befand mich dabei ſehr wol, und hatte von ſechs Uhr Morgens bis zehn Uhr ſtark gearbeitet. Nun ſaß ich müſſig unter meiner Familie in einem Zimmer, in welches der Schnee, der in meinem Garten lag, ein falſches Licht warf. Von dem Schnee hatte ich die Augen weggewandt. Allmälich bedekten kleinere, bald aber groſſe graue Wolken mit nur kleinen Zwiſchenräumen, in welchen mir noch etwas ſichtbar blieb, meinem Geſichte alle Gegenſtändr. Meine Frau bemerkte meine Unruhe. Was ich ſo lange befürchtet habe, ſagte ich ihr, erfolgt iezo. In dieſem Augenblik werde ich blind. Zugleich erinnerte ich mich, daß ich zu wenig gefrühſtükt hätte. Ich ließ mir Brod, Butter und Wein, den ich ſonſt nie am Morgen trinke, bringen, genos nicht wenig davon, und nun verſchwanden zwar die Wolken. Aber ſtatt deren ſahe ich noch lange glühende Züge, wie die Striche eines deutſchen geſchriebnen m oberhalb im Auge, folglich auf dem untern Teile der Nezhaut, hin und wieder fahren. Meine Augen

blieben ſechs Monate durch ſo empfindlich, daß ich ſie faſt gar nicht brauchen durfte. Aber die Wolken zeigten ſich niemals, und die glühenden Züge nur Einmal wieder. Dieß war ein nicht zu verkennender Anfall des ſchwarzen Staars, folglich ernſthafter, als alles, was ich vorher oder nachher an meinen Augen erfahren habe. Da ich von dieſem Uebel, dem unheilbarſten unter allen Augen-Uebeln, nicht weiter reden werde, ſo will ich nur anmerken, daß wir doch in unſern Zeiten weit beſſer daran ſind, als ehemals, da alle Aerzte bei dem Ausbruch deſſelben faſt gar keinen Raht zu geben wußten, ſelbſt noch zu Boerhaves Zeiten, wie man aus ſeinem ſchon angeführten Buche ſehen kann. Aber mein Beiſpiel beweiſt auch, daß es auf ſchnelle Entſchlieſſung ankömmt. Mein Hülfsmittel war freilich keine eigentliche Medicin, aber für den Augenblik gewiß das beſte.

Aber noch trauriger ward für mich die lezte Hälfte des 1785ſten Jahrs. Ich war nun auch

taub, so taub, daß ich, wenn ich dicht unter den Thürmen unsrer Stadt stand, den Schlag der Stundenglokke nicht mehr hören konnte. Kaum hörte ich noch, wie dieß allen Tauben leichter ist, die schrilleren Töne kleinerer Glokken. Jedermann mag sich den traurigen Zustand gedenken, in welchen mich bei dem doch immer sehr bedenklichen Zußande meiner Augen dieser beinahe entschiedene Verlust des Gehörs versezte. Nur daß die Taubheit noch abwechselnd war, erhielt mich bei einigem Mute. Und in der Taht verlor sie sich im fünften Monate gänzlich nach einer Cur, welche mein Freund, Herr D. Heise, ganz auf den Unterleib richtete. Doch war dieß Uebel vielleicht eine Wirkung des kalten feuchten Sommers dieses Jahrs. Fünf meiner Freunde und Bekannten waren um eben die Zeit damit behaftet, wurden aber auch alle davon wieder frei. Zwei derselben haben Rükfälle des Uebels, doch ohne lange Dauer, gehabt, ich aber gar keinen. Ich kann mir nicht verbieten, anzumerken, daß das Uebel

in denen Drüſen, die das Ohrenſchmalz geben, ſeinen Siz zu haben mir ſchien, wiewol die erſte Urſache gewis tiefer lag. Bei dem erſten Anfall entſtanden von Zeit zu Zeit kleine Blaſen im Ohre, die, wenn ſie brachen, nur Waſſer von ſich gaben. So wie ſich während der Cur das Ohrenſchmalz wieder einfand, und nach und nach mehr Conſiſtenz und Farbe gewann, wurden die Zwiſchenzeiten, in denen ich beſſer hörte, öfter und länger, und endlich verlor das Uebel ſich ganz.

Es iſt nicht Schwazhaftigkeit eines Kränklichen, die mich bei dieſer Erzählung ſo lange verweilen macht. Denn ich bin iezt, Gott Lob! geſunder als iemals. Sonſt weis ich gar wol, es geht den Kränklichen, wie den unglüklichen Spielern. Beide wollen immer gern von ihrem Unglük erzählen, und niemand mag ſie hören. Ich aber glaubte, nachſtehendem Aufſazze den Beweis voranſchikken zu dürfen, daß meine Erfahrungen alt, und die Veranlaſſung dazu für mich ſehr ernſthaft geweſen ſei. Schon vor fünf Jahren glaubte ich, vielen einen Dienſt zu tuhn,

wenn ich meine Beobachtungen und die dieſen gemäß erwählten Hülfsmittel bekannt machte, durch welche ich mein Geſicht bis daher in einem Zuſtande erhalten habe, mit welchem ich zufrieden ſein kann. Ich ließ dieſelben in den Hamburgiſchen Addreß-Comtoir Nachrichten abdrukken, wo ſie in dem 25ſten bis 28ſten Stükke des Jahres 1785 zu leſen ſind. Mir entſtand damals bald die Ueberzeugung, daß ich vielen an ihren Augen leidenden einen Troſt gegeben hätte, welchen ich mir bei dem Ausbruch meines Uebels gewünſcht haben mögte. Es gelangten bald ſehr viele Briefe an mich, in denen man nähere Belehrung bei mir ſuchte; freilich zum Teil in ſolchen weſentlichen Uebeln, für welche ich keinen Raht zu geben weis. Ich entſchlos mich alſo ſchon damals, meinem guten Raht mehr Ausführlichkeit und mehr Publizität zu geben, als welche derſelbe in einem wöchentlichen Blatte haben konnte, zumal da er in vier Stükke deſſelben verteilt war. Dieß glaube ich nun am beſten in dieſer Sammlung

tuhn zu können, deren Ueberschrift: Erfahrungen, völlig auf dieß Schriftchen zutrift. Ich wünsche einem jeden meiner Leser Glük, welcher diese Erfahrungen zu lesen nicht nötig hat. Aber sollten deren wol gar viele sein, die so ganz ihrer Augen wegen unbesorgt sein dürften, und denen der Trost und Rahr eines Mannes nicht willkommen wäre, der ihnen sagen kann: vor dreissig Jahren befürchtete ich mehr, als Ihr fürchten dürfet, und sehe nicht nur noch, sondern bin auch seit der Zeit nicht viel weniger tähtig gewesen, als ich es ohne dieses Uebel gewesen sein mögte.

Welchen Einflus der Zustand meiner Augen auf die Beschäftigungen der zweiten Hälfte meines Lebens gehabt habe, wie ich deswegen Kenntnisse, die mir bis dahin sehr lieb waren, teils mehr, teils weniger habe aufgeben, urd andre Gegenstände meiner Tähtigkeit wählen müssen, davon zu reden werde ich nähern Anlas in einer Schrift haben, welche den dritten Band dieser Sammlung gröstenteils ausfüllen wird.

Wer des tierische Auge einigermassen kennt, wer nur so viel davon weis, als man in wenigen Minuten bei der Durchschneidung eines tierischen Auges lernen kann, sieht bald ein, daß es ein so zartes, ein aus so vielen Teilen zusammengesezтes Glied des tierischen Körpers und so unendlich vielen Unfällen und Zerrüttungen seiner Teile ausgesezt sei, bei deren Möglichkeit man sich wundern muß, wie es doch mit dem langen Leben so manches Menschen noch in hinlänglicher Brauchbarkeit ausdauern könne. Wenn gleich Erblindung ein Unfall ist, welcher bei sehr hohem Alter gewöhnlich erfolgt, so giebt es doch viele Ausnahmen. Hier lebt iezt eine hundert und zehnjährige Frau, deren Gesichte noch nichts abgeht. In der Taht hält es mit dem Leben so manches weit kürzer lebenden Tieres selten aus. Ein Hund wird selten alt, ohne blind zu werden. Die Pferde werden es noch früher in Folge von

manchem Verſehen, welches in deren Fütterung, Pflege und Gebrauch begangen wird. Von anderem Hausvieh, das man jung ſchlachtet, um es zu verzehren, reichen die Erfahrungen nicht bis an ihr hohes Alter. Es wird wenigſtens aus jenen Erfahrungen wahrſcheinlich, daß dieſer Teil des tieriſchen Körpers bei keinem andern Tiere ſo lange mit dem übrigen Körper ausdaure, als bei dem Menſchen, ungeachtet kein Tier ſeine Augen auf eine ſo mannigfaltige und oft ſchädliche Weiſe braucht, als der Menſch.

Indeſſen bleibt nicht leicht bei einem lange lebenden Menſchen das Auge in ſeinem urſprünglich guten Zuſtande. Nur der Kurzſichtige hat ſich einer Beſſerung ſeines Geſichts aufs Alter zu erfreuen, wenn die Teile deſſelben ihre zu ſtarke Rundung allmälich verlieren, und er aufs Alter fernſichtiger wird. Dann kann er allererſt eine Ueberſicht der ſchönen Natur mit genieſſen, die der Fernſichtige von Jugend auf genos, aber auch dann noch genießt, wenn er zum Erkennen naher

und kleiner Gegenstände seine Brille zu Hülfe nehmen muß. Wir Fernsichtige sind doch im Ganzen besser daran, und, ungeachtet ich nun schon seit siebenzehn Jahren eine Brille beständig bei mir führen muß, so mögte ich doch dafür nicht derer vielen Freuden entbehrt haben, die mir meine Fernsichtigkeit von Jugend auf in dem Anblik der schönen Natur gewährt hat, und noch so oft gewährt. Ich würde mich selbst in der Erinnerung der durchs Auge genossenen Vergnügungen trösten, wenn, wie ich doch immer fürchten muß, mein Gesicht nicht mit meinem Leben aushalten sollte, wiewol ich fest überzeugt bin, daß diese Gefahr mir weniger drohen würde, wenn ich von Jugend auf kurzsichtiger gewesen wäre. Man erlaube mir bei dieser Veranlassung eine kurze Ausschweifung.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß Blinde ihres Uebels gewohnter und zufriedner mit ihrem Zustande werden, als jemals Taube es zu werden pflegen. Und doch ist wol kein Mensch, der, wenn

er von beiden Uebeln Eins wählen sollte, nicht lieber wählte, stoktaub, als stokblind zu werden. Freilich ist das Vergnügen, welches uns das Gesicht gewährt, grösser und lebhafter, als dasjenige, zu welchen uns das Gehör verhilft. Ich sezze den Umstand bei Seite, daß der Taube bei weitem nicht so sehr zu den mannigfoltigen Geschäften des Lebens nuzähig wird, als der Blinde, und daß eben daraus für manchen Blinden Kummer und Sorgen der Nahrung entstehen, welche den Tauben gar nicht drükken. Unter der Vorausseszung also, daß der Blinde nicht mehr Mangel habe oder besorge, als der Taube, scheint mir die Sache aus folgendem Umstande sich leicht erklären zu lassen: die Freuden des Gesichts sind zwar viel grösser und lebhafter, aber die Vergnügungen durchs Ohr sind häufiger und öfterer. Jene dienen also wenig oder selten zur Verkürzung der Zeit, diese desto mehr. Wenn ich mich durchs Gesicht lebhaft vergnügen will, muß ich die Gegenstände dazu aufsuchen, aber zu den Vergnü-

gungen durchs Gehör entstehen die Veranlassungen einem jeden, der den Umgang mit andern Menschen liebt und ihn sich gut ausgewählt hat, in jeder Unterredung. Hagedorn sagte von seinem Mädchen:

Sie giebt mir gröſſre Freude,
Doch öftre giebt der Wein.

Um unser Leben mit Zufriedenheit hinzubringen, sind uns öftere Freuden minder entbehrlich, als die gröſſern. Der Blinde verliert die gröſſern Freuden und vermißt sie weniger; der Taube entbehrt der öftern, vermißt sie immer und findet kein Mittel, sie hinlänglich zu ersezzen. Freilich kömmt es auf die vorgängige Beschäftigungen des einen und des andern an. Hat der Taube immer im Umgange und selten im Lesen seine Aufheiterung gesucht, so wird er desto misvergnügter werden, es sei denn, daß ihn sein Uebel zu dem leztern als einer Ressourze leitet. Hat der Blinde eine ähnliche Lebensart geführt, so entgehen ihm die Vergnügungen des Umgangs

nicht, und er findet allenfalls zu einem Vorleser Rath, und schiebt noch blind eine Art des Vergnügens ein, das er vorher nicht benuzte. Selbst der Gelehrte darf nicht ganz den Wissenschaften, und der Geschäftsmann nicht jedem Geschäfte entsagen. Wie viel hat nicht noch Euler nach seiner frühen Erblindung geschrieben, und eben so gut geschrieben, als seine früheren Schriften waren! Mein Grosvater mütterlicher Seite war General Superintendent in Harburg, und erblindete in einem Alter von funfzig Jahren. Dieß störte ihn jedoch in allen seinen Geschäften nicht. Nur die seiner Pfarre machten ihm, als er bald siebenzigjährig ward, einen Gehülfen notwendig. Dazu kömmt, daß nur wenig Menschen völlig taub werden. Sie glauben also, dem aus dem Umgang geschöpften Vergnügen nicht völlig entsagen zu dürfen, wissen selbst nicht, wie viel Mühe sie denen machen, welche ihnen zu diesem Vergnügen verhelfen sollen, und werden verdrieslich, wenn man sie nicht so, wie sie es vorhin gewohnt

waren, in der Teilnehmung an allen Unterredungen erhält. Auch das unterbleibt nicht, daß man ſich erlaubt, in Gegenwart eines Tauben manches zu reden, was man ſonſt nicht vor ſeinen Ohren ſagen würde. Dies entgeht ſeiner Aufmerkſamkeit ſelten, und er argwohnt es auch dann ſehr oft, wann man deswegen nicht laut genug für ihn ſpricht, weil der Gegenſtand der Rede ihn nicht intereſſirt. Ich habe manchem Blindgewordnen dieß alles zum Troſt geſagt, wenn ein ſolcher in der Gewisheit ſeines Uebels ſehr troſtlos war, und habe bald geſehen, daß ein ſolcher ſich an ſeinen Zuſtand gewöhnte, zumal, wenn er eine Familie oder Freunde hatte, die ſich ſeiner Unterhaltung noch ferner annahmen. Doch es iſt Zeit, mich zu erinnern, daß ich nicht für wirklich Blinde ſchreibe, ſondern für ſolche, die es zu werden beſorgen.

Weil ich ſchon von der Kurzſichtigkeit geredet habe ſo will ich zuerſt von deren mir wahrſcheinlichen Urſachen reden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich ſie für einen Fehler halte, der bei den meiſten

Menſchen von den Umſtänden ihrer erſten Erziehung hirrührt. Wahr iſt es, daß ſo mancher Menſch mit Augen geboren wird, die ihrem Bau nach durchaus kurzſichtig ſein müſſen. Man ſieht es ihnen ſogleich an der gar zu zu ſtarken Ründung der Hornhant an. Die Ründung der Linſe ſelbſt, welche man nicht von auſſen beurteilen kann, iſt eine zweite natürliche Urſache der Kurzſichtigkeit. Mit dieſer beſſert es ſich gewöhnlich mit dem Alter, und Augen der Art, welche erſt ſpät ſich der Fernſichtigkeit nähern, ſind die dauerhafteſten. Mit jener Urſache aber ändert es ſich zu wenig, und der wegen der Ründung ſeiner Hornhaut Kurzſichtige bleibt es ſein ganzes Leben durch. Aber das iſt doch eine ſehr gemeine Bemerkung, daß man unter Leuten, die von Jugend auf in freier Luft viel gelebt haben, inſonderheit aber unter ſolchen, deren früh erwälte Lebensart ſie faſt beſtändig in freier Luft erhält, als Seeleuten und Fuhrleuten, keine Kurzſichtige antrift. Sie ſind ſo ſcharfſichtig in die Ferne,

daß man darüber erſtaunen muß. Ich will die mir einleuchtenden Urſachen davon angeben.

Wer etwas mit der Optik bekannt iſt, weis, daß das Auge die Gegenſtände in der Nähe und Ferne nicht ſehen könne, ſo daß es dabei unverändert bliebe. Es muß eine Umſtellung der Teile deſſelben vorgehen, damit das Bild des nähern, wie des fernern Gegenſtandes, ſich auf der Nezhaut deutlich entwerfen könne. Wenn ich jezt einen Gegenſtand nahe vor dem Auge mit Deutlichkeit betrachtet habe, und ihn dann nur um Einen Fuß weiter rükke, ſo mus nohtwendig die Linſe der Nezhaut näher ſtehen, wenn ſich das Bild des entferntern Gegenſtandes deutlich auf dieſer entwerfen ſoll. Wie dieſe Umſtellung des Auges geſchehe, wiſſen wir nicht. Es kann geſchehen, indem der ganzen Ball des Auges durch den Druk der Muskeln ſeine Figur verändert, die dann länglichter wird, wann der Gegenſtand dem Auge näher, und kürzer, wann er ferner ſteht. Oder die Linſe entfernt ſich bei kürzerer,

und tritt zurük gegen die Nezhaut bei grösserer Entfernung. Wahrscheinlich geschieht beides, und eins hilft dann zum andern. In jüngern Jahren hatte ich es in meiner Macht, meine Augen, die immer fernsichtig waren, umzustellen, daß sie kurzsichtig wurden. Jezt kann ich es nicht mehr, da sie gar zu fernsichtig sind. Aber wie ich es gemacht habe, ob durch eine Zusammendrükkung des ganzen Auges, daß es länglichter ward, oder durch eine Verrükung der Linse im Auge? weis ich nicht. Jedermann wird es fühlen, daß, wenn er einen Gegenstand dem Auge sehr nahe bringt, er diese Umstellung bewirken müsse, ehe ihm derselbe deutlich erscheint, und daß ihm diese zulezt unmöglich werde, wenn derselbe dem Auge gar zu nahe kömmt. Es ist leicht einzusehen, daß die Muskeln, welche zu dieser Umstellung des Auges beim Näher- und Ferner-Sehen mitwirken, früh dazu gewöhnt werden müssen, und daß das Auge dieß nicht erlange, wenn es die Gegenstände immer in

einerlei Entfernung sieht. Die Umstellung des Auges zum Nahe-Sehen scheint deswegen mehr Schwierigkeit zu haben, weil sie im Alter gar nicht mehr gelingen will. Aber wenn ein junges Auge gar nicht zu der Umstellung gewöhnt wird, durch welche die Linse der Netzhaut näher tritt, um von einem entfernten Gegenstande ein deutlich Bild auf derselben abzuwerfen, so will dieß auch nachher nicht mehr gelingen. Dieß erklärt hinlänglich, warum unter den Kindern der Landleute so selten ein Kurzsichtiges gefunden wird. Wann dann deren spätere Lebensart sie nötiget, oft und mit Aufmerksamkeit in die Ferne zu sehen, so gewinnen sie mehr und mehr Schärfe des Gesichts. Es scheint auch, als wenn der öftere Gebrauch der Augen in freier Luft denselben diese Geschmeidigkeit so erhalte, daß sie nicht, auch aufs Alter nicht, blos fernsichtig bleiben. Man wird in einer Dorfkirche wenig Brillen auf den Nasen alter Bauern sehen, wenn sie ihre Gesang- und Gebetbücher lesen, wiewol doch jezt ein

jeder Bauer bald zu einer Brille zu gelangen weiß, wenn er ein Bedürfnis derſelben fühlt.

Zum Deutlichſehen wird für den, der noch beide Augen brauchen kann, nötig, daß in jedem Auge das Bild auf eine Gegend der Nezhaut fallen, welche einerlei Lage in Abſicht auf den Sehener-vin hat. (Man nennt dies correſpondirende Punkte der Augen.) Wer nicht ſchielt, darf nur die Augen auf einen Gegenſtand richten, dann aber eines von beiden Augen mit dem Finger verſchieben; ſo wird er in jedem Auge ein beſonderes Bild des Gegenſtandes haben. Oder er ſtelle zwei Lichter in eine Linie, doch in der Entfernung von einigen Fuſſen hinter einander. Richtet er dann beide Augen auf das vördere, ſo ſieht er das hintere doppelt: richter er ſie auf das hintere, ſo wird ihm das vördere doppelt erſcheinen. Je gröſſer der Winkel wird, den dieſe Aren bei nahen Gegenſtänden machen, deſto ſchweerer wird dieſe Stellung. Es iſt eine unter Kindern gewöhnliche Poſſe, daß ſie ſich bemühen,

ihre Nase zusehen, und sich auffodern, dieß eins dem andern nachzutuhn. Dies hat sein Böses und sein Gutes. Das Böse ist, wenn sie es zu oft, und dem Auge Gewalt antuhn. Das Gute ist, daß die Augen in dieser Richtung ihrer Achsen auf einen nahen Gegenstand geübt werden, welche doch immer mehr Schwierigkeit hat, als die Stellung auf entferntere Gegenstände.

Es ist leicht einzusehen, daß ein Auge, wenn es in der Jugend alle ihm angebotene Gegenstände in einer fast immer gleichen Entfernung sieht, diejenige Biegsamkeit der Teile nicht erlange, welche zu dieser ohn Unterlaß erfoderten Umstellung des Auges nötig ist. Kinder, die in der Stadt erzogen werden, kommen in den ersten Jahren ihres Lebens selten von ihrer Kinderstube, und diese Stube ist gewöhnlich das kleinste Zimmer im Hause; schon gros, wenn es zwölf Fus im Quadrat hält. Die Amme wählt gewöhnlich die Mitte des Zimmers, um ihren Stuhl dorthin zu pflanzen, wenn sie das Kind wachend auf ihrem

Schoos oder ihren Armen hält. Die gröſste Entfernung, in welcher das Kind ſieht, mag alſo ſechs oder acht Fuß ſein. Aber es wird doch mehrenteils mit Gegenſtänden unterhalten, mit welchen man ihm nahe vor den Augen umher ſpielt. Wenn die Amme oft mit dem Kinde ans Fenſter tritt, ſo iſt es ſchon beſſer. Aber wenn die Kinderſtube ſo liegt, daß man aus dem Fenſter nichts als nahe nachbarliche Wände erblikt, wo auch kein anmerklicher Gegenſtand das Auge des Kindes anzieht, und es veranlaßt, daſſelbe auf einer etwas gröſſere Ferne zu ſtellen, ſo hilft auch das nicht viel.

Dies iſt ein wichtiger Punkt in der körperlichen Erziehung, von welchem ich nicht weiß, ob er in Büchern, die von derſelben handeln, bisher beachtet ſei. Ich bin ſehr gewiß, daß, wenn man für ſtädtiſche Kinder die Kinderſtuben gehörig wählte, ſo daß, wenn ſie auch klein ſind, die Kinder doch eine ſo viel möglich weite Ausſicht genieſſen, und die Ammen anwieſe, ſie fleiſſig ins

Weite sehen zu lassen, wo nnd wann sie dazu gelangen können, man unter diesen nicht mehr Kurzsichtige finden würde, als unter den auf dem Lande erzogenen. Meine Kinder sind unter diesen Umständen alle fernsichtig gewordtn, ausser einem, das in seiner Jugend eine langwierige Augenkrankheit hatte. Denn diese nötigt ein Kind, das Tageslicht zu vermeiden, immer vor sich nieder auf nahe Gegenstände zu sehen; und, wenn dieß lange dauert, so verwöhnt sich das Auge, daß es nach geheilter Krankheit sich nicht mehr gehörig auf ferne Gegenstände stellen kann.

Ich habe auch manche Personen gekannt, die in ihrer Jugend fernsichtig gewesen zu sein mir versicherten, aber in spätern Jahren durch die Art ihrer Arbeiten, junge Männer durch vieles Lesen und Schreiben bei Licht, Frauenzimmer durch ihre feine Handarbeit kurzsichtig geworden waren. Die Erklärung davon liegt in dem schon gesagten. Das Auge kann die Biegsamkeit, welche es in der Jugend hatte, gar wol wieder

verlieren, wenn man es anhaltend auf nahe Gegenstände heftet, immer in der Stube lebt und nicht von Zeit zu Zeit ferne Gegenstände ihm darbietet.

Die Kurzsichtigkeit hat mehr als Eine böse Folge, zumal wenn sie sehr stark ist, für welche zu warnen und Raht zu geben ich mir zum Zwek gesezt habe.

Die erste ist diese, daß ein sehr Kurzsichtiger sich bald gewöhnt, nur Ein Auge vorzüglich zu gebrauchen. Die Ursache ist, weil ihm die Richtung seiner beiden Augen-Axen auf den Gegenstand, den er so sehr in der Nähe betrachten will, zu viel Mühe macht. Er hält also lieber den Gegenstand seitwärts, um ihn mit Einem Auge allein zu betrachten. Wechselte er damit, so wäre es so schlimm noch nicht. Aber er gewöhnt sich bald, nur das Eine zu gebrauchen, eben so natürlich, als Kinder sich gewöhnen, alles mit Einer Hand zu greifen und zu behandeln, auch ehe man ihnen sagt, das es vorzüglich die rechte

sein müsse. Dann gehts auch eben so mit den Augen, wie mit den Händen. Das minder gebrauchte Auge wird träge, verlernt das auch bei dem Kurzsichtigen so nötige Umstellen, und wird zulezt unbrauchbar. Kömmt dann der Gebrauch eines einzelnen Augenglases hinzu, so wird es vollends arg damit. Das müssig gehaltene Auge wird alsdann zugekniffen, und vollends ausser Dienst gesetzt. Auch das im Gebrauch erhaltene Auge stellt sich nun wenig um, wird in seinen innern Teilen immer unbiegsamer, und ein solcher Mann wird auch im Alter seiner Kurzsichtigkeit nimmer los.

Hiewider habe ich zweierlei Raht zu geben; doch andern Rath für junge, andern Rath für ältere, bei denen das Uebel seine Folgen schon äussert.

Für Kinder, wenn sie kurzsichtig geboren, oder durch Fehler der ersten körperlichen Erziehung es geworden sind, müssen deren Aeltern und Erzieher sorgen, und nicht leiden, daß sie sich

gewöhnen, nur mit Einem Auge zu sehen. Ich würde ein solches Kind absichtlich auffodern, seine Augen auf einen sehr nahen Gegenstand zu heften, dabei beachten, ob es beide Augen gleichmässig darauf richte, und, wenn es nur Ein Auge brauchen will, ihm dieses Auge zuhalten, um es zum Gebrauch des träge werdenden Auges zu nötigen. In dem Lese-Unterricht muß man Kinder nötigen, das Buch gerade vor sich zu halten. Sie werden sich bemühen, den Buchstaben schon in der grössern Weite zu erkennen, in welche sie ihn stellen müssen, wenn sie ihre Augen-Axen mit minderer Empfindlichkeit auf ihn richten wollen. Dann werden die Augen anfangen, sich mehr zu der so nötigen innern Umstellung zu gewöhnen, und das Kind wird gewiß mit der Zeit fernsichtiger. Ich habe manches Exempel von Personen gesehen, die im mittlern Alter ihre Kurzsichtigkeit schon sehr verloren hatten; aber nie von einem solchen, der sich verwöhnte, nur ein Auge zu gebrauchen.

Kindern erlaubt oder giebt man noch keine Augengläser. Aber erwachsene müssen, wenn sie sich zu deren Gebrauch entschliessen, in deren Auswahl vorsichtig sein. Wenn sie wünschen den Fehler ihrer Augen mit der Zeit gemindert zu sehen, so müssen sie auf folgende Art verfahren: Sie suchen aus mehrern Gläsern dasjenige aus, welches für den dermaligen Zustand ihrer Augen zwar das beste ist und ihnen das deutlichste Bild giebt. Dann aber müssen sie nach einem andern suchen, welches das Bild ein wenig grösser, aber auch etwas minder deutlich, doch so darstellt, daß sie einen Gegenstand noch immer erkennen können. Wenn sie dieses in Gebrauch nehmen, so wird es ihnen zwar eine Zeitlang etwas unangenehm sein, aber ihr Auge wird, so zu reden, nachkommen, sich nach diesem Glase gewöhnen, und sie werden fernsichtiger werden. Wenn sie dann wieder verändern, und ein minder holes wählen, so werden sie, einer in mehreren, der andre in wenigern Jahren,

ihrer Kurzsichtigkeit ganz los zu werden hoffen können.

Da man sich mit Einem Glase so leicht verwöhnt, nur Ein Auge zu gebrauchen, so ist der Gebrauch der zweifachen Gläser, die man zugleich vor beide Augen hält, sehr vortheilhaft. Aber da nicht leicht beide Augen einerlei Gesichtsweiten haben, so thut man wohl, wenn man dazu gelangen kann, für jedes Auge das Glas besonders auf die oben angegebene Art auszusuchen, dann aber an der Einfassung oder an dem Griffe ein Zeichen anbringen zu lassen, damit man im Gebrauch nicht wechsele, sondern sogleich im Gefühl habe, wie man sie vor die Augen bringen müsse. Denn sonst würde man das Uebel ärger machen. Kann man aber nicht zu solchen Doppelgläsern gelangen, die doch jezt in Menge mehr als sonst verfertiget werden, dann muß man wenigstens jedes Auge wechselsweise an dessen Gebrauch gewöhnen.

Eine böse Folge der Kurzsichtigkeit ist die Leibesstellung, zu welcher dieselbe bei sitzenden Arbeiten nötigt, in welcher der Unterleib so wohl als die Brust gewaltsam zusammen gepreßt wird. Hypochondrie ist die minder schlimme, wenn gleich sehr arge, und Lungensucht die bösere sehr gewöhnliche Folge davon. Ein Rahtt, der sich durch seine Begreiflichkeit sehr empfiehlt, und deswegen von Personen, die jenes Böse fühlen, gerne befolgt wird, ist, daß man seine Arbeit im Stehen verrichtet. Wol getahn, wenn es körperliche Arbeit ist! Aber bei Kopfarbeiten halte ich es nicht für zuträglich. Die Leibeskräfte eines scharfdenkenden Geschöpfes, wie es alle Gelehrten sind, oder doch billig sein sollten, müssen mehr geschont werden, als man insgemein glaubt. Vieles Stehen aber nimmt mehr Leibeskräfte weg, als man gewönlich annimmt. Ich wenigstens habe viel Böses davon erfahren, als ich mich, nicht wegen meiner Augen, sondern meines übrigen Zustandes wegen entschloß, eine

Zeitlang im Stehen zu arbeiten. Auch können nicht alle Schreibarbeiten im Stehen verrichtet werden. Ein besserer Raht ist also, den Augen durch eine gutgewählte Hohlbrille so zu Hülfe zu kommen, daß der Körper bei allen Sitzarbeiten eine ihm zuträgliche Stellung annehmen kann. Kurzsichtige, welche die Musik lieben, entschliessen sich gerne dazu in diesem Gebrauch, weil sie müssen. Aber sonst will niemand gerne daran. Ich habe verschiedne meiner jungen Freunde mit freundschaftlicher Gewalt dazu genötigt. Einer derselben fand in wenig Monaten seine Augen so gebessert, daß er ohne Schwierigkeit gerade sitzend auch ohne Brille schreiben konnte. Hier mogte auch wol etwas Verwöhnung hinzugekommen sein. Aber eben dazu ist eine solche Brille gut, einer solchen Verwöhnung abzuhelfen. Sie zwingt den, der sie auf der Nase hat, die Augen von dem Gegenstande seiner Arbeit etwas mehr zu entfernen. Ein andrer beklagte sich, daß er nun nicht mehr so nett und fein, sondern viel

gröſſer, als vorher, ſchriebe. Deſto beſſer! ſagte ich ihm: denn nun werden es auch andre Leute, und Sie ſelbſt werden es im Alter leſen können.

Der Fall iſt nicht ſelten, da ein Auge fernſichtig, oder doch wenigſtens nicht ſehr kurzſichtig iſt, und keiner Hülfe nötig hat, das andere aber ſehr kurzſichtig iſt. Er iſt gewönlich die Folge einer ſchweren Augenkrankheit, die nur Ein Auge betroffen hat, und eine ſchlimme Sache. Denn die Folge davon iſt, daß man bei allen Arbeiten das gute Auge faſt allein beſchäftigt, und das andre müſſig läßt, das dann darüber am Ende ganz aus dem Gebrauch kömmt. Der beſte Raht dawider iſt meines Erachtens dieſer, daß man nie ohne eine Brille arbeitet, in welcher Ein Glas mit der oben angegebenen Vorſicht für das kurzſichtige Auge ausgeſucht, das andre aber ganz plan auf beiden Seiten und ſehr rein iſt, blos damit beide Augen ein gleiches Maas des Lichts genieſſen. Denn wenn das andre Auge durch nichts gedeckt iſt, und das volle natürliche

Licht genießt, so wird es wieder allein gebraucht werden, und das andre in seiner Verwöhnung bleiben. Wann dann das schwächere Auge merklich gewonnen hat, so ist es Zeit, ein Glas in die Brille zu setzen, das etwas minder hohl ist, und so wird sich hoffen lassen, daß es mit der Zeit dem andern sich ähnlichen, und dieser Hülfe nicht mehr bedürfen werde.

Gute fernsichtige Augen bedürfen keiner Hülfe, bis sie es gar zu sehr werden. Und auch dann habe ich keinen andern Raht zu geben, als daß man sich ja nicht zu lange des Gebrauchs der Brillen erwehre. Das Vorurteil ist falsch, daß man durch deren Gebrauch das Auge verwöhne, und die Zunahme von dessen Fernsichtigkeit zu sehr befördere. Manchmal bessert sich ein Auge selbst noch bei dem Gebrauche der Brillen, und kann nach vieljährigem Gebrauche derselben wieder entbehren. Vor siebenzehn Jahren sahe ich mich zuerst genötigt, eine Brille zu gebrauchen. Ich hatte schon zu lange gesäumt, und die ersten

Brillen, die ich erwählte, waren zu flach; ich mußte bald rundere nehmen. Vor zwölf Jahren schafte ich mir in England eine achtzehn- und für spätere Jahre eine funfzehnzollige Brille an. Da ich erstere nach einigen Jahren verlohren hatte, glaubte ich, nun die zweite in Gebrauch nehmen zu können. Aber ich fand nach einiger Zeit, daß sie noch zu rund für meine Augen sei. Ich mußte also wieder eine flache aussuchen, und bediene mich noch jezt einer nur 16zölligen Brille zu meinen gewöhnlichen Arbeiten, wiewol auch einer 12zölligen, wenn ich sehr feine Schrift notwendig lesen muß. Das ist doch eine kleine Veränderung in einer Zeit von zwölf Jahren!

Wer Einmal mit Brillen den Anfang gemacht hat, muß sie jedoch zu nichts weiterem brauchen wollen, als wozu sie eigentlich dienen sollen, nemlich, um dem Auge bei solchen Arbeiten zu Hülfe zu kommen, in welchen es immer auf gleiche Weite sich stellen muß. Diese Weite ist diejenige, in welcher die Hände bei dieser Arbeit die besten

Dienste thun, und den Gegenstand der Arbeit halten oder führen, es sei beim Lesen, Führung der Feder, oder in Handarbeit. Dazu muß man die Brille so sorgfältig aussuchen, als möglich. Man muß sich nicht sogleich für den Gebrauch einer Brille entschliessen, die, so wie man sie auf die Nase sezt, den Gegenstand deutlich und klar darstellt. Denn man wird denselben nicht immer in eben der Ferne halten, in welcher man ihn bei einer solchen Probe hielt; sondern man muß sich an diejenige Brille halten, mit welcher man einen Tag, oder besser, einen Abend durch seine gewohnte Arbeit in derjenigen Stellung des Körpers und Anwendung der Hände, an welche man sich lange gewöhnt hat, oder welche die Arbeit erfodert, ohne Ermüdung hat verrichten können. Ich habe manchem Freund seine übelgewählte, wenn gleich lange gebrauchte, Brille wegnommen, und ihn zu dem Gebrauch einer andern übergeleitet, welche um zwei bis drei Zoll im Brennpunkt von seiner bisherigen verschieden

war. Ich bin gewiß, daß wenig Menschen diejenigen Brillen gebrauchen, die eigentlich zu ihren Augen passen. Am schlimmsten kommen diejenigen an, die sich Brillen verschreiben, blos mit Angabe ihres Alters, und ohne einem verständigen Glasschleifer die Brennweite der für ihr Auge brauchbaren Brille bestimmt aufzugeben.

Der beste Weg zu einer zuverlässig guten Brille zu gelangen ist dieser: Man suche in einem guten Laden, wo Brillen zu haben sind, dergleichen in Hamburg verschiedene sind, etwa ein halbes Dutzend aus, welche ungefähr zu dem Auge des Suchenden passen. Diese gebrauche man nach einander bei einer anhaltenden Arbeit, vorzüglich bei Lichte, und behalte diejenige, bei welcher man bei und nach der Arbeit fühlt, daß die Augen sich damit am besten befunden haben. Wer zu weit von einer Stadt wohnt, wo er dazu gelangen kann, der kaufe von den damit umlaufenden Juden einige Brillen für den kleinen Preis, welchen sie kosten. Dann nehme er die beste, suche deren Brenn-

weite, in welcher entfernte Gegenstände bei hellem Tageslicht sich aufs deutlichste abwerfen, messe dieselbe mit einem Streifen Papier so genau, als möglich, ab. Diesen Streifen sende er dahin, wo es gute Glasschleifer oder Brillenmacher giebt, und lasse sich Gläser auf diese Brennweite schleifen. Ich rahte zu einem Streifen Papier, weil die Maasse, in Zollen angegeben, so leicht Misverstand veranlassen kann, zumal wenn man keinen genauen Maasstab des Ortes hat, wohin man seine Commission giebt.

Brillen ohne Bügel, die man blos auf die Nase klemmen kann, sind nicht gut, nicht nur, weil deren Gebrauch unbequem ist, sondern, weil sie nicht eine immer gleiche Lage vor den Augen haben.

Zu solchen Beschäftigungen, in welchen man bald näher, bald ferner sieht, muß man ja keine Brillen brauchen. Eine solche ist das Chartenspiel. Ein würdiger Freund von mir, noch nicht fernsichtiger, als ich, der auf die ernsthaften Be-

ſchäftigungen des Tages gern die Aufheiterung des Spiels am Abend folgen ließ, gewöhnte ſich früh, die Brille dabei zu gebrauchen. Da er dies eine Zeitlang getahn hatte, waren ſeine Augen ſo ſchwach und verdorben, daß er ſie zu faſt keinem Geſchäfte mehr gebrauchen konnte, und in eine lebhafte, wiewol ungegründete Furcht verfiel, das Geſicht ganz zu verlieren. Die Urſache dieſes ſchlimmen Erfolgs iſt klar. Die Charte, in der Hand gehalten, iſt dem Auge wenigſtens noch einmal ſo nahe, als wenn ſie auf dem Tiſche liegt. Im Whiſt, (um meinen Gedanken beſtimmter anzugeben) ſieht das Auge die dreizehn Charten in der Hand in der richtigen Brennweite der Brillengläſer; dann aber ſoll und will es auch die zwei und funfzig auf den Tiſch hingeſpielten Charten in der doppelten Entfernung durch ein nicht auf dieſe Brennweite geſchliffenes Glas ſehen, und muß alſo bei jedem Ausſchlage ſich zweimal umſtellen, wenn es erkennen will. Dies kann kein Auge, wenn ſeine

Nerven auch noch so gut sind, in die Länge aus-halten. Eben deswegen muß man sich auch hüten, wenn man mit der Brille zur Arbeit gesessen hat, und etwas zu suchen aufsteht, nicht die Brille vor den Augen zu behalten, und dadurch ferner sehen zu wollen, als die Brille es zuläßt.

Für wirkliche Augenkrankheiten Raht zu geben, ist keinesweges die Absicht dieser Blätter. Aber zweierlei werde ich suchen zu leisten, nemlich die Besorgnis derjenigen zu schwächen, welche wirklich an bösen Augen lange leiden, und Raht und Regeln der Behutsamkeit zu geben, bei deren Befolgung sich schwache Augen am besten befinden.

1. Ein grosser Trost bei vielen Augen-Uebeln ist der, daß eine lange anhaltende Augenschwäche selten der Vorbote einer völligen Blindheit ist. Mit dem weissen so wol als dem schwarzen Staar entscheidet es sich bald, wenn die Augenkrankheit dahinaus will. Die Vereiterung des Auges durch ein Geschwür von innen, oder ein

ſogenanntes Hypopion, entſteht nicht langſam, Solche äußerliche Augenkrankheiten, da die Hornhaut durch ſcharfe Feuchtigkeiten die Durchſichtigkeit verliert, treffen ſelten erwachſene Leute. Bei Kindern hat manche Augenkrankheit dieſe Folge ſehr bald, ſo daß wenigſtens Flecken auf der Hornhaut nachbleiben. Aber ich habe einen Mann gekannt, deſſen Augen von ſeinem zwanzigſten Jahre her durch ſcharfe Säfte ſo angegriffen waren, daß er freilich ſie wenig brauchen konnte, aber er ſah doch noch immer etwas bis an ſeinen ſpäten Tod.

Wie manchen Mann kenne ich, der, wenn er bei dem erſten Anfall ſolcher Uebel, welche inſonderheit von den Nerven herrühren, Raht bei Augen-Aerzten ſuchte, und ihnen das, was er empfand, beſchrieben hatte, die traurige Entſcheidung hörte, daß er ſein Geſicht bald verlieren würde, und der dennoch ſehend blieben iſt! Man muß dieß dem Arzt nicht verargen. Denn das habe ich ſelbſt erfahren, wie ſehr die Erfah-

rungen und Empfindungen, welche ich im Anfange meiner Augenschwäche hatte, denjenigen ähnlich waren, die ich als Vorboten des schwarzen Staars beschrieben gelesen oder gehört hatte. Sie können auch darauf hinaus zielen, und dies fürchterliche Uebel zur Folge haben, wenn man nicht behutsam in dem fernern Gebrauch solcher schwachen Augen ist, oder andere Zufälle sie plötzlich verschlimmern. Wenn dann die lange Dauer noch nicht dem Arzte einen Grund zu einer bessern Entscheidung giebt, und der Kranke bei dem ersten Anfall und Furcht seine Erfahrungen ihm ins ärgere angiebt, so ist es kein Wunder, daß sein Urteil mißleitet wird.

Es giebt viele Augenfehler, von welchen vielleicht kein Auge frei ist, die aber von keinem Belang sind. Einer derselben sind die kleinen runden Flecken, welche vor dem Auge, insonderheit wenn es auf einen entfernten Gegenstand von ebener Farbe sieht, häufig erscheinen. Es finden sich auch gewöhnlich Schnüre solcher

wie an einander gereiheten Kügelchen in dem Auge. Die Franzoſen nennen ſie mouches volantes, wiewol ihre Figur nichts einer Fliege ähnliches hat; denn ſie ſind alle ſcharfrund. Daß ſie hohl ſind, habe ich ich ſehr deutlich erkannt, wenn ich bei klarer Luft den Himmel bei ſeitwärts ſtehendender Sonne ſehe. Alsdann gewinnen diejenigen Flecken, welche ſich mir am deutlichſten darſtellen, auf der von der Sonne abgekehrten Seite, welches aber wirklich, weil alles im Bilde ſich umkehrt, die dem Sonnenlicht zugekehrte Seite iſt, eine ſchwärzliche Schattirung. Deſto klarer aber iſt alles übrige. Daß ſie aber gröſtenteils wie graue Flecken, doch in ſehr unterſchiedenem Grade der Deutlichkeit erſcheinen, habe ich mir lange ſo erklärt: dieſe Bläschen ſind, wofür man ſie auch annimme, heterogen oder ungleicher Art von der Subſtanz, in welcher ſie ſchwimmen. Die Brechung der Lichtſtrahlen, welche auf ſie fallen, wird alſo durch ſie geſtört, doch ſo, daß bei einer gewiſſen

Distanz von der Nezhaut ſie den ihnen nach dieſer Störung zukommenden Focus auf derſelben haben. Wenn dies Statt hat, ſo entwirft ſich ein reines Bild von dieſen Kügelchen, welches aber auch die Seele zum Auge hinaus auf den Gegenſtand referirt, mit welchem das Auge ſich zu eben der Zeit beſchäftigt. Iſt aber das Kügelchen der Nezhaut zu nahe, kann ſich das Licht noch nicht zu einem deutlichen Bilde deſſelben auf ihr ſammeln, ſo entſteht auf dieſer Stelle eine Art von Dunkelm, und das Auge hat in dieſem äuſſerſt kleinen Punkte keine diſtinkte Empfindung, weder von den Kügelchen, noch von den äuſſern Gegenſtänden. Ich habe eine andre Erfahrung ſehr oft gemacht, und kann ſie noch wiederholen, wann ich will, welche ich mir nicht anders erklären kann, als daß die ſo reizbare Nervenhaut meines Auges eine Empfindung von der Cirkulation des Blutes hat, welches durch das äuſſerſt feine Geäder hinter der Nezhaut in den äuſſerſt kleinen Kügelchen durchſchlüpft, in welche nach

Leuwenhoeks Entdeckungen das Blut sich zertellt, wenn es seinen Weg durch das feinste Geäder der tierischen Körper nimmt. Auch diese Empfindung referire ich ausser mir, und glaube eben das zu sehen, was ich durch Vergrösserungsgläser sah, wenn ich sonst die Cirkulation des Bluts in Flosfedern kleiner Fische oder in andern Tierchen beobachtete. Ich habe diese Erfahrung in der bereits angeführten lateinischen Abhandlung weiter beschrieben. Den Siz jener Kügelchen glaube ich aus der Ursache in die gläserne Feuchtigkeit in der hintersten Kammer des Auges mit Recht zu setzen, weil ich sie zwar etwas, aber doch wenig und langsam veränderlich gefunden habe. Ich hatte deren zwei ziemlich grosse Jahre lang und eine Schnur kleiner wie Fischrogen an einander gereiheter Kügelchen in dem rechten Auge bemerkt. Sie hatten beständig einerlei Lage, so wie auch die Schnur, welche ihre ganze Länge gar nicht, aber ihre Krümmung sehr oft veränderte, auch zuweilen einen Winkel machte, der

bald spitzer, bald stumpfer war. Ich glaubte schon, und so schrieb ich auch davon vor fünf Jahren, daß sie aus diesem Auge nie wieder verschwinden würden. Aber dies ist dennoch geschehen und dagegen in dem linken Auge eine Schnur entstanden. Hätten sie in der so flüssigen Feuchtigkeit des vordern Auges ihren Siz, so würden sie sich schneller und leichter verändern. Befänden sie sich in der Linse, so wäre an keine Veränderung zu denken. Denn was sich da einmal angesezt hat, kömmt nicht leicht wieder weg. Aber die gläserne Feuchtigkeit ist fest und zusammenhängend genug, daß es mit der Veränderung nicht leicht zugeht, aber doch, weil sie eine flüssige Substanz ist, dieselbe noch immer möglich bleibt. Freilich scheinen sie einem jeden, der sie eine Weile mit Aufmerksamkeit beachtet, immer zu sinken, daß ist, ihr Bild steiget im Auge. Aber bei diesem scheinbaren Sinken verändert sich ihre Lage unter einander nicht. Das Sinken hat keine andere Ursache, als daß das Auge in dieser

Beobachtung ſeine Stellung nicht lange ganz be-
halten kann. Denn wenn man dies wieder, ſo
wie es vorher war, ſtellt, ſo erſcheinen eben die-
ſelben Flecken auf der vorigen Stelle. Sie hin-
dern indeſſen die Deutlichkeit des Sehens, wenig-
ſtens bei mir, keinesweges. Doch habe ich be-
merkt, das Kurzſichtige mehr darüber klagen, als
Fernſichtige, und viele derſelben haben ſie mir
ſo groß dem Scheine nach, wie Linſen, angege-
ben. Mir ſind die größten nie gröſſer als Rüb-
ſatkörner erſchienen. Dies erklärt ſich am beſten
aus der Beſchaffenheit des kurzſichtigen Auges
ſelbſt. Da ich ſie aber für kleine Luftbläschen
halte, die man ja bei ſo manchen Verſuchen mit
der Luftpumpe in die feſteſten Körper eingedrun-
gen findet, ſo kann es auch ſein, daß dieſe in einem
Auge gröſſer, in einem andern kleiner ſind.

Doch ich ich will ja nicht aus der Optik erklä-
ren, was alles ſich aus ihr erklären läßt, ſondern
Raht geben, oder, wo kein eigentlicher Raht, ſo
wie hier, Statt hat oder nötig iſt, den für ihre

Augen besorgten ihre Furcht benehmen. Diese glaube ich versichern zu können, daß diese Flekken niemals ganz böse Folgen haben. Ich habe nie von einem Menschen gehört, der durch ein allmäliges Zunehmen dieser Kügelchen an Menge und Grösse sein Gesicht verloren hätte. Da auch ihr Siz gewis nicht in der Crystall-Linse ist, so kann man sich um so viel mehr sicher halten. Ich habe nie von einer Augenkrankheit gehört, die in der wässerigten und gläsernen Feuchtigkeit ihren Siz gehabt hätte, und eine Ursache der Erblindung geworden wäre. Indessen habe ich viele Personen gekannt, die dadurch in grosse Furcht geriethen. Ich selbst bin eine Zeitlang deswegen sehr besorgt gewesen, bis mich eine von dem seligen Meister in Göttingen darüber geschriebene Abhandlung beruhigte. Einem auswärtigen Kaufmann, der aber oft nach Hamburg kam, konnte ich in vielen Jahren diese Beruhigung nicht geben, weil ihm mehrere Augenärzte auf seine Beschreibung des vermeinten Uebels schlechten Trost gege-

ben hatten. Endlich mußte er mir glauben, da in ſo vielen Jahren nichts ſchlimmeres daraus ward, und er hat ſeine noch geſunden Augen ins Grab genommen.

Aber auch in Anſehung dieſes Uebels ſind die beſten Augenärzte zum Teil noch ſehr irre. Vor einigen Jahren redete ich mit einem ſolchen, nicht um Raht und Hülfe bei ihm zu ſuchen, ſondern um als Philoſoph und Mathemetiker ihm meine Beobachtungen und deren Reſultate mitzuteilen. Dieſe trafen nun freilich mit ſeiner Meinung gar nicht zuſammen. Er ſuchte den Sitz dieſes Fehlers in den Nerven, hielt ihn für viel erheblicher, als er wirklich iſt, und gab mir eine lange Cur an, durch welche er das Auge davon befreien zu können glaubte, in welcher Blutreinigungen und ſtarke Abfürungen das Hauptwerk waren. Ohne Zweifel kannte dieſer Arzt den Fehler nicht aus eigner Erfahrung, ſondern nur aus der Beſchreibung ängſtlicher damit behafteter Perſonen. Wenn ich doch, ſagte ich zu einigen dabei gegen-

wärtigen Aerzten, das Ding nicht so gut kennte, und mich in hypochondrischer Angst auf eine solche Cur einliesse, so könnte ich blos dadurch übern Haufen geworfen werden.

Heftige Augenkrankheiten stehen gerne in Verbindung mit Verstopfungen der Drüsen, und diese deuten auf verdorbene Säfte. Bei Kindern begleiten sie gern den scorphulösen Zustand des Körpers. Hier geht die Arzneikunde ihren mehrentheils sichern Weg, aber oft mit einer langsamen Wirkung. Aber man ist auch zu sehr geneigt, den Grund von solchen Augenschwächen, die blos von den Nerven herrühren, in einer Verdorbenheit der Säfte zu suchen. Ehmals unterwarf man auch bei entfernter Gefahr des schwarzen Staars den Kranken einer Speichelcur. Boerhave räht in seinem Tractat von Augenkrankheiten dazu, als zu dem lezten Mittel, das aber wenig Hofnung eines guten Erfolgs gebe. Kein Wunder! Denn wenn man nervenschwache Personen damit angreift, so muß natürlich das Uebel eher

ärger als besser werden. Noch vor kurzem habe ich den traurigsten Ausgang davon bei einem mir bekannten Gelehrten erfahren. Dieser war schon früh sehr harthörig geworden, aber groß und staek von Körper. Seine sitzende Lebensart, noch mehr aber häusliche Verdrieslichkeiten mogten ihm einen starken Anfall der Hypochondrie zugezogen haben. Ein Symtom dieses Anfalls war eine Augenschwäche, die aber, wie die Folge wies, nicht wesentlich gewesen sein kann. Aber sein Arzt glaubte den schwarzen Staar zu sehen, und nötigte blos deswegen den von allem Verdacht früher Ausschweifungen durchaus freien guten Mann, sich einer so starken und lange dauernden Speichelcur zu unterwerfen, daß sein Körper einem Gerippe ähnlich ward. Blind ward er dennoch nicht, aber sein Gesicht nahm dabei vollends so ab, daß er kaum noch einen Brief, aber nur in grossen Zügen, schreiben konnte. Schrecklicher Zustand eines an nüzliche Tähtigkeit gewohnten Mannes, der dabei beinahe taub blieb! Als der

Speichelcur ein Ende gemacht war, erholte ſich ſein Geſicht langſam, und er war nahe daran, ſich wenigſtens nicht unglücklicher zu fühlen, und ſeiner gewohnten Beſchäftigungen wieder eben ſo fähig zu ſehen, als er ſeit zwanzig Jahren geweſen war. Aber nun riß ihn ein Schlagfluß, vielleicht eine Folge der durch die Speichelcur bewirkten Ausmergelung ſeines Körpers, im funfzigſten Jahre ſeines Lebens dahin.

II. Unter meinen Vorſchlägen zur Bewahrung ſchwacher Augen und deren vorſichtigem Gebrauch iſt mein

erſter Raht, daß man den Augen bei allen Beſchäftigungen, deren dieſelben noch fähig ſind, ein Licht verſchaffe, das ſo viel möglich einförmig iſt, dieſelben ganz anfüllt, und die Netzhaut gleichförmig afficirt.

So manche Augenſchwäche und völlige Blindheit entſteht blos aus Verfehlung dieſer wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den ſeligen von Hagedorn in Dresden zum erſten-

mal besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den quadersteinernen gegen über belegenen Häusern scharf zurück in dieß Zimmer. Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeits-Zimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauren die Ursache Ihres Unglücks ein. Denn in diesem Licht konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben. Ich habe bei mehr als Einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen bösen Ausgang gehabt haben mögten, in einer völligen Erblindung sich endigen sehen, weil deren arme Aeltern keine Vorhänge vor die Fenster und die Wiegen der Kinder hatten.

Man muß also sehr darauf achten, wie man seinen Ort zur Verrichtung sitzender Arbeiten bei Tageslicht wählt. Die Regel, daß man beim

Leſen oder Schreiben nicht gegen den Tag die Augen richten müſſe, iſt bekannt. Freilich kann man nicht das Papier beim Schreiben gerade vor ſich legen, weil man es alsdann durch ſeinen Schatten zu ſehr ins Dunkle ſezt. Deswegen muß man das Licht ſeitwärts nehmen, und ſich ſo ſetzen, daß man gegen den Tag hinſchreibt, und der Schatten der Hand und Feder die ſchon geſchriebenen Buchſtaben allenfalls bedeckt. Doch beſſer, wenn man ſich ſo ſchräge gegen das Licht ſezt, daß die ganze Zeile einförmig beleuchtet wird. Ich will nur mit zwei Worten anmerken, daß man auf dieſen Umſtand in Stellung der Pulte in Comtoiren, und der Bänke und Tiſche in Schulen oder in akademiſchen Hörſälen, Rückſicht zu nehmen groſſe Urſache habe.

Aber das iſt eine groſſe Schwierigkeit, daß das Licht, mit dem Fortrücken der Sonne, den Tag durch ſich ſo ſehr in eben demſelben Zimmer verändert. Wo man des Morgens das volle Sonnenlicht hatte, da hat man Mittags das

reinſte und gleichſte Licht, dann aber, zumal in Städten, Nachmittags das ſchädliche zurückprallende Licht. Ich habe blos aus dieſem Grunde zwei Arbeits-Zimmer, zwiſchen denen ich, beſonders im Sommer, Vormittags und Nachmittags wechſele. Weil ich jedoch das Eine dieſer Zimmer an manchem Tage nicht verlaſſen kann, indem ſich auf demſelben die meiſten Bücher und andre Hülfsmittel zu meinen gewöhnlichſten Arbeiten befinden; ſo ſehe ich mich genötigt, dem in daſſelbe fallenden Licht, durch Niederlaſſen und Aufziehen bald dieſes bald jenes Rollen-Vorhangs vor deſſen verſchiedenen Fenſtern ein gewiſſes Gleichmaas zu geben. Das tuhe ich nicht nur nach dem Gange der Sonne, ſondern jede etwas ſtärkere Veränderung in deren Lichte, wenn ſie nur ſich hinter den Wolken verbirgt und wieder hervorbricht, nötigt mich zu dieſer Mühe, und oft ſehr unangenehmen, wiewol für m ich durchaus nohtwendigen Unterbrechung meiner Arbeit. Und bei dem allen ſchütze ich noch meine Augen

sehr oft durch den grünen Flor, von welchem ich bald mehr sagen werde.

Bei der Stellung des Bettes in Schlafzimmern ist aus ähnlichen Gründen vieles zu bedenken. Das Auge ist allemal beim Erwachen etwas schwach, und der Stern hat sich bei der Stundenlangen Schliessung während des Schlafs so sehr, als er kann, erweitert. Wenn nun das Auge beim Erwachen ein gar zu scharfes Licht siehe, so leidet es gewaltsam. Dieß erfahre ich sehr oft, wenn ich auf Reisen, die meinen Augen so, wie meiner Gesundheit, übrigens so zuträglich sind, in Wirtshäusern schlafe, und entweder vergesse oder nicht dazu gelangen kann, das Bett so umzulegen oder die Bettstelle so rücken zu lassen, daß mir das Licht des frühen Tages von keinem Fenster her auf die Augen fallen kann. Wenn ich gleich dann bei dem ersten Erwachen des Versehens inne werde, und die Augen abwende, so fühle ich doch oft die schädliche Wirkung Tage lang, welche das Licht selbst durch die geschlossenen Augenlieder auf meine Augen gehabt hat.

2) Ueberhaupt giebt man gern dem schwachen Auge einen Schutz von oben. Dieß ist recht getahn, insofern dadurch das helle von oben einfallende Tageslicht von dem Auge abgehalten wird. Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten gesezt, die obere Hälfte aber beständig durch das in dasselbe fallende Licht gereizt wird. Dieß ist keinem Auge gut. Es muß ein sehr gesundes Auge sein, das dabei lange aushält. Ich werde mehr davon unten sagen. Wie aber, wenn das Uebel mehr im obern Teil des Auges, als im untern seinen Sitz hat? Dann ist es gerade verkehrt gehandelt. Der gesundere Teil wird geschüzt, und der schwächere soll immerfort Dienste tuhn.

3) Wer schwache Augen hat, sucht gern das Dunkle. Ganz gut, wenn von gar keiner Beschäftigung dabei die Rede ist, wenn das Dunkle natürlich und folglich allenthalben verbreitet ist! Mir ist es Wollust, wenn meine Augen mehr

als gewöhnlich schwach sind, eine halbe Stunde in der Dämmerung zuzubringen, ehe ich Licht fodere. Aber jede Dunkelheit, die man bei Tage macht, ist nie so gleichförmig, daß nicht das Auge ungleich litte, hier heller, dort dunkler sähe. Ich habe ungemein viel von diesem Mißgriff ausgestanden, als ich den ersten Anfall von Augenschwäche hatte, und selbst die Tage in einem Zimmer zubrachte, dessen Fenster alle mit grünen Vorhängen verdeckt wurden. Aber ich ward klüger durch die Bemerkung, daß meine Augen sich im hellen Tageslicht in freier Luft immer viel besser befänden. Diese suchte ich, so bald es die Jahrszeit erlaubte, beständig, und sah auf ferne Gegenstände, um vom stärkern Licht der nahen Gegenstände weniger zu empfinden.

4) Nicht vollends schwachen Augen glaubt man bei ihren Arbeiten ein schwaches Licht verschaffen zu müssen. Auch darin habe ich mich geirret. Lange habe ich geglaubt, bei Einem Lichte besser, als bei mehreren arbeiten zu können. Aber

dieß thut nicht gut. Ich glaube auch, daß manchen Augen durch die sogenannten Conservationsbrillen, insonderheit die mit grünem Glase, sehr geschadet werde, indem man von dem Licht, das sie zu ihren Beschäftigungen nothdürftig brauchen, ihnen zu viel benimmt. Ich schaffte sie an, als meine Augen zwar schwach, aber noch nicht so fernsichtig geworden waren, daß ich einer vergrössernden Brille bedurft hätte, fand aber bald, daß sie mir mehr schadeten, als nuzten.

5) Ueberhaupt ist schwachen Augen das künstliche Licht der Kerzen und Lampen beschwerlich. Natürlich aus dem Grunde, weil die Lichtflamme das Auge in einem einzelnen Punkt zu stark erleuchtet, und die Nervenhaut ungleich gereizt wird, aber keinesweges dadurch, daß das von dieser Flamme herkommende Licht dem Auge überhaupt zu stark wäre. Als ich so sehr an den Augen litte, daß ich einen kurzen Blick in die Flamme der schwächsten Lampe nicht aushalten konnte,

ſelbſt am Tage nicht, wenn ich etwa einen Brief zu ſiegeln hatte, wagte ich es aus langer Weile, ein Concert in einem ſtark erleuchteten Saale zu beſuchen, und befand mich wol dabei. Nun verſuchte ich ſogar, eine damals hier veranſtaltete Illumination von einigen tauſend Lampen anzuſehen, und hielt es ſehr gut aus. Denn meine Augen wurden gleichförmiger, als durch ein einzelnes Flämmchen, afficirt.

Aber gewöhnlich ſind die Hülfsmittel, durch welche man das Auge gegen den Reiz der Lichtflamme zu ſchützen ſucht, ſo eingerichtet, daß ſie nicht nur die Flamme decken, ſondern das meiſte von derſelben ſich verbreitende Licht auffangen. Da iſt dann eine Dunkelheit faſt in dem ganzen Zimmer, und nur ein einzelner Fleck über der Lampe helle. Dies iſt äuſſerſt ſchädlich. Die bekannte Segneriſche und ähnliche Lampen mit groſſen Schirmen über der Flamme ſind ſehr geſchickt, auch ein geſundes Auge bei anhaltendem

Gebrauch schwach zu machen. Die über den Kopf gehängten Lichtschirme, welche freilich das Zimmer im vollen Licht lassen, sind deswegen nachteilig, weil sie die Eine Hälfte des Auges beschatten. Die grossen sogenannten Buchbinderschirme, die man nach Erfodernis an einem hölzernen Stiele in die Höhe schraubt, sind deswegen nicht rahtsam, weil sie zu viel Dunkel gerade vor dem Auge machen, aber sonst auf allen Seiten das Licht frei lassen. Die beste Hülfe geben solche kleine Schirme, die man mit einer Zange an die Kerze heftet. Man macht sie auf allerlei Art. Hier in Hamburg nähret sich eine neben dem Zuchthaus über wohnende Familie von Verfertigung der besten Art, nemlich von Taft, die man in einem Futteral sehr bequem mit sich führen kann. Kömmt einer in den Fall, da er ihn etwa nicht zur Hand hat, so ist mit einem Kartenblett und einer Haarnadel, deren beide Spitzen man durch die Charte in die Kerze stößt, bald Raht geschaffe. Dann wird blos die Flamme

gedeckt, das Zimmer aber bleibt einförmig mit einem Licht erhellt, das dem Auge kein Uebels thut.

6) Wenn Ein Auge ohne das andere krank iſt, ſo bedeckt man es gerne, und läßt das andre Auge ganz frei. Dies iſt nimmer gut. Denn es iſt ein ſehr genauer Zuſammenhang zwiſchen den Nerven beider Geſichts-Organen. Ein Ohr kann leiden, ohne daß das andre Ohr merklich mitleidet. Aber nicht leicht leidet ein Auge lange, ohne daß das andre geneigt würde, eben die Krankheit anzunehmen. Wenn man nun dieſes während der Krankheit des erſtern ganz ohne Schuz läßt, ſo geht die Schwäche ſehr leicht auch in das andre über.

Man fehlt aber in dieſem Stücke auf mehrerlei Art. Man bedeckt das kranke Auge oft nur ſo, daß es, wenn es ſich hinter der Bedeckung öfnet, nach unten zu ſehen kann. Dieß iſt nicht nur aus dem ſchon erwähnten Grunde, ſondern

auch deswegen sehr schädlich, weil der öftere Uebergang von der Dunkelheit zum Lichte einem jeden Auge äusserst nachteilig ist. Der Kranke wird das Auge hinter der Bedeckung fast immer geschlossen halten wollen. Aber ein Wachender kann die Augenlieder nie lange geschlossen halten, am wenigsten die von Einem Auge allein. Also wird der Kranke von Zeit zu Zeit es wieder öfnen müssen. Dann fällt ihm das Licht von unten auf einmal plötzlich ins Auge mit einer stechenden Empfindung, wobei ein Kind jedesmal schreien und wehklagen wird. Daher ist es freilich besser, wenn man das Auge ganz zubindet. Aber dann muß auch das andre Auge einen wohlgewählten Schutz haben, von dem ich jezt mehr sagen will.

In allen solchen Vorfällen und Umständen, die meinen Augen bei Tageszeit einen Schuz nothwendig machen, auf Reisen bei starkem Sonnenschein, oder in Schneezeit zu Hause, wenn ein falsches Licht von der Sonne her oder vom Schnee mir bedenklich wird, bedecke ich beide Augen mit

einem doppelt: drei oder vierfach zuſammengenehteten Stück grünen Flors, wohinter die Augen noch die Empfindung eines hinlänglich gemäſſigten Lichtes haben, und ich beide ohne Beſchwerde offen halten kann. Wenn ich nicht arbeite, ſo ziehe ich den Flor, den ich unter einem zu dem Ende aufgeſezten Hut beklemme, ſo weit herab, daß ich gerade vor mir hin nichts, als durch dieſen, aber doch etwas ſehe. Will und muß ich arbeiten, ſo zupfe ich ihn ſo lange zurechte, bis er von allem Licht, das ich vom Auge abhalten will, mir nur die gemäßigte Empfindung, aber ein freies Licht von den Gegenſtänden meiner Arbeit übrig läßt. Unter dieſer Zurüſtung halte ich in dem größten Teil eines ſo ſchneereichen Winters, als wir vor vier und fünf Jahren hatten, alle meine Vorleſungen. Bei Licht brauche ich keine ſolche Hülfe, ſondern nur den an die Kerze geſteckten Schirm.

Ich bin ſehr überzeugt, daß man allen wirklich kranken oder ſehr ſchwachen Augen auf dieſe

Weiſe am beſten zu Hülfe komme. Der Hauptvorteil iſt, daß man die Augen dahinter beide frei offen halten kann, und dieſelben ein ihnen zuträgliches Maas vom Lichte behalten. Iſt Ein Auge beſonders ſchwach, ſo kann man den Teil des Flors, der daſſelbe deckt, dreifach, ja vierfach zuſammennehen, nnd läßt dem andern Auge die Bedeckung, die für deſſen Zuſtand zureichend iſt.

7) Perſonen, denen die Augen mit dem Alter ſchwach werden, oder ſchon im mittlern Alter ſich umſtellen, ſo daß ſie eigentlich mit dem Gebrauch der Brillen den Anfang machen ſollten, verwöhnen ſich gern, am Abend das, was ſie leſen, oder überhaupt ſcharf ſehen wollen, hinter dem Lichte zu halten. Ich habe aber auch Beiſpiele von jüngern Leuten geſehen, die ihre Augen in einem oder dem andern Wege verdorben hatten, daß ſie eben dies taten. Dies mag für einzelne Minuten noch nicht ſchädlich ſein. Ich ſelbſt verbiete es mir nicht bei aller der Vorſorge für die

Erhaltung meines Geſichts, von welcher dieſe Abhandlung zeugt, wenn mir am Abend ein kurzer Brief oder ſonſt etwas vorkömmt, das ich in der Eile leſen will und muß, aber nur Ein Licht und meinen Lichtſchirm nicht zur Hand habe. Aber wenn man dies zur Gewohnheit macht, ſo hat es die ſchädlichſten Folgen. Das Auge beſchäftigt ſich mit ſeinem Gegenſtande in dem Grade des Lichts, das darauf fällt, und dieſem gemäß ſollte ſich der Stern weiten. Aber wegen des ſchärfern Lichts der Kerze will und ſoll dieſer ſich mehr verengen. Der Entfernung dieſes Gegenſtandes gemäß ſoll und will ſich das Auge ſtellen. Aber zu gleicher Zeit wird es durch das nähere und ſtark wirkende Licht der Kerze lebhaft afficirt, und will ſich dieſer Empfindung gemäß ſtellen, und noch dazu Stern und Linſe anders in dem Auge, daß der Flamme am nächſten, und anders in dem, das etwas weiter von demſelben iſt. Denn gerade hinter dem Licht hält es doch keiner, und kann es auch nicht. Es iſt klar, daß

man es nicht ärger anfangen kann, um denen feinen Nerven und Muskeln des Auges recht groſſe Gewalt anzutuhn, welche zum deutlichen Sehen mitwirken müſſen. Ich habe mehrere Perſonen getroffen, die über Schwäche und Abnahme des Geſichts klagten, Raht von mir verlangten, denen ich aber keinen zu geben wußte, weil die Geſichts-Organen in eine ſolche Unordnung gerahten waren, daß Augengläſer und Brillen ihnen nicht recht dienen konnten. Denn dieſe ſind nur für Augen gemacht, die auſſer dem Fehler der Kurz- oder der Fernſichtigkeit keinen andern haben. Der einzige Raht iſt, nicht mehr in dieſem Wege zu ſündigen, dann aber eine Zeitlang mit keiner ernſthaften und anhaltenden Arbeit die Augen zu beſchäftigen, und darauf es zu verſuchen, wie man mit Augengläſern oder Brillen ſich helfen könne, die dem übrigen Zuſtande der Augen gemäß ſind.

Zweiter Raht. Man muß den Augen nie mehr anmuhten, als ſie aushalten können,

und die Art und die Zeit der Beschäftigungen, so viel möglich, nach dem Zustande der Augen wählen und einrichten.

Freilich ist dieser Rath nur für solche Personen anwendbar, die mehrerlei Beschäftigungen haben, und die nicht durchaus genöthigt sind, zu arbeiten, so lange sie schwache Augen haben. Aber unter diesen fallen die von den Nerven herrührenden Arten der Augenschwäche am öftersten vor, und nicht so oft bei Leuten, welche in körperlichen oder in leichtern Hand-Arbeiten sich anhaltend beschäftigen. Für jene ist eine jede Augenkrankheit um so viel trauriger, weil sie in ihren Arbeiten nicht feiern, nicht wechseln können. Sie werden bis aufs äusserste fortarbeiten wollen, bis eben dadurch das Uebel so arg wird, daß sie feiern müssen. Wer aber nach seiner Lage in seinen Arbeiten wechseln kann, dem wird sein Gefühl bald sagen, was er zu thun habe. Ich bin überzeugt, daß ich ohne diesen behutsamen Gebrauch meiner Augen, seitdem sie so schwach

geworden ſind, mein Geſicht ſchwerlich würde erhalten haben. Seit vielen Jahren habe ich mir alles anhaltende Leſen des Abends verbieten müſſen. Was war nun zu tuhn? Ich mußte alſo alle meine Schreib-Arbeiten auf den Abend verſparen, in welchen ich den Augen durch den Gebrauch des blauen Papiers noch zu Hülfe kommen konnte. Meine geſezten Beſchäftigungen gaben mir noch nicht Schreibe-Arbeit genug. Ich mußte alſo nach andern Gegenſtänden der Arbeit mich umſehen. Kurz dieſer Umſtand inſonderheit hat mich erſt ſpät zum Schriftſteller, und nun beinahe zum Vielſchreiber gemacht. Er hat aber auch die Art meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſtimmt. Ich kann mich an keine Arbeit machen, die viele Literatur und Nachleſen vieler Bücher erfodert, ſondern ich muß die Materialien meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mehrenteils in meinem Kopfe finden. Die meiſten ſitzenden Arbeiten, nicht blos die eines Gelehrten, ſind doch ſo mannigfaltig, daß ein in den-

seiben lebender Mann diese Regel wird befolgen können. Wer immer zu schreiben hat, und dann nur noch am Tage schreiben kann, Abends aber gar nicht, hat noch Eine Hülfe, die er benutzen kann, nemlich das Dictiren. Ich habe sie bisher nur selten benutzen dürfen. Sie hat doch auch für Kopf-Arbeiten Eine Schwierigkeit, nemlich diese, daß man nicht immer an die Arbeit gehen kann, wenn man dazu aufgelegt ist. Ehe der Schreiber gerufen wird und sich zum Schreiben sezt, ist die Luft zu dieser Arbeit schon vergangen, und die dazu gesammelten Gedanken sind oft schon verflogen.

Dritter Raht. Man beschäftige seine schwachen Augen in freien Stunden, so viel als möglich, in freier Luft und im Sehen in die Ferne.

Man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht. Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen, durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazieren

gehen haben ihn auch in dieſer Rückſicht. Von allen aber iſt dies der Hauptvorteil, den ſie dem ſchwachen Auge ſchaffen, daß daſſelbe mit einer Menge von Gegenſtänden beſchäftigt wird, deren keiner das Auge lange auf ſich zieht, und die in der Entfernung, worin man ſie ſieht, demſelben ein hinlänglich ſanftes Licht zuſenden. Wer bei ſeinem Aufenthalt auf dem Lande viel auf Einer Stelle ſizt, wird wenig Vorteil davon für ſeine Augen haben, und hier von einem falſch einfallenden, dort von einem ſtark zurück prallenden Licht alles leiden, was er in der Stadt leidet. Man muß aber bei jenen Bewegungen des Körpers dem Auge die nötige Bedeckung, die ich oben beſchrieben habe, geben. Auf einer Reiſe, die ſonſt meiner Geſundheit ſehr zuträglich war, litten meine Augen gar ſehr. Die Kutſche war dunkelgrün ausgeſchlagen, welches meinen Augen ſehr wohl taht. Aber das ſtarke Sonnenlicht, das durch die drei Fenſter der Kutſche ein- oder von den nahen Gegenſtänden zurückfiel, war mir um ſo viel empfindlicher, je mehr es von der grü-

nen Ausfutterung der Kutſche abſtach. Dieß dauerte ſo lange, bis bedeckte regnigte Luft gegen das Ende meiner Reiſe entſtand. Damals aber war ich noch nicht auf die oben beſchriebene Bedeckung der Augen durch einen Flor gerahten. Die von Frauenzimmern auf Reiſen gewöhnlich gebrauchten Flöre können, weil ſie nur einfach und von ungleichförmigem bunten Gewebe ſind, einem ſchwachen Auge dieſen Dienſt noch nicht hinlänglich tuhn.

Vierter Raht. Wer ſchwache Augen hat, hüte ſich überhaupt vor allen Beſchäftigungen, die eine ſtarke Anſtrengung der Augen, wenn gleich auf kurze Zeie, erfodern, inſonderheit vor ſolchen, bei welchen nur Ein Auge angeſtrengt wird, und ſich anders ſtellen muß, als das andre nicht beſchäftigte Auge.

Allen Gebrauch der Mikroskopien und Fernröhre muß man ſich in ſolchen Umſtänden verbieten. Dieſer Raht iſt ſo einleuchtend nnd allgemein bekannt, daß ich darüber nichts weiter ſagen

mag. Ich will also nur noch den Raht anhängen, daß man insonderheit sich verbiete, öftere Proben mit seinen schwachen Augen zu machen, um zu sehen, ob es besser oder schlechter damit werde. Die dabei nötige Anstrengung Eines oder beider Augen ist mir ungemein viel empfindlicher, als die bei jedem andern Vorfalle, geworden. Mit allem solchen Probiren wird man das Auge nichts besser machen, als es wirklich ist. Indem man aber die Probe macht, mögte man gerne etwas tröstendes bemerken, gern wahrnehmen, daß das Auge besser sehe, als vorher, und so strengt man das Auge vergebens an, um es sehen zu machen, was es in seinem dermaligen Zustande nicht sehen kann. Hat man einen Arzt zu Hülfe gerufen, so mache man die Proben, welche derselbe verlangt, ohne grosse Anstrengung und ohne viele Aengstlichkeit. Desto richtiger und bestimmter wird man ihm das Resultat derselben angeben können.

Man muß aber diese Proben nicht vor einem Arzt machen, welcher sie nicht gehörig beurtei-

len kann, oder hartherzig genug ist, um dem bekümmerten Kranken durch ein lautes Urteil seine Furcht zu vergrössern. Ich war in einer Familie gegenwärtig, als deren Hausarzt sie besuchte, um sich nach dem Befinden der ganz gesunden Herrschaft zu erkundigen. Noch beim Weggehen sagte ihm diese, das Hausmädchen habe einen bösen Husten, und bat ihn, ihr Raht zu geben. Sie ward gerufen, der Doctor stellte sie vor sich hin und sagte ihr: Steck' sie die Zunge heraus! Dies geschah, wie befohlen. — Steck' sie sie wieder ein! Sie wird an der Schwindsucht sterben. — Damit entließ er ohne weitern Raht das arme Mädchen, das auch, vielleicht früher, als sonst ihre Krankheit sie hingerissen haben mögte, in Folge des Schreckens von diesem Todesurteil starb. Mich besuchte in dem schwersten Anfall meiner damals Stadtkundigen Augenschwäche ein Arzt, wie er sagte, aus Freundschaft. Als ich, dem damals um Trost sehr bange war, von meinem Uebel auch mit ihm geredet hatte, foderte er mich zu einer Probe auf,

um zu ſehen, ob die Pupille oder der Stern meiner Augen ſich noch verändere. Dieſe Probe hatte ich nur gar zu oft gemacht, und es war noch mein beſter Troſt gegen die Furcht des ſchwarzen Staars, daß ſich die Oeſnung des Sterns noch zwiſchen einer und zwei Linien veränderte. Ich ſagte ihm dies, und wie ſehr dies mich noch beruhigte. Er machte indeß ſeine Probe kurz und gut, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich ſehe wenig Veränderung in der Oeſnung der Pupille. Mir ward nicht beſſer dabei zu Muhte, als jenem ſchwindſüchtigen Mädchen, als ſie nach wieder eingeſteckter Zunge und angehörtem Todesurteil abtrat. Denn Furcht vor Erblindung und Furcht vor dem Tode waren mir damals gleichgeltend. Und doch hat ſeit jener Zeit der Stern in meinen Augen faſt alle Beweglichkeit verloren, iſt immer eng und erweitert ſich nie bis zum Durchmeſſer Einer Linie. Dies iſt die Haupturſache, warum ich ſo ſchlecht im Dunkeln, ja ſelbſt ſchon in der Dämmerung ſehe, weil das Auge durch den immer engen Stern

nicht genug Licht faſſen kann. Aber es gilt mir auch für einen Beweis, daß die Unbeweglichkeit des Sterns keineswegs ein ſo gültiges Zeichen von der Gefahr des ſchwarzen Staars iſt, als man gewöhnlich hört oder lieſ't.

Ich mag dieſe Abhandlung nicht ſchlieſſen, ohne noch Einer Bemerkung zu erwähnen, welche zwar mir nicht lange neuen Kummer machte, aber vielleicht dieſem oder jenem längern Kummer verurſachen könnte, zumal wenn er an einen Arzt geräht, der nicht auf die wahre Urſache hinaus denkt. Doppeltſehen iſt ein bedenklicher Zufall, wenn die Urſache im Auge ſelbſt liegt. Das wußte ich, als ich vor einigen Jahren zuerſt an dem gehörnten Monde wie einen Anſaz nach unten zu wahrnahm. Dies verdünkte mich; ich ſchloß das rechte Auge, deſſen alten Fehler ich ſo lange kenne. Aber der Fehler, wofür ich ihn hielt, war in dem linken. Nun fragte ich einen Freund, der mit mir wandelte, ob er eben das ſehe. Gewiß verſtand dieſer meine Frage

nicht recht. Denn er verſicherte mich, daß es ihm auch ſo, wie mir, vorkomme. Nach einiger Zeit ſahe ich des Abends den von der Sonne beſchienen Knopf und Windflügel eines unſerer Kirchtürme aus meinem Fenſter, und nun erſchien unterwärts ein freilich minder lebhaftes aber vollkommen deutliches Bild von beiden. Auch dasmal war die Erſcheinung im linken Auge. Ich fieng alſo ſchon an zu fürchten, daß auch in dieſem der Fehler des rechten Anges anfange. Von der Zeit an ſahe ich und ſehe noch, oder vielmehr ich bemerke anhaltend alle ſtark erleuchtete Gegenſtände zwiefach in einem lebhaften, und einem zweiten minder glänzenden aber gleich deutlichen Bilde. Jezt geriet ich auf die wahre Urſache. Um mich davon gewiß zu machen, ſtach ich ein Loch durch ein Cartenblatt, und ſah dadurch eben die Gegenſtände. Nun aber verſchwanden die Nebenbilder bei allen.

Der Aufſchluß dieſer Erſcheinung iſt dieſer: Die Nebenbilder entſtanden und entſtehen noch von Stralen, die ſich vom Augenliede, vorzüg-

lich dem untern, ab- und ins Auge werfen. Der Ausschnitt meiner Augen ist sehr klein, und meine alte Augenschwäche hat mich verwöhnt, sie noch weniger zu öfnen, als ich ehemals gewohnt gewesen sein mag. Folglich sind meine Augenlieder dem Stern jedes Auges so nahe, daß von deren innerem glatten Rande Stralen in den Stern fallen und oberhalb im Auge, folglich unterhalb im Bilde, sich in ein deutliches Bild auf der Nezhaut sammeln können. Aber die Augenlieder sind kein so vollkommener Spiegel, daß das Bild gleiche Lebhaftigkeit mit dem Hauptbilde haben könnte. Wenn ich aber durch das Loch eines Cartenblatts sehe; so fällt kein Licht auf das Augenlied, und folglich auch nicht durch den Stern ins Auge. Ich weiß nicht, ob diese Erfahrung jemals beschrieben ist. Aber nie an dem kann sie entstehen, dessen Augen einen viel grössern Ausschnitt haben, als die meinigen.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXX - (1-5) V.87

Taschenbuch

für

weisen und frohen Lebens-Genuſs

1800.

von

A. LINDEMANN.

[= Karl Lang]

Mit Kupfern von
D. Chodowiecki, Bolt, Küſſner, ..
Mit Liedern und Tänzen.

ALTONA.
bey I. F. Hammerich.

Inhalt.

	Seite
Mein Dank	5
Fritz Kronthal, oder das glückliche Alter	8
Trinklied. Mit Musik	149
Im Frühling	152
Die Nachtigall. Mit Musik	154
Cäsar Gottesruhm	157
Natur Genuß. Mit Musik	174
Gesellschafts-Lied	177
Glut der Liebe	189
Häusliches Glück	195
Freundes Willkomm	199
Treue Liebe	196
Trost im Winter	202
Verlaß	206

Verbesserungen.

Seite 10, Zeile 12, lies: Freuden statt Freunden.
— 22, — 6, — Schüsse statt Schüsse.
— 33 — 16, — dem Stikrahmen, statt der Stikrahme.
— 52, — 19, — diesem statt dieser.
— 113, — 8, — dem statt der.
— — — 9, — Stikrahmen statt rahme.

Januar hat 31 Tage.

Mittwoch	1 Neujahr	☽
Donnerstag	2 Abel, Seth	den 2ten 11 Uhr
Freytag	3 Enoch	32 Minut. Ab.
Sonnabend	4 Methu'salem	
Sonntag	5 Sonnt. n. Neuj.	
Montag	6 Heil. 3 Könige	
Dienstag	7 Julianus	
Mittwoch	8 Erhardus	
Donnerstag	9 Beatus	
Freytag	10 Pauli Bek.	
Sonnabend	11 Hyginus	● den 11ten 3 Uhr
Sonntag	12 1 Epiphanias	49 Minut. Morg.
Montag	13 Hilarius	
Dienstag	14 Felix	
Mittwoch	15 Maurus	
Donnerstag	16 Marcellus	
Freytag	17 Antonius	
Sonnabend	18 Prisca	☾ den 19ten 8 Uhr
Sonntag	19 2 Epiphanias	22 Minut. Morg.
Montag	20 Fab. Seb.	
Dienstag	21 Agnes	
Mittwoch	22 Vincentius	
Donnerstag	23 Emerentia	
Freytag	24 Timotheus	
Sonnabend	25 Pauli Bekehrung	♉ den 26ten 3 Uhr
Sonntag	26 3 Epiphanias	51 Minut. Morg.
Montag	27 Ehrenfostem.	
Dienstag	28 Carolus	
Mittwoch	29 Samuel	
Donnerstag	30 Adelgunda	
Freytag	31 Virginius	

Februar hat 28 Tage.

Sonnabend	1 Brigitta	☽ den 1ten 9 Uhr 5 Minut. Ab.
Sonntag	2 Epiphanias Maria Reinig.	
Montag	3 Blasius	
Dienstag	4 Veronica	
Mittwoch	5 Agatha.	
Donnerstag	6 Dorothea	
Freytag	7 Richardus	
Sonnabend	8 Salomon	● den 9ten 5 Uhr 49 Minut. Ab.
Sonntag	9 Septuages.	
Montag	10 Scholastica	
Dienstag	11 Euphrosina	
Mittwoch	12 Eulalia	
Donnerstag	13 Benignus	
Freytag	14 Valentinus	
Sonnabend	15 Faustinus	☾ den 16ten 4 Uhr 15 Minut. Ab.
Sonntag	16 Sexagesimä	
Montag	17 Alexander	
Dienstag	18 Concordia	
Mittwoch	19 Susanna	
Donnerstag	20 Eucharius	
Freytag	21 Elias	
Sonnabend	22 Petr. Stuhlfeyer	♍ den 23ten 1 Uhr 35 Minut. Ab.
Sonntag	23 Quinquagel.	
Montag	24 Matthias	
Dienstag	25 Fastnacht	
Mittwoch	26 Aschermittwoch	
Donnerstag	27 Leander	
Freytag	28 Justus	

Aus Menschenwerth u. Rechtlichkeit v. Lüdemann pag. 71.

März hat 31 Tage.

Sonnabend	1 Albinus	
Sonntag	2 Quadragesi.	☽
Montag	3 Kunigunda	den 3ten 6 Uhr
Dienstag	4 Adrianus	26 Minut. Ab.
Mittwoch	5 Quatember	
Donnerstag	6 Gottfried	
Freytag	7 Perpetua	
Sonnabend	8 Cyprianus	
Sonntag	9 Reminis.	
Montag	10 Michäus	●
Dienstag	11 Constantius	den 11ten 6 Uhr
Mittwoch	12 Gregorius	30 Minut. Morg.
Donnerstag	13 Ernestus	
Freytag	14 Zacharias	
Sonnabend	15 Longinus	
Sonntag	16 Oculi	☾
Montag	17 Gerdrut	den 17ten 11 Uhr
Dienstag	18 Anshelmus	48 Minut. Ab.
Mittwoch	19 Mitfasten	
Donnerstag	20 Matrona	
Freytag	21 Benedictus	Frühlings Anfang
Sonnabend	22 Raphael	Tag u. Nacht gl.
Sonntag	23 Lätare	
Montag	24 Casimirus	☺
Dienstag	25 Maria Verk.	den 25ten 8 Uhr
Mittwoch	26 Emanuel	56 Minut. Morg.
Donnerstag	27 Rupertus	
Freytag	28 Gideon	
Sonnabend	29 Eustachius	
Sonntag	30 Judica	
Montag	31 Dellaus	

April hat 30 Tage.

Dienstag	1	Theodora	☽
Mittwoch	2	Mar. Egypt.	den 2ten 1 Uhr
Donnerstag	3	Ferdinand	35 Minut. Ab.
Freytag	4	Ambrosius	
Sonnabend	5	Maximus	
Sonntag	6	Palmarum	
Montag	7	Aaron	
Dienstag	8	Libarius	
Mittwoch	9	Bogislaus	●
Donnerstag	10	Gründonnerst.	den 9ten 4 Uhr
Freytag	11	Still. Freytag	57 Minut. Ab.
Sonnabend	12	Ruhetag	den 9ten unsichtb.
Sonntag	13	Ostersonntag	☾ Finsterniß
Montag	14	Ostermontag	
Dienstag	15	Osterdienstag	
Mittwoch	16	Carisius	☾
Donnerstag	17	Rudolphus	den 16ten 7 Uhr
Freytag	18	Valerian.	49 Minut. Morg.
Sonnabend	19	Timon	
Sonntag	20	Quasimod.	
Montag	21	Adelartus	
Dienstag	22	Caius	
Mittwoch	23	Georgius	●
Donnerstag	24	Albertus	den 24ten 1 Uhr
Freytag ♂	25	Marc. Ev.	13 Minut. Morg.
Sonnabend	26	Ezechiel	den 24ten unsicht.
Sonntag	27	Mis. Dom.	☉ Finsterniß
Montag	28	Vitalis	
Dienstag	29	Petri Märt.	
Mittwoch	30	Frobus	

Albert.

[illegible] Lindemann, im 1. Heft [illegible], p. 43

May hat 31 Tage.

Donnerstag	1 Phil. Jacobi	☽
Freytag	2 Sigismund	den 2ten 4 Uhr
Sonnabend	3 Erfindung	48 Minut. Morg.
Sonntag	4 Jubilate	
Montag	5 Gothardus	
Dienstag	6 Augdus	
Mittwoch	7 Domicilla	●
Donnerstag	8 Stanislaus	den 8ten 1 Uhr
Freytag	9 Hermes	29 Minut. Morg.
Sonnabend	10 Gordian	
Sonntag	11 Cantate	
Montag	12 Liberatus	
Dienstag	13 Servatius	
Mittwoch	14 Bonifacius	☾
Donnerstag	15 Sophia	den 15ten 5 Uhr
Freytag	16 Peregrinus	13 Minut. Ab.
Sonnabend	17 Pudens	
Sonntag	18 Rogate	Die hellen Nächte
Montag	19 Potentia	fangen an.
Dienstag	20 Athanasius	
Mittwoch	21 Prudentia	
Donnerstag	22 Himm. Christi	☿
Freytag	23 Desiderius	den 24ten 5 Uhr
Sonnabend	24 Ester	24 Minut. Ab.
Sonntag	25 Exaudi	
Montag	26 Eduardus	
Dienstag	27 Ludolphus	
Mittwoch	28 Wilhelm	
Donnerstag	29 Manilius	☽
Freytag	30 Wigandus	den 31ten 4 Uhr
Sonnabend	31 Petronella	27 Minut. Ab.

Junius hat 30 Taar.

Sonntag	1	Pfingstsonntag	
Montag	3	Pfingstmontag	
Dienstag	4	Pfingstdienstag	
Mittwoch	2	Quatember	
Donnerstag	5	Bonifacius	
Freytag	6	Artemius	
Sonnabend	7	Lucretia	● den 7ten 8 Uhr 41 Minut. Morg.
Sonntag	8	Dom. Tr.	
Montag	9	Barnimus	
Dienstag	10	Aladius	
Mittwoch	11	Barnabas	
Donnerstag	12	Frohnleichnahm	
Freytag	13	Tobias	
Sonnabend	14	Valerius	☾ den 14ten 4 Uhr 42 Minut. Morg.
Sonntag	15	1. Trinitatis	
Montag	16	Justina	
Dienstag	17	Aleander	
Mittwoch	18	Homerus	
Donnerstag	19	Gervasius	
Freytag	20	Solverius	Längster Tag Sommers Anfang
Sonnabend	21	Rahel	
Sonntag	22	2. Trinitatis	☉
Montag	23	Basilius	den 23ten 8 Uhr
Dienstag	24	Joh. Täufer	33 Minut. Morg.
Mittwoch	25	Febronia	
Donnerstag	26	Jeremias	
Freytag	27	Ladislaus	
Sonnabend	28	Josua	
Sonntag	29	3. Trinitatis	☽
Montag	30	Lucina	0 Uhr 50 Minut. Morgens.

Elise.

Julius hat 31 Tage.

Dienſtag	1	Theobaldus	
Mittwoch	2	Mariä Heimſ.	
Donnerſtag	3	Cornelius	
Freytag	4	Ulricus	
Sonnabend	5	Demetrius	●
Sonntag	6	4. Trinitatis	den 6ten 3 Uhr
Montag	7	Willibaldus	30 Minut. Ab.
Dienſtag	8	Kilianus	
Mittwoch	9	Cyrillus	
Donnerſtag	10	Iſrael	
Freytag	11	Eleonora	
Sonnabend	12	Henricus	
Sonntag	13	5 Trinitatis	Margaretha
Montag	14	Bonavent.	☾
Dienſtag	15	Apoſt. Theil.	den 13ten 6 Uhr
Mittwoch	16	Ruth	47 Minut. Ab.
Donnerſtag	17	Alexius	
Freytag	18	Roſina	
Sonnabend	19	Ruffina	
Sonntag	20	6. Trinitatis	Elias
Montag	21	Praxedes	
Dienſtag	22	Maria Magdalena	♍ den 21ten 10 Uhr
Mittwoch	23	Apollinar.	19 Minut. Ab.
Donnerſtag	24	Chriſtina	Hundert. Anfang
Freytag	25	Jacobus	
Sonnabend	26	Anna	
Sonntag	27	7. Trinitatis	
Montag	28	Panthaleon	☽
Dienſtag	29	Beatrix	den 29ten 7 Uhr
Mittwoch	30	Abdon	19 Minut. Morg.
Donnerſtag	31	Germannus	

August hat 31 Tage.

Freytag	1	Petri Kettenfeyer	
Sonnabend	2	Guſtavus	
Sonntag	3	8. Trinitatis	●
Montag	4	Dominicus	den 4ten 11 Uhr
Dienſtag	5	Oswaldus	19 Minut. Ab.
Mittwoch	6	Sixtus	
Donnerſtag	7	Donatus	
Freytag	8	Cyriacus	
Sonnabend	9	Romanus	
Sonntag	10	9. Trinitatis	
Montag	11	Hermannus	☾
Dienſtag	12	Tara	den 12ten 11 Uhr
Mittwoch	13	Hildebertus	23 Minut. Ab.
Donnerſtag	14	Euſebius	
Freytag	15	Maria Himmelfahrt	
Sonnabend	16	Iſaac	
Sonntag	17	10. Trinitatis	
Montag	18	Agapetus	
Dienſtag	19	Sebaldus	☌
Mittwoch	20	Bernhard	den 2cten 10 Uhr
Donnerſtag	21	Rebecca	56 Minut. Morg.
Freytag	22	Philibert	
Sonnabend	23	Zachäus	Hundstage Ende.
Sonntag	24	11. Trinitatis	Bartholomäus
Montag	25	Ludovicus	
Dienſtag	26	Samuel	☽
Mittwoch	27	Gebhard	den 27ten 0 Uhr
Donnerſtag	28	Auguſtinus	41 Minut. Ab.
Freytag	29	Joh. Enthaupt.	
Sonnabend	30	Benjamin	
Sonntag	31	12. Trinitatis	

Marie.

[illegible] im 2. Heft d. Magazins pag. 143.

September hat 30 Tage.

Montag	1 Egidius	
Dienstag	2 Elisa	●
Mittwoch	3 Manuetus	den 3ten 9 Uhr
Donnerstag	4 Theodosia	21 Minut. Ab.
Freytag	5 Moses	
Sonnabend	6 Magnus	
Sonntag	7 13. Trinitatis	
Montag	8 Mariä Geburt	
Dienstag	9 Bruno	
Mittwoch	10 Sosthenes	☾
Donnerstag	11 Probus	den 11ten 5 Uhr
Freytag	12 Syrus	47 Minut. Morg.
Sonnabend	13 Amatus	
Sonntag	14 14. Trinitatis	† Erhöhung
Montag	15 Nicomedes	
Dienstag	16 Euphemia	
Mittwoch	17 Quatember	
Donnerstag	18 Titus	den 18ten 10 Uhr
Freytag	19 Wernerus	43 Minut. Ab.
Sonnabend	20 Fausta	
Sonntag	21 15. Trinitatis	Matthäi Ev.
Montag	22 Mauritius	
Dienstag	23 Helias	Herbst Anfang
Mittwoch	24 Joh. Empf.	Tag und Nacht gl.
Donnerstag	25 Cleophas	
Freytag	26 Cyprianus	☽
Sonnabend	27 Adolphus	den 25ten 6 Uhr
Sonntag	28 16. Trinitatis	18 Minut. Ab.
Montag	29 Michael	
Dienstag	30 Hieronym.	

October hat 31 Tage.

Mittwoch	1 Remigius.	den 2ten sichtbare
Donnerstag	2 Bonrad	☾ Finsterniß.
Freytag	3 Jairus	●
Sonnabend	4 Franciscus	den 2ten 10 Uhr 27 Minut. Ab.
Sonntag	5 17. Trinitatis	
Montag	6 Fides	
Dienstag	7 Amalia	
Mittwoch	8 Charitas	
Donnerstag	9 Dionysius	
Freytag	10 Gereon	☾
Sonnabend	11 Burchard	den 11ten 0 Uhr 51 Minut. Morg.
Sonntag	12 18. Trinitatis	
Montag	13 Angelus	
Dienstag	14 Calixtus	
Mittwoch	15 Hedewig	
Donnerstag	16 Gallus	
Freytag	17 Florentin	○
Sonnabend	18 Lucas Ev.	den 18ten 9 Uhr 15 Minut. Morg.
Sonntag	19 19. Trinitatis	
Montag	20 Felicianus	
Dienstag	21 Ursula	
Mittwoch	22 Cordula	
Donnerstag	23 Severin	
Freytag	24 Salome	☽
Sonnabend	25 Crispinus	den 25ten 1 Uhr 28 Minut. Morg.
Sonntag	26 20. Trinitatis	
Montag	27 Sabina	
Dienstag	28 Simon Jud.	
Mittwoch	29 Engelhard	
Donnerstag	30 Absolon	
Freytag	31 Wolfgang	

Aus Friz Kronthal, von Lindemann

November hat 30 Tage.

Sonnabend	1 Aller Heiligen	●
Sonntag	2 21. Trinitatis	den 1ten 2 Uhr
Montag	3 Malachias	38 Minut Ab.
Dienstag	4 Charlotta	
Mittwoch	5 Blandina	
Donnerstag	6 Leonhard	
Freytag	7 Engelbert	
Sonnabend	8 Cäcilia	☾
Sonntag	9 22. Trinitatis	den 9ten 7 Uhr
Montag	10 Martin Luther	18 Minut. Ab.
Dienstag	11 Martin Bischof	
Mittwoch	12 Jonas	
Donnerstag	13 Briscus	
Freytag	14 Lepinus	
Sonnabend	15 Leopoldus	○
Sonntag	16 23. Trinitatis	den 16ten 8 Uhr
Montag	17 Alphäus	30 Minut. Ab.
Dienstag	18 Gelasius	
Mittwoch	19 Elisabeth	
Donnerstag	20 Amos	
Freytag	21 Maria Opfer	
Sonnabend	22 Alphonsus	☽
Sonntag	23 24 Trinitatis	den 23ten 11 Uhr
Montag	24 Ebenfestem.	27 Minut. Morg.
Dienstag	25 Katharina	
Mittwoch	26 Konrad	
Donnerstag	27 Otto	
Freytag	28 Günther	
Sonnabend	29 Eberhard	
Sonntag	30 1. Advent	

December hat 31 Tage.

Montag	1	Arnoldus	●
Dienſtag	2	Candidus	den 1ten 9 Uhr
Mittwoch	3	Barbara	4 Minut. Morg.
Donnerſtag	4	Barbara	
Freytag	5	Abigail	
Sonnabend	6	Nicolaus	
Sonntag	7	2. Advent	
Montag	8	Maria Empf.	☾
Dienſtag	9	Joachimus	den 9ten 11 Uhr
Mittwoch	10	Judith	53 Minut. Morg.
Donnerſtag	11	Damaſus	
Freytag	12	Synmachus	
Sonnabend	13	Lucia	
Sonntag	14	3. Advent	
Montag ☾	15	Johanna	●
Dienſtag	16	Albina	den 16ten 6 Uhr
Mittwoch	17	Quatember	47 Minut. Morg.
Donnerſtag	18	Chriſtoph	
Freytag	19	Loth	
Sonnabend	20	Abraham	
Sonntag	21	4. Advent	Winters Anfang,
Montag	22	Beata	kürzeſter Tag
Dienſtag	23	Victoria	☽
Mittwoch	24	Adam, Eva	den 23ten 0 Uhr
Donnerſtag	25	Chriſttag	58 Minut. Morg.
Freytag	26	Stephanus	
Sonnabend	27	Joh. Evangel.	
Sonntag	28	S. n. Ch. Geb.	
Montag	29	Noah	●
Dienſtag	30	David	den 31ten 4 Uhr
Mittwoch	31	Sylveſter	37 Minut. Morg.

[illegible]

Erklärung der Kupfer.

1. Frohsinn. Die jugendliche Schöne, deren Bild Herr Bolt in einer sehr angenehmen, aber nur allzu wenig dauerhaften Manier gezeichnet hat, ist in sich selbst vergnügt. Es ist Friede in ihrem Innern. Alles gelingt ihr noch, sie hängt an der Gegenwart, wie eine Biene am Blumenkelch, und die Bilder der Zukunft schweben nur so, wie Halbschatten, die das Grelle des Lichtes mildern, an ihr vorüber. Alles strahlt und lächelt ihr in der Farbe des Morgenroths. Wie schön ist der Morgen des Lebens! Ach, daß er lange dauern könnte!

2. Aus Menschenwerth, und Menschenglük, von Lindemann. pag. 6. Die Stelle ist folgende:

„Lotte, (die hier von ihrem Gatten geführt, abgebildet ist). Als wir vor 12 Jahren Schuz gegen das Gewitter in Walters Hütte suchten, hat er uns so liebreich aufgenommen.

Elise. (im Bilde hier das kleine Mädchen.) Seht, auf dieser Bank saß er, und betete, daß die Vorsehung möge segenvoll das Gewitter vorüber leiten? da kamt ihr, Hand in Hand, blaß, zitternd — da glaubte der gute Vater, sein Gebet sey erhört. Wie gern folgt' ich seinem Geheis, euch Speise und Trank zu reichen, und euch eine Ruhestelle anzuweisen."

3. Aus demselben Buche, pag. 71. August, der Sohn eines Landmanns ist seinem Vater aus Unzufriedenheit über seine künftige Bestimmung entlaufen, und hat, um dies zu verbergen, Kleider am Ufer der Donau, wo der Vater wohnt, zurükgelassen, die jenen glauben machen, er sey im Baden ertrunken. Der Jüngling kömmt nach Strasburg, und endlich nach Bourdeaux, lernt und übt die Handlung, mit dem Vorsatze, seinen Aufenthalt so lange zu verschweigen, bis er sein Glük völlig begründet habe. Die Revolution zerstört seine Hofnungen: er kömmt mit Moreaus Armee nach 15jähriger Abwesenheit nach Bayern, wird in der Nähe des ehemaligen väterlichen Gutes verwundet, und findet auf demselben seine Schwester wieder. Alles ist aber geändert: es gehört einem andern. „Hier ruht mein Vater Walter!—" sagt ihm das Mädchen, auf seine Frage nach jenem, und nun öfnet er seine Arme, mit den Worten: „Elise, erkenne deinen Bruder August!"

4. Albert. Aus Lindemanns Frauenehre, im 1. Heft der Musarion 1799. pag. 43. Albert ist in seinem Garten mit der Pflege seiner Bäume beschäftigt, wird von Frau und Kindern überrascht und belohnt.

5. Elise. Aus Frauenehre, pag. 97. Alberts Gattin ist hier vorgestellt, wie sie ihren durch

Unglük muthlos gewordnen Gatten von dem Verbrechen rettet, sich selbst zu ermorden. „Ich fiel vor ihr nieder, erzählt Albert, ich erarif, und hielt ihre Hände, wie ein Unglüklicher, der in Gefahr zu ertrinken, sich an eine Staude am Ufer anklammert. „Ja, für dich will ich leben, du Engel des Lichts „rief ich mit unsicherem Ton, und wurde, wie im Sturme von ihr aufgehoben, und an ihr beängstigtes Herz gedrükt!"

6. Marie. Aus Mädchenwerth von L. im 2. Heft d. Musarion, pag. 143. Die Gute sizt mit ihren Schwestern vor dem väterlichen Hause, und beweint den Tod ihrer Mutter. Wilhelm, ihr Bräutigam, kömmt vom Felde, mit der Sichel unter dem Arme, und bringt Blumen. Er giebt den jüngern Schwestern den gröstem Theil davon, einige Veilchen und Vergismeinnicht bietet er Marien dar. „Ich habe sie mühsam für dich gesucht, Marie, sprach er, und streichelte die Hand des Mädchens. Aber du hast wieder geweint?" Marie. „Gönne mir meine Thränen, Lieber! Schon sind sie mild und wohlthuend. Bald wird Freude wieder bey mir einkehren!"

7. Aus Fritz Kronthal, von Lindemann, im Taschenbuch, pag. 144. Kronthal, der Greis, sizt am Eingange des Waldes, die jüngste Tochter seiner Schwester neben ihm, und theilt den Armen, welche Holz nach ihren Hütten tragen,

Geschenke aus. „Auch forschte er bey jedem nach dem Hauswesen, und nach der Quelle der Armuth, und half durch Rath und Trost, und Ermunterung, mehr als durch Geschenk.“

8. Aus dem ersten Theil der Pupille von Dusch. Dieser schöne Roman in zwey Bänden, die letzte Arbeit des Verfassers, sollte billig in den Händen jedes Mädchens seyn. Die Scene ist, von Walker erzählt, folgende: „Wir sezten uns auf zwey gegen einander überliegende Feldsteine. Minna, war voll der frohesten Bewegungen, als wir uns so gegen über saßen. Ohne zu reden, nur ihre hellen von innrem Entzüken leuchtenden Augen auf mich geheftet, hatte sie einmal ihre Hände zusammengeschlossen, als eben die Sonne feyerlich unterging. Der Wiederschein, der auf Minna's Gesicht fiel, gab ihm die Verklärung eines Engels. Da sank sie, uneingedenk meiner Gegenwart, herab vom Steine auf ein Knie, ihre gefalteten Hände gegen die untergehende Sonne gehoben, mit dem herzlichsten Ausruf: Großer, unaussprechlich großer Gott! Das gieng mir durch Mark und Bein. Ich fuhr auf, und das edle, gute, fromme Mädchen lag fest an meine Brust gedrükt, in meinen Armen!“

Taſchenbuch

für

weiſen und frohen Lebens-Genuß.

Dem Schönen, und Guten.

Mein Dank.

Wenn der heulende Sturm Oceans Fluth durchwühlt,
Und das jagende Schiff, zürnender Wogen Spiel,
An beschäumte Klippen schleudert,
Tod dem erblassenden Schiffer drohend;

Und es berstet das Schiff, und von den Trümmern stürzt
Sich der Schiffer hinab in die empörte Flut,
Die, dem Grabe gleich, ihn aufnimmt,
Hebend und senkend den Rettungslosen;

Doch sein kräftiger Arm greifet die schwimmenden
Ueberreste des Glücks, welches das Seine war,
Sich mit schwacher Hoffnung stählend,
Sieht er ein neues Gestad sich nähern;

Wenn dem Strandenden nun hülfreiche Aerzte sich
Muth entbietet, ihn stärkt, seinen gesunknen Muth
Hebt, und neue Lebens-Töne
In des Verlassenen Seele leitet;

Neue Kraft ihm verleiht; fern von der Heimath ihm
Neues Vaterland giebt; ihm eine Hütte baut,
Und das Glück der frühern Jahre,
Das entflohne, ihm wieder zuführt;

O, wie leuchtet sein Aug! hebet voll hoher Lust
Sich sein Busen empor, wenn er nun danken darf,
Und es That und Hain verkünden,
Wie ihn die Freundschaft errettet habe!

Auch ich brächte so gern jegliches Opfer dar
Meiner Retterin; rief laut meinen Dank ihr zu;
Doch, des Preises nicht bedürfend,
Weigert die Edle ein lautes Opfer!

Aber stilles Gebet für ihrer Tage Glück,
Und für L . . . . . s Glück, welche, der Mutter werth,
Reich an hoher Jugend-Schöne,
Reicher an Herzens-Güte, blühet;

Und die Thräne des Danks, die in der Einsamkeit
Seiner Stunden mir rinnt, und meiner Muse Lied,
Das nicht falscher Größe feil ist,
Läßt die Erhabne sich wohlgefallen!

Wem mit segnendem Blik, frühe der Himmel schon
Zu des zagenden Trost, zu des Verlassnen Schuz,
Daß er fremde Thränen trokne,
Weihet, der ist der Gottheit Liebling!

Ihm entfaltet sich gern jeglicher Schönheit Reiz,
Ihm blühe, Frühling, dein Kranz; feuchtet des Sommers Schmuk;
Und auf selbstgepflanzten Bäumen
Röthet sich ihm der Früchte Fülle!

An dem Arm der Natur, wandelnd im Freundes-Kreis,
Von den Seinen umhüpft, lebt er sein Leben hin;
Und begeisterter Enkel Sehnsucht
Feyert noch spät sein Angedenken!

8

Friz Kronthal

oder

das glükliche Alter.

Auch der Winter des Lebens hat hohe Freuden, für den, der im Frühling seiner eingedenk war, im Sommer für ihn gesammelt, und sich im Herbst auf seine Ankunft vorbereitet hat. Zwar wenn das Haupt von Silberloken glänzt, alsdann ruhen Tanz und lauter Scherz, sonst die Begleiter froher Tage; aber sie haben sich den Zirkeln jüngerer Freunde, der Kinder und Enkel, zugesellt, und geben durch reuelose Erinnerung, oft nur in veränderter Form, jeden Genuß noch einmal; der hüpfende Reihen von Enkeln und Enkelinnen wird ein Zauberspiegel, in welchem sich der belohnte Greis lächelnd wieder erblikt. Alsdann hängt freylich die Leyer tonlos an der

Wand, sonst der Leidenschaften Meisterin, groser Thaten Seele und Lohn, der Zeitgenossen Wonne; aber der mühsam errungene, und sorglich bewahrte Kranz verwelkte doch nicht, und schmükt nur schöner den ehrwürdigen Scheitel, der ihn trägt. Zwar sind nun die Thaten vollbracht, welche das Leben bezeichnen sollen, aber noch ist auch für den Greis manche schöne That übrig; ihm geziemt Lehre und Warnung aus dem Schaze von Erfahrungen eines halben Jahrhunderts; sein Mitleiden gegen Dürftige versiegt nicht; seine Lust wohlzuthun bleibt ihm, durch eine abgekühlte Vernunft sicherer geleitet, und wird rascher, weil er seine Zeit nach Augenbliken messen muß; und die guten Thaten, die er verübt hat, schweben nicht als werdende Bilder der Zukunft vor seinem Blike, er sieht sie mit ihren Folgen, schöne emporgereifte Gestalten, sich ihm dankbar nähern, seiner Liebe und Menschlichkeit zu huldigen.

Für solche Momente hat sein abgeschwächtes Auge noch süsse Thränen der Freude; sein Ohr

noch Empfindung für die Jubel-Chöre der Enkelschaare, ihm gesungen; seine Wange noch Gefühl für das liebkosende Streicheln der jüngstgebohrnen Enkelin, die ihm seine geliebteste Tochter auf den Arm gelegt hat, damit er sie segne. Minder hart ist für ihn die Scheidestunde von der schönen Welt; manche seiner Lieben sind ihm vorangegangen, und erwarten ihn, und den Zurükgebliebenen hat er feste Wohnungen gebaut, und kühle Schatten gepflanzt.

Kronthals letzte Lebens-Jahre waren reich an diesen Freuden, und mit solchen Kränzen geschmükt.

Seiner Geburt fehlte der Glanz, auf welchen die Menschen auch jezt noch einen hohen Werth zu setzen pflegen, und seiner Jugend der Reichthum an Genuß jeder Art, und die lächelnde Zügellosigkeit, welche gewöhnlich mit jenem Glanze vereinigt sind.

Sein Vater war Beamter auf einem adelichen Dorfe, und konnt' es in Ansehung seines Vermögens um so weniger über das Mittel-

mäßige bringen, da er eine starke Familie bey seiner geringen Besoldung zu ernähren hatte, und der Gewohnheit seiner Amtsbrüder auf zehn Meilen im Umkreise völlig zuwider, die Zanksucht seiner Bauern mehr milderte, als mehrte, ihre Prozesse mehr verglich, als entschied, ihren häuslichen Wohlstand mehr zu erheben, und zu befördern, als zu zerstören suchte; ohne Geschenk und Gabe Recht sprach, und, ihres Dankes ungewiß, und nicht bedürfend, gerade und gewissenhaft handelte, weil er es für gut und beruhigend hielt.

Zu den Freuden seines Lebens gehörte ein Weib, das ihn verstand, seinem etwas stürmischen Gemüthe Sanftmuth entgegen setzte, und durch duldendes Schweigen seine bisweilen aufbrausende Hize zu mäßigen wußte, ein kluges, bescheidnes Weib, im Kreise ihrer Kinder unermüdbar in mütterlicher Sorge zur Erhaltung und Vermehrung der Wohlfahrt und Gesundheit ihrer Lieblinge; sie, und diese wohlerzogene Gruppe froher Nachkommenschaft gewährten ihm

an jedem Abend den Lohn für die beschwerlichen genau erfüllten Pflichten seines Amtes, und von ihnen umringt in Haus und Feld und Garten, bereute er es nie, den Antrag der gnädigen Herrschaft, jeden Abend an ihren Spiel- und Trinkparthieen Theil zu nehmen, höflich von der Hand gewiesen zu haben. Er glaubte überdies, daß bey dergleichen alltäglichem Umgang, der jeden Theil dem andern all zu nahe führe, und die gegenseitigen Verhältnisse zu sehr, und zu gefährlich verrücke, in unbewahrten Augenbliken der Herr sich leicht etwas vergeben, und noch leichter der Beamte an Selbstständigkeit und Ansehen verlieren könne, ohne welche seine Bemühungen zum vereinten Wohl der Herrschaft und des Dorfes nie gedeihen würden.

Unter seinen drey Söhnen schien Fritz, der jüngste, den Vater am frühesten zu begreifen. Dieser kleine, goldlokigte Mensch wurde bald ein genauer Beobachter alles dessen, was jener sprach und that; das freute den Alten, und seitdem was und wo er seine Handlungen und Reden

ſorgfältiger als jemals, war minder aufbrauſend, als ſonſt, und ſo lernte Fritz, der häufigſte Begleiter ſeines Vaters in Feld und Wald, und auf Unterſuchungs-Gängen in den nächſtgelegenen Gehöften, den ſein Fleis ſchon als zwölfjährigen Knaben zu manchen dem Vater nützlichen Dienſten in der Schreibſtube fähig machte, ſehr frühe diejenige Beſtimmtheit in Reden und Handlungen kennen und ehren, welche allein des männlichen Charakters würdig iſt, ſich in allen Lagen des menſchlichen Schikſals geltend zu machen, und Theilnahme zu erregen weiß. Die beſondre Aufmerkſamkeit, die Kronthal der Ausbildung ſeines kleinen Freundes widmete, machte ihm deſſen Umgang ſehr nothwendig; es that ihm wohl, in ſeinem jünglen Sohne ſchon ſo frühe einen Richter ſeiner Handlungen zu finden, es ſchmeichelte ſeiner hohen ſtolzen Hofnung, durch ihn, in ſeinen als gut erkannten und bewährt erfundenen Grundſätzen, fortzuleben, wirkſam auf künftige Geſchlechter.

Aber der geheimere Plan der Vorſehung ſtörte die Ausſichten des guten Alten, und trübte das Glük ſeiner Familie, die ihn beynahe anbetete.

Durch ſchlechte Juſtiz-Verwaltung beſonders in den meiſten reichsadelichen unmittelbaren Herrſchaften jener Gegend, mit welcher der ſinkende Wohlſtand und Mangel an gutem öffentlichen Glauben der Bürger und Bauern Hand in Hand gieng, hatte ſich damals Diebſtahl und Raublust ſtark einzunaſtet, jede einſame Beſitzung, und ſelbſt die Heerſtraßen unſicher gemacht, und nur der Baron von Burewald, deſſen Beamter Kronthal war, machte eine deſto rühmlichere Ausnahme in dem Bemühen, dieſes Uebel auszurotten, vor den meiſten ſeiner Nachbarn, je weniger einige von ihnen ganz rein von dem Vorwurfe waren, Theil an der und jener Diebsbeute wenigſtens mittelbar gehabt zu haben. Er hielt auf alte männliche Rittertugenden, und mogt' es gerne hören, wenn ihm ſein Beamter oft wiederholte, daß, gleich wie einſt vor Zeiten

die ritterlichen Helden Drachen und Riesen bekämpft, und bezauberte Jungfrauen erlöst, gegen den Erbfeind der Christenheit gefochten, und auf Turnieren Preise errungen haben, es jezt, bey veränderter Verfassung jedes freyen ebenbürtigen Ritters Pflicht sey, Diebe und Gauner, welche das Eigenthum unbewahrter, und ungewarnter Menschen feindlich anfallen, nicht zu dulden, sondern sie mit Macht zu verfolgen, einzufangen, und mit gerechter Strenge zu richten.

Das hörte der Herr von Burgwald gern, und zog lange vor dem Herrn Grafen Schenk von Castell, (der zu Oberdischingen in Schwaben der Schrecken und das Schwerd der Räuber und Mörder ist, und durch eines der berühmtesten Zucht- und Arbeitshäuser, welches er auf seiner Herrschaft erbaut hat, und erhält, seinen Namen wohlthätiger für Tausende als mancher Finanz- und Staats-Minister verewigt) von seinem Beamten unterstüzt, gegen alles schlechte Gesindel zu Felde, was sein Arm erreichen konnte, und so fand daher mancher auf seinem Grund und

Boden die gerechte Strafe seiner begangenen Verbrechen, und wurde auf immer unschädlich für die Ruhe anderer.

Bald verbreitete sich das Gerücht von diesen neuen ritterlichen Thaten des Freyherrn von Burgwald; jeder Gutdenkende erhob sie nach ihrem Werthe, dankbar, aber die nicht unbeträchtliche Masse von Bösewichtern, die sich in der freyeren Befriedigung ihrer Raubsucht beeinträchtigt, und in dem Beamten den eigentlichen Urheber dieser, in reichsadelichen Besitzungen damals so seltnen und so prompten Justiz Pflege sahen, schwuren diesem Rache. Sie dielten ihren Schwur allzu schrecklich für ihn und die Seinigen.

Eine Bauholz-Anweisung rief den Amtmann eines Tages in die kostbaren, und, seitdem ihm die Mitaufsicht über die Behauung anvertraut war, nach vernünftiger Forst-Ordnung benutzten Eichenwälder des freyherrlichen Gutes, welche sich tief in das Gebirge erstreckten. Es war ein schwüler Sommertag, und die besorgte Hausfrau

giens oft, abwend, an das Fenster, und warnte vor dem Gewitter, welches von ferne drohend heraufstieg; sie meinte, und bat gutmüthig, ob dieser Gang nicht bis Morgen verschoben werden könnte, weil die Luft so schwül, die Höhe so drückend sey; aber Krenthal achtete ihrer Warnung nicht, seines Versprechens, dieses Geschäft noch heute zu endigen, eingedenk. Das Gewitter verzog sich; die gute Hausfrau warnte immer noch, ahndungsvoll, und der Ammann gieng nur von Fritz, und dem alten Jäger begleitet, bedächtsam und sinnig des Weges. Die Gattin umarmte ihn zwey und dreymal, und Thränen traten ihr in die Augen, und die Kinder, von der Mutter Wehmuth ergriffen, umarmten ihn auch, und er sie alle, weich und sprachlos, wie bey einem Lebewohl auf lange Zeit.

So gieng der Ammann, und Fritz neben ihm an seiner Hand; auch der sprach lange nicht, bis die Annäherung an das herrliche, beschattete Thal, und der Anblik der majestätischen, prächtig geschwungenen Eichen seiner Seele wieder

neues Leben, und seinen Gedanken wieder Worte gab. Tief in des Eichenwaldes feierlichem Dunkel erreichten sie die Stelle, wo Bauholz gefällt werden sollte, und der Aufmann stand, und maß, und ordnete, und Fritz und der Jäger zeichneten seine Anweisung jeder in eine Schreibtafel, nichts Böses befahrend.

Fort, ein Schuß, ganz aus der Nähe, und noch einer, und Krontbal stürzte tödlich verwundet zur Erde. Fritz war nur am Hute von der zweyten Kugel gestreift. Auch ihn hatte die Rache der Mörder treffen sollen. Aber das Verbrechen ist feig; darum flohen die Mörder eiligst, und verschonten ihn und den Jäger, die wehrlos und zitternd standen. Dem Knaben, der nun seinen Vater, röchelnd im Kampfe mit der letzten Lebensminute, auf der Erde sah, wäre der Tod Wohlthat gewesen: er streckte, wie ein Bittender, seine ausgebreiteten Hände nach der Seite hin, wo sich grauer Pulverdampf gegen der Eichen Wipfel emporwälzte; aber kein Mitleid für ihn: da fiel er sinnlos auf den Leichnam

des theuren Todten; da erwekten ihn kaum die Bemühungen des alten Waidmannes, der erst ihn ins Leben zurükbringen, und alsdann den Getödteten nach Hause tragen wollte. Fürchterlich erschallten seine Klagen um den geliebten, angebeteten Vater in dem öden Thale, hallten wieder von Berg zu Berg, und so wankte er hinter der Leiche nach, die der alte Förster auf den Schultern dem Dorfe zu schleppte. Die Kugel hatte das Herz getroffen, und keine Hofnung der Rettung übrig gelassen.

Den Gehenden begegneten mehrere Einwohner des Dorfes, oder sahen sie bey der Feldarbeit, und alle standen, entsezt über den Anblik, und bejammerten den Verlust ihres braven Amtmanns. Sie liessen Pflug und Hake auf den Aekern liegen, und begleiteten die Leiche, machten eine Trachabre von Baumästen, und vier der Aeltesten trugen auf derselben den Leichnam, und die andern folgten in Thränen, und lauten Klagen, und im Dorfe wuchs die Zahl, und es war einem langen Leichenzuge ähnlich, was die

gute Aebtmännin vom Fenster aus weither langsam schreiten, und über die Brüke sich dem Hause nähern sah. Sie erkannte Fritz und den Förster; ach, es war ein schreckliches Erkennen, sie ahndete ihr Unglük!

Sie und die Kinder hatten sich angekleidet, um dem Vater bis an den Wald entgegen zu gehen, und dort vom Gebüsche versekt im Grase auf den Zurükkommenden zu warten, und ihn durch mitgebrachte Speisen und Getränke zu erquiken; und nun ward er so zu ihnen gebracht, so das Glük ihres Lebens durch den fürchterlichsten Schlag zertrümmert! Es war ein schrekticher Abend!

Soll ich die Scene anmahlen? Soll ich Mutter und Kinder zur blutbesekten Leiche hinführen, ihren Klagen und Seufzern Worte geben, ihre Thränen zählen? Kein Ausdruk würde ihr Leiden erreichen. Soll ich die Trauer des ganzen Dorfes um den Guten schildern, den jezt die ältesten Familien-Väter als den Beschüzer ihrer Rechte laut rühmten; ehmals

leichtſinnige Beſizer, durch ſeine Ermahnungen geſichert und nüzlich geworden, als ihren Retter; gebeſſerte Zankſüchtige als ihren Freund; Waiſen als ihren Erhalter, laut prieſen; dem durch ihn wieder vereinigte Ehegatten ihren hergeſtellten Frieden, und alle die Ruhe verdankten, bey welcher ſie, im Genuß ihres ungeſchmälerten Eigenthums, ferne von Druk oder Dünkel, ihres Lebens froh worden waren? Ein ſolches Gemälde, wie ſchön und herzerhebend müßte es ſeyn; aber das Gefühl, daß ich es in einem ſo engen Raume nur ſchwach anlegen könnte, und der kleinmüthige Kummer über das elende Loos der Sterblichen, würde mir den Pinſel aus der Hand nehmen!

Der Beſizer des Dorfes, durch ſeine Lebensweiſe, und den altritterlichen, turnierfähigen Sinn abgehärtet, empfand zwar den Verluſt ſeines Beamten, und ſchwur bey ſeinem adelichen Worte, die fürchterlichſte Rache an den Mördern zu nehmen; aber Frau und Kinder erhielten wenig von ſeiner Milde, und fühlten

den ganzen Umfang ihres Unglüks, als sie, nach der Untersuchung der amtlichen Papiere, nach der Trennung alles herrschaftlichen Eigenthums von dem, was der Amtmann hinterließ, und wobey sich das Vermögen des leztern sehr klein darstellte, und endlich, nach dem Schlusse des Sterbe-Vierteljahres, ihre Habe sammeln, und die lange und friedlich besessene Wohnung verlassen mußten.

So viel Gutes war ihnen da bey des Gatten und Vaters Leitung und Mitgenuß, in Haus und Garten zu Theil worden, daß jezt beym Abschied ihre Thränen reichlich flossen, und kaum der festeste Glaube an die milde Vorsehung die gute arme Witwe aufrecht erhalten konnte. Des Vaters Grab auf dem nahen Kirchhofe war ihr lezter Besuch, und lange verweilten sie, und weinten und klagten alle; es war der Abschied von ihrem kostbarsten auf Erden! da nahm Friz die Mutter zuerst bey der Hand, und zeigte gen Himmel, seine Thränen troknend;

und die Mutter verſtand ihn, und kennte wieder an Gott und Zukunft denken.

In einem benachbarten Städtchen richtete ſich die Witwe mit den Kindern ein, und hoffte, mit dem, was ſie beſas, und was ſie durch ihre Arbeit vermehren zu können glaubte, ſich und die Ihrigen ferner zu ernähren, und zu erziehen. Der Gedanke war ihr ſchreklich, ſich auch nur von einem zu trennen. Aber bald ſah ſie ein, daß ſie der Ausführung dieſes troſtvollen Plans nicht gewachſen ſey; allzu ſchmerzlich bemerkte ſie, wie vielen Antheil ihr Gatte an diesen wichtigen Geſchäften der Erziehung ihrer Kinder gehabt, und wie ſehr er ſie, oft nur durch ſein Nahesein, und durch einen misbilligenden oder belohnenden Blik, daben unterſtüzt habe, auch fand ſie bald, daß es ihr mit den nöthigen Koſten zum Unterhalt aller nicht ſo leicht werde, als ſie geglaubt hatte; ſie nahm daher das Erbieten einiger Verwandten dankbar an, welche die Erziehung und Verſorgung ihrer Söhne über-

nehmen wollten; und behielt nur zwey Töchter bey sich, von denen sie sich nicht trennen konnte.

Fritz wurde einem Herrn Vetter vornehmen Standes, und hohen Ansehens, dem Hofrath Brandau zu Theil, der in einer fürstlichen Stadt von seinen Einkünften lebte. Die Familie, in deren Zirkel er in seinem 14ten Jahre trat, bestand, ausser dem Hofrath, (einem Manne, dem nur der Titel, welchen er führte, die Equipage, worin er fuhr, und die Livree, die er gab, Ansehen und scheinbare Achtung erwarben,) aus dessen Gattin, welche, stolz auf dieses Nichts ihres Mannes, sich blähte, über geringere Leute weg sah, und andern gerne gebot; aus einem Sohne, der, nur einige Monate älter als Fritz, schon früh altklug, den Vater zu copiren, der Mutter zu schmeicheln, das Gesinde zu quälen, und der gutherzigen Einfachheit seiner Schwester zu spotten verstand, und aus einer Tochter, welche, nach Körper und Seele genommen, gar nicht zu dieser Familie zu gehören schien, eben so anspruchlos, als

ihr Vater eingebildet; eben ſo einfach und duldend, als ihre Mutter geſchmükt und herrſchſüchtig; eben ſo offen und leutſelig, als ihr Bruder verſtekt und herriſch; aber auch in eben dem Grade herrlich und ſchön gebildet, als dieſer von der Natur körperlich vernachläſſigt war. Im Hauſe gieng es vornehm zu, und das Ganze war eine neue Welt, in welcher Friz, der Fremdling vom Dorfe, große Augen machte, aber, bey allem Bemühen, aus Dankbarkeit für das Gute, was er hier genos, und genieſſen ſollte, froh zu ſeyn, ſich nicht geſel, noch weniger geblendet wurde.

Wie ſehr vermißte der Gute ſeinen Vater! Er galt nun für eine Art von dienendem Geſellſchafter für den jungen Brandau, der durch dieſe Verbindung ſein Gewicht ſehr vergrößert glaubte. Mancherley niedrige Arbeit mußt' er ſich gefallen laſſen, manche Bitterkeit über Armuth und Wohlthaten-Genus hören, ſich immer tief im Hinterarunde halten, wenn im Hauſe geprunkt und hoch gelebt wurde; und nur als-

dann ward er einige Augenblike lang wie zur Schau hervorgezogen, wenn die Frau Hofräthin, das Gespräch bisweilen auf Grosmuth und Freygebigkeit hinleitend, ihren erstaunten Gästen alles berechnete, was sie in diesen Artikeln gethan und nicht gethan hatte. Für den Hofrath mußt' er abschreiben, des jungen Herrn Zimmer, oft auch Stiefeln und Kleidung in Ordnung halten, für die Hofräthin Bestellungen in der Stadt besorgen; und nur Caroline, das schöne, damals zwölfjährige, Mädchen, hatte nichts als Mitleid für ihn, und ermahnte ihn oft, durch freundliches Gespräch, dem ihr wohlwollender Blik noch mehr Werth und Macht gab, zu Hofnung und Fröhlichkeit.

Unter hundert jungen Leuten, so nahe am Jünglings-Alter, und mit so vielen Vorkenntnissen von seltner Art in den alten und neuen Sprachen, in der Geschichte und Mathematik (dem Erbtheile seines Vaters) bereichert, würde kaum einer in dieser peinlichen Lage den Muth nicht verloren haben; jeder Bissen sogar mußte

ja durch mancherley Opfer erkauft werden; aber das war es, was Fritz vor vielen andern auszeichnete; die Besonnenheit, welche er dem innigen frühen Vertrauen, das sein Vater in ihn gesezt hatte, verdankte, und der schnelle, treffende Blik, mit dem er bald nach seinem Eintrit in dieses Haus den bleibenden Vortheil zu berechnen fähig war, welchen er selbst von der schlimmen Seite seiner Lage, noch mehr aber von der Erlaubnis, alle Lehrstunden des jungen Vetters mit benüzen zu dürfen, ziehen könne. Durst nach Kenntnissen waltete in seinem ganzen Wesen, und er vergas augenbliklich jede drükende Behandlung, sobald ihm nur die Freyheit blieb, zu rechter Zeit bey seinen Büchern Schuz zu suchen, und sich entweder auf bevorstehende Lehrstunden vorzubereiten, oder die neuen Schäze, die er in eben verbrachten gesammelt hatte, durch genaue Wiederholung zu sichern.

Aus Stolz und Dünkel verwendete der Hofrath beträchtliche Summen auf die Bildung seines Sohnes, der die Zierde des Hauses wer-

den, und vielleicht dereinſt, vom Kayſer in den Adelſtand erhoben, ganze Länder, wo nicht beglükken, doch beherrſchen ſollte. Das waren die Triebfedern, warum die beſten Lehrer, wohlbezahlt, im Hauſe aus und eingiengen, warum aber auch der Muſiklehrer, der franzöſiſche Sprach- und Tanzmeiſter, als die wahren Schöpfer und Erwecker derjenigen Talente, durch welche man in der Welt die Ehre des guten Tons, und der großen Lebensart erwerben kann, einen vorzüglicheren Rang, beſonders in den Augen der Mutter, behaupteten, als der brave Magiſter, der die Philoſophie lehrte, Vorleſungen aus der Geſchichte hielt, und die griechiſchen und lateiniſchen Claſſiker übte. Tiefer beugte ſich vor ihm Friz Kronthal, welcher die Weisheit dieſes ſtillen Gelehrten gierig verſchlang, und dem es recht zu Danke war, daß der ehrliche Mann ſelbſt noch hohe Freude an den Schönheiten in den Werken der weiſen Männer der Vorzeit empfand, denn Plato ſeine Armuth, bey Homer ſeine Sorgen vergas, ſich bey den Gemälden der altgriechiſchen

und römiſchen Geſchichte über ſich ſelbſt empor-ſchwang, und den jugendlichen Geiſt ſeines eifrigen Zöglings mit ſich fortriß. Wie klein und nichtig ſchienen in ſolchen ſüſſen Stunden dem werdenden Jüngling die trüben Verhältniſſe ſeines Lebens, und wenn er es ja bedauerte, arm zu ſeyn, ſo geſchah es, weil er auch ſeine Mutter und Schweſtern arm wußte.

Jugendlicher Muth bildet ſich leicht frohe Ausſichten, beſiegt leicht alle Hinderniſſe, erreicht in kühnen Gedanken ſeine Zweke, und ſchöpft Freude aus Hofnungen; ſo auch Friz. Weiter rüken durch Fleiß und Aufmerkſamkeit, keine Stunde ungenüzt verſchleudern, das wollt' er; bald höher ſteigen, erwerben, und der Mutter und den Schweſtern frohere Tage bereiten, das wollt' er, und dieſer Gedanke machte ihn heiter, und ausdauernd.

Es iſt eine weiſe Einrichtung der Natur, daß dem werdenden Jüngling die Schwierigkeiten verhüllt ſind, welche ſich ſeinen Planen in der Wirklichkeit entgegen ſtemmen; er würde be-

dem oft mühsamen Einsammeln von Wissenschaften und Kenntnissen, die ihn einst zum brauchbaren Gliede der Gesellschaft machen, leicht ermüden, wenn er ahnden könnte, wie oft so ganz anders das Schikſal ihn führen werde, als er selbſt den Weg gebahnt hat. Auch konnte Friz in dem Hauſe seiner Verwandten nicht unglüklich seyn, da doch ein Geſchöpf in demſelben lebte, das wie er empfand, ſtill und häuslich wie er die Menſchen liebte, wie er aus unverdientem Druk und oft ſchnöder Behandlung die ſchöne Kunſt zu ſchärfen wußte, nie im Glüke übermüthig, nie vom Unglüke ganz zerdrükt zu werden.

Caroline war dieſes Geſchöpf, jezt 14 Jahre alt, ſchön und blühend, faſt ſchon Frucht, mehr als Blüthe; einfach und überaus gut: vom Vater überſehen, weil ſie ſich in den glänzenden Zirkeln nach ſeinem Urtheil ſchlecht benahm, und durch ihre Anſpruchloſigkeit, die den Geken weder reizt, noch viel weniger feſſelt, ſeiner Idee, den Glanz des Hauſes dereinſt durch ihre vor-

nehme Verheirathung erhöht zu ſehen, nicht entgegen kam; von der Mutter nicht geliebt, weil dieſe die Mühe für verloren anſah, eine Puppe aus ihr zu bilden, ihre Denkungsart allzu bürgerlich war, und ihr Auge zu leicht Thränen vergas, wenn ſie den guten Willen, ihren Eltern Freude zu machen, verkannt, und ihr Herz mißhandelt ſah; vom Bruder kaum eines Blikes, oder doch nur eines hämiſch-tadelnden, gewürdigt, und nur von Kronthal verſtanden! So machte ſie beyde ihr ſtiller Kummer zu Freunden! Wie war es oft dem Jüngling zu Muthe, wenn er täglich neue Schönheiten ſich bey Carolinen entfalten ſah, wie raſch ſchlugen alle ſeine Pulſe, wenn er in des Vetters Studierzimmer ſas, der Auflöſung einer philoſophiſchen Aufgabe nachſpürend, und Carolinens flinke Finger das im anſtoſſenden Saale ſtehende Clavier berührten, und ſanfte Töne aus demſelben hervorlokten, von ihrer zarten Stimme begleitet; wie leicht und nichtig entſchwanden dem jungen Philoſophen die Skelette von Syſtemen, womit ſich ſein Geiſt

zu beschäftigen gewohnt war; leise schlug er Bücher und Hefte zusammen, und horchte der seelenvollen Sängerin, an die Thüre gelehnt. Oder wenn Caroline ihm da und dort, oft nicht von ungefähr, begegnete, und den freundlichsten Gruß für ihn bereit hielt, und herzlich gab; wie schnell erhob er alsdann den gesenkten Blik, von hoher Wonne ergriffen.

Jedermann weis, mit welcher Kühnheit sich in dem Busen eines Jünglings die erste allmächtige Liebe zu erheben pflegt; ihr Erwachen bereitet seliae Tage, denn selbst ihre Schmerzen sind süß. Da giebt es nur zweyerley in der ganzen Natur, lieben, und geliebt seyn: alles liebt, alles wird geliebt; da faßt der Jüngling erst die Weisheit des Schöpfers im Lebendigen, und Leblosen; da ist nur ein Glük, nur ein Bestreben, das allgemeine Glük aller Geschöpfe, in ihm, nur ein Leiden in der Welt, Trennung! Zwar fühlte Kronthal tief und gewaltig diese Macht der Allesbesiegerin, aber er war kein gewöhnlicher Jüngling, der, wie im Sturme, alle

Verhältniſſe der wirklichen Welt vernichten, und ſich ſelbſt dem Beſize ſeiner Geliebten aufopfern zu müſſen glaubt; er war fromm, und dankbar, errieth die hohen Abſichten der Eltern mit der ſchönen Tochter aus Geſprächen, die er ſelbſt mit angehört hatte, und vergas nicht ſeine Armuth und Niedrigkeit mit dem Wohlſtande und Anſehen dieſer Leute zu meſſen; und ſo beſchlich ihn jezt oft, im Kampfe mit ſeiner Liebe, Unmuth und Sorge; ſeiner Bruſt entrieſen ſich Seufzer, Thränen blinkten in ſeinen Augen, und der Gedanke quälte ihn, daß Caroline das Opfer der Eitelkeit ihres Vaters, und des mütterlichen Stolzes werden würde.

Wenn auch ſie ſo einſam im Garten umherging, ſo ſprachlos bey der Stikrahme, oder dem Strikzeuge ſaß, wenn ſie ihn jezt bisweilen, in Augenbliken, wo ſie minder bewacht war, ſo traurig anſah, und ihren Tagen die Freude fehlte, die ſonſt der Mädchen Blüthenzeit verherrlicht; da wußte er es, daß auch ſie ihn liebe, und daß ſie unglüklich ſey!

Seitdem die Fortschritte, welche er in Kenntnissen machte, bey den Lehrern des jungen Brankau, so viel es seyn durfte, laut wurden, seitdem erhielt er eine höhere Bestimmung im Hause durch den Auftrag, die Lehrstunden mit dem Vetter zu wiederholen, und jederman, der ihm wohl wollte, rieth ihn zum voraus glüklich, weil man gewis glaubte, daß er sich durch den Eifer, mit welchem er Eduards Nachlässigkeit bey allem, was lernen hies, bekämpfte, und durch die Treue, mit der er ihm seine Liebe zu den Wissenschaften mitzutheilen strebte, das Zutrauen verdienen werde, den jungen Brankau als Freund und Aufseher auf eine hohe Schule zu begleiten, wo er ein reiches Feld zur Vollendung seiner Studien, und zu Gründung seines künftigen Glükes finden würde.

Aber eben die leichte Art, womit er jenen in jeder Geschiklichkeit übertraf, dieses bescheidne Mehrwissen, welches ihn zum Lehrer des andern machte, dieser Anstand, mit dem er sich darstellte, und Zuneigung erwarb, kurz, die frühe Tugend

des Jünglings war es, was die Hofräthin gegen ihn einnahm, und sie befürchten machte, er könne den Glanz des Sohnes verdunkeln; der Hofrath selbst dachte klein genug, ihm den Weg zu Größe und Ehre nicht zu erleichtern, weil er leicht seinem Eduard bey künftigen Bewerbungen um Staatsämter am fürstlichen Hofe hinderlich seyn könnte: und Eduard stand oft zu beschämt ihm gegen über, als daß er den Gedanken hätte ertragen können, ihn bey sich auf der Academie zu haben, und sich dadurch selbst Fesseln anzulegen, welche seinem Hange zur Zügellosigkeit, den er dort befriedigen zu können hoffte, gefährlich werden würden. Fritz merkte daher bald, daß seine Hofnung, jenen zu begleiten, bedroht sey. Sie war ihm der Zukunft wegen allzutheuer, und die Aussicht, wenn Eduard vom elterlichen Hause getrennt, und er allein bey ihm lebte, ihn vielleicht durch Beyspiel und duldendes, anschmiegendes Betragen freundschaftlicher Empfindungen, und, wenn nur diese einmal Wurzel gefaßt hätten, tugendhafter Neigungen fähig zu machen, ihn, den

Bruder Carolinens, die sein ganzes Herz füllte, den einzigen Sohn derer, in welchen er seine Wohlthäter ehrte, diese Aussicht war ihm zu viel werth, als daß er darüber hätte länger in Ungewisheit bleiben können.

Er gieng zu dem Hofrath, und wagte eine ehrfurchtsvolle Frage über den Plan seiner weitern Ausbildung. Der Hofrath erforschte die Gesinnungen des Jünglings, und schien ganz erstaunt, da dieser keinen Augenblick Bedenken trug, ihm den Wunsch, mit seinem Sohne die Universität beziehen zu dürfen, zu eröfnen. Der Hofrath sprach mit Bedauren von abzuthuenden, und stolzen Gedanken, die sich für einen armen Menschen gar nicht schikten, von Eigendünkel, und unadelichen Kenntnissen, die in der Welt heut zu Tage keinen Werth mehr hätten, und fand das und jenes an dem guten Krontal zu tadeln, um seinen Eduard erheben zu können. Auch nahm er es sehr übel, als Fritz sich einige wohlgemeinte Bemerkungen entschlüpfen lies, daß er geglaubt habe, seine Dankbarkeit gegen seinen Beschützer nicht redlicher an

den Tag legen zu können, als wenn er sich bemühe, durch seine freundschaftliche Sorgfalt um Eduard, diesen gegen die Gefahren zu sichern, welche ihn auf der hohen Schule gewiß bedrohen würden, und mit welchen ihn selbst die öftern Gespräche des Herrn Magisters zum Voraus bekannt gemacht hätten.

Die Hofräthin war gegen das Ende des Gespräches mit Eduard in das Zimmer getreten, und wies diesen gutgemeinten Fingerzeig, der sich auf den Umgang von vier Jahren gründete, mit harten Worten ab: sie schloß mit der Erklärung: sie werde es immer lieber sehen, wenn sich Eduard seiner Jugend und seinem Stande gemäß betrage, als wenn er zu der Zunft hölzerner Schulgelehrten übergienge, die keine wahre Freude genössen, und nie fähig wären, den guten Ton der großen Welt zu erreichen. Ihrem Sohne werde es nie an Geld fehlen, seine kleinen Launen zu befriedigen, er werde aus Achtung für seine Tugend sich in den Schranken der Sittlichkeit

halten, und es liebe sich niemand weiter um ihn zu bekümmern.

Schnell küßte Eduard der Mutter die Hand, und warf thränenreiche und verschämte Blike auf Kronthal. Dieser stand gelassen da im Gefühl der Unschuld, und erkannte seinen eignen Werth. Er blikte trauernd auf diese niedrigen Menschen, die ihm mehr aus Stolz und Prahlerey, als aus gutem Willen, Gutes erwiesen hatten; und noch in diesem Augenblike fand er in seinem Innern die Ueberzeugung, daß er auch jezt nicht und nie fähig sey, undankbar ihre Wohlthaten zu vergessen. Er verbarg eine heiße Thräne, die seinen Augen entschlüpft war, er sprach mit Fassung: „So mag der Himmel für mich sorgen, da Sie ihre Hand von mir abziehen wollen, wo sie mir am nöthigsten wird. Die Zeit des Anfangs der Lehrstunden auf der Academie ist nahe; Eduard wird abreisen; seine Lehrer sind bereits entlassen; ich darf nicht länger zögern, und will zu meiner Mutter zurükkehren, um mit ihr über meine Zukunft zu berathschlagen. Wenn

Sie es erlauben, so will ich morgen abreisen. Ich nehme die reinste Dankbarkeit für ihre Wohlthaten mit mir, und mein ganzes Leben soll davon Zeuge seyn."

Dieser Antrag fand keine Widerrede, man schien dadurch eines lästigen Gesellschafters ledig zu werden. Fritz küßte beym Abschied dem Hofrath und der Hofräthin anständig und berührte die Hand, überhörte noch manches höhnische Wort über den Werth der Demuth, und über die Möglichkeit, diesen Schwindel, der ihn ergriffen habe, dereinst zu bereuen.

Traurig trat er in seine Kammer, suchte zusammen, was sein war, packte den kleinen Bündel, und überließ sich dem Schmerz vereitelter Hoffnung.

Auch wußt' er nicht, wie seine arme Mutter diesen Vorfall, welcher ihr die Last seiner Versorgung wieder aufbürdete, ansehen werde: das beunruhigte ihn sehr. Seiner Mutter Kummer verursachen, das war das bärteste, was ihn treffen konnte. Aber seine lebhafte Einbildungskraft

schuf ihm bald Mittel, sich auf einer Universität so durchzubringen, daß er der guten Wittwe keine Kosten verursache; und mit diesen Mitteln ausgerüstet, wollte er ohne Zagen vor sie treten, und ihre Einwilligung zu seiner Reise nach H. erbitten.

Kaum war er mit diesem Punkt im Reinen, so öffnete sich noch eine Falte seines Herzens, wie das Blatt eines Buchs; deutlich trat Carolinens Bild hervor. Dies Haus verlassen, wo das edelste weibliche Geschöpf, wo seine erste geheime Liebe lebt, und trauert, vielleicht um ihn trauert; seine gute theilnehmende Freundin verlassen, ihr auf ewig entsagen, das bestürmte ihn mächtig. Aber er gewann den Sieg. „Ich bin arm, sprach er, wie kann ich je thörigt genug seyn, mir Carolinens Besitz auch in der fernsten Zukunft als möglich zu denken; ihre Eltern hassen mich; ich werde diesen Haß nie tilgen können: aber so will ich leben, und arbeiten, als ob es möglich wäre, mir dereinst diesen Besitz zu erwerben. Ueberall soll mich ihr Bild begleiten, mein Schild gegen jede böse Lokung, mein Schuz gegen

Dünkel und Wahn, und mein Lohn für Fleis und Treue."

Indessen hatte Eduard den ganzen Auftrit, wie einen Sieg, im Hause verbreitet, und Kronthals Abreise triumphirend angekündigt. Die meisten von der Dienerschaft wurden darüber betrübt, denn er hatte sich bey allen durch Theilnahme, durch Trost und Rath beliebt gemacht, und war oft ihr Besänftiger gewesen, wenn Eduards und seiner Eltern herrisches Betragen ihnen die traurige Nothwendigkeit, um Lohn zu dienen, fast unerträglich machte.

Auch Caroline erfuhr es: wie erschrak die Gute über diese Neuigkeit! Auch sie hatte gehofft, daß Kronthal ihren Bruder begleiten werde, und sich schon darauf gefreut, bisweilen etwas aus der Ferne von ihm zu erfahren. In süßen Träumen hatte sie ihn mit ihrem Bruder zurükkommen sehen, als seinen Freund, und unzertrennlichen Gefährten, und da hätten auch ihre freundschaftlichen Gefühle für ihn lauter werden dürfen; oft schon hatte sie sein ganzes künftiges

Leben durchlaufen, da war er als ein geschikter, bald berühmter Geschäftsmann mit Aemtern beehret vor den Augen ihrer verschwiegenen Liebe vorübergeschwebt, hatte sich Ansehen erworben, ihres Vaters Gunst erlangt, und ihre Treue belohnt; und nun sollt' er morgen abreisen — sie konnt' es kaum fassen, und sie empfand es schmerzhaft in ihrem jungen Herzen, wie schrecklich ihr seine Entfernung werden würde. Bald sollte sein Name nicht mehr im Hause genannt werden; nirgends, vielleicht nie mehr sollt' er zu sehen seyn; sie konnt' es kaum fassen, sie weinte; es war ihr, wie einem, der in Gefahr ist, sein Bestes zu verlieren. Sie glaubte einen Schritt thun zu dürfen, um dies zu verhindern. Sie gieng selbst zu Kronthal; und verlangte von ihm auf das dringendste, ihren Vater zu besänftigen, und den zweyten Versuch zu machen, durch Bitten seinen Entschluß zu ändern. Das Mädchen stand so voll Zuversicht vor ihm, der über diese Erscheinung betreten war, und bat so sanft, so gerührt über seine nahe Trennung vom Hause,

daß er alles eher, als eine abſchlägliche Antwort hätte geben können. „Wie gut ſie ſind, Caroline, ſprach er, und ergriff ihre Hand im reinen Gefühl ihres Werthes; ich will ihren Rath befolgen, ich will ſogleich gehen, und ihren Vater beſänftigen, ich will ihn bitten, mich nicht zu verſtoſen; aber ich fürchte, er wird mir kein Gehör geben." Noch hielt er ihre Hand, bebend — „und wenn er mich nicht hört, ſezte er hinzu; alsdann darf ich ſie vielleicht nie mehr ſehen!" Caroline blikte ihn bedeutend an, ſie umſchlos ſeine Rechte mit ihren beyden Händen: „alsdann werde ich unglüklich ſeyn!" ſagte ſie, und ſah mit feuchtem Auge gen Himmel. „Sie müſſen mich nie vergeſſen, Fritz, ſezte ſie mit Herzlichkeit hinzu; nur dieſe Ueberzeugung wird meine trübe Einſamkeit erhellen, und mir meine Pflichten in dem Hauſe erträglich machen; können ſie mich vergeſſen? Kronthal, wenn mein Vater ſie verſtößt, wenn ſie ferne ſind, weit von uns, vergeſſen ſie mich nicht!"

Kronthal fühlte den Druk ihrer Hände, sah ihre Wangen sich befeuchten, und der treue Vorsaz, seine Liebe noch länger zu verbergen, und einsam zu bekämpfen, schwankte. „Caroline, sagte er, ja ich habe ihre stillen Leiden verstanden; wie könnt' ich sie vergessen? wie vergessen, was ich ihnen seit vier Jahren schuldig worden bin? Caroline, wir werden uns trennen: ihr Bild ist überall mein Gefährte; aber reißen sie das meinige aus ihrer Seele, es würde sie unglüklich machen, da es den Absichten ihrer Familie entgegen ist. Erschweren sie nur die Verbindung nicht, meine Pflicht gegen ihre Eltern erfüllt zu haben!"

„Es ist vergebliche Mühe, erwiederte Caroline, mich auch durch eine lange Abwesenheit von ihnen zu trennen, das fühle ich. Nicht in meines Vaters Händen, Kronthal, in ihrer Hand liegt mein Glük: ich weiß, was ich der Ehre meiner Familie schuldig bin, ich will redlich diese Schuld abtragen, und auf sie baue ich — sie werden redlich dazu mitwirken. Wenn das Glük, welches sie verdienen, ihr Bestreben, weiter zu rüken

begünſtigt, wenn ſie Ehre und Auskommen ſich ſelbſt, nicht väterlichem Anſehen, oder groſelterlichem Vermögen, verdanken, und mich alsdann noch nicht vergeſſen haben, alsdann iſt meine Schuld abgetragen, und ich trete kühn vor Vater und Mutter, und frage: ob ſo ein Mann meiner Hand, und ihres Segens würdig ſey! So übergebe ich ihnen mein Glük, ein theures Pfand meiner unwandelbaren Liebe! Und ſo ſcheiden wir!"

Sie umſchlang den Tiefgerührten mit zarter Hand, ſein Mund berührte ihre Lippen, züchtig, und ihr Bund war geſchloſſen!

Caroline gieng, und Friz ſah ihr lange nach mit hochklopfendem Herzen. Selbſt die Ewigkeit konnt' ihn nun nicht mehr von der Liebe zu dieſem herrlichen Geſchöpfe trennen. Er gieng eilend zu dem Hofrath, er näherte ſich mit Ehrfurcht; aber der kalte Blik dieſes ſtolzen Mannes ſtörte die Herzlichkeit ſeiner Rede, und ſo half ſeine Bitte, ſich ſeiner noch ferner väterlich anzunehmen, und das Geſtändniß, er habe ſich

in dem raschen Entschlus das Haus zu verlas-
sen, übereilt, nur dazu, einen Triumph zu voll-
enden, den sich jener noch gewünscht hatte, und
mit niedriger Freude empfand.

Als er des Hofraths Zimmer verlies, begeg-
nete ihm Caroline; sie las in seinen Blicken die
nahe Trennung. „Leben sie wohl, Fritz, flüsterte
sie, vergessen sie nie, was sie aus diesem Hause
mit sich nehmen!" So schieden sie; nur mit
dem innigsten Händedruk konnte ihr Krenthal
für ihre Liebe danken. Noch Abends spät beur-
laubte er sich von Brandau, um des andern Ta-
ges seine Rükreise zu seiner Mutter zu Fuße
anzutreten. Nicht ohne Schmerz verlies er das
Haus mit dem erwachenden Tage, und hatte
die Stadt schon weit hinter sich, als die Mor-
gensonne prächtig hervortrat, und triumphirend
über leichte Nebel, dem Wanderer einen schönen
Tag verhies.

Schon vier Jahre lang hatte Krenthal nur in
Briefen sich mit Mutter und Schwestern unter-
halten, keines von ihnen gesehen; wie schlug sein

Herz für Freude, wenn er sich den Augenblik dachte, wo er den Ueberraschten in die offnen Arme eilen wollte, da gieng er schneller, und hatte für nichts um sich her Augen, denn sein innrer Sinn war jezt zu sehr mit des Wiedersehens Wonne-Gefühlen beschäftigt. „Aber, sprach er leise zu sich selbst, die Mutter weis nichts von meiner Zurükkunft; noch kürzlich theilte ich ihr die frohe Hoffnung mit, Vetter Eduard auf die Universität zu begleiten! Wie voll Dank gegen Gott war die Antwort! Und nun komme ich — und wie? Noch nicht im Stande mir selbst Nahrung zu verschaffen, nicht fähig, sie zu unterstüzen; ihrer Armuth zur Laß! Das ist hart!" So rief er, und stand stille, und bedachte sich, hin und her abwägend, ob er die Reise fortsezen, oder sich sonst eine Bahn zu seinem Glüke eröffnen sollte. Aber die nahe Hoffnung des Wiedersehens schlug alle Zweifel nieder; er war ja unschuldig; er hatte sich nichts vorzuwerfen. Das feuerte seine Schritte wieder an, und nun lies das immer steigende Verlangen,

Mutter und Schwestern bald zu umarmen, keiner weiteren Sorge mehr Raum.

Der Tag war heiter, gleich der Seele des Jünglings, welcher nun rasch seines Weges fortwandelte. Gegen Abend umzog sich der Himmel, und in einem dichten Eichwalde wurde Kronthal von einem Gewitter überrascht, welches von heftigen Regengüssen begleitet war. Er mußte Schutz suchen, und fand ihn in einer Hirtenhütte, die ganz nahe am Wege stand. Auf der freyen, begrasten Stelle vor ihr weidete eine Heerde von Kühen, und unter der dürftigen Bretter-Bedekung saßen zwey Hirten bey einem Feuer, an welchem sie ihre Abendkost bereiteten. Kronthal drükte sich bekümmert in eine Ekе, und sah oft und muthlos in die Dunkelheit des Waldes hinaus, die von grauen Dünsten durchzogen, und vermehrt wurde; er hatte noch zeitig eine Abendherberge zu erreichen gehofft, und diese Zögerung lies ihn besorgen, daß er des andern Abends seiner Mutter Wohnung nicht mehr erlangen könne. Immer heftiger fiel der Regen, und die

Hirten meinten, er werde vielleicht die Nacht hindurch anhalten.

Nach einigen Stunden, in welchen Kronthals Phantaſie Raum zum Spiele hatte, und bald bey der Mutter, bald bey Carolinen, bald in irgend einem bedeutenden Wirkungskreiſe, und immer in Gefilden der Jolacezeit, ſchwärmte, trat ein Bedienter herein, ſah ſich ſchweigend um, und gieng ſogleich wieder davon; aber kurz darauf führte er, und ein andrer Bedienter einen ſchon bejahrten Mann in die Hütte, der, in ſeinen Ueberrok gehüllt, mit geſenktem Haupte eigna, Anſtand und Würde, aber auch tiefe Trauer verkündend. Die Hirten ſtanden unwillkührlich auf, als er hereintrat, und überlieſſen ihm aus einer gewiſſen mechaniſchen Ehrfurcht den beſten Platz. Der fremde Mann ſas eine zeitlang ſtrachlos, zog ein Buch aus der Taſche, und las aufmerkſam, und nur bisweilen entſchlüpften ſeiner gepreßten Bruſt tiefe Seufzer, und unterbrachen die Stille, welche ſeit ſeinem Eintritt in der Hütte herrſchte.

Der Regen strömte fürchterlich, und noch immer zükte der Bliz, noch immer rollte der Donner. Die Bedienten waren sogleich wieder ohne zu sprechen hinweggegangen.

Eine Bemerkung über die Heftigkeit des Gewitters, welche einer von den Hirten gegen Kronthal machte, und die eine Frage des letztern zur Folge hatte, entzog dem trauernden Fremdling die Aufmerksamkeit auf sein Buch; bey Kronthals Tönen schlug er die Augen schnell empor, und da sie dem Blike des holden Jünglings begegneten, erweiterten sie sich, und ruhten starr auf seiner Gestalt. Es lag tiefer Kummer in diesem Blike; der Mund des Mannes verzog sich wie zum Weinen, aber sein männliches Auge versagte diese Wohlthat. Kronthal von ihm wie durchdrungen, stand auf, und grüßte den fremden Mann ehrerbietig: dieser dankte für den Gruß, sein Geist schien so eben erwacht zu seyn; er fragte nach Kronthals Namen, und der Jüngling näherte sich ihm mit stiller Achtung für seine Trauer, entdekte ihm die kleine

Geſchichte ſeines Lebens, des Vaters Tod, und der Mutter Armuth, ſprach von ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften, und verhehlte den Wunſch nicht, auf einer hohen Schule die Befriedigung derſelben ſuchen zu können. „Aber, es wird mir ſchwer werden, fügte er hinzu, da die Mutter arm iſt, und noch mehrere Geſchwiſter gleiche Anſprüche auf ihre Hülfe, und vielleicht mit beſſerem Rechte machen, als ich.“

Der Alte hörte mit Aufmerkſamkeit zu; er ſchloß bisweilen die Hand des Jünglings, der nun neben ihm ſtand, in die ſeinige, und in dem Tone von Krouthals Stimme, und in ſeiner ganzen Geſtalt ſchien ein Zauber zu liegen, der den Nebel des Trübſinns, welcher die Seele dieſes Mannes umhüllt hatte, allmählich verdünnte. Noch einmal drükte er Krouthals Hand, und eine Thräne fiel auf ſeine Wangen herab, die er freudig abtrocknete. „So kann ich doch noch weinen, ſagte er gerührt, und du ſahſt mir dieſe Thräne, Jüngling, deſſen reines Herz aus den Augen leuchtet, deſſen Stimme in mir

verlorne Glükseligkeiten wieder weckt, du Ebenbild meines Sohnes, den ich vor wenigen Tagen begraben habe; ach, ich dacht' es nicht, daß ich in dieser armen Hütte die Sprache wieder finden würde, der meine gebeugte Seele auf lange Zeit entsagt hatte; du bist ein vaterloser Waise, und ich bin ein Vater ohne Sohn; o, komm du mit mir, ich will dein Vater seyn, ich will deinem Durst nach Wissenschaften Sättigung verschaffen, und für deine Zukunft sorgen!

So sprach der ehrwürdige alte Mann, und drükte den erstaunten Jüngling väterlich gerührt an sich. Die Hirten standen in der Ecke mit abgezogenen Mützen, und wußten nicht, was von der ganzen Sache zu halten sey. Auch Frenthal stand wie betäubt; kein Gleichnis drükt sein Erstaunen aus, und der geschikteste Künstler würde sich vielleicht vergeblich bemühen, den Uebergang von dieser zu einer hohen aber noch unsichern Freude in ihm zu schildern. Er bedachte sich nicht lange; ja, sagte er, voll Rührung, ich folge ihnen, wie sie wollen, wohin sie wollen, ich

folge ihnen. Es ist der Vorsehung heilige Hand, die mich hier leitet: ich habe meinen unglüklichen Vater sehr geliebt, ich will auch sie lieben, wie ich meinen Vater geliebt habe."

Der Bediente unterbrach diese Unterredung; er meldete, daß der Wagen wieder aufgerichtet, aber sehr beschädigt sey, und nun langsam und mit Mühe der Station zugeführt werde. Dort sey der Schaden leicht auszubessern. Bald darauf träufelte der Regen milder, schon tönte nur noch aus der Ferne des Donners Stimme; aus zerrissnen Wolken blikte die Sonne wieder, und die erquikte Natur erstand. Ihr erheiterter Blik wirkte wohlthätig auf die Reisenden; Friz führte den alten Mann am Arm aus der Hütte, über das nasse, schlüpfrige Wald-Gras, der Straße zu, auf welcher sie dem zerbrochnen Reisewagen bis auf die Station nachfolgten.

Der Reisende, dessen Leitung sich Kronthal anvertraute, war der Freyherr von Friesenheim, der seit mehreren Jahren als Minister am . . . Hofe lebte, und von den Orden, die er trug,

weniger geehrt wurde, als er ihnen Ehre machte. Auch am Hofe hatte er die Freude an stiller Häuslichkeit nicht verloren, und jede Stunde, die ihm seine Dienstpflicht übrig ließ, gehörte besonders während seiner ersten Ehe den Wissenschaften, der Freundschaft, und seinem Sohne. Nur diesen einzigen hatte ihm der Himmel beschert, aber, reich an allen Geschenken des Verstandes, wie an Vorzügen des Körpers, war dieser bis zum Jünglings-Alter emporgewachsen, und sein vortreffliches Herz hatte ihm schon frühe die Liebe aller Menschen, eben so gewiß, als sein gebildeter Geist ihre Achtung gesichert. Jezt glaubte der Minister, dem Staate, welchem er so lange gedient hatte, seine Schuld redlich bezahlt zu haben; jezt glaubte er, sey der Zeitpunkt eingetreten, wo Vater-Pflicht höhere Anforderungen an ihn machen dürfe, als Fürsten-Dienst; er selbst wollte mit dem Reichthum seiner Erfahrungen den Liebling seiner Seele, des Alters Hofnung und Trost, auf die hohe Schule begleiten, er selbst ihn mit Vatersorg-

falt in die Welt einführen, und an den Klippen gefahrlos vorüberleiten, welche überall, besonders auf den Jünglig lauern, der mit dem Glanz eines schönen Körpers, und früher Bildung den Nimbus hoher Geburt verbindet.

Er beurlaubte sich vom Hofe, und zog auf seine Güter. Bald darauf nahm er Abschied von Gattin und Tochter, und durchreißte Deutschlands schöne Gefilde. Der Sohn erkrankte während dieser Streiferey in einer kleinen Stadt, welche sie kaum noch erreichten. Man mußte verweilen, denn das Uebel wuchs schnell, und drohte gefährlich zu werden. Die geschiktesten Ärzte wurden mit vielen Kosten herbeygerufen, aber ihre Kunst blieb ohne Wirkung. Die früh entfaltete Blume verwelkte früh, und der gute Vater mußte 60 Meilen weit von der Heimath dem sterbenden Sohn die Augen zudrüken, die er einst in seinen Armen schliessen zu können gehofft hatte. Der schrecklichste Tiefsinn bemeisterte ihn, und er war in Gefahr, seine Leiden selbst gewaltsam zu enden. Er lies den Leichnam

des Sohnes öffnen, und verwahrte das Herz als eine köstliche Beute in einer goldnen Kapsel, um doch etwas von dem, was ihm am theuersten auf der Welt gewesen war, wieder nach Hause zu bringen. Mehrere Tage lang aß und trank er nicht, er sprach nicht, und war nur seinem Gram hingegeben. Es ist hart, in trüben Tagen ohne Freund zu seyn, der den Kummer theilt!

Auch die Bedienten des Barons erstaunten jezt über die auffallende Aehnlichkeit Kronthals mit dem verstorbenen jungen Herrn, und da sie den Minister liebten, freuten sie sich der Hofnung, ihn durch diesen Fund wieder aufleben zu sehen. Kronthal sah erst, nachdem sie die Station erreicht hatten, wo der Wagen hergestellt werden konnte, daß der zurükgelegte Weg ihn gerade von dem Wohnorte seiner Mutter entferne, und daß er, wenn die weitere Reise die nehmliche Richtung nehme, dem Entschluß, seinem neuen Beschüzer auf dessen Güter zu folgen, die Freude, jene und seine Schwestern wieder zu sehen, werde aufopfern müssen. Es entstand ein Kampf in ihm,

dessen Stärke in den einsamen Stunden der Nacht noch zunahm. Erst jetzt hatte er Gelegenheit, die Ereignisse der zwey letzten wichtigen Tage seines Lebens zu ordnen, und die Bedenklichkeiten abzuwägen, welche sich jetzt erst gegen den Vorsatz mit dem Baron zu reisen, bey ihm erhoben. Er kannte diesen Mann nur seit wenigen Stunden; aber freylich in diesen wenigen hatte er sich auf einer Seite gezeigt, die am meisten anzieht: gut und leidend! Er konnte freylich, wenn er mit jenem reiste, seine Mutter vielleicht lange nicht mehr sehen, ihr nicht einmal ein Lebewohl sagen, so nahe an der Heimath; aber durch den Antheil, den der Baron an seiner künftigen Versorgung zu nehmen versprach, überhob er jene der allzudrückenden Last, für ihn zu sorgen, und nach ein paar Jahren, dacht' er, werde er sie desto früher wieder umarmen, je länger er ihren Anblik entbehrt habe, alsdann vielleicht schon vermögend, ihres Alters Stunden zu versüssen, und ihr, durch hinlängliche Geldbeyträge, die Arbeit aus der Hand zu nehmen, durch

welche sie, vielleicht oft wie kümmerlich, ihr Brod erworben hatte! Der Grund war überwiegend; mit süssen Hoffnungen schlief er ein, erwachte freudig, und fand den Baron schon frühe mit Schreiben beschäftigt. Ernst und feyerlich fragte er Kronthal: ob er noch Willens sey, mit ihm zu reisen? „Ich werde dich wie meinen Sohn lieben, sezte er hinzu. Kronthal küßte seine Hand: „Mein zweyter Vater, sagte er gerührt."

Der Baron. Aber du wirst mich oft trüb und verschlossen sehen; wirst du mich dulden lernen?

Kronthal. Ich werde leiden," wenn sie traurig sind, aber mein ganzes Glük wird darin bestehen, ihre Tage zu erheitern. Vermag das dankbare Liebe und Hochachtung, so wird es mir gelingen! Ach, eins nur erschwert mir den Abschied von dieser Gegend! An diesem Abend glaubte ich meine gute Mutter und meine Schwestern umarmen zu können. Ich freute mich so sehr darauf; und nun ziehen wir des entgegen-

gesetzten Wesen, und ich sehe sie vielleicht nie wieder! Das allein thut mir wehe!

Der Baron. Du kannst die Einwilligung deiner Mutter zu dieser Reise schriftlich erhalten.

Kronthal. Das kann ich — aber es ist doch nicht das Wahre! Ich kann ihr in meinem Briefe nicht dankbar die Hand für ihre Mutterforgfalt küssen, ich kann nicht in ihrem Blicke lesen, daß sie viel Gutes von mir erwartet; sie nicht in dem meinigen, daß ich ihre Erwartungen alle erfüllen will; und sie kann mir nicht die gute mütterliche Hand zum Seegen und Trost für künftige Stunden auflegen! das alles könnt' ich kaum bezähmen, wenn nicht die Hand der Vorsehung zu deutlich in diesen Begebenheiten weniger Stunden waltete. Darum folg' ich ihnen, und sie sollen gewis keine trübe Miene weiter bey mir gewahr werden.

Der Baron. Du bist ein guter Mensch; geduide dich. Du hast volles Vertraun auf die Vorsehung; o, wie bist du glüklich!

Indessen war durch die in der Nacht noch angefangene, und fortgesetzte Arbeit der Kunstverständigen in dem Städtgen der Reisewagen wieder hergestellt worden; man machte Anstalt zur Abreise. Der Baron rief noch vorher den Bedienten auf die Seite, und schien ihm etwas dringend zu empfehlen. Sie reißten ab; der Morgen war, wie gewöhnlich nach heftigen Gewittern, mehr als kühl, die Luft bedekt, und die Fenster des Wagens blieben den ganzen Vormittag über geschlossen, weil der Baron durch die Nässe des gestrigen Abends gelitten hatte. Er sprach wenig, aber oft sah er Krouthal bedeutend an, und mit stiller Zufriedenheit. Sein Blik weilte gern auf des Jünglings Gesicht, und übersah es nicht, mit welcher Zartheit dieser jeden Augenblik zu beobachten bemüht war, wo er sich dem weniger Einsamen durch unterhaltendes Gespräch nähern durfte, und mit welcher er jeden Faden der Unterhaltung aufzufinden, und fest zu halten suchte, den er für fähig hielt, das trübe Auge seines neuen Beschützers aus andre,

als traurige Gegenstände hinzuziehen, und zu beschäftigen; und indem der Baron, dankbar für diese geheime Sorge des guten Jünglings um ihn, seinen Erzählungen und bescheidnen Fragen Eingang und Erwiederung zu geben, sich erst zwang, dann gern gab, so gewann er in der That an innrer Ruhe. Krouthal las zur Abwechslung aus einem englischen Buche, daß der Baron in der Tasche trug, mehrere Stellen vor, und nun konnte bey Frage und Antwort der übrige Theil des Vormittags nicht ohne frohe Empfindungen hingehen.

Einmal wurden die Pferde gewechselt, ohne daß die Reisenden ausstiegen, und noch eine Stunde vor Mittag hielt der Wagen in einem kleinen Städchen stille. Schon einige Zeit hatte es Krouthal geschienen, als ob er beym Vorüberrollen des Wagens bekannte Gegenstände entdekte; als ob er von früheren Jahren her die Lage des Landes kenne; er wurde unruhig, der Baron sah ihn mit steigender Zufriedenheit an,

und drükte seine Hand. In Krenthals Seele erwachte ein froher Gedanke. Er ward nicht getäuscht. Der Wagen hielt im Städtchen, wo seine Mutter wohnte, vor dem Hause der Guten stille, welcher der Anblik einer medischen Kutsche mit vier Pferden fremd, und das Halten vor ihrer Thüre unerklärbar war. Krenthal flog rasch aus, der Glükliche, er lag Mutter und Schwestern in den weitgeöfneten Armen. Der Baron hatte im Stillen Befehl zu dieser Scenenzur gegeben, und den Umweg von vier Meilen nicht gescheut, um seinem neuen Gefährten eine verdiente Freude, und sich ein paar wohlthätige Thränen zu erkaufen. Da er bereits aufgehört hatte, mit der Vorsehung zu rechten, so war es von nun an tröstend für ihn, andere glüklich zu sehen, da er es selbst nicht seyn konnte. Auch er stieg aus, und wurde bald in der kleinen reinlichen Stube zu Hause. Daß diese vortrefliche Frau ihren Gatten so schmerzhaft verloren, und den Sohn gefunden hatte, für ihre übrigen Kinder zu leben, und sich mit die

sem Ueberreß ihres Glükes zu begnügen, daß erhob auch ihn!

Friz hatte jezt wenig Auge für ihn, seine Zeit war gemessen: er erzählte die Begebenheiten der zween lezten Tage — Thränen entfielen der Mutter und den Schwestern. „Zieh hin, guter Sohn, sprach jene, und werde die Freude dieses Mannes, der dein Vater werden will." So sagte sie, und Kronthal küßte ihr, dankbar für seine Liebe zur Tugend, die Hand; er las in ihren Bliken, wie viel Gutes sie von ihm erwarte, und sie in den seinigen, daß er ihre Ermahnungen alle erfüllen wolle, und sie legte ihre gute mütterliche Hand auf ihn zum Segen und Trost für künftige Stunden, und schloß ihn lange in ihre Arme. Das und jenes hatten die Schwestern für ihn, in der frohen Hoffnung, daß er bald die hohe Schule mit dem Vetter Eduard beziehen werde, gearbeitet, sie gaben es ihm unter zärtlichen Liebkosungen, und die Mutter gab ihm seines Vaters silberne Uhr mit dem Pet-

schaft, welche sie noch bisher aufbewahrt hatte, zum Geschenk für den jüngsten Sohn.

Es lag ein hoher Genuß in diese Scene für den Baron, der verloren in ihr Anschauen da stand, fast übersehen von diesen glüklichen Menschen, die mit jeder Minute ihres Beysammenseyns geizten, und jede für ein langes Leben wichtig zu machen wußten.

So schieden sie. Krenthal beruhigt, und voll Dank gegen seinen Wohlthäter, und dieser voll Ueberzeugung, daß er sich in dem Jünglinge, dessen Schiksal er hinfort als Ersaz für seinen eignen Verlust, an das seinige ketten wollte, nicht geirrt hatte. Krenthals Dank strömte in Worte über, aber der Baron unterbrach ihn. „Du solltest mich lieben lernen, damit ich dir in Zukunft in allem erträglich sey, auch in traurigen Stunden, und wenn mich das Alter niederdrükt, ich mir muthlos die Stirne reibe, und in Gefahr bin, zu verzweifeln, daß auch Kummer und Elend von oben herkommen. Sey du alsdann mein Trost und meine Stüze; werde brav, damit ich auch einst

meinen Segen zu dem mütterlichen fügen könne."

Kronthal glühte für Lust und Dankbarkeit, er fand sich in diesen Hoffnungen des edlen Mannes überaus geehrt, und gelobte ihm kindliche Liebe. In der nächsten Handelsstadt gab der Baron einem Kaufmann den Auftrag, der Wittwe Kronthal alljährlich eine kleine Summe zu ihrer und der Ihrigen Unterstützung auszuzahlen, ohne seinen Namen jemals zu nennen. So, von dem stillen Genusse, der aus wohlthätigen Handlungen, die überall seinen Weg bezeichneten, entspringt, begleitet, erreichte Finkenheim seine Güter, wohin schon früher die Ursache seiner schnellen Rückkehr gedrungen war.

Alle Wunden bluteten wieder, und Thränen und Klagen erneuerten sich bey der feyerlichen Beerdigung des köstlichen Ueberrestes, welchen die goldne Kapsel verschloß. Unter der schönsten Eiche des Parks wurde dem früh verwelkten Liebling ein Grab erhöht, das auf einfachem Denkstein sein Nahme bezeichnete, und nahe da-

bey ließ der Baron in der Krümmung des waldigten Thales ein kleines Haus erbauen, das, bey strafender Bequemlichkeit, Raum genug für ihn hatte, und welches er, abgesondert von der übrigen Welt, bisweilen bewohnen wollte. Auf der einen Seite wand es von einem Arme des benachbarten Flusses bespült, der hier, tief und geräuschlos, unter überhangenden Felsen und Bäumen floß, ein Sinnbild des geheimen Kummers, welcher sich an seinen Ufern anbildete.

Der neue Aufenthalt, dessen Bewohner, den trauernden Vater durch die Aufmerksamkeiten kindlicher Liebe und Hochachtung an sich zu ziehen, und zu zerstreuen, immer neu wurde, und unwandelbar blieb, fand im Schlosse Beyfall.

Friesenheim war schon in zweyter Ehe mit einer noch jungen reizbaren Gräfin verheurathet, die, wenn sie gleich dem Gatten auf das Land gefolgt war, dennoch den Hof und die Stadt vermißte, und sich, an rauschendes Vergnügen gewöhnt, über jeden neuen Bekannten oder Hausgenossen freute, der zu besserer Unterhaltung und

Belebung ihrer geſellſchaftlichen Zirkel beytragen konnte.

Auch dem Fräulein, Frieſenheims einziger Tochter von der erſten Ehe, gefiel der ſchöne junge Mann, an dem ſich, wie an einem wohlgepflegten und beſchützten Baume im Frühling, immer mehr Blüthen zeigten. Henriette war ſchon 24 Jahre alt, und hatte ſich durch bedeutende Unvorſichtigkeiten im Umgange mit dem Baron A., einem Liebling des Fürſten, um die Hoffnung betrogen, früher verheurathet zu werden, als bey behutſamer Aufführung und bey ihren glänzenden Vorzügen des Geiſtes und Körpers geſchehen wäre. Auch waren ſchon einige Verſuche, dieſen Wunſch zu erreichen, fehlgeſchlagen, und es ſchien nun, daß ſie einen andern Weg betreten habe, oder betreten wolle, um ſich für dieſe Entbehrung zu entſchädigen. Ihre Geſchichte, die mir einer meiner Freunde nach ihrem Tode mitgetheilt hat, würde Stof zu einem ſehr intereſſanten Gemälde darbieten. Auch bey ihr, wie bey ſo manchen Opfern der Verwahrloſung

besonders in großen Häusern, wirkte die fehlerhafte Erziehung einer empfindsamen Gouvernante auf ihr ganzes Leben schädlich fort. Sie fand den jungen Kronthal schön, feurig, gesittet, und voll Verstand, und, da sie selbst nicht mehr tugendhaft war, so glaubte sie nichts weniger, als daß er es seyn könne.

Von der Gattin Hang zum Geräusche, und von ihrem Mangel an derjenigen Theilnahme in Freude und Leid, die allein erhöht und lindert, und die meistens den eifrigen Freunden lauter und glänzender Zirkel fehlt, allzuspät und schmerzlich überzeugt; nicht ganz unbekannt mit den Verirrungen der Tochter während ihres Aufenthaltes in der Stadt, so sehr sie vor ihm verschleyert worden waren, wie konnte man sich wundern, wenn der alte Vater selbst bey den Seinigen den Verlust seines Sohnes auf das allerdrükkendste empfand, und warum er selbst seine ländliche Ruhe nicht mehr erquikend finden konnte, da ihm nun gerade der fehlte, welcher sie ihm

verfüßt hatte, und bey den andern kein Erſaz zu hoffen war!

Kronthal kam durch dieſe Umſtände in Verhältniſſe, welche nicht die angenehmſten waren. Des Barons zunehmender Schwermuth wich ſeinen Anſtrengungen, ihn zu vermindern, bald nicht mehr; die Zeit ſchien für dieſen Leidenden immer neue Qualen zu ſchaffen, anſtatt ihre frühern Eindrüke auszulöſchen; überdies entzog der Baronin Geſellſchafts-Freude, und ihre Luſt zu Ausfahrten in die lauten Zirkel der benachbarten Gutsbeſizer und Beamten, ſeiner Wisbegierde, die er, vor ſeiner Abreiſe auf die hohe Schule, die ihm zugeſagt war, in Frieſenheims vortreflicher Bibliothek zu befriedigen ſuchte, ſo manche Stunde, ſo manchen Tag, deren Verluſt ihn mit den kränkenden Vorwürfen bekannt machte, womit der innre Richter den Mangel an Kraft und Selbſtſtändigkeit züchtigt, und welche er vorher nicht gekannt hatte. Er hätte nur noch die kühnen Blike Henriettens verſtehen lernen, und ihren Lokungen von mancherley Art folgen dürfen,

um in diesem Hause, anstatt sein künftiges Glück zu bauen, sich eine Quelle des verzehrendsten Kummers durch ein belastetes Gewissen, und durch Reue über verlohrne Tugend, für immer zu bereiten. Aber der Jüngling war schon Mann an Vernunft, und tugendhaft aus Grundsätzen; er befleißte daher die allzugefällige Nachgiebigkeit gegen die Einladungen der Dame vom Hause zu Land-Parthien und Besuchen, und machte sich seltner, und selbst dadurch entfernte er die gefährvolleren Lokungen Henriettens, die sich ihm von Tag zu Tage mehr näherte. Und wenn sein Auge bisweilen von ihrem geschmakvollen Anzuge befremdet, oder überrascht wurde; wenn sie ihm da und dort entgegen kam, ihn auf der Bibliothek, deren Verzeichnis er zu verfertigen übernommen hatte, besuchte, um ihn voll scheinbarer Unbefangenheit zu einem Abendspaziergang einzuladen; wenn er es sich nicht mehr verbergen konnte, wie reizend Henriette sey, und wie sehr ihm ihr täglicher Umgang, ihr freundschaftliches mehr als schwesterliches Anschmiegen an ihn gefährlich wer-

den könne: alsdann traten die Erinnerungen an seine Mutter und Schwestern hülfreich vor ihn. „Sey tugendhaft, so rief es ihm aus seiner Seele zu, und es war der Mutter Stimme, die er erkannte. — „Vergessen sie mich nicht, flüsterte es aus dem Tiefsten seines Innern, und es waren Carolinens Abschieds-Worte, die sich sein Geist mit all' ihrer Kraft zurückrief. Da stand sie vor ihm in schuldloser Einfachheit, keines Schmuckes bedürfend, um zu bezaubern, keiner kühnen Blike, um anzulokken; da hörte er ihrer Stimme Wohllaut, fühlte noch den Kuß reiner Liebe, ihres Armes zartes Umschlingen, und, allzuschwach, gleiteten die Pfeile der Wollust von dem Wohlbewahrten ab, und mit diesen Waffen, die ihm treue Mutter- und Mädchen-Liebe, welche der Tugend hold ist, gab, ward und blieb er siegreich in dem allzugefährlichen Kampfe.

Friesenheims häufige Unterhaltung mit Kronthal erhielt um diese Zeit mehr und mehr den Ton des Feyerlichen, und oft versank er in tiefe Träume über das Künftige und Ewige, sprach

von den kurzen Schreken des lezten Augenblikz, von wahrem Muth, und von des Lebens wohlthätigem Dahinwelken. Alsdann schwebte sein Geist hoch über Welten und Sonnen, sich weidend an üppigen Gemälden des Wiedersehens in der Ewigkeit; alsdann drükte er oft den gerührten Jüngling feuriger an seine Brust, und sagte mit erhöhtem Ausdruk: „Bleibe tugendhaft, so wirst du stark genug seyn, die Schiksale zu tragen, welche deiner warten. Das ist Weisheit. Es giebt kein wahres, kein dauerhaftes Glük hienieden. Ich war einst ein glüklicher Mann; ich begrub mein Weib — da irrt' ich traurend und einsam umher, ich hatte den Freund mit ihr begraben; aber ich war ja Vater, ich schlang meine Arme flehend um meine Kinder; „ich bin doch noch glüklich," sprach ich dankbar, und troknete meine Thränen. Für meiner Kinder Glük sucht' ich eine zweyte Gattin, einen zweyten Freund in ihr: ich fand nur das erste: wir verstanden uns nicht, da war ich wieder unglüklich. Meine Tochter hätte mir viel seyn können, aber der Strom

ergrif sie, und ich hatte mich an ihr geirrt: ich bat, mahnte, zürnte, sie war mir nicht, was sie hätte seyn können. Aber noch hielt ich mich an meinem Sohne fest, er linderte meine Wunden, er hätte sie geheilt; ich fand mein Glük in ihm — du weißt, wo ich ihn begraben habe! o Friz, seitdem bin ich sehr unglüklich. Auch du hast gelindert, aber heilen kannst du nicht. Du bist dankbar — aber dein Herz kann doch nicht zu dem meinigen sprechen, wie zum Vater-Herzen: ich liebe dich; aber ich kann doch den Sohn nicht in dir lieben."

Kronthal vermehrte seine Sorgfalt um den Armen, aber der Schmerz war mächtiger, als dankbare Liebe.

Wenige Tage nach diesem Gespräche sah ein Arbeiter im Park den Leidenden aus seiner einsamen Wohnung im Thale hervortreten, sich schnell am Ufer des Flusses entkleiden, und in denselben hinabstürzen. Der Erschrokne lief sogleich in das Schloß, die Sache anzuzeigen; man suchte, aber einige Stunden lang vergeblich: erst weit unten,

wo der Fluß aus dem Parke trat, fand man den Unglücklichen. Alle Versuche, ihn herzustellen, blieben fruchtlos: er hatte, von seinem immer wachen Kummer, unmännlich, überwältigt, Rettung in der Verzweiflung gesucht, und wenigstens die Ruhe neben dem Grabe seines Sohnes gefunden.

Für Krontal ein harter Schlag: er war fast der einzige im Hause, dessen Thränen ganz rein um jenen flossen, er dachte nicht an die Zerrüttung seiner Hofnungen.

Unter den Papieren des Barons befand sich eine rechtsgültige Verordnung, worin er Krontal eine ansehnliche Unterstützung anwies, und auf so lange sicherte, bis er sich selbst zu erhalten im Stande seyn würde. Die Sache fand bey den Erben keine Schwierigkeit, und Friz zauderte nicht, so geschwind als möglich einen Aufenthalt zu verlassen, dem jezt, nach dem Tode seines Wohlthäters durchaus in seinen Augen aller Reiz gebrach. Er reiste nach S... mit allem wohlausgerüstet, was ihm dort Zutritt und Achtung

erwerben konnte, wenn er ſich nur ſich der leitern würdig zu zeigen. Das verſäumte er nicht, und genos bald den ſüſſen Lohn, ſich überall wohlgelitten zu ſehen. Er ordnete die Beſchäftigungen ſeines Tages, und benüzte ſeine Stunden ſo emſig, als ob er von der Armuth einer Mutter, nicht von der Freygebigkeit eines reichen Freundes, hätte leben müſſen. Auf einem Spaziergange, den er an einem der erſten Abende ſeines Aufenthaltes in G. . . machte, begegnete ihm Vetter Eduard; keiner wußte etwas von des andern Anweſenheit. Kronthal grüßte jenen offen und traulich, und uneingedenk ſo mancher von ſeinem Uebermuth dereinſt erduldeten Erniedrigungen, nur der Wohlthaten, die er in Brandaus Haus empfangen hatte, und Carolinens ſich erinnernd. Aber Brandau erwiederte ſeinen Gruß mit kaltem ſteifem Kopfnicken, und ſchien über ſeine Gegenwart verlegen zu ſeyn: er kannte die Mittel nicht, welche Kronthals Aufenthalt in G. . . und in welchem Grade ſie ihn möglich machten. Nur von ſeiner ſo zufälligen Reiſe auf

die Güter des Barons von Frieſenheim hatte er durch ſeinen Vater, aus einem Briefe, den Kronthals Mutter an dieſen geſchrieben hatte, Nachricht erhalten. Zufällig wohnten beyde in einer Straſſe, einander ganz nahe, aber Brandan wies Kronthals Einladungen, ſich täglich zu beſuchen, und ihre Collegien gemeinſchaftlich zu wiederholen, mit ſchnödem Lachen ab. Er hatte bereits die abſcheulichen Grundſäze mancher Jünglinge eingeſogen, die auf der hohen Schule, ſtatt Erweiterung ihrer Kenntniſſe, nur ausſchweifenden Genuß ſuchen, und bey der, großentheils ſo fehlerhaften Einrichtung dieſer Muſenſize auch leicht finden; die, anſtatt als künftige Stüzen der Religion, oder des Staates, als wohlthätige Beförderer menſchlicher Glükſeeligkeit, an Seele und Leib geſund nach Hauſe zu kommen, verarmt an Geiſt und Körper, nur mit dem Stoffe tauſendfacher Uebel und Laſter für ihre künftige Laufbahn bereichert, in den Schoos des Vaterlandes zurükkehren.

Brandau hatte in den Lehren dieser Sekte bereits Fortschritte gemacht: ein Kreis von zügellosen Jünglingen umschloß ihn, die seinem Stolz und seinen niedrigen Begierden schmeichelten, um von der Baarschaft, welche ihm Vater und Mutter allzureichlich sandten, Nuzen zu ziehen. Besuchung der Lehrstunden gehörte bey ihm bald zu den seltnen Erscheinungen, welche die Langeweile manchmal hervorbrachte, und so war er für Krenthals Freundschaft verloren. Das schmerzte diesen. Gern hätte er dem Bruder Carolinens mehr als Freundschaft, innige Liebe geweiht. Desto rascher und gewissenhafter wandelte er selbst seine Bahn zur Vollendung.

Von der Benüzung dieser Jahre hängt für den Jüngling auch eines jeden Standes das Schikſal des männlichen Lebens ab, und ihre Folgen wirken bis zum Grabe fort, in das der Greis spät hinabsinkt.

Krenthal wagte mehr als bloſe Mahnungen und Bitten bey seinem ehmaligen Freunde; er glaubte es der Dankbarkeit gegen den Hofrath

schuldig zu seyn, ihn mit Eduards Aufführung bekannt zu machen. Er beschwor ihn in einem Briefe voll Wahrheit und Rührung, die Mittel zur Rettung seines Sohnes schleunig zu ergreifen; Entfernung von G... sey das erste, und die Leitung eines rechtschaffenen und aufmerksamen Mannes könne ihn vielleicht für die Zukunft gegen neue Verlangen schützen. Der geblendete Hofrath fand sich durch diesen Brief sehr beleidigt, und verbat sich in harten Ausdrüken die Berichte des unberufenen Sittenrichters. Er begieng sogar die Unvorsichtigkeit, Kronthals Schreiben seinem Sohne zuzuschiken, damit er seine Freunde kennen lerne, und, indem dieser von der Schwäche seines Vaters nun vollkommen überzeugt, von einer Stufe des Leichtsinns zur andern bis zum Laster herabsank, so brannte er zugleich für Begierde, sich an Kronthal zu rächen. Die Gelegenheit dazu war nicht leicht, den ihre Wege waren immer sehr verschieden, und Kronthal vermied Eduard. Der Kummer des ersten über diese Begebenheit wurde durch einen Brief von Carolinen gemildert,

der ihn überraschte. Die Züge ihrer Hand, die Sprache ihres Herzens, alles in diesen Zeilen war sie selbst, wahr und lebendig!

Warum sollt' ich Bedenken tragen, einige Stellen aus diesem Briefe hier wörtlich einzurüken, da das Original vor mir liegt!

"Mit inniger Theilnahme habe ich von ihrer Reise auf die von Friesenheimischen Güter gehört: es waltet ein guter Genius über sie, und dieser hätte dem Baron keinen würdigeren Gegenstand für seine thätige Menschenliebe zuführen können; aber herzlich hab' ich es bedauert, daß er ihnen selbst so frühe die Gelegenheit entzog, dankbar für seine Liebe zu seyn. Der Arme! Sie wären gewis zeitlebens gern dankbar gewesen! das weis ich; so kenne ich sie. Ich habe noch mehr erfahren: daß sie meines Bruders schüzender Freund werden wollten; daß er aber ihre Hand zurükgestoßen hat, wie jezt mein Vater die Winke, die sie ihm wegen Eduards Aufführung geben. Sie kommen aus dankbarem Herzen, und werden nicht geachtet. Darum schreibe ich

ihnen; der bekümmerten Schweſter ſind dieſe Zeilen erlaubt; Geſchwiſterliebe hat dem Mädchen den Muth zu dieſen Zeilen gegeben! Und iſt es nicht mein Freund, an den ich ſchreibe? Ja ich bin ſehr über Eduards Schikſal bekümmert. Wie kann er glüklich ſeyn, wenn er nicht tugendhaft iſt! Ich beſchwöre ſie, laſſen ſie nicht von ihm ab, bleiben ſie auch dem Gefallenen nahe. Ihnen gelingt es vielleicht, ihn wieder zu erheben! Tage und Nächte gehen mir traurig hin, der Gedanke an meinen Bruder verfolgt mich: ich bin ſo allein im Eltern-Hauſe; ſie wiſſen das. Der Erinnerung an ihren Umgang, und der Hoffnung leb' ich noch. So kann ich in Gedanken wenigſtens glüklich ſeyn! Ich bin oft leichtſinnig genug, mir die Zukunft heller, als die Gegenwart, zu mahlen; aber dann fürcht' ich wieder, ſie werde mich täuſchen, und ein hartes Schikſal warte meiner! Nur ſie, mein einziger Freund, werden mich nicht täuſchen!"

In langer Zeit hatte Kronthal keine ſo innige, dauerhafte Freude empfunden, als ihm dieſer Brief

verursachte. Das feste Vertrauen, auf Achtung, und Liebe gestüzt, welches Caroline in ihn sezte, war so belohnend für ihn, und bestrahlte seine ganze Seele; es war ihm Bürge ihres eignen Werthes, und einer unwandelbaren Treue. Aber einige Ausdrüke beunruhigten ihn: er glaubte Winke von den Bemühungen irgend eines andern um Carolinens Hend darin zu entdeken. „Es ist, sagte sie in einer andern Stelle, vieles anders im Hause, seit sie weg sind. Daß ich es sehen, und fühlen, und meinem Freunde sagen muß! Ich fürchte, ich werde das Opfer seyn sollen, um Verlegenheiten zu heben, welche bisweilen meinem Vater empfindlich fallen, und ihm Versuche zu Einschränkungen nöthig zu machen scheinen, die gegen den Wunsch meiner Mutter sind."

Kronthal suchte durch die Einsprache der Vernunft die Unruhe zu bezähmen, die ihm diese Aeusserungen verursachten; er prüfte sein Innerstes, Liebe für Caroline war in sein ganzes Wesen verflochten, aber eben so stark war auch seine Tugendliebe: oder besser, beyde Neigungen waren

nur eine, nur für einander, und eine durch die andre! Sie ließen in seiner Antwort keine andre, als diese Erklärung stehen: "Liebe gegen ihre Eltern muß jeden eignen Willen beherrschen, und sie ausrüsten, jede andre Neigung diesem höchsten Naturgesetze unterzuordnen. Im Gehorsam gegen jene keimt hoher Lohn für jede Aufopferung; je größerer für die schwersten, deren Folgen durch das ganze Leben wirksam bleiben; und in dem Gedanken, durch Erfüllung elterlicher Wünsche die Schuld für ihre ungemessenen Wohlthaten zu vermindern, liegt des Erdenglükes höchste Stufe. Caroline ist es fähig, und werth, auch diese Stufe zu erreichen. Wie meinen schüzenden Genius verehre ich sie, und nur ihnen selbst verdanke ich die Kraft, sie im Beßze eines andern Mannes, den die Wahl ihrer Eltern ihnen geben wird, ohne Neid zu sehen. Was wäre Tugend, wenn sie nicht mit Mühe errungen, oft mit der Ruhe mehrerer Jahre erkauft werden müßte? Wer sie nicht kennt, kann sie nicht lieben, und wird ihr nichts aufopfern; und wer ihr nie Opfer

gebracht hat, wird diese Gefühle verlachen, die meine Seele füllen, und mein Glük sind; für ihn hat die freundliche Billigung des innern geheimen Richters über Gedanken und Handlungen keinen Werth, für ihn die schöne Welt keine Harmonie, und der Himmel selbst keine Seeligkeit! Geben sie mir Muth mich immer höher zu heben; es wird ihr Leben verschönern, wenn sie mich stets ihrer innigsten Freundschaft würdig achten können!" Er versprach ihr, ihrem Bruder immer nahe zu seyn, und keine Mühe zu scheuen, um ihn wieder zur Achtung seiner Selbst, und zur wahren Ehre zurück zu führen.

Aber Eduard war schon zu tief gesunken, als daß er den Winken Kronthals hätte Gehör geben mögen: er hafte ihn, er beleidigte ihn, wo er konnte, um ihn zu einem Duell zu nöthigen. Kronthal blieb kalt, und erklärte, er werde sich nicht stellen. Eduard schritt in seinem boshaften Muthwillen bis zu öffentlichen Kränkungen fort, und auch diesen setzte Kronthal nur die Ueberzeugung entgegen, daß er durch jenen

nicht beleidigt werden könne. Weniger kalt ertrug es der junge Baron von Eichler, der letzte Zweig eines alten reichbegüterten Hauses, Kronthals redlicher Freund, durch hohe Gefühle mit ihm verbrüdert, und von einer Art romantischer Schwärmerey oft nicht nur durchdrungen, sondern beherrscht. Er beantwortete rasch und kühn Eduards kränkende Reden, und beyde giengen unbemerkt auf die Seite, um sich Stunde und Ort der Genugthuung zu bestimmen. Seinen Freund beleidigt zu sehen, und den Beleidiger nicht zu züchtigen, war ihm unerträglich.

Kronthal ahndete nichts von diesem Vorhaben, so gut hatten jene ihre Verbitterung zu verbergen gewußt. Beym Abschied am Abend umarmte ihn Eichler viel inniger, als sonst, wo ein Händedruk ihrer beyderseitigen Liebe genügte: noch einmal umarmte er ihn, und Thränen glänzten in seinen Augen. So enteilte er, und überließ seinen Freund den Qualen von Zweifeln und Muthmaßungen, welche ihm die Ruhe der Nacht entzogen. Mit dem Tage stand er auf: Eichlers

Bediente hatte schon folgende Zeilen auf ihn abgefaßt: „Ich werde dich rächen, Freund; ich muß den Bösewicht züchtigen. Vielleicht werd' ich dich nicht mehr sehen, und unglücklich seyn. Lebe wohl, Theurer, sey nur du glücklich! Verzeihe der Freundschaft, die dir lieber für lange Zeit entsagen, als dich ungerochen wissen will!"

Krenthal bebte, als er diese fürchterlichen Zeilen las. So hatte er sich in seinem Freunde geirrt, so ihn dieser täuschen können! Er gieng, er eilte, ohne zu wissen, wo er die Unbesonnenen finden sollte. In Eichlers Hause konnte ihm niemand Aufklärung geben, in Eduards erhielt er eben so wenig Licht, nur eine Muthmaßung, die ihm ein Aufwärter mittheilte, nur eine dunkle Spur, die er verfolgte. Sie führte ihn dem A. . . Garten zu, und noch ehe er diesen erreichte, sah er von fern einige Reutende mit verhängtem Zügel nach verschiednen Seiten davon eilen. Er behielt bey diesem Anblik kaum die Kraft, weiter zu gehen. Zitternd, fast athemlos kam er hin; zu spät. Eichler und Brandau

hatten ſich wütend duellirt, der leztere lag auf der Erde in dem zum Gefecht beſtimmten großen Saal, in ſeinem Blute ſich windend. Da lag er von einigen Domeſtiken im Hauſe umſtellt, welche, für Schrecken erſtarrt, dem Leidenden keine Hülfe leiſten konnten. Nicht nur Eichler, ſondern ſelbſt Eduards Freunde waren bey ſeiner harten Verwundung, die ſie für tödtlich hielten, augenblicklich davon eilt, um ſich zu retten: Eichler über die Grenze. Wie unglücklich macht ſo ein Augenblik!

Krontal ſtürzte vor dem Verwundeten nieder, von welchem, den ſtarkem Blutverluſt, das Leben mehr und mehr zu entweichen ſchien. Blaſſe überzog ſein Geſicht, die Krümmungen, und Zukungen des Schmerzens hörten auf, und er ſtarrte in tiefer Ohnmacht. Krontal wuſch die Wunde ſorgfältig mit friſchem Waſſer aus, und verband ſie, ſo gut er konnte. Von den Domeſtiken ſchikte er einen in die Stadt, um einen Wundarzt zu holen: er und die übrigen vom Hauſe trugen den Erſtarrten auf ein Bette, und dort waren ihre

Bemühungen, ihn der Ohnmacht zu entreißen, nicht fruchtlos; Thränen stürzten aus Krentals Augen: er bejammerte sein eignes Schicksal. Seines ehmaligen Wohlthäters Sohn, seiner Caroline Bruder sollte mitten auf der Bahn seiner Verirrungen, in der Ausübung der gesetzwidrigen Handlung, zwar nicht durch ihn, aber doch um seinetwillen getödtet seyn! Von seinem theuresten Freunde getödtet seyn! Auch den sollte er mit der Ruhe seines Lebens verlieren müssen! Es lag fürchterlich auf ihm. Aber Brandau erholte sich: er schlug die Augen auf, doch seine Phantasie war zerrüttet, er erkannte niemand von den Umstehenden; er hätte sterben müssen für Reue, wenn er Krentals Thränen hätte fühlen können!

Sobald der Wundarzt angekommen war, eilte Krentkal in die Stadt zurük, um die Sache bey dem academischen Senate anzuzeigen, und seine Unschuld darzuthun. Sein ganzes Betragen seit seinem Aufenthalt in G. ., und die allgemeine Achtung bey allen Guten, die er genoß, war das

geltendſte Zeugniß, das ſelbſt Eduard nach einigen Tagen, nach welchen man wieder Hoffnung zu ſeiner Herſtellung ſchöpfte, beſtättigte.

Krontbal wich nicht von dem Bette des Kranken: er beſchwor die Aerzte, ihre ganze Kunſt aufzubieten; er hätte ſeinen Freund, ſeinen Bruder nicht mit gröſſerer, ausdauernderer Sorgfalt pflegen können! Er ſchrieb ſelbſt an den Hofrath, und der Senat begleitete dieſes Schreiben mit den Unterſuchungs-Akten, welche Krontbals Unſchuld deutlich darlegten. Auch Eduard konnte wieder eine Zeile hinzufügen, zum Troſt für die unglüklichen Eltern. Man kann ſich den Schreken vorſtellen, den dieſe empfanden. Mit beflügelter Eile erſchien der Hofrath ſelbſt in O. ., um wenigſtens die Frucht, auf die er ſich ſo ſehr gefreut hatte, im Welken noch einmal zu ſehen, wenn es ihm nicht vergönt ſeyn ſollte, ihre Reife zu erleben.

Seitdem dieſer angekommen war, durfte Krontbal nicht einen Augenblik länger ſeine redlichen Dienſtleiſtungen am Bette des Kranken

fortsezen, sie wurden mit Kälte, die mehr Verachtung schien, abgewiesen. Selbst Eduard betheuerte Krontals Unschuld, und wann daher der Hofrath diesen keiner Schuld zeihen konnte, so wollte er doch seinen Anblik so viel als möglich vermeiden, von den Vorwürfen des Gewissens gefoltert, welche dieser immer wieder erweckte, und schärfte. Seinen Liebling, einem mürben Gerippe mehr ähnlich, als einem Jüngling in den schönen Jahren der Reife, und Krontal geschmükt mit der Gesundheit Fülle, schön an Seele und Leib, diesen Contrast zu ertragen, war ihm nicht möglich. Aber sein Stolz schien sehr gemäßigt zu seyn; er litt im Stillen, und nur desto schmerzlicher.

Kurz vor dieser Begebenheit hatte sich in des Hofraths Hause manches geändert. Die Verschwendungen Eduards in dem Laufe zweyer Jahre auf der hohen Schule hatten, bey der Schwäche der Eltern, seine Forderungen allzuleicht zu befriedigen, große Summen erfordert, und ihr Vermögen geschwächt: durch den Bau

ueret eines Kaufmanns, in dessen Handlung der beträchtlichste Theil auf Zinsen stand, war es sehr vermindert worden, und bey der Theurung aller Bedürfnisse, welche der Wucher in jener Gegend, im Einverständniß mit einer schwachen Regierung, ungemein und gewaltsam hob, war daher schon geraume Zeit nicht mehr daran zu denken, ohne die größten Einschränkungen, aus den Einkünften zu leben, und das sah der Hofrath, daß sobald er seine bisherigen Zirkel vernachlässigen, seine Gastereyen seltener, und minder prächtig, als bisher, geben, es großentheils um sein glänzendes Ansehen geschehen sey, und so der Plan, welchen er zu seines Sohnes Glück, und der Tochter hoher Versorgung entworfen hatte, scheitern würde! Wie wenige Menschen sind stark genug, das Schattenbild des Ranges und der eitlen Ehre ihrem wahren Vortheil aufzuopfern, wie wenige, selbst gute Menschen; und dem Hofrath und seiner Gattin fehlten ganz die innern Vorzüge, wodurch eine solche, und zwar schleunige Aenderung möglich wird. Es gab zwar

Augenblike, in welchen der Hofrath an Aenderung dachte, und irgend einer Erfindung nachhieng, welche einem minder kostbaren Glanz an die Stelle des bisherigen theuren und blendenden Lichtes in seinem Hause bringen sollte; aber seine Gattin war nicht gewohnt seinen Vorschlägen Gehör zu geben, am allerwenigsten Anträgen von solcher Art; und da es doch nur schimmern und scheinen sollte, so war auch kein wahrer Nuzen von Einschränkungen zu hoffen. Edwards künftiger hoher Rang in Aemtern, und Carolinens Verheyrathung mit dem Sohne des reichen Geheimen Raths von Flörsheim sollte das Deficit decken, und wenn man erst so weit wäre, glaubten es die Eltern ihrer Würde gemäß, die Sorge für den Glanz ihrer Familie, und die Kosten prächtiger und theurer Gesellschaften, den Kindern zu übertragen. Durch eine geheyrathete Heurath konnte, so schien es, das Glük selbst gefesselt werden.

Der Sohn des Geheimen Raths Flörsheim, von Carolinens Reizen, und dem Ruf ihres Reichthums angezogen, bewarb sich zwar ernst-

lich um die Hand dieser Huldin, von den Eltern begünstigt; aber, arm an wahrer Liebe, wie er war, durft' er nichts von den abnehmenden Kräften der elterlichen Kasse erfahren, wenn er nicht lau werden, oder gar zurüktreten sollte: und Caroline sah in ihm nichts, als den Freund ihres künftigen Vermögens, und in sich selbst das Opfer des Stolzes und der Verblendung ihrer Eltern. Ihre kindlichen Bitten um Schonung, und elterliche Zärtlichkeit, ihre dringenden Vorstellungen, welche die eigentliche Absicht dieser Bewerbung enthüllten, wurden durch das grausame Machtwort niedergedonnert, daß sie keine Stimme bey diesem Geschäfte habe, und sich ohne Widerrede dem Willen der Eltern fügen müsse. Sie erschrak heftig; denn so hatte sie ihren Vater noch nie in Aufruhr gesehen; solche Töne noch nie von ihm gehört! Es lag eben der ganze Druk von Sorgen, eine ganze Last von Verlegenheiten auf ihm, die ihn bis zur Grausamkeit gegen die Schuldlose erniedrigten. Sie zerfloß in Thränen, sie trat bebend zurük, und

lebte in banger Erwartung, nur ihrem ſtillen Kummer, und dem Andenken an ihren abweſenden Freund, deſſen Ideal nie aus ihrer kranken Seele wich. Des Freywerbers läſtige Bemühungen blieben daher immer noch ohne Erfolg, aber ſie konnte und mußte das Schlimmſte erwarten; und doch verfehlte Kronthals Brief an ſie, welchen ſie ſicher und unentdekt erhielt, ſeinen Zwek: je mehr ſie ihn las, deſto ſtärker wurde der Gedanke, daß es ihr unmöglich ſeyn werde, ohne ihn dereinſt als Gattin glüklich zu ſeyn.

Das Schikſal iſt guten Menſchen nicht immer abhold: es ſchien einige bedeutende Schritte für ſie thun zu wollen. Der Geheime Rath Flörsheim fiel in Ungnade, und zog ſich zurük, er verlor den Einfluß auf den Hof, und Brandau dadurch die Ausſicht auf ſeines Sohnes ſchnelle Beförderung. Aber noch blieb auch ohne Rang den Hofe der junge Flörsheim wegen ſeines zu hoffenden Reichthums eine deſto geltendere Parthie für Caroline, je mehr ihr Vater mit ſeinem eigenen Verfall bekannt wurde. Auch dieſer Plan ſcheiterte.

Es wurde da und dort einigermassen kund daß es mit den Umständen des Hofraths abwärts gehe; der alte geizige Geheime Rath prüfte unter der Hand, und fand das Gerücht bestättigt, und der Sohn war zu sehr dazu geschaffen, und gebildet, in seines Vaters leiseste Fußstapfen zu treten, als daß ihm diese Entdekung nicht wichtig genug hätte seyn sollen, seiner Bewerbung um die, wie es schien, nicht mehr reiche, und, so bald sie arm war, kaum noch reizende, Caroline, Schranken zu sezen.

Wenn sich die Gute über diese Befreyung nicht so laut und innig, wie die Belagerten einer Stadt, welche den Abzug ihrer Bedränger gewahr werden, freuen konnte, so lag die Ursache darin, daß ihr der Unmuth ihrer Eltern, und die täglich steigende Verlegenheit des Vaters, nicht verborgen blieb; sie empfand es in solchen Augenblikken deutlich, daß, um diesen Rude und sorgenfreyes Alter zu geben, sie jedes Opfer bringen könne. Wie viel Liebe, wie viel Reichthum lag in der Seele dieses Mädchens verborgen; aber

für ihre Eltern gieng das verloren: die nichtswürdige Sitte ihrer gezierten vornehmen Zirkel hatte sie stumpf gegen so hohe Gefühle gemacht; es mußte damals noch glänzen, wenn es sie reizen sollte, und wo glänzt und prunkt wahre Tugend?

Eduards Unglük entwikelte den Kummer des Vaters noch mehr, und die ahndungvolle Düsterheit seiner Seele wurde durch das, was er in G.. sah, und hörte, nicht gemildert.

In seiner Abwesenheit suchte die Hofräthin ihre bisherige Rolle nur um so fester zu behaupten, je mehr sie dabey zeigen zu können glaubte, daß auf ihrer, nicht auf der Gegenwart des Gatten, der Glanz des Hauses beruhe. Noch war baares Geld vorräthig; sie wußte nicht, daß der Hofrath, aus einer übelverstandnen, auf seine Furcht vor ihren Vorwürfen begründeten Schamhaftigkeit, das letzte zusammengetrieben, und in seiner Kasse gesammelt hatte. Sobald sie hörte, daß ihr Sohn ausser Gefahr sey, gab, und besuchte sie Gesellschaften; sie zeigte sich von den hohen Begriffen von

Ehre gerührt, welche die Seele ihres Lieblings entflammen, und für welche er selbst sein Leben zu opfern fähig sey; sie war stolzer, wie sonst; spielte, und verlor, und unterlies nichts, was den völligen Ruin ihres Mannes befördern konnte. Sie verlor beträchtlich, und der Vorrath an Gelde ward erschöpft. Sie hatte das Spiel immer geliebt, aber nicht aus Gewinnsucht, mehr aus Langeweile und Prahlerey; jetzt spielte sie um zu gewinnen, und verlor desto gewisser, und desto empfindlicher, je weniger ihre Kasse, nach so vielen Angriffen, neue aushalten konnte.

Eduard genas, so gut es bey seinem zerrütteten Körper möglich war. Er verließ das Zimmer; er wandelte, er schien mehr zu schweben, als zu gehen, einem aeretteten Scheintodten ähnlich, bleich und schüchternd umherblikend. Der Vater wollte mit ihm abreisen; aber nun war erst noch manche Ehrenschuld, manche Kaufmanns- und Wirths-Rechnung zu bezahlen: mancher Posten stand noch, der längst als getilgt angegeben worden war, und der Hofrath mußte

zur Befriedigung der Gläubiger, da sein baares Geld nicht reichte, Wechsel ausstellen.

Kronthal vermogte es nicht, Eduard abreisen zu lassen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, und selbst in Eduards Seele lag der Wunsch, Kronthal noch einmal zu sprechen. Sein langes, einsames Kranksein hatte ihn zum Nachdenken geleitet, er mußte es sich gestehen, daß Kronthal edel an ihm gehandelt habe. Er bat seinen Vater, diesen Besuch, den jener eine Stunde vor der Abreise machen wollte, nicht abzuweisen. Er wurde angenommen: es war eine feyerliche, bedeutungsvolle Scene!

Kronthal verbeugte sich ehrfurchtsvoll gegen den Hofrath: dieser stand, und rang die Hände; Kronthal küßte sie ihm, und noch einmal, und eine Thräne fiel darauf. Der Hofrath zitterte, er gieng hinaus aus dem Zimmer, worin ihn alles niederdrückte. Eduard kam langsam auf Kronthal zu, er sah so bleich aus, er husterte: Kronthal schloß ihn in seine Arme. Verzeihst du mir, Eduard, sprach er? Eduard konnte

nicht antworten: er weinte laut. „Ach, sprach er endlich, es ist zu spät, Fritz, ich habe zu spät meine Besinnung wieder gefunden, ich fühle die Strafe meiner Vergehungen, die nur mit der Ruhe im Grabe aufhören wird! Vergieb nur du mir! Ich konnte nicht abreisen, eh' ich dich gesehen hatte, und ohne deine Verzeihung. Diese Wohlthat versage mir nicht, die vielleicht mein Leben fristet." Kronthal tröstete ihn. Der Hofrath kam rasch und gefaßt in das Zimmer, er sprach nicht: aber er nahm seinen Sohn bey der Hand; und führte ihn hinweg, und in den Wagen, der vor dem Hause wartete. Langsam gieng Kronthal nach, und Eduard blikte aus dem Wagen heraus, winkend so weit er konnte, und schien sich leichter zu fühlen, seitdem er von Kronthals Verzeihung Gewißheit hatte.

Eduards Reise geschah nicht in der günstigsten Jahrszeit, sie erschöpfte seine Kräfte noch mehr, und, nach seiner Zurükkunft, gab die freundliche Ruhe im elterlichen Hause, in welchem

endlich die Nothwendigkeit alles tiefer herabstimmte, seinem innern Feinde immer schärfere Waffen gegen ihn. Er verwelkte täglich mehr, und starb nach fünf Monaten an der eilenden Schwindsucht, die von frühen Ausschweifungen vorbereitet, und durch seine gefährliche Verwundung entwikelt worden war. Er hatte den wahren, weisen und frohen Lebens-Genuß nie gekannt, und als es anfieng in seinem Innern zu tagen, da war die Blüte-Zeit vorüber, und der Wurm übte seine ganze Gewalt an der frühe beschädigten Frucht.

Den Hofrath tröstete nichts über den Verlust seines Sohnes. Sein Vermögen war zerrüttet, sein Ansehen dahin; seine Gattin gab nicht, und konnte nicht Ersaz für allen Verlust geben: sie drükte den Gebeugten durch Vorwürfe nieder, und Caroline's Theilnahme, die gern ihr Leben selbst zur Hülfe ihrer Eltern accepfert hätte, ihr mitleidiger Kummer, zu redlich, zu fein für die damalige Verderbenheit jener, konnte nicht verstanden werden. Zwar ein Augenblik

ließ den Hofrath die Schäze abnden, die in der Tochter Seele lagen; aber dieser Augenblik hatte viel Drükendes für ihn: ein ganzes Heer von Qualen in seinem Gefolge! Seit einigen Tagen schien ihr Vater um Geld sehr verlegen zu seyn: es war schon so weit, nach dem Ausbruch gerichtlicher Klagen, im Hause gekommen, daß besonders ehe die noch übrige Vermögens-Masse bestimmt und geordnet werden konnte, zwanzig Louisd'ors eine sehr beträchtliche Summe schienen. Caroline stikte vortreflich, und gab sich, oft viele Stunden lang auf ihrem Zimmer einsam, dieser schönen Beschäftigung nun mehr, als sonst, hin. Eines Morgens kam sie zu ihrem Vater: sie trug eine Rolle Geld in der Hand: sie schmiegte sich bittend an den Vater, sie reichte ihm zwanzig Louisd'ors dar. „Ich habe das Geld für eine Stikerey von der Fürstin bekommen, sprach sie schüchtern, aber ihre Ehre, mein Vater, ist dabey nicht gekränkt, denn selbst die gute Fürstin weis nicht, wer ihr diese Arbeit zugeschikt hat. Ich bin frühe aufgestanden, und habe nur

Freude, nicht Mühe, bey der Arbeit gehabt. Vater, wenn sie das Wenige annehmen wollten, ich werde sehr glüklich seyn. Mein Vater, seyn sie nicht böse über meine Kühnheit: ich will noch fleissiger, noch schöner arbeiten, das wird viel Geld einbringen, und niemand soll es erfahren. Selbst die Mutter nicht!" So sagte die sanfte Schwärmerin, und legte das Geld auf den Tisch; sie sah eine Thräne in ihres Vaters Augen — sie warf sich schnell an seinen Hals, er hielt das Gesicht mit beyden Händen zu, alsdann rang er die Hände verzweiflungsvoll. Caroline schmiegte sich näher an ihn an, sie ließ nicht nach, bis er sie umarmte; aber dieser Umarmung fehlte noch die Herzlichkeit; es lag zu viel peinliches für den Hofrath in dem Gefühle, seiner verkannten Tochter alles verdanken zu müssen. Sein Elend erreichte in diesem Augenblik eine hohe Stufe, denn mit gebeugtem Stolz sah er auf seinen verschwundenen Glanz zurük, wider Willen gezwungen, bey der Betrachtung seiner jetzigen Lage zu verweilen. Er war noch nicht fähig, sich im Besiz einer sol-

chen Tochter reich zu fühlen. Er nahm das Geld, und Caroline entfernte sich schnell, selig in dem Gedanken, ihres Vaters Trösterin zu werden. Alles, was sie dachte, und sprach, und that, hatte darauf Bezug, und so gelang es ihr endlich, sich ihm verständlich, und bald unentbehrlich zu machen. Er war oft Stundenlang mit ihr allein, denn die Mutter vermied Beyde, oder wurde vermieden, weil sie den Kummer über ihr niedergestürztes Glüks-Gebäude nur in die bittersten Vorwürfe ergoß. Caroline wagte noch mehr: sie rieth ihrem Vater, die Residenz zu verlassen, und in eine kleinere Stadt zu ziehen. „Hier, sagte sie, schwebt die Vergangenheit lästig um sie her, und erneuert stündlich ihre Qualen; dort gehören sie sich selbst an, und dort reicht ein kleines Vermögen für unsre Bedürfnisse hin!" Der Antrag blieb einige Tage ohne Antwort; während dieser Zeit aber hatte ihn der Hofrath geprüft, und bewährt erfunden, und willigte ein. Nur an der Hofräthin fand er die stärkste Gegnerin. Die Residenz verlassen, hieß bey ihr, sich

jeder Lebens-Freude begeben, und wenn sie irgend eine Veränderung des Wohnorts für annehmlich erkennen sollte, so mußte der Zug etwa in eine andre fürstliche Residenz gehen. Auch arm vergas sie sich selbst nie, sie suchte die traurige Rolle ihres Lebens durchzuspielen, ohne sich an die Klagen ihres Gatten, und noch viel weniger an Carolinens bittende Thränen zu kehren. Mit einer Art von triumphirender Freude ergrif sie die Einladung eines Stiefbruders, der in B lebte, und Ansehn besaß, einige Monate bey ihm hinzubringen. Sie nahm für immer Abschied. Sie trug ihren ganzen Stolz mit zu jenem Stiefbruder in B. über, und dadurch ward sie auch ihm bald zur Last. Sie wagte es, sein Hauswesen und ihn selbst beherrschen zu wollen. Er war ihr mit Liebe zuvorgekommen; aber sie mißbrauchte diese, und nöthigte ihn, ihren Eingriffen in seine Hausrechte Schranken zu sezen, und so entstand aus ihrer Anwesenheit eine Quelle vielfachen Uebels. Frohsinn und Friede waren aus dem Hause gewichen, seit es die Hofräthin herrsch-

süchtig betreten hatte; beyde kehrten wieder, da sie an einer Nervenkrankheit, die in B. damals wie endemisch war, schnell starb.

Der Hofrath zog mit seiner Tochter nach N..., einer kleinen Stadt des Fürstenthums, aber doch nahe genug der Residenz, um von den fortgesetzten aeschmakvollen Stikereyen Carolinens auch von dort aus Nuzen ziehen zu können. Caroline blieb nicht bey ihrer eignen einzelnen Kraft stehen. So bald sie im Städtgen eingewohnt war, zog sich die junge Meisterin noch andre Mädchen als Schülerinnen an; diese arbeiteten unter ihrer Leitung, und doch waren bald sechs fleisige Hände kaum zureichend, die Bestellungen eines Kaufmanns aus der Hauptstadt zu befriedigen. So vielen Reiz hatten für die Städter und Städterinnen diese Arbeiten, in welche das sanfte bescheidne Herz des guten Mädchens und sein Gefühl für die schöne Natur mit überzugehen schienen. Krontshals Bild war immer noch unauslöschlich bey ihr, und sie glaubte es den herabgesunkenen Glüks-Umständen ihres Vaters

verdanken zu müſſen, daß ſie ſich jezt ſorgenfreyer dieſes ſchönen Bildes erinnern konnte. Ihr Vater ſprach nie mehr von irgend einer Verbindung, wozu jezt ohnehin Gelegenheit fehlte; aber weiter hin, da er ſich endlich der Seeligkeit des Beſizes einer ſolchen Tochter durch Fortſchritte in Kenntniſſen ſeiner ſelbſt werth gemacht hatte, vermied er abſichtlich dieſen Punkt, gleichſam aus Furcht, eine Heyrath der Tochter müßte ihre Liebe wenigſtens theilen, und er ſie, die ihm nun alles auf Erden war, dadurch verlieren. Und, wenn Caroline vorher aus Ueberzeugung, daß der Unwille ihres Vaters durch die Entdekung ihrer geheimen Liebe entflammt werden, und ſein Stolz alles in Bewegung ſezen würde, ſie zu ſtören, ſolche verſchwiegen hatte; ſo glaubte ſie jezt, da ihr Vater durch Unglük gebeugt war, jezt, da das Erwachen ſeiner zärtlichen Geſinnungen ihr leiſe fühlbar wurde, darin um ſo mehr Urſache zu ihrer Verheimlichung zu finden. Sie konnte nicht wiſſen, wie er gegen Kronthal dächte, und ſogar ſeinen Namen zu

nennen, einen Namen, bey welchem die traurigsten Empfindungen in jenem rege werden mußten, hielt sie für eben so grausam und schmerzhaft, als einen halbgeheilten Verwundeten aufs neue zu verwunden.

Kronthal hatte indessen seine academische Laufbahn weise vollbracht; er eilte seiner Mutter in die Arme, und von ihr in die Residenz des Fürsten, reich an gelehrten Kenntnissen, reicher an Liebe zum Vaterland, und voll Eifer für das Wohl desselben nüzlich zu werden. Ein erhabener Begrif von Tugend belebte ihn, und er achtete den Menschen nur in dem Maase, wie er diesem hohen Ziele in seinem Wirkungskreise näher stand, und sich mehr bemühte, es zu erreichen, er sey Fürst oder Tagelöhner.

Die Prüfungen, denen er sich unterwerfen mußte, bestand er ehrenvoll; die ältesten Räthe sprachen mit Achtung von ihm: man bestimmte ihn zum Gesandtschafts-Secretär in B. ... Das war dort einer von den ersten Schritten, die man einen jungen Mann machen ließ der vom Glük

begünſtigt, bald höher ſteigen ſollte. Dieſe Bahn entfernte ihn wahrſcheinlich auf einige Jahre von der Heymath. Unmöglich konnte er daher ſein Vaterland wieder verlaſſen, ohne Caroline geſehen zu haben, da er ihr ſo nahe war. Er hatte Brandaus Aufenthalt erfahren, und eilte dahin. Aber ein merkwürdiger Zufall hemmte ſeine Eile unterwegs.

Der Baron von Eichler, der für Kronthals Ruhe den jungen Brandau durch ein Duell zu züchtigen unternommen hatte, war nach dem bekannten, unglücklichen Erfolg entflohen, und niemand erfuhr etwas von ihm; er glaubte ſeinen Gegner getödtet zu haben, und als Mörder überall verfolgt zu werden: ſein eigner Schatten nahm die Geſtalt von Häſchern an, und jedes rauſchende Blatt im Walde klang wie die Stimme eines peinlichen Richters; dahin war ſein Friede, unſtät und flüchtig ſein Leben! Er war der lezte des Hauſes, und Beſizer einer reichen Herrſchaft, aber alle Hoheit der Welt verſchwand, wie Dunſt, vor den Qualen des böſen Gewiſſens. Er wüſte'

es jezt nur zu gewiß, daß ihn selbst seine feurigste Freundschaft nicht habe berechtigen können, ein Verbrechen zu begehen. In Eile traf er einige Einrichtungen wegen der Verwaltung seiner Güter, und verschwand, ohne irgend jemand den Plan seines künftigen Lebens mitzutheilen. In des Landes gebirgigster Gegend siedelte er sich unter fremden Namen an, kaufte ein Stük Land mit einer Hütte im Eichwald unter den Ruinen einer alten Burg, und wollte hier einsam und ungestört sein reuevolles Leben beschliessen. Ueberspannung, welche ihn in der Freundschaft bis dahin irre geleitet hatte, sein Leben für die Ehre seines Freundes im Duell aufopfern zu wollen, wurde jezt die Quelle dieser nicht minder unrechten Absonderung. **Wie kann ein Verbrechen, das an der menschlichen Gesellschaft begangen wird, durch Trennung von ihr gebüßt werden? Was ist wahre Reue anders, als dringender Wunsch, gut zu machen, das Versäumte einzuholen, das Zer-**

ſtörte wieder aufzubauen? Aber der Baron gehörte, damals wenigſtens, in die Claſſe allzu ſchwärmeriſcher Seelen, die ſich überall ihren eignen Weg bahnen, und allzuleicht den rechten verfehlen: er würde im Orient auf rauhen Felſen, in Einöden, wo grimmige Thiere hauſen, geſchlafen, oder Jahrelang auf hohen Säulen ſtehend zugebracht haben!

Krenthal hatte einen Theil des gebirgigten Landes zu durchreiſen. Er war zu Pferd; ein harter Fall auf der ſteinigten Straße hatte, den Vorderfuß des Pferdes ſo beſchädigt, daß er abſteigen mußte. Das Pferd hinkte langſam hinter ihm her. die Nacht brach ein, und kaum unterſchied er noch einzelne Hütten, in welchen Licht brannte. Aus einer Seitenſtraße kam ein Mann mit einem Bündel Holz auf dem Rüken ſchwankend hervor, und an ihm vorbey: Krenthal fragte nach einer Herberge, aber der Bauer erwiederte leiſe und ängſtlig: es ſey keine hier. Sie giengen neben einander ſtillſchweigend: der Bauer unterbrach die Stille: „Geht mit mir,

sprach er, so gut ich sie selbst habe, soll sie euch und eurem kranken Pferde zu Theil werden bey mir." Kronthal folgte an die entfernte, tiefer im Walde liegende Wohnung des Landmanns. Er versank während dieses Ganges in der Dämmerung in tiefe Gedanken über die Zukunft. Sie kamen an; das Pferd ward in den Stall gebracht; der Bauer zündete Licht an, und hieß den Gast willkommen.

Weder tiefe Falten des Kummers, noch seine Kleidung verbargen ihn den Augen des Freundes. Beyde starrten sich staunend an, sie warfen sich glühend einander in die Arme. Die ganze Nacht verging bey Erinnerungen und Gesprächen. Die Nachricht, daß Brenden wieder hergestellt worden, nach Haus gereist, und dort, mehr an den Folgen früher Ausschweifungen, als seiner Verwundung gestorben sey, machte den Baron leichter athmen; aber doch verwarf er hartnäkig seines Freundes Antrag, in die Welt zurükzukehren. Er ließ sogar befürchten, daß er lieber seinen Aufenthalt schnell verändern, als zurükgehen wollte.

Sie stritten sehr, für und wider. „Freund, sezte Eckler hinzu, wenn du das noch in dem Umfange des Wortes seyn kannst, wie ehmals, wenn du mir die traurigen Tage vergeben kannst, die ich dir verursacht habe, so trage zu meiner Ruhe bey, und höre und billige einen Vorschlag, den ich dir machen will. Ich habe eine weite Reise als Ursache meiner Entfernung angegeben, und einem Verwalter, dem ich vertraute, die Besorgung meiner Güter überlassen; aber ich weiß, er ist nicht der gerechte, unbestechbare Mann, den ich in ihm vermuthete, und meine Unterthanen sind nicht glücklich. Nimm du dich ihrer an; du hast dir oft einen mäßigen Wirkungskreis gewünscht, dem deines Vaters ähnlich, trit in diesen, er wird dir den schönsten Lohn gewähren. Ich sezе dich als Beamten meiner Güter durch gültige Briefe, und Zeugnisse ein, und du bist ihnen, was ich wenigstens jezt nicht seyn kann. Willfahre mir, und ehre meinen Kummer, den deine Nachrichten, und deine Liebe gemildert haben, und die Zeit vielleicht vertilgt."

Krouthal drükte den Irrenden sanft an die Brust; er sagte gerührt: „Ja ich bin dein Freund, bin, und bleib es, aber laß uns so vollenden, wie es einst wahre Tugend begonnen hat! Dein Vergehen ist ausgesöhnt; opfre du der Liebe zu deinen Unterthanen deine Schwermuth auf, die dir in geheim behaglich ist, die Strafbare, welche das Falsche für Wahrheit ausgiebt; ich weise die Hoffnung einer glänzenden Laufbahn am Hofe von mir, und so geben wir Hand in Hand auf deinem eigenen väterlichen Boden durchs Leben, und wirken gemeinschaftlich Großes im Kleinen, und Gutes, ohne Prunk, das mehr werth ist, als das glänzende Große. Aber ohne dich wird die fromme Absicht unerreicht bleiben, das bedenke, und dein und der deinigen Wohl, prüfe deine Pflichten, und nach einigen Tagen will ich dich im Rükwege besuchen, und deinen Entschluß erfahren."

Die Freunde trennten sich am frühesten Morgen, und Krouthal erreichte bald das Städtgen

im Gebirge, wo Caroline ihres Vaters Troſt und Stüze war.

Ein herrlicher Tag war auf die ſchönſte Nacht gefolgt. Er ritt langſam die Straße durch; um eine Ecke bog der Weg, an einem Laubdache von Linden und Reben vorbey, welches den reinlichen Vorplaz eines kleinen Hauſes, und eine Gruppe von jungen Mädchen beſchattete, die, an der Stikrahme beſchäftigt, frohe Lieder ſangen. Im Hintergrunde ſaß eines, ſtill und nachdenkend, ſchöner als die übrigen, in ruhigerem Fleiße. Es war Caroline. Die Mädchen blikten an dem Vorüberreitenden fröhlich empor, ſie bemerkte ihn kaum; aber auch nur ein halber Blik auf das Geſicht des Forſchenden, machte ihr ihn kenntlich. Die Nadel entſank der Ueberraſchten!

Kronthal ritt vorüber. Caroline ſtand auf, ſie ſchwebte in das Haus, ihren Vater zu ſuchen: ſie fand ihn in dem Garten hinter dem Hauſe bey ſeinen Nelken. "Er iſt da, ſagte ſie, mein Vater, mein guter Vater, er iſt am Hauſe vorbeygeritten!" Der alte Mann verſtand keine Silbe da-

von. Sie faßte ſich; "ach, ſeufzte ſie, mein Vater, werden ſie mir vergeben können? Es iſt Krouthal, den ihnen meine verrätherische Freude ankündigt!" Der Alte ſah finſter aus, er wankte, ſie führte ihn in die nahe Laube, bekümmert. Er ſezte ſich hin, ſie ſtand vor ihm — "ja, ſprach ſie, ich hab es ihnen lange verhelt, mein Vater; ich bin ſehr ſtrafbar, aber ich wollte ihren Leiden keine neue Nahrung geben. Nun wiſſen ſie es — Liebe hat mich verrathen. Muß ich ihn vergeſſen — ſo wird mir Liebe auch die Stärke dazu geben! — Ja, mein Vater, ich liebe ihn — und er liebt mich!" Sie kniete neben ihm hin auf die Erde, ſie küßte weinend und zärtlich ſeine Hand. "Können ſie ſich in dieſem Mann keinen Sohn, ihrer Tochter keinen Gatten geben, ſo muß ich ihn vergeſſen, ſagte ſie, und ich will ihn vergeſſen, das verheißt ihnen meine kindliche Liebe!" Der Hofrath ſeufzte tief — er troknete ſich ſchnell eine Thräne ab — noch ſprach er nicht.

Auch Krouthal hatte Caroline erkannt, er war am nächſten Gaſthofe ſchnell abgeſtiegen, und,

ſich keiner Schuld bewußt, dem Hauſe, dem Garten zugeeilt, in deſſen Hintergrunde die Laube, und die Gruppe in der Laube ſichtbar wurde. Er ſtand unbemerkt hinter den beyden Tiefgerührten, als Caroline dieſe lezten Worte ſprach. Er trat näher. "Ja, ich liebe das vortrefliche Mädchen, ſprach er mit ſchüchterner Zärtlichkeit. Mein theurer Wohlthäter, ſie können nicht auf mich zürnen. Caroline hat mich mit ihnen verſöhnt: ich liebe auch Sie, ich will ihr Sohn ſeyn, und ihr Alter wieder erheitern!" Er küßte dem gerührten Vater voll kindlicher Wärme die Hand.

So ein Augenblik war nöthig, um in dem Hofrath den lezten Funken von Haß und Dünkel zu vertilgen, und dieſer Augenblik vermogte das. "Caroline, ſagte der Hofrath, ich verzeihe dir! Noch ſind wir ja lange nicht quitt; ſo darf ich hoffen, es zu werden. Caroline iſt ihre Vorſprecherin, ſprach er zu Karnthal, und ſo umarme ich ſie als Sohn, ſo überacl' ich ihnen mein Lezztes, Liebſtes, mein Alles auf Erden!" So wie er ſas, drükt er beyde an ſich; zwey ſchöne Geſtalten,

beyde mit der Unschuld hohem Reize geschmükt. Ihre Blike verschlangen eins das andre, ihre Augen funkelten, sie umarmten sich lange und sprachlos. So ein Kuß der tugendhaften, belohnten Liebe, ist ein ganzes Erdenleben werth!

Ein schöner Abend folgte dem schönen Tage, er ward von diesen drey Glüklichen ganz genossen!

Kronthal machte seine Bestimmung zu der Secretariats-Stelle, und zugleich den Antrag eines Freundes, dessen Namen er verschwieg, zu einer großen Beamtung, bekannt, und überließ dem Hofrath und Caroline die Wahl seiner künftigen Laufbahn. Erst schien dem Hofrath die Stelle bey Hofe die vortheilhafteste; alte, fast schon erstorbne Ideen wurden bey ihm wieder rege, und er sah in Gedanken seines Kindes Glük durch hohen Rang in der Residenz erhöht. Es war einer von den seltnen Augenbliken der Freude, welche ihm die Erinnerung an frühere Träume, aber nur auf kurze Zeit, vergönnte. Caroline hingegen fand auf dem Lande mehr Nahrung für

ihr Herz; sie liebte allzu rein und einzig, um nicht die Klippen zu scheuen, wodurch der Hof die häusliche Glükseligkeit seiner Anhänger zerstört, sie zitterte vor den Pflichten des, dem Regenten nahen, Geschäftsmannes, denen Häuslichkeit und Liebe nachstehen müssen; sie entschied für die Beamtenstelle. Ihre Gründe, von Kronthal unterstüzt, fanden auch bey dem Hofrath Eingang, und endlich das Uebergewicht. Kronthal zauderte, den Namen des Herrn zu nennen, der ihm die Stelle angetragen habe. „Mein Vater, sagte er endlich, die Vorsehung leitet unsre Zukunft sonderbar und merkwürdig, aber gewis gut! Sie sollen ein frohes, genügsames Alter genießen, und uns allen giebt sie Gelegenheit, einem guten, aber verirrten Menschen auf die rechte Straße zu helfen, ihm beyzustehn, das Schlimme wieder auszugleichen, das er, hingerissen von jugendlichem Feuer, irregeführt von falschen Begriffen der Ehre, begangen hat; aber fassen sie Muth, diesen Fingerzeig der Vorsehung zu verstehen. Mein Vater, es ist so schön, dem Beleidiger verzeihen,

es ist das Höchste was der Mensch kann: und gewis nur der kann es recht, der selbst oft gedrükt, geprüft, und geläutert ist." Die Aufmerksamkeit des Hofraths wurde immer gespannter. Caroline erschrak, indem sie die geheimnisvolle Sprache ihres Geliebten errieth. Mit Feuer sprach der Hofrath: ich kann verzeihn, nur nicht dem Mörder meines Sohnes!" „Und ihm sollen sie verzeihen, fiel Kronthal in die Rede, dem Baron von Eichler. Es ist ein großes, folgereiches Beginnen, es ist ein Opfer, welches sie der Gerechtigkeit schuldig sind: so ein Opfer ist süß!"

Er theilte den Plan mit, den er entworfen hatte, um den Baron seinen Unterthanen wiederzugeben. Caroline vereinigte ihr Flehen mit dem seinigen; „ich kann nicht, rief der Hofrath, ach, ich kann ihm nicht vergeben!" Er verschloß sich in sein Zimmer.

Caroline und ihr Geliebter bauten indessen bis spät in den Abend an dem Gebäude ihrer Zukunft, von Zweifeln beunruhigt, aber doch

nicht ganz von der Hoffnung verlassen, daß ihr Vater verzeihen könne.

Der Hofrath hatte die ganze Nacht schlaflos hingebracht, im Kampfe zwischen den verschiedensten Empfindungen seiner Seele. Der Tochter Wunsch, der einzigen Getreuen, der er sich selbst wieder verdankte, und ihr Glük, das er durch seine Verzeihung begründete, das entschied endlich in ihm. Er stand ungewöhnlich frühe auf, und gieng im Garten auf und nieder, von balsamischer Morgenluft wohlthätig angehaucht. Sein Blik war heiter; es war Friede in seinem Innern. Er bestellte einen Wagen. Die Kinder grüßten ihn herzlich, er konnte ihren Gruß recht väterlich erwiedern: heute war hoher Friede in seinem Innern! „Wir reisen, mein Sohn, sprach er, dorthin — ins Gebirge — wo er wohnt, dem ich verzeihen muß! Kinder, ich hab' ihm vergeben!" Er verbarg sein Gesicht auf Carolinens Schulter.

Sie reisten. Sie fanden den Baron in seinem einfachen Hause; er schloß seinen Freund in die Arme. Dieser stellte ihm die Fremden vor.

„Ich verzeihe ihnen, Herr Baron, sagte der Hofrath, mit Erhabenheit, ihm die Hand reichend.“ Sichler war überrascht, er fühlte die Größe dieses Opfers, er zürnte nicht mit seinem Freunde, daß er ihn verrathen habe. Alle erneuerten die Bitte, sich seinem vorigen Stande wieder zu geben, und der Vater seiner Unterthanen zu werden; Krontal wollte ihr Rathgeber und Richter seyn. Carolinens Bitten, und seines Freundes Glük hielten ihn fest, der noch bisher in seinem Entschluße wankte. „Das Schikſal iſt versöhnt, sprach er gerührt, Eduards Vater und Schwester haben mir verziehen; so darf ich zurükkehren, vor mir selbſt wieder achtbar!“

Bald war alles in Ordnung. Der Baron verkaufte sein einsames kleines Gehöfte bald und vortheilhaft, und gieng auf seine Güter zurük, von seinen Unterthanen jauchzend empfangen, die in seinem bekannten weichen Herzen Schuz gegen die Bedrükungen des Verwalters zu finden hoften.

Krenthal reißte in die Residenz, und verbat die für ihn bestimmte Stelle. Von ihm selbst hörte hierauf seine Mutter die Erzählung alles dessen, was bisher vorgefallen war; sie bezog mit ihrer jüngsten, noch unverheiratheten, Tochter das von ihrem Sohn bewohnte Amthaus zu Eichlerfelde, und half dort die Einrichtungen zu Carolinens Empfang vollenden. Nach einigen Monaten führte er die schöne Braut, von ihrem Vater begleitet, dem Segen der Mutter zu. Diese gab ihn, und nahm kindliche Liebe dafür. Es war ein großes, freudevolles Fest; denn auf des jungen Amtmanns geheime Anordnung hatten sich die früher verheiratheten Brüder mit ihren Weibern und Kindern, und die ältere Schwester mit ihrem Gatten und Kinde in der Stille eingefunden, und standen nun um die Mutter her, die so große Freude, alle die ihrigen gesund und wohlversorgt noch einmal in diesem Leben beysammen zu sehen, wegen der Entfernung ihrer Wohnorte nicht ahndete; und Kinder und Enkel umschlossen sie in einem großen Kreise; und unter der ganzen Schaar

dieser Glüklichen, die sich Hand in Hand faßten, und fest hielten, war keines, dessen Augen die Freude ihre süßesten Thränen versagte. Der Mutter weise Erziehung und des Vaters biedere Geradheit und Treue ruhten lebendig und wirksam auf allen. So ein Kreis von Glüklichen ist das höchste sichtbare Schöne auf Erden!

Nach der Hochzeit entstand ein Streit unter den Brüdern, da sie hörten, daß die Mutter nun nicht mehr für sich, sondern bey einem von ihren Kindern leben wolle. Jeder hatte gleiche Rechte an sie. Sie stritten recht herzlich, und brauchten alle Künste der Ueberredung, recht so wie es guten Kindern ansteht, und ihrem Herzen Ehre macht; aber die Mutter entschied für den Amtmann, weil sie hier ihre jüngste Tochter bey sich behalten, und auch der neuen Tochter Mutter seyn konnte, die eigentlich noch nie dieses Glük empfunden hatte.

Kronthal schritt jezt auf der betretenen Bahn fort; Gerechtigkeit, unbestechlicher, gerader Sinn leiteten ihn in seinem Amte, und jede häusliche

Tugend hatte Wohnung, jede ihrer Freuden Herberge bey ihm. Die Unterthanen des Barons fanden bald den Unterschied zwischen jezt und vorher, und lernten selbst die amtliche Strenge, gegen welche der Störer der öffentlichen Ruhe durchaus keinen Schuz fand, ehren oder fürchten, sich ihr fügen, oder aus Grundsäzen der Harmonie lieben. Man empfand auch auf dieser Herrschaft bald die Folgen, welche die Ordnung begleiten; das öffentliche Zutrauen wuchs, die Aeker grünten schöner, der Rebstok verbreitete seine gesunden Arme weiter, und des Erwerbs wurde täglich mehr, je weniger Prozeß-Verzögerungen, Partheilichkeit, Streitsucht, Spiel und Völlerey im Schwange giengen. Der junge Geistliche des Orts war nicht ohne großes Verdienst um diese glüklichen, sich allmählich entwikelnden Aenderungen, und auf eine gute Einrichtung der Dorfschule wurden gleich von Anfang her große Sorgfalt, so wie auf eine anständige Besoldung des Schullehrers beträchtliche Kosten verwendet.

Des jungen Weibes keuscher Kuß, des Freundes dankbarer Händedruk, der Mutter und Schwester heitres Gemüthe, von keiner Sorge bedrohet, und des Hofraths verminderter Trübsinn waren dem redlichen Beamten die reichsten Belohnungen. Nur des Hofraths Theilnahme an dem Glük dieser Familie wurde nie laut, seine Freude blieb immer einsam, denn an seiner Seele nagte noch immer die Erinnerung an verlorne Jahre, und machte ihm jeden Genuß bitter. Selbst da er nach Verlauf eines Jahres seine erste Enkelin der Tochter vom Arme nahm, und herzte, konnt' er den frühen Verlust seines Sohnes nicht vergessen. Er blieb Tagelang allein, und schien am zufriedensten in sich selbst gewesen zu seyn, wenn er, auf einsamen Wanderungen durch Wald und Feld, alles Umgangs mit andern entbehrt hatte.

Auch der Baron war noch immer nicht ganz glüklich. Er hatte zwar, das fühlte er, an derjenigen Zufriedenheit gewonnen, welche aus der gewissenhaften Erfüllung der Pflichten entspringt; aber der romantische Schwung, der

sein Herz bey dieser schönen Verbrüderung geleitet hatte, wurde durch die Wirklichkeit gestört, und geschwächt, und er vermißte oft den Freund der Jugend, dem er schwärmerisch sein Leben gern aufgeopfert hätte, in seinem Beamten, dem bey der äusserst genauen Erfüllung seines Berufs wenige ganz geschäftlose, der Freundschaft allein geweihte Stunden übrig blieben. So erklärte er sichs wenigstens, wenn er oft bemerkte, daß ihm an Kronthals männlicher Freundschaft nun nicht mehr so genüge, wie an der jugendlicheren des Jünglings. Es war die Liebe, die ihm schnell und stark diese Veränderung fühlbar machte. Kronthals jüngste Schwester war jetzt, unter der weisen Pflege der sorglichen Mutter, und unter dem Schutze wohlgeleiteter Arbeitsamkeit, siebzehn Jahre alt worden, und beydes, Unterricht und Bewegung, hatten ihre geistige und körperliche Bildung bis zu einem hohen Grade vollendet. Ihr zartes, sittliches Gefühl, durch die schönsten weiblichen Formen versinnlicht, erfüllte den Baron mit Sehnsucht nach ihrem Besitze. Durch ihre

Hand glaubte er das Gut zu erlangen, welches ihm im Genusse seines festen Wohlstandes noch abgieng, und zugleich das Band immer fester zu knüpfen, das ihn mit Kronthal vereinigte. Durch eine solche Verbrüderung sollte jeder bisherige Unterschied vollends verschwinden.

Amalie konnte unmöglich gegen seine Bemühungen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und ihr zu gefallen, gleichgültig bleiben, aber sie war eine zu gute Tochter einer zu treuen Mutter, eine zu redliche Schwester und Freundin, als daß sie diese Entdekung hätte geheim halten können. Sie glühte von Hochachtung und Verehrung für den Baron, dem sie den größten Theil des ungetrübten Glükes der Ihrigen dankte; aber noch liebte sie nicht; auch fühlte sie zu sehr den Unterschied des Standes, dem die mütterliche Erziehung seine rechten Schranken, und seinen ächten Werth bey ihr angewiesen hatte, und sie selbst dachte zu bescheiden, als daß der Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Baron hätte Wurzel fassen können.

Sie empfand es lebhaft, daß sie, um glüklich zu seyn, sich in keine höhere Sphäre wagen dürfe. Darum fanden der Mutter Besorgnisse und Bitten leicht Eingang, und des Bruders Vorschlag, den Baron selbst auf die Nichtausführbarkeit dieses Planes aufmerksam zu machen, und durch eine; zeitige Erklärung ihrer aller Ruhe zu sichern, leicht Gehör. Krenthal kannte seinen Freund, er durfte daher die edelsten Absichten voraussezen, aber auch er war keinesweges gleichgültig gegen den Unterschied der Stände, und seine Erfahrung hatte so häufige und traurige Beyspiele von der Unbeständigkeit ungleicher Verbindungen gesammelt, daß er weder in dem sanften duldsamen Charakter seiner Schwester, noch viel weniger in den noch immer fast romantischen Ideen des Barons von Tugend und Menschenwürde, einen Grund fand, in dieser Verbindung eine von den seltnen Ausnahmen zu erwarten; und unter solchen Voraussezungen konnte ihn selbst der dankbare Wunsch, seines Freundes Zufriedenheit überall zu beför-

dern, und die innigste Geschwister-Liebe nicht vermögen, sie zu begünstigen. Nur bey dem Hofrath, der durch Caroline von der Sache Nachricht erhielt, meldete sich ein angenehm kitzelnder Gedanke, eine Art von Stolz, der ihn ehmals bemeistert hatte, und den er damals nicht, wie jezt, bekämpfte. Er wog alles hin und her ab, und blieb im Zweifel, bis er seine Meinung dafür mit der des Amtmanns dagegen auswechselte, und dieser die darüber bey ihm entstandne Unruhe stillte.

Wenn es mir der Raum dieser Blätter erlaubte, so würde ich das ganze, von dem Hofrath selbst aufgezeichnete, Gespräch hier mittheilen, worin dieser die durch eine solche Verbindung vergrößerte Ehre der Familie in hohen Anschlag brachte, der lachenden Aussichten, welche sie gewähren werde, erwähnte, und ihre Beförderung, als eine Art von Pflicht, gegen Mutter und und Bruder aufstellte; Kronthal hingegen viele Gründe dawider der Reihe nach aufführte, die Reue erwog, welche bey fortrükendem Alter den

Baron treffen, und Amalie zugleich mit ihm unglüklich machen könnte, auch den Umstand nicht übersah, daß der Baron als der lezte des Stammes, um so mehr den Gesezen seines Hauses gemäß heurathen, und dadurch das Gute, was er selbst gestiftet habe, durch Söhne, die das Erbrecht auf alle seine Vorzüge und Güter hätten, fortpflanzen, und wirksam erhalten müsse.

Des andern Tages sprach er mit dem Baron. Dieser sah still und traurend in den Spiegel der Zukunft, den ihm sein Freund bey dieser wichtigen Unterredung vorhielt. Er hatte das nicht erwartet; aber wenn von der Ruhe seines Freundes, und von dem Glüke der Seinigen die Rede war, dacht' er nie an Größe des Opfers, noch an die Schwierigkeit des Kampfes. Der drükendste aller Gedanken war für ihn der, die durch ihn begründete Zufriedenheit dieser guten Menschen zu stören!

Von Kronthals Gründen, und von der Rührung, mit der er sie seinen treuen Aeusserungen standhaft entgegen sezte, ergriffen, sank er in des

Freundes Arme, und ergoß seine Klagen gegen das Schikſal, welches ihn, wie er glaubte, neidiſch verfolge. Freundes Troſt und Theilnahme iſt der linderndſte Balſam für das verwundete Herz, und das wache Gefühl, durch Mühe und Entſagung das Beſſere errungen zu haben, gehört zu den ſicherſten Heilmitteln der Seelenleiden! Kronthal rieth ſeinem Freunde, auf einer Reiſe durch Deutſchland Zerſtreuung, und unter den Enkelinnen deutſcher Ahnherrn eine Gefährtin des Lebens zu ſuchen, und dieſer willigte in den Vorſchlag, und reißte ab, ohne Amalien nochmals geſehen zu haben.

Seitdem Kronthals anhaltender Eifer die Ordnung in Eichlerfelde begründet, und geſichert hatte, und ſeitdem der Baron abweſend war, hatte jener manchen geſchäftsfreyen Augenblik, welchen er der Pflege der Wiſſenſchaften widmen konnte. Seine Liebe zur Philoſophie und Dichtkunſt fand daher oft Befriedigung, ohne je geſättigt zu werden; er bediente ſich ihrer als einer edlen Würze des Lebens, und vervielfachte

durch sie den Genuß desselben, der stets auf ein richtiges Verhältniß zwischen Arbeit und Muße berechnet war

Mehrere dieser Erholungs-Arbeiten wurden durch den Druk bekannt, und verdienten, und fanden Achtung und Beyfall. Eine davon hatte sogar den wichtigsten Einfluß auf seine ganze Zukunft.

Im ganzen Fürstenthum herrscht die Leibeigenschaft mit weit mehr und härterer Gewalt, als es sich für die Würde der Menschheit, und des Zeitalters schikt.

Kronthals Grundsäze in Ansehung dieses Gegenstandes waren durch Erfahrungen, die er während seiner Amtsführung gemacht hatte, schnell berichtiget worden; er sah aus den Hindernissen, welche dieser, die Menschheit entehrende Zustand, der Ausbreitung des Guten in den Weg legte, wie nöthig zum wahren Vortheile des Landes seine Hinwegräumung sey. Er war der erste, der seinen Freund zu der Freylaßung seiner Unterthanen vermogte, und schon durch dieses Bey-

spiel, das am Hofe bekannt wurde, noch mehr aber durch eine männlich und schön geschriebene Bitte an die Großen wegen Aufhebung der Leibeigenschaft, die schnell in jedermanns Händen war, und bis in das Cabinet des Fürsten drang, viele Augen auf sich zog.

Der Fürst liebte alles, was schnelles Aufsehen erregen, und seinen, nicht oberflächlichen, Wunsch, in der Zahl guter Regenten genannt zu werden, befriedigen konnte. Die Sache war noch neu, und um so schneller ergrif sie der Fürst, um so rascher machte er sie sich ganz zu eigen. Er selbst schrieb an den Amtmann, und verlangte von ihm Vorschläge zur Abstellung dieses Gebrechens mit besonderer Hinsicht auf das von ihm regierte Land.

Kronthal empfand hohe Freude bey diesem Antrag; er brachte seine Ideen über den Gegenstand zur möglichsten Reife, und überschikte sie dem Fürsten. Der Gedanke, durch diese Arbeit etwas allgemein Gutes bewirken, vieler Menschen besseres Glük begründen zu können, hatte ihr einen

heben Grad von Wärme mitgetheilt, und eine gewiſſe Art von Heiterkeit über ſie ausgebreitet. Der Fürſt las ſie, entzükt, und Kronthal erhielt einen Ruf nach Hof.

Er erſchien in der Würde des edlen Mannes; der Fürſt bot und drükte ihm die Hand, und trug ihm, nach einer langen Unterredung, eine Stelle im Collegium an. Kronthal erſchrak: er war darauf nicht gefaßt. Das ſah der Fürſt, und bat um ſo dringender, und ließ nicht nach, bis er das Wort des Mannes erhalten hatte, dieſe Stelle anzutreten, ſobald der Baron von Eichler davon unterrichtet ſeyn, und einen andern Beamten gefunden haben würde, dem er ſein Vertrauen geben könnte. Er reißte zurük: Caroline bebte bey der Nachricht von dieſer ehrenvollen Erhebung. Sie lag nicht in ihren Wünſchen; ſie kannte ihres Gatten allzu geraden Sinn, ſie kannte ſelbſt den Hof zu gut, um nicht für ſeine Ruhe beſorgt zu ſeyn. Aber den alten Hofrath Brunian, der ſeit einiger Zeit kränkelte, und jezt etwas be-

schwerlich danieder lag, schien bey dieser Begeben-
heit ein Strahl des Glückes, wie ein Sonnenstrahl
in Wintertagen, noch einmal zu beleben. Er
lächelte heiter, er umarmte Sohn und Tochter
und Enkelin feurig und dankbar. „Zieht hin,
sprach er, es ist Gottes Hand, die euch leitet!
Aber mich laßt hier auf dem Lande meine übrigen
Lebenstage hinbringen; ich passe nicht mehr für
die Freuden, die euch dort erwarten. Der Baron
wird mir das gern verwilligen. Hier ist mir wohl;
bald wird mirs noch besser seyn! Kommt hiewei-
len, und besucht mich: das thust du, liebe Caro-
line, mit der Kleinen! Ihn wird die neue
Laufbahn fesseln, sein hoher Muth wird neue
Arbeit finden; Felsen zu übersteigen, Hügel zu
ebnen — er wird dem Fürsten und dem Lande
angehören: und das ist recht, das ist Gottes
Hand! darum muthig fortgewandelt! Caroline,
daß du mir die Augen zudrücken mögest, wenn
ich hinübergehe! Das wünsch' ich noch: deine
Hand ist so gut, so kindlich und weich — und
drücken sah' ich meinen Eduard wieder, und ihr

andern kommt ſpät nach, und theilt unſer Glük, das nichts mehr ſtört!"

Der alte Mann ſchwärmte in dergleichen frohen Empfindungen von jenſeits. Er wurde immer ſchwächer an Körper, je mehr ſein Geiſt an Heiterkeit gewann, und ſeine Lieben begruben ihn noch kurz vor ihrer Abreiſe von Eichlerfelde.

Der Baron hörte die Nachricht, welche ihm Kronthal von ſeiner neuen Laufbahn gab, mit Kummer, aber auch ihm war ein höherer Ruf darin verſtändlich: er fühlte es ſelbſt, daß ſein Freund dieſem folgen müſſe. Er gab einem andern jungen und thätigen Mann ſein Vertrauen, und die Amtsführung auf ſeinen Gütern, und dies um ſo zuverſichtlicher, da er ihm von Kronthal vorgeſchlagen worden war.

Eichler war auf ſeiner Reiſe nach Mainz gekommen, und hatte dort in dem Hauſe des Herrn von Beke nicht nur eine frühere Freundſchaft, welche dieſer mit ſeinem Vater lebenslang unterhalten hatte, erneuert, ſondern auch eine neue mit deſſen Tochter geſtiftet. Dieſe Freundſchaft

verlängerte seinen Aufenthalt daselbst, und, wie es geht, sie bahnte einer andern Leidenschaft den Weg, die bey ehelichen Männern und Mädchen gerade zum Traualtare führt. Kurz vor Krenthals Abreise kam er heim, und huldigte den Gesetzen der Ehe an der Hand eines sehr liebenswürdigen, weichgestimmten Geschöpfes. Auch fand er bey seiner Ankunft, nicht ohne große Freude, ein neues Paar: denn die Schwester seines Freundes, und der würdige Pastor des Orts hatten sich gleiches Wort, wie er und Emilie, gegeben. Daß ihre Trauung am nehmlichen Tage, in der nehmlichen Stunde mit der seinigen geschehen konnte, war für ihn von hohem Werth: er rechnete dieses Nahesein und Bleiben bey seiner Freundin zu den glücklichsten Ereignissen seines Lebens, und sah in ihr gleichsam ein Pfand der Bruderliebe seines Freundes, dessen Trennung ihm schwer fiel. Er selbst entwarf noch den Plan, jeden Winter einige Wochen mit seiner Gattin den Krenthal in der Stadt hanzubringen: man verschönerte sich die Zukunft durch diese

und andre Hofnungen, und jedes von den Scheidenden und Zurükbleibenden fand noch irgend etwas, wodurch der Schmerz der Trennung gemildert wurde.

Die alte Mutter blieb bey der Pasterin. Krenthal zog nur mit Gattin und Tochter in die Fürstenstadt ein.

Der enge Raum meiner Blätter mahnt mich auch jezt wieder an Kürze; ich werde die Begebenheiten mehrerer Jahre nahe zusammen drängen müssen.

Krenthal trat seine neue Laufbahn muthig an, sich auf das Vertrauen des Fürsten stüzend. Er arbeitete unermüdbar: es war, als ob die Schwierigkeiten seines neuen Standpunktes neue Kräfte in ihm entwikelten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde mit Eifer, als eine Sache der Menschheit, betrieben, und Krenthal wunderte, und freute sich, daß alles am ganzen Hofe gleichsam ein Wille haben zu seyn, eins dem andern die Hand zu geben schien. Er hätte

ſelbſt in der Eile, womit man dieſe Sache betrieb, die erſte Falle für ihn bemerken ſollen! Aber auch nicht immer erreicht Bosheit ihre Zwecke, oft wird ſie, ohne ihren Willen, wirkſam zum allgemeinen Guten, wie das Gift in der Natur auch zur Heilung dient. Die Leibeigenſchaft wurde aufgehoben, und der Abgang in den Kaſſen, der daraus entſtprang, durch Surrogate von freywilligen Beyträgen der reichen Güterbeſizer ſo gedeckt, daß jene noch dabey gewannen. Dieſer glükliche Erfolg lag nicht im Plane der Beobachter des neuen Geſtirns; die meiſten zeigten dabey ihre wahre Geſtalt, und Kronthal lernte ſie kennen und behutſam ſeyn. Der Fürſt brachte ihn ſich immer näher, und die Achtung für ſeinen in der That guten Willen gieng bey Kronthal bald in hohe Theilnahme und Anhänglichkeit über. Indem er ſich nie über ſeine Grenzen erhob, männlich und beſonnen handelte und ſprach, uneigennüzig aufs höchſte, ſelbſt für ſeines Fürſten Gold, ihm oft und reichlich angeboten, ohne Gefühl; ſo gab er das ſeltne

Beyſpiel von der Möglichkeit, auch am Hofe mitten unter den Cabalen anders denkender Beamten, wie ein Schiff zwiſchen Felſen, durch einen verſtändigen Steuermann geleitet, ſicher und immer mit Hinſicht auf den Zweck des allgemeinen Guten, fortzuwandeln. Was nicht dem Staate gehörte, das gab er der ſtillen Häuslichkeit, die allein in jedem Stande und in jeder Lage beglükt: ſo daß weder Caroline irgend einen Verluſt an ihm bemerkte, noch auch die ſchön heranwachſende Tochter ihren Vater vermiſſen konnte. Mit völlig geradem Sinn, und feſter, von Jugend an eingeſogener und beſchützter Tugendliebe ſtand und wandelte er viele Jahre, ein wahrhafter Freund des Fürſten, ein Vater der Verlaßnen, ein Retter der Bedrängten Unſchuld, ein Schuzgott des Landes, von den Guten geliebt, kämpfend mit den Ränken der Böſen, und nie von ihnen unterdrükt. Selbſt vom Archontenſiz tönte jezt noch manchmal ſeine Stimme öffentlich zu Lehre und Warnung, und die Muſen, treue Gefährtinnen ſeiner Laufbahn, ſchlangen manchen

Kranz um seine Locken. Weisheit lehrte ihn den hohen Genuß des Lebens.

Wie er als Gatte liebte, wie heiß er geliebt ward, wie stolz die Gattin an seinem Halse hieng, und für all ihr Glük nicht genug danken konnte, und wie das edle Paar Gott fürchtete, und nur von seiner Hand alles Gute empfing, und selbst das minder angenehme, selbst das drükende des Lebens dankbar annahm! So den Tod von Kronthals Mutter, so selbst das frühe, langsame Verwelken eines Sohnes, den Caroline während ihres Aufenthaltes in der Stadt dem entzükten Vater geboren hatte! Des Einzigen!

Den Winter verschönerte alljährlich die Ankunft des Barons mit seiner Familie; beyde glükliche Freunde bewohnten ein Haus. So sehr verwandte Seelen bedürfen wenig Raum zum wechselseitigen frohen Verkehr! Als Gatte fand Eichler die wirkliche Welt leichter, als vorher; und da er nun gleichsam erst in ihr lebte, so bemühte er sich, seine Begriffe ihr immer näher zu bringen, und in dieser Nähe zu erhalten.

Auch das war ein hoher Gewinn für Liebe und Freundschaft. Und wenn sich, besonders im Anfange der Ehe, nach den Flitterwochen, die so schnell vorüber eilen, der alte romantische Geist noch blikenließ, und die Ruhe im Hause zu stören drohte, so mußten ihn die klugen Beschwörungen Kronthals bald wieder zum Abzuge zu nöthigen, und endlich ganz zu verbannen. So ein Leben ist beneidenswerth, solche Freuden werden nur durch Tugend und Ausdauer erkauft!

Der Fürst war, so viel er konnte, dankbar, mehr, als Kronthal wünschte. Vieles schlug dieser aus, was ihm freudig dargeboten wurde, aber eins konnt' er durchaus nicht ablehnen: seine Erhebung vom Kayser in den Adelstand, die der Fürst ohne sein Wissen betrieben, und der Kayser gern verwilligt hatte, weil des Mannes Verdienst, den er dadurch vor der Welt auszeichnen wollte, schon von der ganzen Welt anerkannt war.

Kronthals Locken fiengen an zu bleichen: da störte den Frieden seiner Tage manches Erdenleiden. Der Mensch ist nicht bestimmt, ohne

Gram seine Locken bleichen zu sehen. Wenn das anders wäre, würde so vieles von dem wahrhaft menschlichen verloren gehen, was auch gut ist!

Zwar noch eine Blume blühte ihm. Seine Tochter war herangewachsen; o wie schön war sie, wie so ähnlich der sanften treuen Mutter, und dem biedern Vater! Auch Eichlers Erstgeborner, ein edler wohlgestalteter Jüngling, war mit dem Gefühle, daß seine väterlichen Güter, und das Glük seiner künftigen Unterthanen der schönste Wirkungskreis für ihn, und die Unabhängigkeit welche dieser gewähren konnte, der höchste Preis für seine Freyheits-Liebe sey, von Reisen zurükgekommen. Er sah Kronthals Tochter, und liebte sie. Wie freuten sich die Eltern dieses Bundes, wie umarmten Sie sich wechselseitig, als ob sie einander erst eben gefunden, erst den Bund treuer Freundschaft geschlossen hätten. „Ein cilliches Paar mehr in der Welt!" sagte Kronthal, und schloß der Tochter Hand in die des Jünglings.

Bald darauf ſtarb Caroline. Es war kein Sterben — es war ein ſanftes Hinüber-Schlummern in eine Welt, wo es keine Trennungen giebt! Aber nun konnte Kronthal nicht mehr am Hofe, nicht mehr in der Stadt leben. Er ſtand ſo allein: der ehrwürdige alte Mann, vom Fürſten, und ſeinem Hauſe geliebt, vom Volke angebetet, und umringt, ſtand doch allein! Er hatte Caroline begraben. Da zog er hinaus zu ſeinen Lieben nach Eichlerfelde, und lernte, unter ihren Bemühungen ſeinen Schmerz zu lindern, im Vorgefühle des Wiederſehens die Gegenwart ertragen. Heiterkeit des Geiſtes, die eine ſchöne Blume dieſer Hoffnung iſt, kehrte bald wieder, und verließ ihn nicht mehr, und Geſundheit des Körpers ſtand im Bunde mit ihr. Jeder Tag war dem immer geſchäftigen Alten ein Feſttag; er genoß jeden, als ob er den kommenden nicht mehr hätte ſehen ſollen. Lehre und Ermahnung aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen ſtrömten mild von ſeinen Lippen: er miſchte ſich in die muntern Zirkel der Kinder ſeiner jüngſten Schweſter, von denen

das jüngstgebohrne Mädchen, neun Jahre alt, seine beständige Gefährtin, und sein Liebling war: auch empfand er noch das sanfte Streicheln der Enkel und Enkelin, womit seine Tochter ihn beschenkte. Er suchte die Armen des Dorfes und der Gegend, auch die heimlichen, denen vor der Entdekung bange ist, und half oft ungesehen. Man konnte alles in allem an ihm finden.

An dem Tage jeder Woche, wo der Baron dem ärmern Theile seiner Unterthanen erlaubte, unter der Aufsicht eines Försters, überständiges Holz in seinen Wäldern zu sammeln, und nach Hause zu tragen, da versäumte er nie, mit seiner jungen Freundin gegen Abend hinaus zu gehen, und die Zurükkommenden zu erwarten. Am Eingange des Waldes saß er alsdann, und das Mädchen neben ihm, den Strohhut am Arme, und unter zärtlichen und frohen Gesprächen enteilten die Stunden, und die Armen kamen mit ihrem gesammelten Holzvorrath, und jedes erhielt ein kleines Geschenk von dem Greise. Auch forschte er bey jedem nach dem Hauswesen, und

der Quelle der Armuth, und half durch Rath, und Troſt und Ermunterung, mehr als durch Geſchenk.

Und wenn der Greis wieder ein Jahr zurükgelegt hatte, und in ein neues trat, ſo wurde der Tag im Hauſe, und im ganzen Dorfe hochgefeyert. Der gute Alte ordnete an jedem ſolchen Tage eine beträchtlichere Gabe für jeden Nothleidenden, und ein Andenken für Freunde und Kind, Neffen und Enkel, und hüllte jedes dieſer Geſchenke in ein beſondres Papier ſorgfältig ein, und überſchrieb es mit dem Namen deſſen, dem es zugehören ſollte. Das that er an ſolchen Tagen Morgens frühe, faſt ehe noch alles wach im Hauſe war, und dann hüpften Kind und Enkel, und Freunde und Nachbarn herein zu ihm, und umſchlangen den Lächelnden mit Blumenkränzen, und Bändern, und beten ihm Früchte, und allerley heimlich verfertigte Arbeiten an, und führten ihn ſo unter Triumph-Geſängen in den Saal zum Frühſtük.

Das waren glükliche Stunden! Wenn die Geister unsrer Vorangegangenen Lieben sich ungesehen in unsre freudigen Augenblike mischen können, so war Carolinens Geist gewiß um den Greis her beschäftigt.

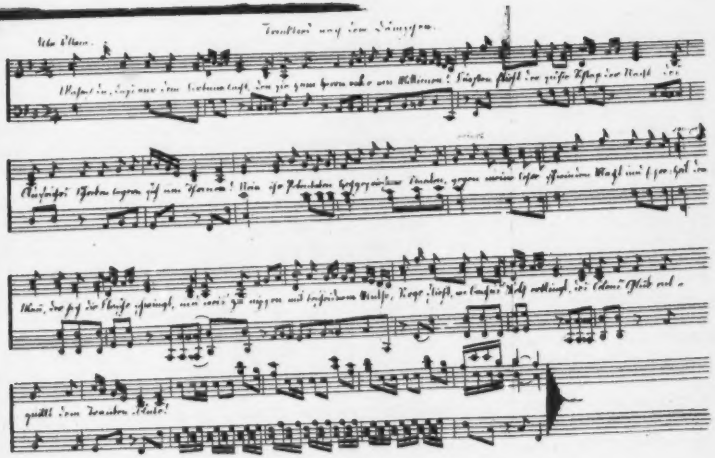
So trat er lächelnd in das siebenzigste Jahr seines Alters. Dieser Eintrit sollte recht feierlich begangen werden. Des Pfarrers Gustav hatte seine erste historische Zeichnung in Rothstein verfertigt, die den guten alten Onkel am Eingange des Waldes mit Marien sizend, und und Gaben austheilend, vorstellte. Wenn seine Arbeit auch gleich nicht so schön, wie Küffners, war, der diesen Moment hier im Taschenbuche voll Liebe aufgestellt hat, so war doch der Wille des kleinen Künstlers eben so gut! Marie hatte die erste Stikerey vollendet, ein seidnes Taschenbuch mit dem Bürger Kranze geziert. Das Laub der königlichen Eiche umschlang es recht täuschend, und die Arbeit leistete mehr, als sonst die Hand eines zwölfjährigen Mädchens vermag. Und der

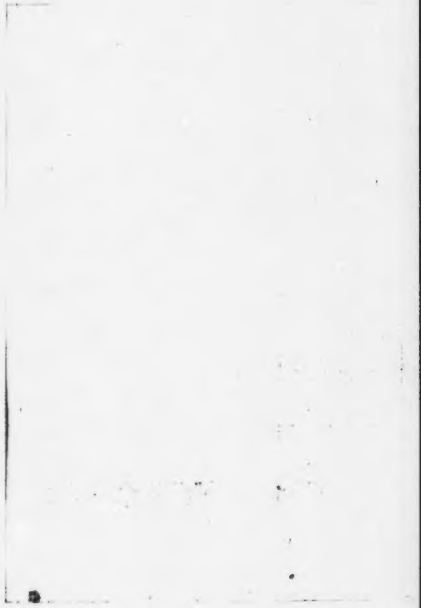
alte Pächter Martin, der berühmteste Holzschnizer in der ganzen Gegend hatte eine schöne hölzerne Dose mit Kronthals Namenszug für ihn fertig; und das sollte seine lezte Arbeit von der Art seyn und bleiben. Auch war ein kleiner Chor von dem Baron aufgesezt, und einstudiert; und so, recht feyerlich, sollte das neue Jahrzehend des glüklichen Alters betreten werden.

Der Greis erwachte früher, als gewöhnlich, ordnete seine Geschenke, umwikelte jedes nach seiner Weise mit Papier, und bezeichnete jedes mit dem Namen dessen, der es erhalten sollte. Nur Marie war neben ihm beschäftigt, die kleinen dabey nöthigen Bedürfnisse herbeyzuholen. Jezt gieng sie, um den sehnlich Wartenden zu sagen, daß der gute Oncle mit seiner Arbeit fertig sey.

Da hüpfte der frohe Zug der Glükwünschenden den Gang herauf, seinem Zimmer zu: da traten sie mit ihren Geschenken vor ihn hin; — Nehe der gute Alte schlummerte lächelnd in sei-

nem Lehnſtuhl mit geſenktem Haupte. Das letzte Papierchen war eben überſchrieben, und ſanft war ſeiner wohlthätigen Hand die Feder entſunken. Er ſchlummerte, den ewigen Schlummer: ein Schlag hatte den Glüklichen zu ſeinen vorangegangnen Lieben ſanft in jene Welt hinüberaeführt!


Trinklied aus dem Sängerkrieg.
Wolfram.
Wohin? wo liegt mir eine Labung nah, den ich zum Heros oder zum Heiligen? Künstlen pflegt' ihr große Kraft der Nacht
Aufsuchst? Hohen tagen sich um Sternen! Nein ich Schenken begegnigen Leuten, gegen meinen tiefen sternenen Wagst mit Hof Gott in
Nein, wo sey ihr Knaben springt, nun rasch zu singen mit kräftigem Blute, Krüge stoßt, an Lauten Holz anklingt, ihr Edlen Gäste und
quillt dem trunkenen Mute!



Trinklied.

Nach dem Däniſchen.

Mit Muſik.

Wähnſt du, daß nur dem Fortuna lacht,
Den Sie zum Herrn erkor von Millionen?
Zuerſten ſieht der ſüße Schlaf der Macht:
Des Aufruhrs Schrecken lagern ſich um Thronen!
Mein, ihr Potentaten,
Hochgeprieſner Staaten,
Gegen meine Lehre
Schwinden Macht und Ehre:
Heil dem Mann, der hoch die Flaſche ſchwingt,
Und weis zu nippen mit beſcheidnem Muthe!
Sorge flieht, wo Bacchus Kelch erklingt,
Des Lebens Glük entquillt dem Traubenblute!

Neidet nicht den Lorbeerkranz dem Held,
Ihm ist die Freude sporsam zugemessen:
Trauernd steht er auf dem Leichenfeld,
Er muß den Menschen ob dem Held vergessen!
An des Jammers Stöhnen
Muß er sich gewöhnen!
Weg mit blut'ger Ehre,
Süßer ist die Lehre:
Heil dem Mann, u. s. w.

Hältst du Gold für deines Glückes Ziel,
So lerne, Thor, die Welt-Geschichte kennen!
Hatte Crösus nicht des Goldes viel?
Sieh hin — sammt diesem läßt er sich verbrennen!
Trüb von Sorg' und Plage
Sind des Reichen Tage:
Mir genügt mein Becher,
Und der Chor der Zecher:
Heil dem Mann, u. s. w.

Seht, im stolzen Feuereifer strebt
Ein Weiser zu der Wahrheit goldnem Throne;

Haß und Armuth wohnen, wo er lebt,
Der Neid benagt die anzutheure Krone.
Von verwelktem Zweige
Wird er früh zur Leiche!
Wer kein Thor iſt, ehre
Meine ſüße Lehre:
Heil dem Mann, u. ſ. w.

Weg mit fremder Größe-Sonnenſchein;
Ein Freyer will ich trinken, will ich ſingen,
Will bey Freundſchaft und bey Lieb' und Wein
Mir Roſen um die heitern Schläfe ſchlingen.
Menſchenfreude lebe!
Jeder Freie hebe
Seinen Kelch, und ehre
Meine ſüße Lehre:
Heil dem Mann, der hoch die Flaſche ſchwingt,
Und weis zu nippen mit beſcheidnem Muthe.
Sorge flieht, wo Bacchus Kelch erklingt,
Des Lebens Glück entquillt dem Traubenblute!

Im Frühling.

Da flog ſie freundlich zwitſchernd hin,
Die erſte Schwalbe hier,
Willkommen, holde Nachbarin,
Der ſchöne Frühling kommt mit dir!
Zu lang beherrſchte, rauh und wild,
Der Winter Wald und Feld:
Nun mag er ziehn! Die Luft wird mild,
Und wieder jung und grün die Welt.

Mit friſchen Kränzen ſchmückt ſich
Das ſtille Veilchenthal,
An Düften reich, und auch für mich
Blühn Blumenkränze dort.
Nun wandl' ich ſingend weit umher,
Auf Angern bunt und zart,
Und finde keine Stelle leer
An Freuden milder Gegenwart!

Es hüpft mein Blut, mein Auge lacht;
Die ſchöne Welt iſt mein,
Mit ihrer Luſt, mit ihrer Pracht,
Mit ihrem Mond- und Sonnenſchein!
Und mein iſt, was ſich hebt, und regt,
Und was am Halme blinkt,
Was Lieb' und Luſt im Buſen hegt,
Und neue Lebens Wonne trinkt!

Die Freude macht mich leicht und laut,
Läßt keinen Sorge Raum:
Natur iſt heute meine Braut,
Mein Tempel jeder Blüthenbaum!
Und jeder Raſen ein Altar,
Und jeder Hauch ein Lied,
Das, wie ein Opfer, rein und klar,
Hinauf zum Freudegeber zieht!

Ich bin ſo froh, und bin ſo gut,
Bin emſig früh und ſpat,
Und fühle Männerkraft, und Muth
Zu jeder edlen, großen That;

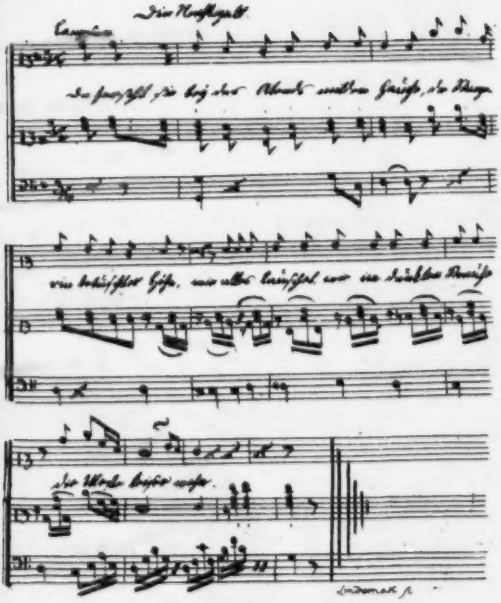
Und sollt' ich heute König seyn,
Ich würde nimmer ruhn,
Stets Gutes wollen, gern verzeihn,
Und selbst im Strafen Gutes thun!

Die Nachtigall.

Mit Musik.

Da herrscht sie bey des Abends mildem Hauche,
Die Sängerin bebuschter Höhn;
Wie alles lauschet; wie im dunkeln Strauche
Die Weste leiser wehn!

O horch! Welch süßen Silberton der Flöte
Ein Gott der Sängerin verlieh!
Jezt stirbt ihr Flüstern, wie die Abendröthe,
So feyerlich, wie sie!


Die Nachtigall
Lindemann fc.

Horch! Jubelnd jezt, gleich hoher Lust-Gesängen,
Dich sich in fromme Busen senkt;
Und jezt den Ton, in kühnen Uebergängen,
Zum Grabe hingelenkt:

Und nun so trüb, so schwermuthsvoll, und bebend,
So liebekrank, und dumpf, und schwach!
Und jezt auf einmal kühner sich erhebend
Im lauten Trillerschlag!

Woher, du Kleine, dieses Ton-Gebiete,
Das dem Gefühle Leben leiht?
Woher dein Wechselgang, der hohe Friede,
Und diese Biegsamkeit?

Wer läßt die kleine Brust von Feuer glühen?
Wer hat für Liebe sie geschwellt?
Wer schuf dich, holdes Kind der Harmonieen,
Zum Wunder einer Welt?

Grabstille herrscht in meines Wäldgens Gängen
Bey deinem Lied, o Nachtigall:
Sie schweigen gern, bey Mathisons Gesängen,
Die andern Sänger all!

Thräne fließt die Wonne treuer Liebe
Bey deinen Zähren-Melodien;
Der Sehnsucht Thräne rinnt dem heilgen Triebe,
Und Tugend adelt ihn!

Der Weise, der im zarten Laubgewebe
Des hehr Schöne wirken sieht,
Empfindet, daß ein Gott die Welt belebe,
In deinem Zauberlied!

O möchte, wie dein Lied, des Frühlings Quelle,
Nur minder laut, und minder blühn,
Doch ganz so rein, und rein, und überhelle,
Und liebend nur entfliehn!

Und singst du einst, vom heimen Zähren-Throne,
Der schattend meine Asche kühlt:
„Mich hat der Mann, den beßern Grab
ich wähne,
„Verstanden, und gefühlt!"

Caſpar Gottvertrau.

Ein altdeutſches Märchen.

In der Melodie: Auf, auf, ihr Brüder, und ſeyd ſtark, u. ſ. w.

Ihr Herrn, und Damen, bunt und zart,
Kommt wohlgemuth herben,
Und hört mein ſchönes Märchen an,
Von Kaz' und Maus, vom reichen Mann,
Und von noch mancherley.

Iſt mancher reich, und iſt's nicht werth,
Iſt freid und hart wie Erz;
Und mancher, ach! daß Gott erbarm,
Iſt gar verlumpt, und bettelarm,
Und hat ein gutes Herz!

3 Der liebt die Menſchen allzumal,
Und hilft andern gern,
Und gibt gern, und hat es nicht,
Und machte nie ein ſteif Geſicht,
Wie viele reiche Herrn!

Drum gut ſeyn, ſchätz' ich mehr als Gold,
Und Frohſinn, Kronen gleich;
Ich ſchwinge fröhlich meinen Hut,
Verreise Gott, und habe Muth,
Er macht die Armuth reich!

Ein Knabe (wie es ihrer geht)
Kam einſt, vor langer Zeit
Nach Hamburg, aus der Weiterau,
Mit Namen Caſpar Gottvertrau,
In ſehr zerlumpten Kleid.

Er weint, und klagt. — Aus einem Haus,
Gar hoch und wunderſchön,
Sieht, wohlgenährt von manchem Schmaus,
Die Köchin, fettgeſchmückt, heraus,
Und fragt: was ihm geſchehn?

„Mein Vater war ein armer Mann,
Von hier viel Meilen fern;
Ich ſtamme aus der Wetterau,
Und heiße Caſpar Gerwertrau,
Und ſuche einen Herrn."

Da höret, was die Köchin ſpricht:
„Komm, Kleiner, komm herein;
Der Küchenjung' iſt weggejagt,
Drum kannſt du, wenn es dir behagt,
Hier Küchenjunge ſeyn."

Da ſprang der Knabe hoch empor,
Und ſchwenkte ſeinen Hut;
Er war des Antrags herzlich froh,
Und ſang für Koſt und Lagerſtroh
Die Arbeit an mit Muth.

Doch kurz war ſeiner Freude Ziel,
Und mancher Stoß und Schlag
Ward bald zu Theil dem armen Tropf,
Und ſtieg der Köchin Wein in Kopf,
So war's ein heißer Tag!

Viel Arbeit, und nur magre Koſt —
Und ſollt's zu Bette gehn,
Da konnte man, du lieber Gott,
Erſt recht des kleinen Jungen Noth
In ſeiner Kammer ſehn!

Denn wiſſt, in ſeiner Kammer war
Der Mäuſe Luſtrevier,
Auch wohnten ſchon ſeit manchem Jahr,
Friſch und geſund, und Paar bey Paar,
Viel tauſend Nazen hier!

Sie lebten da in Saus und Braus,
Und p[illegible]ten wunderſchön,
Sie nekten ihn die Kreuz und Quer,
Und ſprangen ſchaarweis um ihn her,
Es war nicht auszuſtehn!

Doch endlich fand er guten Rath;
Für ſieben Schilling baar
Kauft er ein Kätzchen, bunt geſtreift,
So zart, wie Sammt, und ſchön geſchweift,
Das fing im Mauſen war.

Beim Aermer war das bunte Thier;
Es fand im ganzen Haus
Die delikateſte Mäuſe-Koſt,
Und räumte zu des Armen Troſt
Recht flink, und heilſam aus!

Und in der Kammer ward es leer;
Freund Caſpar ſchlos bey Nacht
Jetzt ſorgenfrey, in ſanfter Ruh
Die müdgewachten Augen zu,
Von ſeiner Katz bewacht.

Und hört nun weiter, was geſchah:
Der Herr von dieſem Haus
Ein überreicher Kaufmann war;
Er hatte Tonnen Goldes baar,
Und gab nicht gerne aus.

Und ſeine Schiffe ſegelten
Nach Oſt und Weſten hin,
Aus fernem Meere kam ſein Maſt,
Und brachte ihm ohne Ruh und Raſt
Unzählichen Gewinn.

Und lief ein Schiff ins weite Meer,
Das diesem Herrn gehört,
So war viel Jubel in dem Haus,
Und alles sprang in Saus und Braus,
Hoch auf, als wie bethört.

Denn seht, da rief der alte Herr
Das ganze Hausgesind
Mit frohem Muth in sein Gemach,
Und sas im Lehnstuhl da, und sprach:
„Wer wagen will, gewinnt!

„Mein Schiff geht nach der Barbarey,
„Drum wer es wagen will,
„Was mitzuschiken über Meer,
„Der zaudre nicht, und bring' es her,
„Sey's wenig, oder viel!"

Und jeder bracht' an Waar und Werth,
Was er für tauglich fand,
Man brachte dies und das zur Schau.
Der arme Caspar Gottvertrau
Trüb in der Ferne stand.

Da ſprach der Herr: „wie ſteht dein Sinn?
„Stehſt ſo verlaſſen da!
„Wirſt du denn gar nichts bringen her
„Zur Handelſchaft, wenn über Meer,
„Ins heiſſe Afrika?“

Und Caſpar drehet an ſeinem Hut,
Und ſtottert, und wird bleich,
Er ſpricht: „ach Herr, daß Gott erbarm,
„Ihr wiſt es ſelbſt, ich bin ſo arm,
„Und habe nichts für euch!“

„Ich habe nichts, als dieſen Rok,
„Und dieſen alten Hut,
„Und eine Katz, wie ihr wiſt,
„Die trefflich eure Mäuſe friſt,
„Und einen frohen Muth!

„Was nüzt euch das?“ „Der Kaufmann nimmt
Den Knaben bey der Hand,
Und ſpricht: „bring' deine Katz her,
Zur Handelſchaft wenn über Meer,
Im Affenland!“

Und Caspar geht, und holt sie gleich,
Und trägt sie selbst an Bord;
Das Schiff fährt ab mit gutem Wind,
Und kömmt mit seiner Last geschwind
Wohl in den sichern Port.

Man kauft, und tauschet Waaren ein,
Und Andel Geld und Lohn.
Nur zu Freund Caspars Katze zeigt
Kein Käufer sich, und man besteigt
Das Schiff, und fährt davon.

Die Katze mit. Und schnell erhebt
Ein Sturm sich hoch im Meer,
Der peitscht das Wasser um und um,
Und jagt das arme Schiff herum,
Wohl in die Kreuz und Quer!

Das mag er thun. — Wie oben jetzt
Nach Hamburg erst zurück,
Da steht der Küchenjunge da
Denkt an das Schiff in Nöthen,
Und an sein theur'ges Stück!

Bald aber trübt ſich ſehr ſein Sinn;
Den ſchon die dritte Nacht
Hat er, von Mäuſen aufgeweckt,
Und von der Katzen Lern erſchreckt,
In Klagen hingebracht.

Denn als die Mäuſefängerin
Man nicht mehr ſah im Haus,
Da ſtürzte, was in Höhlen war,
Der Mäuſ' und Katzen ganze Schaar
Mit Ungeſtüm heraus!

Das war ein Leben! Ach, und Weh
Klang jetzt im Kämmerlein.
Der Köchenjunge weinte ſehr,
Und hatte keine Katze mehr,
Zur Linderung ſeiner Pein.

Und auch kein Gaſt: ſonſt kauft er ſich
Ein andres Kätzchen wohl.
Da ward er blaß, da ward er krank,
Und hatte täglich Grim und Zank;
Es war auch gar zu toll!

Und eines Morgens gieng er früh
Von seiner Kammer aus,
Und sprach in sehr betrübtem Sinn:
„Was hab' ich Armer für Gewinn
„In diesem schönen Haus?

„Der Arbeit viel, und Zank und Zwist
„Und wahrlich wenig Brod!
„Auch ist die Katze nicht mehr da,
„Aus Geiz schikt' ichs nach Afrika,
„Nun hab' ich meine Noth!"

„Ich laufe weg! Was quäl' ich mich
„Um einen solchen Lohn?"
So sprach der Junge, und entlief
Zum Haus hinaus, da alles schlief;
Und eilte flur davon!

Doch lies er sachte angelehnt
Die Hausthür offen stehn.
Wer weis, warum? Und, wie gesagt,
Er geht davon, noch eh es tagt,
Und Morgenwinde wehn.

Bald aber wird ihm bang ums Herz,
Er steht ein weilgen still,
Und spricht bey sich: es ist nicht recht,
Daß ich, ein ungetreuer Knecht,
Dem Haus entlaufen will!

Er geht, und an dem Kirchenthum
Lenkt er den Weg herum:
Da schlägt die Gloke mit Gewalt,
Und dammelt deutsch, daß es schallt:
Kehr um, kehr um, kehr um!

Der Knabe stuzt: Kehr um, kehr um,
Ruft ihm die Gloke zu:
Da packt es ihn wie Fieber an,
Er eilt zurük, so sehr er kann,
Dem Kaufmannshause zu.

Noch stand die Hausthür angelehnt:
Da schlich er schnell hinein,
Und riegelte, und packte sich,
Gar mäuschenstill, und kümmerlich,
Wohl in sein Kämmerlein.

Und wo er ging, und wo er ſtand,
Klang's ihm: kehr um, kehr um:
Da gab er heilig ſich das Wort,
Nicht wiederum zu taufen fort!
Der Knabe war nicht dumm!

Wir müſſen nach dem Schiffe ſehn:
Das trieb auf hohem Meer,
Gar jämmerlich, Gott ſey's geklagt,
Vom Sturmwind weit umhergejagt,
Wohl in die Kreuz und Quer!

Auf Stürme folget, wie ihr wißt,
Doch endlich Sonnenſchein.
So giengs auch hier. Die Sonne kam;
Der Sturmwind ſchwieg; das Schiffgen ſchwamm
In Hamburgs Hafen ein.

Das war ein Seelen-Jaudium
Für alles Hausgeſind:
Denn jeder dachte alſogleich:
Jetzt bin ich überſchwenglich reich,
Und hüpfte, wie ein Kind.

Und ſie erhielten das und dies,
Und dies und das dazu:
Doch unſer Caſpar Gottvertrau,
Der Knabe aus der Wetterau,
Sah ſtill und ſchüchtern zu!

Auf einmal ſprach der Capitän:
„Du, Caſpar, ſtehſt allein!
„Friſch auf, du darfſt dich freuen ſehr!
„Trägt jene Kiſte, voll und ſchwer,
Ihr Leute, hier herein!

Die Leute gehn. Der Capitän
Erzählt: „wir landeten
„An eines fremden Königs Land,
Das ich auf keiner Karte fand.
„Genug, wir landeten.

„Und als bey ſeiner Majeſtät
„Ich ſpeiſte im Palaſt:
„Da quälte uns ein ganzes Heer
„Von Mäuſ' und Ratzen gar zu ſehr,
„Wohl ohne Ruh und Raſt!

„Der ſchmuken Diener große Zahl
„Schlug manches Hundert todt;
„Das half euch nichts — und Kaz und Maus
„Frass uns faſt jede Schüſſel aus,
„Und nagt' an Fleiſch und Brod!

„Da dacht ich an die Kaz' am Bord,
„Und holte gleich ſie her:
„Die hättet ihr nun ſollen ſehn;
„Nicht eine Maus lies ſie entgehn,
„Bald war das Zimmer leer."

„Der König rief des andern Tags
„Mich zu ſich, ganz allein:
„Und ſprach: Freund, laß das Tigerſpiel
„Mir doch in meinem Lande hier,
„Es ſoll dich nicht gereun!"

„Für dieſe Kiſte gab ich dann
„Freund Cäſars Kaze hin,
„Mit ſieben Jungen — bis ſie gar
„Am Bord des Schiffes noch gebar!
„Ihm iſt nun der Gewinn!"

Die Kiste kömmt — man öffnet sie;
Es drängt sich jedermann
Zu sehn, und staunt — sie war mit Geld,
Mit funkelndem Ducaten-Gold
Gefüllt, bis oben an!

Und mit Juwelen obendrein,
Mit Perlen, rund und klar.
Da machte mancher ein Gesicht,
Ich kann es euch beschreiben nicht,
Was für ein Leben war!

Und Caspar theilte reichlich mit,
Und gab in frohem Sinn;
Drauf gieng er zu dem Herrn vom Haus,
Und leerte seine Schäze aus,
Und sprach: „nehmt ihr sie hin!“

„Was nüzt mir all' das viele Geld,
„Ich brauch' es wahrlich nicht;
„O, nehmt dafür euch meiner an,
„Macht mich zu einem klugen Mann,
„Und gebt mir Unterricht.“

„Brav, Monsieur Caspar Gottvertrau!
Greif' an die Arbeit frisch!"
Und Lehrer giengen ein und aus,
Er galt nun wie der Sohn im Haus,
Und ag am Herren-Tisch.

Er wuchs heran so held und schön,
Des Hauses größte Zier:
Und jeder, der ihn kannte, fand
Ihn gut und brav, und voll Verstand,
Und liebt' ihn für und für!

Er war jetzt achtzehn Sommer alt,
Da zog er in die Welt,
Zu sehn der Menschen Drehn und Thun,
Ihr Drängen, und ihr Nimmerruhn
Um eitel Tand und Geld.

Und als er nach drey Jahren nun
Beschloß den Reise-Lauf,
Da trug er noch den alten Zopf,
Und hatte keinen Sporn im Kopf,
Und keine Brille auf!

Da ſprach ſein alter Herr zu ihm
„Du ſiehſt, ich werde ſchwach;
„Ich bin der Arbeit müd; nun,
„Und wünſche endlich auszuruhn;
„Drum folge du mir nach!

„Sey du hinfort des Hauſes Herr,
„Und bleibe brav, und gut,
„Und wenn mein einz'ges Töchterlein
„Dir wohlgefällt, ſo ſey ſie dein,
„Und all mein Geld und Gut!"

Geſagt, gethan. Die Tochter gab
Dem Jüngling ihre Hand:
Das war hinfort ein frohes Paar,
Und lebte glücklich manches Jahr,
Gerühmt von Stadt und Land!

Natur-Genuß.

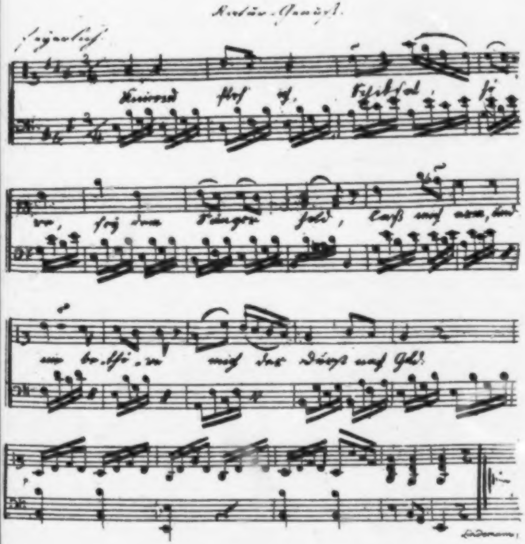
Mit Musik.

Knieend flah' ich — Schikſal, höre:
Sey dem Sänger hold!
Laß mich arm — und nie betrübet
Mich der Durſt nach Gold!

Um des Kriegers Loken ſchlinge
Blut'ger Lorbeer ſich:
Beſſer, wenn ich dicht' und ſinge,
Schmükt die Roſe mich;

Mag des Nachruhms kalte Ehre
Weiſen heilig ſeyn!
Mir behagt die beſſre Lehre:
Nur das Heut ſey mein!

Wenn die Frühlings-Morgenſonne
Triumphirend naht,
Wandl' ich mit verjüngter Wonne
Auf bethautem Pfad.



Angeſchmiegt an deinen Buſen,
Heilige Natur,
Leb ich Göttlicher den Muſen,
Und der Freude nur!

Wo ſich graue Buchen heben,
Dort am Schutzgeſtad,
Will ich bauen, will ich leben,
Wirken früh und ſpat!

Auf des Blumenhügels Mitte,
Freundlich anzuſehn,
Soll im Schatten meine Hütte,
Wie ein Tempel, ſtehn!

Fern von eitlem Weltgepränge,
Baut ſie froher Sinn:
Düftereiche Blüten-Gänge
Leiten zu ihr hin!

Winklich lädt die Traubenhalle
Gute Menſchen ein:
Kommt, Genügſame, ihr alle
Sollt willkommen ſeyn!

Nur, die vom edlem Triebe
Gaben für Menſchenglück;
Die, für Freundſchaft und für Liebe,
Trotzen dem Geſchick!

Nur, die nicht Land und Grüße
Zu Verbrechen machen;
Die nicht reiß das Weltgetriebe,
Nicht die Bruderſchlacht!

Nur, die dem treuen Armen
Troſt und Hülfe weihn,
Sich des Irrenden erbarmen,
Liebenden verzeihn!

Kommt, denn Gott der ganzen Welt
Schließen wir den Bund!
Alle Menſchen ſollen leben,
Jubelt unſer Mund!

Gesellschafts-Lied,

beym frohen Becher.

Die Freude kömmt — sie steigt hernieder;
Und köstlich blinkt der goldne Wein!
Seyd wohlgemuth, und singet Lieder,
Der Götter-Gabe werth zu seyn.
Wer, stumm und trüb, am heutgen Tage,
Zur Mindrung seiner Lebens-Plage,
Nur Wasser schlürft, und weibisch weint,
Mag weinen, bis er satt geweint!

Chor.

Er weine, bis er satt geweint!

Ist heute nicht unser! Ohne Sorgen
    Zu trinken, das ist hohe Pflicht!
Ob Vater Zeus den nächsten Morgen
    Und Wein uns giebt, daß wißt ihr nicht!
Es sinken Tage, Jahre sinken —
Eilt fast zu küssen, fast zu trinken,
    Eilt, in des Daseyns kurzem Raum,
    Zu schnell des Lebens leichter Traum!

Chor.

Zu schnell entflieht des Lebens-Traum!

Gemischt mit klaggemeßner Eile,
    Sind zeigig nur dem Stundenschlag:
Nur zwischen Wein und Liebe theile
    Ein jeder seinen Lebenstag.
Und keinen dieser schönsten Tage
Umwölke Kummer, kühne Klage!
    Giebt unser grausames Geschick
    Uns eine Stunde je zurück?

Chor.

Ein allzu grausames Geschick!

Wird unſres Sternes Lauf ſich enden,
Ihr Freunde, ſegnet ſeine Bahn,
Und hebt, mit hallerſtornen Händen,
Das letzte Kelchglas himmelan!
Wer froh lebt, hat gelebt hienieden,
Er ſcheide dankbar und im Frieden:
Der Rückerinnrung hehes Glück
Erhellt den letzten Augenblick!

Ehre,
Hell auch dem letzten Augenblick!

*) Glük der Liebe.

Nach dem eben so unterschriebenen Chodowieckischen Kupferstiche in Carl Langs Almanach für häusliche Freuden. 1796. —

„Im Garten, wo des Frühlings Hand
Mit sieggewohnter Götter-Mühe
Mir Blumen zog, und Kränze wand,
Da wandt' ich einsam spät und frühe:
Mich reizt nicht mehr der Blumen-Zier!
Ach, Garten, sprich: was ist mit mir?"

*) Der Verfasser hat sich vorgenommen, zu den zwölf schönen Kupferstichen, welche Chodowiecki zu dem Carl Langischen Almanach 1796. 1797. 1798. 1799 erfunden, und gestochen hat, zwölf Gedichte zu verfertigen, wovon hier die drey ersten folgen, die übrigen im künftigen Jahrgange des Almanachs stehen werden.

„Du, lieber Garten, gabſt mir ja
Das reinſte Glück des jungen Lebens;
Dir war ich in der Ferne nah,
Nun ruft mich deine Pracht vergebens!
Dein Blütenſchmuck iſt nicht mehr ſchön,
Seit ich das Schönere geſehn!"

„Sonſt ruht' ich gern am Blumenrand
Des Baches, umweht vom bunten Falter,
Und ſang, die Laute in der Hand,
Der Freude meine Erſtlingslieder,
Und über Alm in der Natur
War Harmonie und Freude nur."

„Stumm ſitz ich nun am Schmerzensbach;
Umhüllt ſind meine Blüten-Tage;
Aus jeder Welle klingt ein Ach,
Aus jedem Baume banger Klage:
Verarmt ſcheint mir die reiche Flur,
Ein Grab der Freude die Natur!"

„Seit ich die Eine Schönste fand,
Im Schatten hier bey diesen Linden,
Ist krank mein Herz — ach, sie verschwand,
Und nimmer wird mein Aug' sie finden!
Da wars — da stand — da hüpfte sie,
Die ganze Welt war Harmonie!"

So klagt' Amindor, freudeleer,
Und, ungekühlt vom sanften Kosen
Des Zephyrs, sann er hin und her,
Und heißer Sehnsucht Thränen flossen!
Da rauscht etwas im Lindengang,
Da flüstert etwas, wie Gesang!

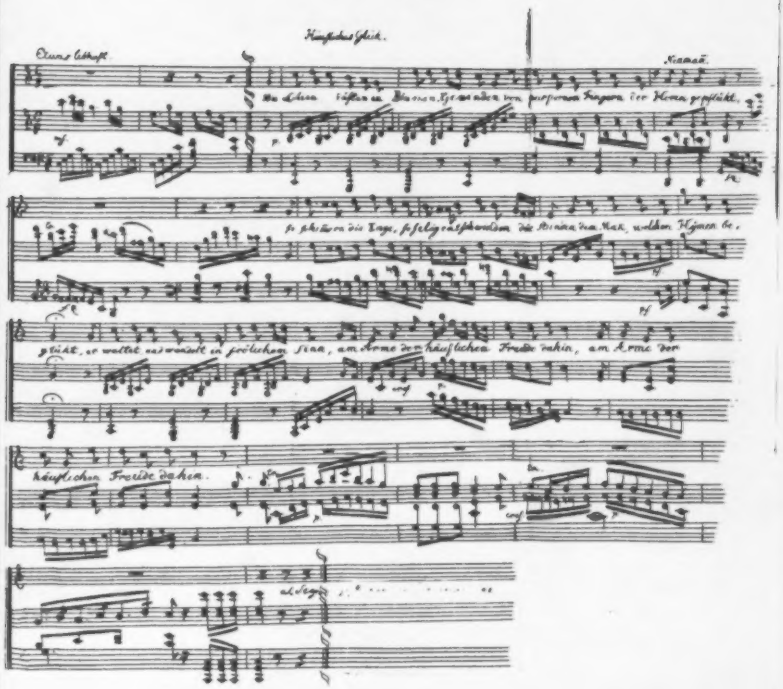
Da tritt Cleone hold und mild,
Im unentweihten Jugend-Glanze,
Der Charitinnen Ebenbild,
Beym heil'gen Sommer-Abendtanze,
Zu ihm, und beut, halb abgewandt,
Amindor ihre zarte Hand.

Da ſteht, in hochentzücktem Sinn,
Ein Gott, Amindor zu den Füßen
Der lichtumfloßnen Huldin hin,
Den Dank auf ihre Hand zu küſſen.
Sein Auge fleht: ach, werde mein —
Ihr Blik erwiedert: ewig dein!

Und wie ſich um die Ulme her
Die fruchtbeladne Rebe wirbet,
Sich hebt, und wächſt, ſtets inniger
Des Baumes Armen ſich verbindet:
So ſchlingt der Liebe Sympathie,
Den Roſen-Arm um ihn und ſie.

Und wie am goldnen Traubenrund
Sich Beeren feſt an Beeren ſchließen,
So ſcherzt das Pärchen, Mund an Mund
Der Liebe hohes Glük genießen;
Ein jeder Tag dem andern gleich,
Ein jeder Tag ein Himmelreich.

Nun liebt Amindor seine Flur,
Nun sieht er, daß mit zarter Rechte
Der Lenz, der Liebling der Natur,
Ihm seine Myrtenkränze flechte!
Sein Herz ist nun auf immerdar,
Der Freude heiligster Altar.


Hauptchor Gleich.
Deum Laudamus
Nannaë.
Du Liebe Tochter der Natur, du aber von purpurnen Fingern der Hora gepflückt,
so schützen die Engel, so selig entschweben die Seelen von Nah, wollen Himmel be-
grüßt, so wallet sie weiter in fröhlichen Saal, am Arme der häuslichen Freude dahin, am Arme der
häuslichen Freude daheim.
ad Segn.

Häusliches Glük.

Mit Musik.

Nach dem eben so unterschriebnen Ghd. Kupfer in Carl Langs Almanach für 1796.

Wie Lilien bükten in Blumen-Gewinden,
Von purpurnen Fingern der Horen gepflükt,
So glänzen die Tage, so selig entschwinden
Die Stunden dem Mann, welchen Hymen begükt.
Er waltet, und wandelt in sittlichem Sinn
Am Arme des häuslichen Friedens hin.

Den Thoren mag Glük bis zu Wolken erheben;
Es trunke der Große im goldenen Saal;
Es lebe der Reiche sein prächtiges Leben,
Es leere der Schwelger die Lüste Pokal;
Nur häusliche Freude bey Arbeit und Heerd,
Dann lach' ich des Goldes — dies eine ist Werth!

Die häusliche Freude hat rosige Wangen,
Und himmlischen Liebreiz auf zartem Gesicht,
Sie heget und nähret das süße Verlangen,
Und sichert die Kränze, die Liebe ihr flicht.
Sie mehret den Schmuk, und ist immer geschmükt,
Und will es nicht wissen, wie sehr sie entzükt.

Sie nüzet zur Stunde die rüstigen Kräfte,
Und bietet des Müssiggangs Lokungen Hohn;
Es stärket sie Treue bey nahem Geschäfte,
Und Liebe vergütet mit reichlichem Lohn:
Der Abend ist süß, den die Liebe verkürzt,
Und lieblich das Mahl, welches Liebe gewürzt!

Es hat ſie ein Gott für einander erkoren,
Das liebende Weib, und den liebenden Mann.
Drum flehn ſie die lauten Gelage der Thoren,
Und wandeln allein ihre ſichere Bahn.
Da ſtraucheln ſie nicht, und verfolgen die Spur
Der Menſchenbeglückerin Mutter Natur.

Da ſtraucheln ſie nicht auf den ſchlüpfrigen Wegen
Des menſchlichen Lebens bergan und bergab;
Den Wankenden eilet die Freundſchaft entgegen,
Den Müden beut Hoffnung den ſtützenden Stab.
Mag rollen der Donner — nichts ſchreckt ſie vom Ziel,
Mag ſengen die Sonne — der Abend wird kühl.

Und breitet der Abend die duftige Hülle
Sanft über die ſchlummererwartende Welt,
Und wird es im Thale ſo heimlich und ſtille,
So herrlich und hehr an dem Himmelgezelt.
Dann ruhn ſie; ſo ruhet auf Blumen und Moos
Die freundliche Pſyche dem Amor im Schoos!

Da sind sie vom Kreise der Kinder umwunden,
Wie Zephyr und Flora vom thauenden Kranz;
Da werden die Jahre zu flüchtigen Stunden:
Es naht sich die letzte mit himmlischem Glanz.
*) Philemon und Baucis sahn weniger schön
Den Abend der glücklichen Tage vergehn!

*) Philemon und Baucis, wurden, nach langem Leben in einer glücklichen Ehe, stets zu sterben, in Linden verwandelt.

Freunds Willkomm.

Nach dem eben so unterschiednen Kupfer in C. Langs Alm. für 1797.

„Getreuer Rappe, spute dich,
Die Freundschaft harret mein:
Drum säume nicht, und fasse Muth,
Der Donner schweigt, der Sturmwind ruht,
Bald lächelt Sonnenschein!"

„„Noch rauscht im jungen Buchenlaub
Fruchtreicher Regenguß:
Noch gleitet jeder Fußtritt aus,
Noch wallt, und säumt im sichern Haus
Wer nicht von hinnen muß!""

„Mag zögernd weilen, wer da will,
Geschirmt vom sichern Haus;
Die Freundschaft ruft, drum spute dich,
Getreues Roß, und trage mich
Ins freye Feld hinaus!"

„„Ein Stündchen noch; denn horch, es dreht
Des Donners Stimme die;
Dort stürzt der Eichen Königin,
Vom Blitz zerschmettert, krachend hin,
Drum weile, noch zaudre!""

„Laß drohn! Die Freundschaft zaget nicht
Im wilden Sturm der Zeit;
Für sie ist hell die dichteste Nacht,
Kein Fels zu steil für ihre Macht,
Kein Strom ist ihr zu breit!"

„Wer zaget, wenn's dem Freunde gilt,
Ist nicht des Namens werth;
Was acht' ich, bey des Theuren Noth,
Das Blitze zücken, Donner drohn?
Drum, hurtig, treues Pferd!"

Und Rudolph eilt — es zückt der Bliz,
Die Luft ist bang, und schwühl:
Ihn leitet, wie der Liebe Pfand
Die Mutter führt an zarter Hand,
Der Freundschaft Hochgefühl!

Ihm war, von theurer Heimath fern,
Die Schrekenspost gebracht:
„Des Lebens nieversöhnter Feind
„Bedroht den krankgewordnen Freund
„Mit schauervoller Nacht;"

„Und Trost und Hülfe mangelt sehr
„Dem bangen Einsamen:
„Und jammernd flehen Weib und Kind,
„Drum säume nicht, und komm' geschwind,
„Ihm hülfreich beyzustehn!"

Und Rudolph eilt; all überall
Umschwebt das Misgeschik
Des Freundes ihn, des Einsamen;
Sein Busen fühlt der Gattin Flehn,
Der Kinder Jammerblik!

Eteil iſt der Weg, und fern der Ort,
Wo Carl, ſein trauter, wohnt,
Den auf der ſtillen Blumenflur
Die Liebe küßt, und die Natur
Mit tauſend Freuden lohnt.

Er eilt — und Tage ſchwinden hin,
Und Nächte gleiten fort:
Und noch ein Tag iſt kaum entflohn,
Da winkt ihm aus der Ferne ſchon
Der längſt erſehnte Ort!

Mit Gold bemahlt das Abendroth
Die jugendliche Welt:
Es grünt, und düftet, was er ſieht,
Aus Büſchen tönt der Liebe Lied,
Und ruft und lockt im Feld.

Ein Hügel noch, nun iſt er dort
Wo Carl, ſein trauter, wohnt,
Wo ihn auf ſanfter Blumenflur
Die Liebe küßt, und die Natur
Mit ſtiller Freude lohnt!

Und nun, wie forſcht ſein banger Blik,
Wie ängſtlich lauſcht ſein Ohr:
Er knapft des Roſſes Zügel an,
Und bebt, und pocht, ſo leis er kann,
Am ſtillen Gartenthor.

Was ſchallt? Was rauſcht vom Mädchen her,
Zur ſtillen Gartenthür?
Heil, Rudolph, Heil, es iſt dein Freund,
Der Frühgenoſſne; ihn vereint
Der Liebe Lohn mit dir!

Die treue Gattin an der Hand —
Den Sohn im Flügelkleid
Auf ihrem Arm — ſo wandelt er;
Schön Töchterchen geht neben her,
In früher Artigkeit!

„Biſt du es auch? Und half ich dich
Im Arme, trauter Freund?
Und hat, der Guten Schuz, ein Gott
So früh gehoben deine Noth,
Und wieder uns vereint?“

So ſammelt Rudolph; thränend ſchwimmt
Ihr überfroher Blik:
Ihr Herz, der Freundſchaft Heiligthum,
Genießt, wie in Pinſum,
Ein immer neues Glük!

Treue Liebe.

Neubearbeitet, nach der bekannten Melodie:
Es war einmal ein Mädchen, u. ſ. w.

Der Sohn des Königs liebte
Ein Mädchen, jung und zart,
So ſchlank und ſchön, ſo ſchlank und ſchön,
So ſanft von Art.
Ein Jahr ſich unter Küſſen,
Schnell, wie ein Tag entflieht!
Dies iſt, dies iſt
Der treuen Liebe Lied!

Die treue Liebe lohnte
Des Prieſters Hand und Wort:
Doch floſſen kaum, doch floſſen kaum
Zween Monden fort,
Da bringt der Storch ein Knäbchen.
Und ſchnattert, und entflieht.
Dies iſt, dies iſt
Der treuen Liebe Lied.

Den giftgen Läſterungen
Der Neider zu entgehn,
Was wurde da, was wurde da
Für Rath erſehn?
Du holder Sohn der Liebe,
Wer iſt, der dich erzieht?
Dies iſt, u. ſ. w.

Der Knabe ward gar heimlich
Getragen über Land;
Da wuchs er auf, da wuchs er auf
Im Dorf-Gewand.

Zu ſteter Luſt und Freude
Von jedem, der ihn ſieht!
Dies iſt, u. ſ. w.

Und alſ ein Jährgan wieder
Entſteh der Luſt, und Lohn.
Da brachte der Storch, der böſe Storch
Den zweyten Sohn.
Al überall war Jubel,
Wohin die Kunde zieht.
Dies iſt, u. ſ. w.

Der Vater ſtarb. Es herrſchte
Die Mutter nun im Land.
Sie hatte Muth, ſie hatte Muth
Und viel Verſtand.
Doch blieb ſie fern vom Sohne,
Zu dem ihr Herz ſie zieht.
Dies iſt, u. ſ. w.

Noch achtzehn Sommer stehen,
Da ward die Fürstin krank:
Ihr war das Herz, ihr war das Herz
So klemm und bang;
Wenn sie dem Erstgebohrnen
Der Krone Glüt entzieht.
Dies ist, u. s. w.

Sie spricht mit matter Stimme,
Sie steht mit kalter Hand:
„Mein erster Sohn, mein erster Sohn
Ist auf dem Land.
Hohlt ihn herbey vom Dorfe
Noch eh mein Leben flieht.“
Ies ist, u. s. w.

So spricht die Mutter, sinkend
In tiefe Todes-Nacht:
Schnell wird ein Brief, schnell wird ein Brief
Aufs Land gebracht.

Man fand am Pflug den Helden
Vom Sonnenbrand durchglüht.
Dies ist, u. s. w.

Er sang von heil'ger Treue,
Er sang von hoher Lust:
Die Liebe wohnt, die Liebe weint
In seiner Brust.
Es war ein Hirten-Mädchen,
Für das sein Busen glüht.
Dies ist, u. s. w.

Er ward vom Pfluggeräthe
Geführt zum goldnen Thron.
Man huldigte, man huldigte
Dem Fürstensohn!
Es war des Landes Liebe,
Die für sein Glück entschied.
Dies ist, u. s. w.

„Es iſt des Himmels Wille,
So ſprach der edle Mann,
Ich ſchreite kühn, ich ſchreite kühn
Zum Thron hinan.
Doch theile Thron und Ehre
Die, der mein Herz gehört!“
Dies iſt, u. ſ. w.

„Ein armes Hirten Mädchen?“
So tönt es durch den Saal;
„Das kann nicht ſeyn, das kann nicht ſeyn:
Solch ein Skandal!“
„So hört ihr, rief der Edle,
Euch auch umſonſt bemüht!“
Dies iſt, u. ſ. w.

„Ihr meynt wohl, daß ich Liebe
Für Kronen hätte ſoll?
Hat nicht darum, hat nicht darum
Das Mädchen Ihr;

So kenn' ich nichts auf Erden.
Was mich zum Throne zieht!"
Dies ist, u. s. w.

Von hoher Würde schreitet
Der Edle durch den Saal.
„Ihr seht mich hier, ihr seht mich hier
Zum letztenmal!"
Er flog mit treuem Muthe
Wohin ihn Liebe zieht.
Dies ist, u. s. w.

Wie klingt das Lied der Liebe
Der Treue Lied so schön!
Ihr fragt, ihr Herrn, ihr fragt, ihr Herrn:
„Ob je geschehn?
Als noch nicht Gift und Schimmer
Die Menschen feindlich schied —
Da galt, da galt
Der treuen Liebe Lied?

Trost im Winter.

Wie so starr des Angers Gras!
Oed und Blumenleer der Hügel!
Zürnend schüttelt Boreas,
Seine eisbeladnen Flügel.
Mädchen, unser Lindengang,
Sonst ein Thron der jungen Freude,
Froher Stimmen Wiederklang,
Steht verwaist, im Trauerkleide.

In ihr Leichentuch versteft
Schläft die gute Mutter Erde.
Schlafe, Mutter, bald erweckt
Dich der Allmacht Wort: es werde!

Dann erſtehſt du, und Natur
Löſt des ſchönern Gottes Ketten:
Zephyr ſäet auf ſeyner Flur
Tänze mit den Amoretten.

Dann erſchallt ein Lenz-Geſang
Deinem Wiederauferſtehen;
Und im trauten Lindengang
Werd' ich Lotte wandeln ſehen.
In das kalte Haus gebannt
Klagt den fahlen Kerzenſchein,
Trüb geſtützt auf ihre Hand,
Meine liebevolle Stirne.

Mag des Nordſturms Odem wehn!
Mögen ſich im Maskenſaale
Raſche Mädchen wirbelnd drehn,
Wie beym wilden Bachanale;
Dir genügt, als Prieſterinn,
Deiner Laren fromme Feyer,
Ihr Altar, ein froher Sinn,
Und die unbeſcholtne Leyer!

Drum so stärme ritterlich
Nordwind; Lotte wird nicht rechten.
Auch im Winter weiß sie sich
Blumenkränze noch zu flechten.
Treuer Freundschaft Immergrün
Hat sie sorgsam großgezogen:
Wenn der Liebe Rosen blühn,
Trotzt Stürmen, Blitz, und Wogen!

Vorſatz.

In der Melodie: Süße heilige Natur. — von F. Schulz.

Herrlich iſt des Frühlings Glanz,
Beiden blinkt des Sommers Kranz,
Schön iſts, wann die Traube reift,
Schön auch, wann der Nordſturm pfeift.

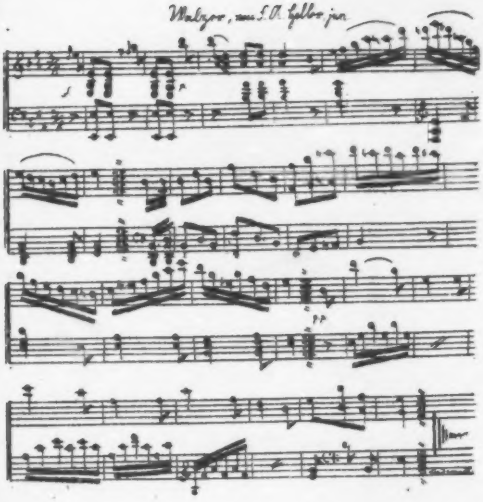
Schön und gut iſt ſie beſtellt,
Dieſe wunderbare Welt:
Unerforſchlich, ſegenreich,
Ihres Schöpfers Seele gleich!

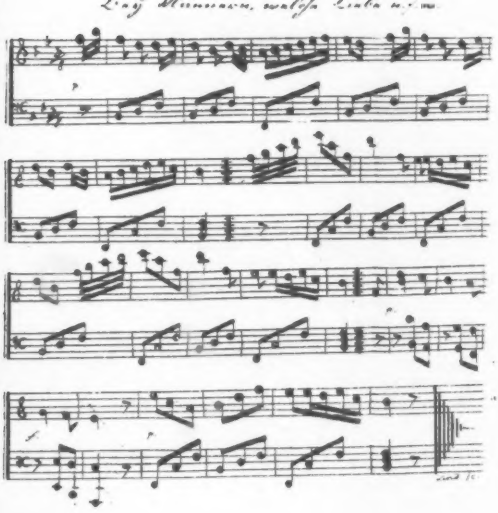
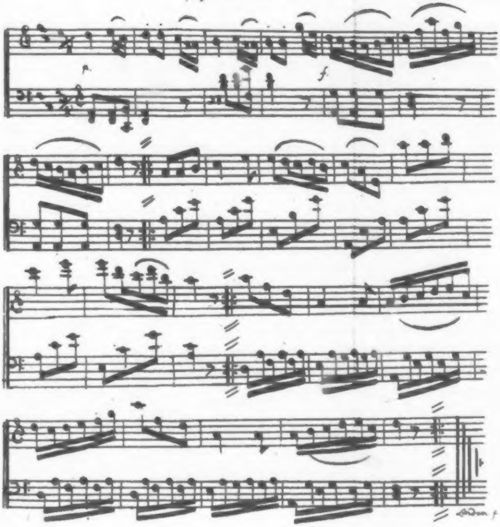
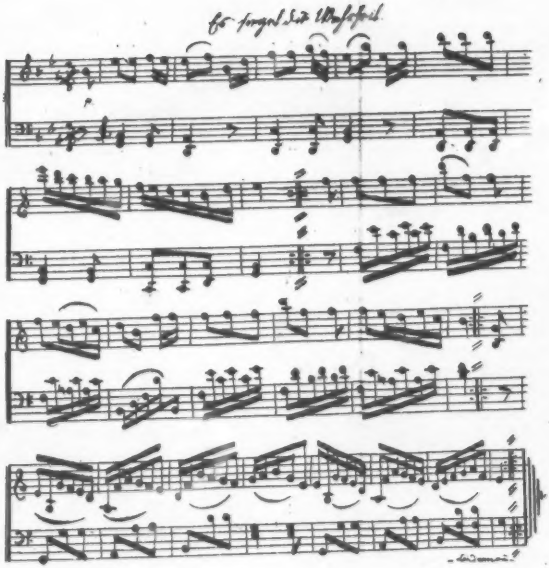
Alles darf sich ihrer freun!
Alles spricht: die Welt ist mein —
Nimmt mit Freude, was sie giebt;
Alles lebt, und alles liebt!

Was ich thue, wo ich sey,
Immer will ich, die getreu,
Folgen deiner heiligen Spur,
Wonnegebärin, Natur!

Tänze.

Walzer, von F. A. Heller jun.





Alles fühlt der Liebe Freuden,